This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

404

LIBRARY

OF THE

DIVINITY SCHOOL.

Recd

7 May, 1891.

Kirchengeschichte

auf der

Grundlage akademischer Vorlesungen

von

Karl von Hase.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.
1891.

Divinity School

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Vorwort.

Der Hand des greisen Kirchenhistorikers, Karl von Hase, ist die Feder entfallen. Am 3. Januar dieses Jahres ist er entschlafen. Bis wenige Wochen vor seinem Tode hat er am zweiten Bande der größeren Ausgabe seiner Kirchengeschichte gearbeitet. Bereits in der Vorrede zum ersten Band v. 31. Juli 1885 hatte Hase ausgesprochen, daß auch nach seinem Tode für die Weiterführung des begonnenen Werkes gesorgt sei. Im vorigen Sommer stimmte er zu, daß schon bei seinen Lebzeiten von getreuer Hand die Drucklegung des zum größeren Theile handschriftlich vorliegenden Halbbandes bewirkt werde. Das Manuscript letzter Hand ist bis auf Gregor VII fast unverändert abgedruckt; nur wenige Korrekturen hat Hase mit dem rührenden Fleiße seiner letzten Wochen in die Druckbogen eingezeichnet, von denen eine stattliche Reihe vorlag, als er aus dem Leben schied. Für das Weitere machten die Zettel, welche er beim mündlichen freien Vortrag über sein Handbuch der Kirchengeschichte als Anhalt zu benutzen pflegte, sowie die getreue stenographische Nachschrift eines Zuhörers im Winter 1881/82, des jetzigen Pfarrers Hugo Henschel in Berlstedt, es möglich den Text herzustellen. Diese Aufgabe hat mit hingebender Pietät ein Schüler des Verewigten, Professor Dr. Gustav Krüger in

Gießen, auf sich genommen. Nichts ist davon gethan, nichts dazu gesetzt. Am Lebenswerk eines Meisters soll man, wenn auch die Wissenschaft stets fortschreitet, nach seinem Hingang nichts ändern.

Was vorliegt ist nur die erste Hälfte des zweiten Bandes; die zweite Hälfte soll noch im Laufe dieses Jahres, der dritte Band im folgenden Jahr erscheinen. So mag auch der Halbband den Vielen, welche auf den zweiten Band gewartet haben, eine Gewähr sein, daß die Aussicht auf Vollendung des Werks, welche der Verfasser am Schluß der Vorrede des ersten Bandes gemacht hat, nicht in allzu weite Ferne geht.

Zweiter Abſchnitt. Die germaniſche Kirche.

§ 72. Überſicht und Literatur.

Für die zweite Periode bildet zur römiſchen Reichskirche die anhebende Kirchengeſchichte der germaniſchen Völker die nothwendige Ergänzung, bis auf ihren hohen Schlußpunkt nicht bedeutend an ſich, aber die religiöſe Eigenthümlichkeit dieſer Völker von hoher Bedeutung für die Zukunft der Kirche.

Die Deutſchen als die ſich untereinander Verſtehenden, Deutlichen, Teutonen, nach unlöſchbaren Spuren ihrer Sprache der großen ariſchen, weit über ſie hinausreichenden Völkerfamilie angehörig, vor undenklicher Zeit aus Aſien in Europa eingewandert, meiſt mit Verdrängung keltiſcher Stämme, ſeit dem 3. Jh. vor Chr. von den Römern gleichſam entdeckt, ſind ſie nicht zunächſt als Eroberer ins römiſche Reich eingedrungen, ſondern als gefährliche Nachbarn und treue Söldner allmälich heimiſch geworden. Ein kriegeriſches Volk, von den Römern Germanen genannt, wohl vom keltiſchen gairm, in Bezug auf das furchtbare Kriegsgeſchrei, mit dem ſie in eine feindliche Schlachtordnung einbrachen, von der Natur reichbegabt, hoch und kräftig gewachſen, blond und blauäugig, abgehärtet und durch ſtrenge Sitte bewahrt, ausſchweifend nur in Trinkgelagen; mit nur mündlicher Überlieferung, ſein greifbares Beſitzthum Weiden und Vieh, auch einzelne Gehöfte, doch leicht abzubrechen bei Übervölkerung zur Volkswanderung, die Frau dem Manne ebenbürtig, eine Bäuerin, doch etwas Göttliches und Zukunftvolles in ihrem Geſchlecht anerkannt, zur vollen Theilname am unmittelbaren Geſchick der Schlacht beſtimmt und bereit.

Das erſte geſchichtliche Denkmal dieſes Volkes iſt die Germania des Tacitus, nicht ein Roman zum Sittenſpiegel für die Entartung der Römer, Tacitus hat keine Romane geſchrieben, ſondern ſich ſtreng an die Wirklichkeit gehalten; wenn auch in beſtimmter Abſicht über ſie hinausgehend, hat er in den letzten Jahren des 1. Jh. nach eigner und zuverläſſiger Genoſſen Beobachtung ſo treu, als einem hochgebildeten Römer

möglich war, jenes den Römern durch Siege und Niederlagen interessant gewordne Volk beschrieben, vielleicht doch mit der Ahnung, daß dieses eigenthümliche, unvermischte, nur mit sich selbst vergleichbare Volk[a]) in den deutschen Wäldern bestimmt sei der römischen Weltherrschaft nachzufolgen. Procopius, der Geheimschreiber Belisars, hat als Gesandter in den germanischen Heerlagern einige Kunde von der Besonderheit dieses Volks gesammelt für seine Geschichte des vandalischen und des gothischen Kriegs. Aus dem 3. bis 8. Jh. haben wir Berichte aus der Bekehrungszeit durch Missionäre und christliche Gesetze, besonders das Verzeichniß heidnischen Aberglaubens aufgesetzt auf dem Concilium zu Liptinä unter Bonifatius und die Capitulatio, das erste christliche, durch Karl den Großen den Sachsen 789 aufgelegte Gesetz. Endlich giebt es auch Sagen und Erinnerungen, selbst Kinderspiele, in denen wir einen Nachklang der altgermanischen Göttersage vernemen.

Die ältesten Geschichten germanischer Volksstämme umfassen natürlich ihre Geschicke insgemein; aber wiefern ihr religiöser Glaube vornämlich ihre Geschicke bestimmt, oder wiefern sie von Klerikern aufgezeichnet sind, haben sie einen kirchengeschichtlichen Klang. Gregor [Bischof] von Tours [† 594] hat die Kirchengeschichte des Frankenreichs geschrieben, nicht um ihrer selbst willen, sondern zur Abschreckung derer, welche sich am Kirchengut vergreifen. Daher am unsichersten, wo er nur von Gottesgerichten erzählt, welche über Kirchenräuber hereinbrachen, hohe wie niedre, auch sonst mit dem Glaubensüberflusse des Wunderbaren: aber viele kirchliche auch politische Ereignisse, zumal selbsterlebte hat er höchst anschaulich, naiv und volksmäßig überliefert, wie er selbst das Bewußtsein davon ausspricht: „Den philosophirenden Rhetor verstehn wenige, den erzählenden Bauer viele". Beda der Ehrwürdige [† 735] hat für die Kirchengeschichte von England weniger gegeben als er vermochte bei seinem umfassenden Wissen. Vor ihm lagen noch die beiden Gestalten der Kirche seines Vaterlandes: die römisch-sächsische und die alte keltisch-britische. Er ist nur der römisch-sächsischen Überlieferung gefolgt, der Stimme des siegreichen Theils. Paul Warnefried [Paulus Diaconus um 794] Diakonus in Aquileja, nach unsicherer Nachricht Geheimschreiber des letzten Longobardenkönigs, unter den gelehrten Freunden Karls d. Gr. Seine Geschichte der Longobarden, die auch ihre Volkssage in sich aufgenommen hat, so die tragische Erzählung von Rosamunde und Alboin, hat er im Kloster Monte-Casino verfaßt und wohl in der Scheu vor der Geschichte der fränkischen Gewaltthaten bei König Luit-

a) propria et sincera et tantum sui similis gens.

brand 774 abgebrochen[b]). Eine geschichtliche Literatur hat sich in einigen Klöstern begründet, Klosterchroniken, Annales, die mit den kleinen Jahresereignissen des eigenen Klosters die dasselbe berührenden politischen und kirchlichen Ereignisse verbanden, so die Annales Laurissenses des Klosters Lorsch, überarbeitet und fortgesetzt bis 829 durch Einhard, als er vom fränkischen Königshofe sich in eins seiner Klöster zurückgezogen hatte.

In den großen germanischen Landeskirchen und Staaten hat man in beiden letzten Jhh. begonnen, die ältesten Schriftdenkmale eines jeden Volkes zu sammeln. In Frankreich durch die Benedictiner. Noch in Mitten der Revolution hat ein junger Mönch Dom Brial fast von allen Hülfsmitteln verlassen, daran fortgearbeitet, bis Napoleon I die Kosten übernam; Dom Brial starb 1833 als Mitglied des Instituts von Frankreich, welches die Fortführung versprach. In Deutschland nach ältern unzureichenden Versuchen hat vornämlich der Freiherr von Stein zu einer würdigen Sammlung der deutschen Geschichtsquellen ermahnt, und ist dazu in Frankfurt 1819 ein gelehrter Verein geschlossen worden, sein Siegel mit der Inschrift: „Die heilige Liebe zum Vaterland gibt uns den Muth[c])." Eine Reihe stattlicher Folianten ist seitdem erschienen, bereits alte Schriftsteller 27 Bände, alte Gesetze 4 Bände, indem unter der Leitung von Pertz und Waitz eine Anzahl Gelehrte die Herstellung eines sichern ursprünglichen Textes der unter ihnen vertheilten Schriften verbürgten[d]); ein reines Unternehmen deutscher Gelehrsamkeit, zugleich eine Schule heranwachsender historischer Bildung.

Eine Kirchengeschichte Deutschlands hat Rettberg unternommen[e]). Sie sollte Beides enthalten: eine Geschichte der bedeutendsten Kirchen, Bischöfe, Klöster und geistlichen Stiftungen auf deutschem Boden, und eine Darstellung, wie das germanische Princip sich in der Kirche auf dem heimisch gewordenen Boden als ein eigenthümliches Ganze durchgebildet habe. Dies war die Absicht: das Verhältniß des deutschen Volks zum Christenthum in seiner ganzen historischen Entwicklung darzustellen. Dazu, auch abgesehen von der unbestimmten Zeitgränze, hätte eine Reihe von Bänden gehört, als zu dem Werk eines langen Lebens, der Verfasser ist als Professor in Marburg jung gestorben, der 2. Band reicht bis zu Karl d. Gr. mit sorgfältiger Erforschung des Einzelnen. Krafft in Bonn hat das Unternehmen Rettbergs noch einmal angefangen, mit weit umfassenderm Plane, die Geschichte aller germanischen Völker zu schreiben, da wohl

b) Dahn, Paul Diak. Lpz. 876 f. 2 Abth. c) Sanctus amor patriae dat animum. d) Monumenta Germaniae historica. Hannov. T. I. 826 Fol. e) Götting. 846 48. 2 B.

angemeßner gewesen wäre, jenes nur fortzuführen.[a]) Er selbst ist in seinem Anfange stecken geblieben, in der Geschichte der arianischen Gothen, darin vieles Sprachliche aus den neuern Studien über gothische Schriftdenkmale entlehnt. H. Rückert, der Sohn des Dichters, ist voll feiner historischer Züge und Combinationen; wohl zu fein die scharfe Unterscheidung der germanischen Religion zur Zeit Cäsars und zur Zeit des Tacitus als ganz verschiedene Bildungsstufen; es sind nur Berichte von verschiedenen Standpunkten aus[b]). Ganz neuerdings hat Albert Hauck, der Erlanger, jetzt in Leipzig, den alten Plan in verjüngter eigener Form wieder aufgenommen und versprochen ihn zu Ende zu führen[c]).

Cap. I. Begründung des Christenthums.

§ 73. Die germanische Religion.

Die Religion des deutschen Volks hatte sich durch unwillkürliche Poesie der Naturkräfte und Menschengeschicke wie die Religion der Griechen zunächst in Vorstellungen von Göttern und Göttergeschick dargestellt, also in Sagen, denen die Religion der Kirche als Christus-Gott entgegentrat. Das Grundgefühl jener Religion war wie das der römischen ehrfurchtsvolle Scheu, aber statt des äußerlich politischen Zwecks mehr innerlich, mehr Naturgefühl. Dieselbe Todesüberwindung, doch nicht in der kalten verständigen Nothwendigkeit des Römers, aber als freudiger Heldenmuth.

Mehr in Kinderspielen und Volksgebräuchen hat sich eine verblaßte Erinnerung an diese Religion erhalten, als in der modernen Literatur. Klopstock hat es versucht die Namen der Walhallagötter wieder einzuführen statt des symbolischen Gebrauchs der olympischen, ohne die Entfremdung durchbrechen zu können. Mone hat in der Fortsetzung zu Creuzers Symbolik nach mystischer Weisheit in diesen Mythen geforscht, und darüber das Historische, daß sie einst geglaubt worden sind, verflüchtigt. Dieses einst Wirkliche hat Grimm in seiner deutschen Mythologie gewissenhaft nachgewiesen.[d]) Fast formlos, alphabetisch wie ein Register. Aber es lag ein besonderer Segen auf allem, was jene beiden Brüder mit dem Ernst ihres Fleißes unternahmen; wo alle

---

a) Kirchengesch. d. germ. Völker. Brl. 854. b) Culturgesch. d. deutschen Volks i. d. Zeit d. Übergg. a. d. Heident. Lpz. 852. 2 B. c) Kirchengesch. Deutschlands. Thl. I. Leipzig 1887. d) Gött. 835. 4. A. Brl. 876. 2 B.

Erinnerung erloschen schien, hat Jakob Grimm aus Etymologien, aus der deutschen Sprache, die keiner verstand wie er, aus Ortsnamen, Sitten und Sagen des Mittelalters den urdeutschen Volksglauben, nicht in seiner reichen Fülle, doch in großartigen Trümmern aufgefunden. Hierdurch war die künstlerische Zusammenfassung durch einen gelehrten Juristen, der zugleich ein ächter Poet ist, möglich geworden. Auch durch 50 Bildertafeln von Gehrts sind die Götter anschaulich gemacht, die freilich nur Phantasiebilder sein konnten.[e])

Diese mythische Religion entspricht der Zeit des Tacitus, dem Glauben eines Volks etwa auf dem Boden des derzeitigen deutschen Reichs mit dem deutschen Antheil von Oesterreich;[f]) wie sie sich nachweisbar in den verschiedenen Volksstämmen verschieden ausgebildet hat, so auch wahrscheinlich seit der Zeit von Julius Cäsar bis auf Karl d. G. in mannigfacher Umbildung, doch wesentlich gleich nach ihrem religiösen Gehalt und im Bewußtsein des Volks.

Die Götter werden gedacht als geworden mit ihrer Welt, und mit derselben unter wilden Kämpfen; die eigentlichen Volksgötter verschieden von den weltherrschenden: Thuisto, Teuto, der Deutsche und sein Sohn Mannus, Mann, dem heimischen Boden entsprossen, und doch göttlicher Abkunft. Das Nationale, Teut, das Erste. Der Mann als Repräsentant der Menschheit erst an zweiter Stelle.

Der Gesammtname der verehrten Götter als Asen bezeichnet wohl nur die großen Götter. Wenn Tacitus bemerkt, daß von den Germanen vornämlich Mercur, Mars und Hercules verehrt werden, so ist unter der römischen Maske Wotan, Thunar und Fro nicht zu verkennen. Wotan, nordisch Odhin, von stürmisch vorwärts gehn, nicht ursprünglich der Alles Durchdringende, nur ein Sturmgott, in höherer Entwicklung zum Geist als der Wirkende, Vorausschauende, insofern der Höchste. Wenn neuerlich in seinem Namen die Bedeutung des Wunsches gefunden wurde, der Wunschgott, so wäre hierdurch der eine Quell aller Religion bezeichnet, daß von einem übermächtigen Wesen ein Gut oder die Wegschaffung eines Übels gewünscht, im religiösen Ausdruck erbetet wird. Tacitus berichtet von einem Hain der Semnonen, eines suevischen Stammes, auf welchem die ganze Religion gegründet sei, von da sei das Volk ausgegangen, hier werde der Herrschergott verehrt, dem alles unterworfen,

---

e) Walhall. German. Götter- und Heldensagen für Alt und Jung am deutschen Heerd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn geb. Freiin von Droste-Hülshoff. 4. Aufl. Kreuznach 884. f) Es mag hiernach, sprachlich nicht groß berechtigt, nur vergönnt sein, daß wir das Volk innerhalb der bezeichneten Schranken das deutsche nennen; in seiner größern Allgemeinheit und so vorzugsweise im Norden, jenseit der See, das germanische.

und in so hehrer Heiligkeit die Stätte, daß nur Gefesselte sie betreten, und der zufällig Fallende nicht aufgehoben werden darf; solches Zeichen unbedingter Abhängigkeit wie die Spur eines anonymen Monotheismus. Thunar, Thor ist der Donnergott, in deutscher Verehrung bezeugt durch einen Donnersberg und unsern Donnerstag, mit seinem Hammer als gewaltthätig und etwas plump gedacht, doch auch als ein Frühlingsgott, wiefern seine Donner die Erde befruchtend in Blüthen und Nachtigallenschlag ausgehn, worauf Uhland*) sinnig verwiesen hat. Aber die eigentliche Frühlingsgottheit Fro und Freia, der Herr und die Frau, die Herrin, diese als Gattin oder als Schwester geeint, was nicht gewöhnlich, doch nicht ungesetzlich war, die jugendschöne Göttin der geschlechtlichen Neigung und Fruchtbarkeit, nach ihr der Freitag, daher zur Hochzeit je nach heidnischer oder christlicher Ansicht günstig oder mißlich. Tacitus gedenkt auch eines heiligen Haines, dem ein Priester in weiblichem Gewande vorstehe, er bezeichnet die daselbst verehrten Götter als zwei Brüder, Jünglinge, römisch Castor und Pollux genannt, er nennt sie Alcis, wohl die Gottheit mit dem Namen des Ortes verwechselnd [gothisch alhs heiliger Hain].

Andre Namen untergeordneter Götter treten gelegentlich vor. Eostra, Ostara, die den Sieg verleiht, auch sie als Frühlingsgöttin, über den Winter. Unter den Angelsachsen unser April der Eoster-Monat, von dem Beda aus England meldet: „Der Eoster-Monat wurde einst von einer Göttin jener [der Sachsen] genannt, der sie an demselben Feste feierten; mit dessen Namen sie jetzt die Passazeit benennen, mit dem gewohnten Namen die Freuden der neuen Festlichkeit bezeichnend." Also Ostern nicht vom Auferstehn, wie denn fast alle europäischen Sprachen, selbst Ulfilas, die jüdische Passabenennung festhalten. Auch die Osterfeuer galten ursprünglich der Frühlingsgöttin, der christliche Volksglaube meinte, die zum Ostermorgen aufgehende Sonne thue drei Freudensprünge über die Auferstehung des Herrn. Hulda, Frau Holle ist wohl ursprünglich eine häusliche Göttin, von der sich die christliche Volkssage gestaltete, in den heiligen 12 Nächten der Weihnachtszeit untersucht sie den Flachs und spinnt fort am Rocken fleißiger Mägde, besudelt aber den der faulen. Wenn der erste Schnee fällt in lustigen Flocken, sagen die Kinder, Frau Holle schüttelt ihre Betten aus! und so ist wohl eben durch Kindesmund das Andenken dieser Göttin auf die Gegenwart gekommen. Aber Tacitus erzählt von iener Göttin Nerthus [Hertha], die er selbst als die Mutter Erde bezeichnet, daß sie wohnt in einem Hain

*) D. Mythus v. Thor. Stuttg. 836.

auf einer Insel des Ocean, zugegen in einem verschlossenen Wagen, nur dem Priester nahbar, zu Zeiten das Gefährt mit Kühen durch das Land zieht, überall mit großer Verehrung empfangen, Ruhe und Frieden um sie her; darin und daher war sie so geliebt. War sie aber des Verkehrs mit den Sterblichen satt, so geleitete derselbe Priester sie nach ihrem Heiligthum zurück. Dann wurden an einem geheimen See der Wagen und die Gewande gewaschen, man meinte auch die Göttin selbst. Die Sklaven, welche dabei dienten, verschlang sogleich dieser See. „Daher geheimer Schrecken und heilige Unwissenheit, was das sei, das nur Sterbende sähen." Hier zeigt sich neben den Überresten eines ursprünglichen Nomadenvolks, wie die Bundeslade, etwas von Priesterkünsten. Die Örtlichkeit will man entdeckt haben auf Rügen am Burgsee, auch schwarzer See genannt, um den noch eine Volkssage schwebt, daß dort einst der Teufel angebetet worden sei; ihm mußte eine Jungfrau ausgeliefert werden, die, war er ihrer überdrüssig, im See ersäuft wurde. Als Entstellung und Verwirrung ist das leicht denkbar: die heidnische Göttin wurde zum Teufel, ihr Geschlecht erhielt sich in der Jungfrau und auf diese wurde das Geschick der Sklaven übertragen.

Die Irminsul ursprünglich ist nicht zu denken als ein Gott, sondern als ein Sinnbild und Denkmal der Gottheit. Wir wissen, daß Karl d. G. sie auf dem Harz zerstörte. In gleichzeitigen Annalen wird sie beschrieben als „ein Baumstamm von nicht geringer Größe in die Höhe gerichtet, den die Sachsen unter freiem Himmel verehrten, indem sie in vaterländischer Sprache ihn Irminsul nannten, was lateinisch heißt universalis columna, als gleichsam Alles tragend." Man hat darin einen Anklang gefunden an Hermes. Aber irmin bedeutet hoch und höchstes. So in den deutschen Zusammensetzungen: Irmingott der höchste Gott, Irminswagen der große Bär, das Sternbild, Irminstrate die Milchstraße. Auch sonst sind Säulen als Sinnbilder der Götter errichtet worden, indem sie das Absolute, sich selbst Tragende darstellen. Nach einer ungewissen Sage und nach dem Anklange des Namens Irmin Hermann hätte die Irminsul dem Sieger über Rom gegolten. Wir wissen durch Tacitus, daß er in Liedern gefeiert wurde. Ein mythisches Naturbild mochte leicht auf einen politischen Heros übertragen werden, er ein Lieblingsheld im Verzweiflungskampf der Sachsen; Kaiser Karl zerstörte dann bei Eroberung der Erisburg nicht bloß ein Götzenbild, sondern auch ein Denkmal alter Nationalität.

Die Deutschen verehrten ihre Götter nicht in Tempeln noch durch Bilder, sondern nach der Germania „sie nennen mit der Götter Namen jenes Geheimniß, das sie allein in ihrer Ehrfurcht sehen." Wie soll ein

Geheimniß gesehn werden? Tacitus schreibt auch in den Historien [V, 5] im Gegensatz der ägyptischen Götterbilder: „die Juden erkennen allein mit dem Geist die einige Gottheit." Das ist dasselbe geistige Schauen des Geheimnisses im ahnungsvollen Schauder. Bei roher Architektur mochte eine Lichtung im Hochwald oder ein lichter Quell, wegen der hier gebrachten Opfer Blutbrunnen genannt, als das würdigste Heiligthum erscheinen. Doch gedenkt Tacitus selbst eines Tempels der Marsen, also ist die Leugnung der Tempel nur beziehungsweise gemeint, wie Cäsar schrieb: „Die Germanen haben weder Druiden, die den religiösen Dingen vorstehen, noch geben sie viel auf Opfer", d. h. sie haben kein mächtiges Priesterthum, noch ein glänzendes Opferwesen. Man ersieht das selbst an der Bezeichnung des Priesters: bei den Gothen Gudja, der gute Mann; bei den Burgunden Sinist, der Älteste; bei den Sachsen Eward, der Gesetzwart. Doch vertrat er sogar den Henker, denn weiter heißt es bei Cäsar: „Übrigens ist nicht erlaubt eine Hinrichtung zu vollziehn, noch zu fesseln, nicht einmal zu schlagen außer den Priestern, nicht als zur Strafe, noch auf das Gebot des Feldobersten, sondern wie auf Befehl Gottes." Es lag dem zu Grunde die Freiheit vor Menschen, die Abhängigkeit von Gott; freilich mißzubrauchen wie überall wo der Priester sich an die Stelle seines Gottes setzt, doch war bei den Deutschen das Hierarchische ausgeschlossen, wiefern Leibesstrafen an Freigebornen nur nach Beschluß der Volksgemeinde oder im Krieg des Heerführers vollzogen werden durften.

Über eine naive Vorstellung von der Weltregierung erzählt Paulus Diakonus, er selbst als eine lächerliche Fabel: Als die Vandalen und die Winiter einander zum Entscheidungskampfe gegenüberstanden, verhieß Odhin denen den Sieg, die er zuerst am Morgen erblicken werde. Die Winiter wandten sich deßhalb an Freia, und sie rieth ihnen, am nächsten Morgen ihre Frauen mit gelöstem Haar gleich Bärten dahin zustellen, wo Odhin früh zum Himmelsfenster herausſehend, sie sogleich erblicken werde. So geschah's und er rief: wer sind jene Longobardi, jene Langbärtigen. Seitdem sein die Winiter Longobarden genannt worden, und Freia habe behauptet: denen er den Namen gegeben habe, müsse er auch Sieg geben." Aus Odhins Stuhl, von dem aus er das Weltall überblicke, ist der Stuhl des Höchsten in die Kirchensprache übergegangen. Betende pflegten wie wir den Blick zum Himmel zu richten, und Gestalten der Götter meinte man im Nordlicht gesehn. Wo der Mensch das zwiespaltige Recht nicht zu schlichten wußte, wandte man sich an das Gottesurtheil; meist noch als Zweikampf zwischen dem Kläger und dem Beklagten. Auch kommt ein Kampf vor zwischen eignen Leuten und

einer gleichen Anzahl Gefangener um den Ausgang eines Kriegs zu erfahren. Der Ausgang der Schlacht selbst wurde als ein großes Gottesgericht angesehn.

Zu großer Entscheidung wurden auch Menschenopfer gebracht. Als die Chatten gegen die Hermunduren standen, gelobten sie Männer und Rosse ihrer Feinde dem Mercur und Mars zu opfern, wie Tacitus sie nennt. Wenn in solchen Opfern der finsterste Ernst der Religion zu Tage kommt, so bezeugen sie doch nicht durchaus die Roheit eines Volks, in Rom sind bis auf Augustus Menschenopfer gebracht worden. Der Gedanke war, auch das Edelste zu opfern, den Mann, den Krieger, wenn er doch als Gefangener rechtlos war, oder im Zorn des Sieges. So sind nach der Niederlage des Varus die Tribunen und Centurionen geschlachtet oder gekreuzigt worden. Abraham und Agamemnon wollten ihre Kinder schlachten. Wenn Isaak und Iphigenie gerettet wurden, so bezeichnet die Sage darin den Moment, wo in einem Volke das Bewußtsein aufgegangen ist, daß die Gottheit das nicht wolle.

Ein jenseitiges Fortleben, abgesehen von Unsterblichkeit, war nicht unbekannt, in dreifacher Art: in Hela's Reiche wie das antike Schattenreich für die Masse der Menschen, auch wohl für einen Gott; Niffelheim für absonderlich Böse, eine Art Hölle, wie es scheint ohne besonderes Phantasie-Interesse. Endlich dem gemeinen wie dem bösen Geschick entzieht sich der Heldentod in der Schlacht, die so Gefallenen als von den Walküren den Todesgöttinnen erwählt reiten mit ihnen nach Walhalla, die gedacht ist als eine unermeßliche Burg auf unbekanntem Berge, von wo die Helden jeden Morgen zum Kampfe ausziehn, Abends auch die nochmals Todten wieder munter rückkehren zum Gelage; ohne bekannten Feind ein widerspruchvolles Phantasiebild.

Vom heiligen Wulfram geht die Sage, daß er den alten Friesenkönig Radbot zur Taufe bewogen hatte. Dem unter der Verheißung himmlischer Freuden, die ihn erwarten, fiel ein zu fragen, wie es denn seinen Vorfahren ergehe? Auf die Antwort: die werden in der Hölle immerdar gepeinigt! zog er den Fuß aus dem Taufwasser zurück: „so will ich doch lieber mit meinen tapfern Vorfahren leben, als mit euern feigen Mönchen."

Dieses ungefähr ist das Wenige, das uns von der urdeutschen Religion bekannt ist. Aber ein reicher Quell germanischer Sage hat sich in der Einsamkeit von Island erhalten und ist als die Edda, d. h. Großmutter, Ahnfrau, durch Sämund Sigfusson, den Weisen, aus priesterlichem Geschlecht im 12. Jh. gesammelt worden, zur Zeit des erlöschenden Heidenthums, die heilige Schrift desselben, nicht im Sinne

des Cultusgebrauchs eine Religion begründend, aber im Untergange sie bewahrend, ein ehrwürdiges Denkmal des Glaubens unserer Väter. Was ihre Ächtheit betrifft, daß sie ein Denkmal germanischer Volkssage sei: es wäre unmöglich gewesen im 12. bis 14. Jh. diese dem Christenthum so fremde und doch so tiefsinnige Weltanschauung zu erdichten. Saxo Grammaticus im 12. Jh. in vielfachen Anklängen setzt dieselben Götter, dieselben religiösen Anschauungen voraus. Die Edda ist Jahrhunderte in Island verborgen geblieben, bis der Bischof Brynjolf auf Skalholt im 17. Jh. eine Handschrift nach Dänemark brachte, und sie fortan durch dänische Gelehrte bekannt und erläutert wurde, in Deutschland durch Herder gewürdigt als das Denkmal der alten Religion Skandinaviens, d. h. Islands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens. Es giebt auch noch eine jüngere Edda, eine isländische Poetik, eine Anweisung, wie der Skalde die heilige Sage gebrauchen soll, daher sind Verse der alten Edda und Skaldenlieder eingewebt. Die alte Edda enthält meist in Liedern, die mündlich überliefert worden sind, die Poesie dieser Religion selbst, vielfach anklingend an deutsche Sagen, auch in der Sprache an zwei in Merseburg aufgefundene Zaubersprüche, in den Bildern des Weltuntergangs an das Muspilli-Gedicht;*) überall soweit uns die Vergleichung gegeben ist in derjenigen individuellen Verschiedenheit, in der sich der geistige Reichthum eines großen Volkes in seinen verschiedenen Stämmen darstellt, mit dem Charakter der nordischen Natur des weit in die See hinausgestreckten Landes, wo des Helden Roß sein Schiff ist, wo Monate lang keine Sonne scheint, und Flammen des Hekla über Eisberge leuchten.

Über die Religion der Asen, welche die Menschen lieben als die Ihren, reicht auch nach der Edda ein älteres Götterdasein hinaus, doch ist es nicht der unbedingte Gegensatz zwischen gut und bös, sondern vorausgegangen sind die wilden Naturgewalten, die sich doch auf mancherlei Künste verstehn, Riesen und Zwerge, mit ihnen ein Kampf gegen alle gebändigte Naturkraft, wie der Titanenkampf, doch nicht in der Vorzeit abgethan, sondern immerdar aus der Tiefe drohend, sei es die Erinnerung an die Einwanderung der neuen Religion oder eine innere Reform ihres religiösen Glaubens.

Wenn in den neuen Göttern die Vorbilder des Volkslebens leicht zu erkennen sind, entspricht doch Freia nicht dem Ideal germanischer Sitte. Loki, der sich aus dem alten Göttergeschlechte unter die Asen geschlichen hat, herrscht sie an bei einem Gastmal der Götter: „So

*) Hrsg. von Schmeller, München 832.

ſchweige, Freia, ich kannte dich längſt, nie warſt du makellos, alle die hier ſind, haben dein genoſſen.“ Ihr Schweigen deutet kaum auf ein gutes Gewiſſen. Insbeſondere wird ihr nachgeſagt, ſie habe ihren koſtbaren Schmuck von einem Zwerg um den höchſten Preis des Weibes erkauft. Dies mag dem aſiatiſchen Urſprung des Mythus angehören, oder hinweiſen auf die Sage, daß ſie aus einem fremden Göttergeſchlecht, den Waſen, unter die Aſen gekommen ſei. Auch ein Treubruch wird erzählt, daß Odhin einem Rieſen, der ihm die Walhalla erbaute, den bedungenen Preis nicht gehalten habe: aber er konnte ihn nicht halten, denn er hatte leichtfertig verheißen für die Vollendung in unglaublicher Zeit einige Götter, die Freia ſelbſt auszuliefern, und es hat nicht das Anſehen, als ob der Bruch des Vertrags als der hohen Politik angehörig den Aſen groß verdacht wäre, oder als eine niederbeugende Schuld auf Wotans Gewiſſen gelaſtet hätte, welche den Untergang dieſer Götterwelt herbeiführte.

Über den Göttern und Menſchen waltet ein unabwendbares Schickſal, das die Nornen, die Schickſalsgöttinnen, weben und erforſchen, aber es zu ändern vermögen ſie nicht. Hier tritt der Gegenſatz gegen das Klaſſiſche und Jüdiſche zugleich entſchieden hervor. Lange zu leben im Lande der Väter, reich und ruhmvoll zu walten, vom Volk und von der Gottheit geſegnet, gilt dort als das Höchſte. Dem germaniſchen Jüngling iſt dieſes Höchſte der Heldentod auf der Walſtatt, die Todesgöttin iſt die Geliebte, die auch in Walhalla ihrem Liebling als Walküre den Becher kredenzt; und doch weiß dieſe Religion nichts von Weltentſagung und Geringachtung. Auch iſt jene Unſterblichkeit nicht eine religiöſe, ewige, Helden und Götter werden einſt untergehn. Eigenthümlich mitten im freudigen Leben, dem ſelbſt der Tod eine Luſt iſt, dieſes Schmerzliche, Tragiſche. Nichts mehr erweiſt den Tiefſinn des germaniſchen Geiſtes. Allem Gewordenen iſt das Merkzeichen der Vergänglichkeit aufgedrückt. Wer hätte nie in einſamer Stunde dieſen Todesſchmerz in der Tiefe gefühlt, alles vergänglich, hinter jedem jugendlichen Geſicht ein Todtenkopf, jedes Band das uns beglückt wird einſt gelöſt ſein. Das iſt hier als Religion ausgeſprochen, als Weiſſagung auf der Menſchen und Götter Geſchick.

Die Aſen kennen die Weiſſagung. Ihre Erfüllung hat begonnen mit Baldurs, des Götterſohnes Tode; er das Ideal der Unſchuld und Güte. Seine Mutter hat von allem Geſchaffnen einen Eid genommen ihn nicht zu verletzen, nur iſt die Miſtel überſehen worden als eine ſo unbedeutende Wucherpflanze auf der Eiche. Nun werfen die Götter im übermüthigen Spiel, weil nichts ihn verletzen kann, ihre Lanzen auf

Baldur, nur Hödur der blinde Bruder steht gelangweilt dabei, zu dem schleicht Loki, mahnt ihn das Spiel mitzumachen, bringt die bezauberte Mistel und zeigt dem Blinden die Bahn zum Morde des Bruders. Es ist die alte Geschichte vom gewaltsamen Tod eines Gottes: Osiris, Adonis, Herakles, Christus. Da folgt dem Tode Sieg und Verklärung. Aber die Asen suchen vergebens den Todten aus Hela's Reich zu lösen, und bringen endlich hoffnungslos den Leichnam auf ein Schiff, das sie im Meer anzünden. Loki wird in einer Höle gebunden mit den Gedärmen seines Sohnes. Seine Sippschaft erhebt sich drohend aus dem Abgrunde, der Wolf, die Schlange, die Riesen. Voran geht eine Lösung der sittlichen Bande: „Brüder befehden sich und fällen einander, Vergeschwisterte sieht man die Sippe brechen, Unerhörtes ereignet sich, großer Ehebruch" [Bundesbruch]. Nun beginnt die Götterdämmerung, Ragnarökr, wie in der Edda die Weissagung dieser ungeheuern Tragödie verkündet ist. Die Riesen kommen auf einem Schiffe aus den Nägeln todter Menschen gezimmert, die Weltschlange bäumt sich in Wuth gegen Thors Hammer, der Wolf verschlingt Sonne und Mond. Die Götter und Helden siegend aber sterbend, und das ist ein ernsthafter Tod, die Gefallenen kehren nicht zurück, keine Wiedergeburt erfolgt. Doch welch ein Untergang! Es ist ein nothwendiges Geschick, die Götter, für die wol Anderes erwartet worden war, und die Helden, die schon einmal gestorben sind, sie gehen dem großen ewigen Tod willig, also frei entgegen; ihre Todtenfeier ist eine brennende Welt. Das ist ächt germanisch: kriegerisch und herrlich das Leben der Menschen und der Götter im Kampfe gegen Feinde, gegen Zauber- und furchtbare Naturgewalten, auf dem Schlachtfelde kein Ende dieser Herrlichkeit. Einst wird es kommen, dann werden sie frei und siegreich untergehen.

Jedenfalls kommt es von Lippen anderer Art, daß wir aus weiter Ferne eine neue Erde auftauchen sehen, von unschuldigen und friedlichen Menschen bewohnt. Es kommt dem Menschengeist so schwer an, das Hinabstürzen in das Nichts zu denken, aber das blutige Heldengeschlecht der Gegenwart hat dafür doch keinen Sinn. Als das Glück dieser neuen Erde wird nur erwähnt, daß auf derselben das Korn wachsen werde ungesäet. In der Edda selbst lautet ein Vers in Bezug auf Thor: „Einst kommt ein Anderer mächtiger als er, doch ihn zu nennen wag ich nicht. Wenige werden weiter blicken, als bis Odhin den Wolf angreift." Solche Aussprüche haben den Verdacht einer christlichen Einwirkung veranlaßt, als wenn der aus Hela's Reiche erlöste Baldur und der rückkehrende Christus einander noch die Hände gereicht hätten.

§ 74. Das arianiſche Chriſtenthum.

Das römiſche Reich iſt nicht mit den Waffen in der Hand gefallen. Was insgemein die Völkerwanderung heißt, war nicht gleich Eroberung. Als Bundesgenoſſen und Miethstruppen ſind die germaniſchen Völker eingedrungen, ihre Heerführer ſtanden zuweilen an der Spitze der römiſchen Staatsgewalt. Dieſe Völker waren ſchon Chriſten oder geneigt es zu werden, ſo daß die Chriſtianiſirung der Einwanderung faſt gleichzeitig ging und die Beſchwerden derſelben milderte: als Alarich 410 Rom eroberte und die Stadt ſeinen Schaaren preisgab, hat er die Freiſtätten der Kirchen geachtet, die von Hymnen ertönten, wenn auch der Jammer darüber, was außerhalb geſchah, nicht gefehlt haben wird.

Die erſten Bekehrungen unter den Gothen jenſeits der Donau ſind durch Flüchtige oder Gefangene geſchehn. Schon auf dem Concil zu Nicäa ſaß ein gothiſcher Biſchof. Über die weitere Verbreitung ſind zwei gothiſche Heerführer zerfallen, indem Fritigern die chriſtliche Sache beſchützte, Athanarich an den alten Göttern feſthielt. Er ließ einen Wagen mit einem Götterbild umher fahren vor die Hütten der des Chriſtenthums Verdächtigen mit der Aufforderung anzubeten und zu opfern. Die ſich dem weigerten, wurden ſofort mit ihren Hütten verbrannt. Man erkennt die Erinnerung an den Umzug der Hertha, nur in den Groll der Glaubensſpaltung umgeſchlagen. Es hat ſich das Bruchſtück eines Kalenders auf Pergament erhalten, mit gothiſchen Namen ſolcher Märtyrer, von denen es in der Kirchengeſchichte des Sokrates heißt: „ſie welche in Einfalt des Herzens das Chriſtenthum angenommen hatten, haben für Chriſtus das Leben gering geachtet."

Das Chriſtenthum, welches unter Conſtantius und nach ihm unter Valens, mit Ausname der kurzen Freilaſſung unter Julian, über das römiſche Reich herrſchte [340 bis 80], war, mindeſtens im Orient, mehr oder weniger arianiſch. Es war dies nicht bloß ein Gedanke des Undenkbaren, daß Chriſtus der göttliche Sohn dem Vater nicht vollkommen gleich ſei: es waren durch ſchwere Thatſachen im römiſchen Reich zwei verſchiedene Kirchen geworden, die ſich gegenſeitig das Chriſtenthum abſprachen. Dieſes arianiſche Chriſtenthum haben die Gothen angenommen, und die Meiſten kannten wohl gar kein anderes, oder die Abſchwächung deſſelben im Semiarianismus ohne ein Intereſſe oder deutliches Bewußtſein des Unterſchieds. So gedenkt Theodoret in ſeiner Kirchengeſchichte eines gothiſchen Stammes am See Maeotis, dem die chriſtliche Religion gar ſehr am Herzen lag. „Ob ſie aber dem Arius

zustimmten wie andre gothische Völker, möchte ich nicht sagen, wiefern sie das selbst nicht wissen, denn in vieler Einfalt und nicht neugierig forschend verehren sie das den Christen Überlieferte." Es geschah naturgemäß, daß einem einfachen Naturvolk, so lange es dies war, die Subtilität des griechischen Dogmas verschlossen blieb.

Die Gothen hatten auf einem Verheerungszuge durch Kleinasien 258 zahlreiche Eingeborne entführt, unter denen sich im Donaulande christliche und römische Bildung erhielt. In dieser Genossenschaft ist Ulfilas geboren [318]. Die Nachrichten der griechischen Historiker über ihn sind uns ergänzt durch ein in Paris [1839] aufgefundenes Bruchstück einer Schrift über ihn aus dem letzten Jahrzehnt des 4. Jh. von Absontius Bischof von Silistria.[a]) Seine Abstammung aus gothischem oder römischem Geschlecht ist ungewiß, für jenes wird angeführt, daß er mit dem deutschen Namen Wölflin genannt wurde, für dieses, daß er früh als Geißel ins römische Reich gekommen ist, jedenfalls ein geborner Vermittler zwischen beiderlei Volk, der nachdem er schon für das Christenthum entschieden, dem deßhalb drohenden Märtyrerthum entgangen, eine Schaar seiner Landsleute über die Donau geführt und unter ihnen als römischer Unterthan gelebt hat. Als Gesandter der Gothen am Hofe Constantins II 341 ist er durch Eusebius von Nikomedien getauft und zum Bischof geweiht worden. Als die Hunnen, dieses wilde Volk, gegen die Donau heranzogen, baten die dortigen Gothen um friedliche Aufname über den Strom, deren Schwierigkeit wir noch im letzten russisch-türkischen Kriege kennen gelernt haben. Dem kaiserlichen Staatsrath war die Frage vorgelegt, ob die Grenzen des Reichs für 400 000 Fremdlinge aufgethan werden sollten? Die Verhandlungen wurden durch Ulfilas geführt. Diese Betrachtung entschied, sie würden tapfere Gränzwächter und Christen sein. Aber bald wurden Streitigkeiten über verheißne Lebensmittel sowie über die Oberherrlichkeit der kaiserlichen Behörden zu offner Gewalt. Der Kaiser Valens sammelte seine Truppen, schon nahe bei Adrianopel kam es zur großen Feldschlacht 378, das kaiserliche Heer wurde gänzlich geschlagen, der Kaiser zum Tod verwundet und ist wie verschwunden aus der Welt. Der Anprall der Sieger, um auch die in Adrianopel und Constantinopel angehäuften goldnen Schätze zu gewinnen, wurde von den hohen Mauern abgeschlagen, aber die Gothen blieben im Besitz des Landes, soweit es reichte, um mit ihrer Hände Arbeit die Lebensmittel zu erhalten. Ulfilas predigte und schrieb gothisch, griechisch und latein. Er hat seinem Volke die H. Schrift in die

a) Herausgegeben von Waitz, Leben u. Lehre des Ulf. Hannov. 840.

Volkssprache übertragen, eine deutsche Ursprache, die sich fast eben so geschickt erzeigt oder durch den Übersetzer geworden ist, hohe geistige auch manche sinnliche Beziehungen auszusprechen, wie die griechische, und die an Wohllaut die lateinische übertrifft. Er selbst hat die Schriftsprache für sein Werk gebildet, auf dem Grunde der Runen, welche in ihrer Einfachheit und Beschränkung fast nur in Denkmalen gebraucht wurden, mit Herbeiziehung einiger griechischen und lateinischen Lettern in germanischer Umbildung. Er hat die ganze Bibel übersetzt, das A. Testament mit Ausname einiger altteſtamentlicher Geschichtsbücher, um nicht durch diese Kenntnißname den kriegerischen Sinn seines Volkes zu verstärken. Vom N. Testament hat die gothische Übersetzung der 4 Evangelien als Codex Argenteus, die silberne Handschrift als mit Silberstift auf purpurfarbenes Pergament geschrieben, einen großen Namen erhalten; Abschrift etwa aus der Zeit Karls d. G., als Siegesbeute aus Prag von den Schweden nach Upsala gebracht.[b]) Auf einer der kleinern Synoden zu Constantinopel hat Ulfilas ein halbarianisches Bekenntniß unterzeichnet, wie es damals in diesen Kreisen üblich war. Zwei Jahrzehnte nachher hat Theodosius d. G. durch seine politische Macht und seinen theologischen Eifer den Arianismus als Reichsreligion niedergeworfen. Ulfilas ist jetzt zu einem Religionsgespräch nach Constantinopel gefordert worden. Er hat sich in Allem auf die H. Schrift berufen, ist wohl nicht wieder in seinen Sprengel zurückgelassen worden und in der Hauptstadt gestorben [380], niedergeschlagen über den Niedergang dessen, was er für das siegreiche katholische Christenthum gehalten hat. In seinem Testament und Glaubensbekenntniß ist in Bezug auf den göttlichen Sohn die arianische Neigung nur bemerkbar in der starken Betonung der Einheit Gottes: „Ich Ulfilas, Bischof und Confessor, bekenne, daß Ein Gott ist, allein ungeboren, also ohne Leib.“ Aber den H. Geist nennt er einen Diener Christi und ihm gehorsam. In seinem Volk hoch geehrt ist Ulfilas als ein zweiter Moses gerühmt worden. Es könnte ahnungsvoll erscheinen, daß dieser erste Begründer einer germanischen Kirche ihr als Morgengabe eine gothische Bibel gebracht und einer Gestalt des Christenthums angehört hat, die von der katholischen Kirche für häretisch erklärt worden ist.

Vom Interesse an der H. Schrift wie von dem Eindruck, den sie gemacht hat, findet sich noch manche Spur. Zwei Gothen in Constantinopel haben sich mit Fragen über verschiedene Lesarten der griechischen

---

b) Herausgg. durch Conon v. d. Gabelentz u. J. Loebe. Altenb. u. Lpz. 836 ff. 2 B. 4; ferner durch A. Uppström, Upſ. 854.

und lateinischen Bibelübersetzung im Verhältniß zum Grundtext an Hieronymus, diesen gelehrtesten Bibelkundigen gewandt. Seine Antwort von 405 aus Bethlehem schließt mit dieser Anerkennung: „Wer hätte geglaubt, daß die barbarische Sprache der Gothen im Hebräischen die Wahrheit sucht, und während die Griechen sich unter einander zanken, Germania die Aussprüche des H. Geistes erforscht.“ Die Burgunden hielten unter dem König Gundobad 499 ein Religionsgespräch. Als der katholische Bischof Avitus von Vienne sich rühmte, Gott selbst werde durch ein Wunder auf dem Grabe des h. Justus für den katholischen Glauben zeugen, erwiederten die arianischen Bischöfe: sie möchten nicht für ihren Glauben das thun, was Saul gethan hätte, und deßhalb verflucht sein, nämlich zu Zaubereien ihre Zuflucht nemen; ihnen genüge die H. Schrift, welche mächtiger sei als alle Zauberwerke. Die arianischen Eroberer gegenüber den katholischen Eingebornen hatten zuweilen Gelegenheit die seltenste christliche Tugend eifriger Christen zu üben. So schrieb Cassiodor im Namen Theodorichs d. G.: „Wir können die Religion nicht befehlen, da niemand gezwungen werden kann wider seinen Willen zu glauben.“ Und der Gothenkönig Theodahat: „Da die Gottheit mehrere Religionen duldet, so unterstehen wir uns nicht unsern Unterthanen eine einzige aufzulegen. Denn wir erinnern uns wohl gelesen zu haben, daß man dem Herrn freiwillig, nicht aber auf irgendjemandes Befehl opfern soll.“

Nur die Vandalen, ein gothischer Stamm, zuerst unter den Germanen von römischen Lastern bezwungen, haben Gewalt geübt, um mit der katholischen Kirche auch die römische Nationalität zu brechen [s. 431]. Sofort erhob sich dagegen auch der christliche Heroismus. Unter dem König Hunirich zu Tipasa in Mauritanien ließ der arianische Befehlshaber alle katholische Einwohner aufs Forum fordern und hier ihnen ankündigen, daß jeder, der nicht diesem ketzerischen Glauben entsage, eine Hand und die Zunge verlieren werde. Daß sie alle standhaft blieben, steht nicht geschichtlich fest, doch daß solche sich fanden die das entsetzliche Opfer brachten, indem der Geschichtschreiber der vandalischen Verfolgung Victor von Vita [487] daran die Versicherung knüpft, daß diese Märtyrer mit der verlorenen Zunge doch nicht die Sprache verloren haben. „Sollte jemand an der Wahrheit zweifeln, so führt ihn nach Constantinopel und laßt ihn die deutliche Sprache des Diakonen Reparatus, eines jener ruhmwürdigen Märtyrer hören, der jetzt im Palast des Kaisers Zeno wohnt und von der frommen Kaiserin verpflegt wird.“ Auch ein platonischer Philosoph in Constantinopel, Aeneas von Gaza, wird mit diesem Zeugniß aufgerufen: „Ich sah sie selbst, hörte sie sprechen,

unterſuchte ſorgfältig, durch welche Mittel eine ſo deutliche Rede ohne irgendein Sprachorgan gebildet wird. Ich öffnete ihren Mund und ſah, daß die Zunge von der Wurzel an ausgeriſſen war, eine Operation die ſonſt für tödtlich gehalten wird." So ſcheint hier ein Fall vorzuliegen, wo entweder Wohlbezeugtes für ungeſchichtlich erklärt werden oder ein Wunder als eine Thatſache gegen das Naturgeſetz als geſchehn anerkannt werden muß. Allein verſtändliche Worte kommen doch auch ohne den gewöhnlichen Gebrauch der Zunge durch ein nicht ungewöhnliches Kunſtſtück durchaus natürlich vor, mit der ſeltſamen wohl noch nicht hinreichend unterſuchten Erſcheinung, daß ſie dann nicht aus dem Munde, ſondern von einer beliebigen Richtung her zu kommen ſcheinen. Dieſe Bauchrednerei war ſchon den alten Griechen bekannt und in ihren Sprachſchatz aufgenommen, Eggastrimantis (und mancherlei Formen) Bauchprophet. Unſer Clemens von Alexandrien leitet es von einem beſondern Dämon her. Alſo dieſes Übernatürliche daran iſt ſchon im Heidenthum anerkannt und für unſere Märtyrer nur chriſtianiſirt worden. Auch iſt nach dem Vorliegenden nicht eine Menge derſelben vorhanden, ſondern nur Einer oder Zwei in Conſtantinopel, die ſich von der frommen Kaiſerin ernähren und ehren ließen. Ihnen ſelbſt braucht es nicht ein Trug zu ſein, ſondern nur eine in ihrer Noth, vielleicht auf ihr Gebet gefundene, oder erworbene Fertigkeit.[a])

Schon früher hatten die Vandalen in Spanien ihren Glauben gewaltſam verbreitet. Gregor von Tours hat ein Geſchichtchen aufbewahrt vom rohen Fanatismus dieſer Zeit. Der König Thraſamund ſuchte eine edle katholiſche Jungfrau durch Schmeicheleien zu ſeinem Glauben herüberzuziehen, als alles vergeblich läßt er ſie in einen arianiſchen Taufkeſſel ſtecken (nach der in Afrika auch unter Katholiken üblichen Wiedertaufe der vermeinten Ketzer): „Als ſie nun in jenes ſchmutzige Bad mit Gewalt eingetaucht wurde, und ausrief: ich glaube, daß der Vater mit dem Sohn und dem H. Geiſt von einer Weſenheit iſt, hat ſie dem ganzen Waſſer eine würdige Salbe mitgetheilt[b]). Sie iſt für dieſe unjungfräuliche Apologie der reinen Lehre ſei's aus Schrecken, ſei's aus Zorn hingerichtet worden.

---

a) Auch brauchte man gegen den Arianismus Zeugen für den trinitariſchen Gott, und iſt damals in Afrika die Stelle erdichtet worden zu 1. Joh. 5,7: „Drei ſind's, die da zeugen im Himmel, der Vater, der Logos und der H. Geiſt, und dieſe drei ſind eins". b) id est fluxu ventris adspersit.

§ 75. Chlodwich und Chlotilde.

Unter den Eingebornen des römischen Reichs war der Arianismus im 5. Jh. fast verloschen: aber gleichzeitig war das arianische Christenthum eine Macht geworden, indem die Gothen und ihre Siege dieses Evangelium verkündeten, das die Ostgothen und Longobarden nach Italien trugen, die Westgothen nach Spanien, die Vandalen nach Afrika, und die meisten Burgunden folgten diesem Vorgange nach flüchtiger Theilname an der katholischen Kirche. Der Arianismus schien die Nationalreligion der germanischen Völker zu werden. Zwar in den römischen Provinzen waren sie noch die Minderheit, aber das kinderreiche und das herrschende Volk. Auch mochte Christus als ein untergeordneter Gott, ein Halbgott und getreuer Sohn Völkern, die vom Polytheismus herkamen, mundrechter sein als das Mysterium einer einigen Gottheit aus drei in einander verschwimmenden unendlichen Wesen. Dennoch konnte einer menschlichen Betrachtung wie ein Zufall erscheinen, daß gerade der siegreiche und missionirende Volksstamm das Christenthum in der vorübergehenden arianischen Form empfangen hatte, wie es anderntheils nur als ein Zufall erscheint, daß Chlotilde, die vom Frankenkönig Erwählte, dem kleinen katholischen Theil ihres burgundischen Stammes angehörte.

Der in Gallien über den Rhein eingedrungene germanische Stamm der Franken, mit denen bereits Julian verhandelte, hatte noch gegen Ende des 5. Jh. großentheils an den alten Göttern festgehalten, ebenso nach dem Gesetzbuch der Salischen Franken an den alten Rechtsgewohnheiten. Gregor von Tours führt die Königin Chlotilde mit ihrer Bekehrungsrede ein, als es galt ihren Erstgebornen überhaupt nur zu taufen: „Eure Götter sind nichts, sie sind von Stein, Holz oder Metall, sie können weder sich selbst helfen noch Andern. Ihre Namen waren Saturn und Jupiter, durch Zauberkünste sind sie mächtig geworden. Mein Gott hat Himmel und Erde geschaffen.“ Chlodwich habe entgegnet: „Auf unserer Götter Befehl ist Alles geschaffen. Von euerm Gott ist offenbar, daß er nichts kann und nicht einmal göttlichen Geschlechts ist.“ Doch hat er sich die Taufe gefallen lassen. Aber noch im Taufkleide ist das Kind gestorben. Da sagt der Vater: „Wär er meinen Göttern geweiht, er lebte noch!“ Sie erwiedert: „Ich danke dem Schöpfer aller Dinge, der mich gewürdigt hat, daß der meinem Schoß Entsprossene seinem Reich eingepflanzt ist, denn die im Taufkleide sterben, stehn vor dem Angesichte Gottes.“ So hält Gregor mehr auf die fromme Christin, als auf die zärtliche Mutter. Doch hat sie auch die Taufe des Zweit-

gebornen durchgesetzt. Als auch der erkrankt, sagt der König: „Es kann nicht anders sein, ihm wird geschehn wie seinem Bruder.“ Aber durch das Gebet der Mutter, nach dem Gebot des Herrn, ist er genesen.

Im Krieg um die Herrschaft über Gallien mit einem germanischen Volk, den Allemannen, in höchster Noth rief der König: „O Jesus Christus, den Chlotilde als den Sohn des lebendigen Gottes verkündet, der da Hülfe und Sieg bringet denen die ihn anrufen: wenn du mir zum Sieg verhilfst, will ich an dich glauben und in deinem Namen mich taufen lassen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber ich merke, ihre Hülfe ist fern.“ Sicher hat kein Beamter daneben gestanden um dieses Gelübde aufzuzeichnen, auch daß im Getümmel einer halb verlorenen Schlacht ein Getreuer diese Worte hören und zu treuer Überlieferung bewahrt haben werde, bis sie nach Tours gelangten, ist nicht wahrscheinlich. Sind sie darum nicht geschichtlich? Sie entsprechen dem raschen kräftigen Thun Chlodwichs. Sie erklären die große plötzliche Wendung. Der zustimmende Volksgeist hat sich vielleicht sehr allmählich das Ereigniß in diesen Worten festgestellt, und das ist ihr geschichtliches Recht. Anders verhält sichs mit den ganz privaten Reden der Königin, man müßte denn annemen, daß eine alte Kammerzofe diese Gardinenpredigten bewahrt habe. Die großen Worte, mit denen sich Chlotilde über den Tod des Kindes tröstet, gehören wohl mehr der kirchlichen Frömmigkeit des guten Bischofs an als einer zärtlichen Mutter, und seltsam lautet das rasche Vergessen der alten Götternamen gegen ein gelehrtes Citat nach der Germania des Tacitus.

Aus dem Siege war dem König der Glaube gekommen, es ist der naive polytheistische Egoismus, dessen Wahrheit sich in der Legende vom h. Christophorus dargestellt hat: nur dem Mächtigsten will er dienen. Zum christlichen Unterricht wurde der katholische Bischof von Rheims berufen, der hat ihn zur Taufe eingeladen mit dem alten Namen seines Stammes: „Sanft beuge den Nacken, o Sicamber! Bete an was du verbrannt hast, verbrenne was du angebetet hast!“*) Er hat ihn gekannt und sein Geschlecht.

Nicht als König, aber als Christ wurde Chlodwich bei seiner Taufe am Weihnachtsfest 496 gesalbt; doch wie Gregor die heilige Handlung schwülstig erzählt: „Der ganze Tempel wurde von göttlichem Duft erfüllt, und solche Gnade ertheilte Gott den Gegenwärtigen, daß sie meinten von Paradiesesdüften umgeben zu sein“, mochte sie früh in der Erinnerung zur Königssalbung werden, und nachdem für die neue Dynastie

*) Mitis depone colla, Sicamber! adora quae incendisti, incende quae adorasti.

die altteſtamentliche Königsſalbung in Frankreich üblich wurde, gedenkt Hinkmar von Rheims des Mythus, daß eine Taube das Ölfläſchchen dazu vom Himmel gebracht habe, die Ampulla sacra. Aus ihr ſind die Könige Frankreichs geſalbt worden, bis die Demokratie von 1794 ſie auf dem Pflaſter vom Rheims zerſchlug.

Gregor ſchrieb auch: „ſo ſchritt der neue Conſtantin zur Taufe", gewiß im Sinne reiner Verherrlichung; unbewußt volle Wahrheit. Chlodwich und Conſtantin zeigen ähnliche Charaktere in der Stellung zum Chriſtenthum, auch der Frankenkönig hatte ſeine Freude an der neuen Religion, ſie hat nicht ſittlich tief in ihm gewirkt und er hat ſie politiſch benutzt. Dem König folgte ſogleich ſein ganzes Rittergefolge, bald auch das ganze fränkiſche Volk. Das große Ereigniß war, daß der fränkiſche Stamm, der ſoeben zum höchſten Anſehn unter den germaniſchen Stämmen gelangte, ſich zum katholiſchen Chriſtenthum hielt. Dieſes geſchah durch Chlotilde und durch den Gegenſatz wider Nachbarn in Gallien, Gothen und Allemannen, die Arianer. Als Chlodwich in Paris ein Märzfeld zum Krieg gegen die Gothen hielt, ſprach er: „Mich ſchmerzt es zu ſehn, daß der ſchönſte Theil von Gallien im Beſitze der Arianer iſt. Laßt uns mit Gottes Hülfe gegen ſie aufbrechen, und haben wir die Ketzer beſiegt, ſo wollen wir ihre fruchtbaren Landſchaften unter uns vertheilen." Er wurde darin gefördert durch die Eingebornen und ihre katholiſchen Biſchöfe als der allein rechtgläubige König germaniſchen Stammes. Eine tiefere Nothwendigkeit lag darin, daß nur ſo das Chriſtenthum ein mildes Band werden könnte zwiſchen den Siegern und den Beſiegten. Bei dieſen war nicht nur die große Mehrheit ſondern auch die höhere Bildung, dieſelbe Macht, durch welche in den römiſchen Provinzen die romaniſchen Sprachen allmählich an die Stelle des Deutſchen gekommen ſind. Die deutſchen Stämme ſind entweder dem Vorgange der Franken gefolgt oder untergegangen, wie die Vandalen und Longobarden, wenn auch nicht unmittelbar im Religionskriege. Beigetragen hat zu dieſem Ausgang, daß der Biſchof von Rom, wie unſicher auch ſeine damalige Lage noch war, doch ein gewiſſes Centrum bildete, an das ſich Ferne und Fremde anſchließen konnten, während der Arianismus nach ſeinem Namen beſcheidenen Klanges immer nur Nationalreligion war; auch zeigt ſich unter dem weiblichen Geſchlecht eine gewiſſe Sympathie für das Katholiſche, und Chlotilde iſt nicht die einzige Königin, welche die römiſche Form des Chriſtenthums gefördert hat.

Chlodwich war eifrig in ſeiner Weiſe für den Gekreuzigten. Als Remigius ihm die Leidensgeſchichte recht ergreifend erzählte, ſprang er plötzlich einmal auf: „Ha! wär ich mit meinen Franken dort geweſen,

wie hätt' ich diese schmutzigen Juden niedergeworfen!" Doch mitunter kam ihm die von der Kirche kommende Hülfe etwas kostspielig vor. Er hatte dem h. Martin sein Streitroß gelobt, wenn er die Gothen besiege und er hat es nach dem Siege getreulich ausgeliefert. Dann aber kommt ihn die Trennung von dem treuen starken Thier allzu traurig an, und er bietet um es auszulösen 100 Goldgulden. Die Kleriker von Tours sind auch dem willig, versichern aber, das edle Roß ist nicht aus dem Stalle zu bringen, bis das Doppelte gezahlt sei. Da rief der König: „In Wahrheit, der selige Martin ist gut zur Hülfe, aber theuer im Geschäft."[a]) Ein theurer Heiliger! Chlodwich hat alle Merowinger, die Nachkommen seines Großvaters Merwich umbringen lassen, mit Ausname seiner eigenen Familie; ihm war kein Mittel zu theuer, so weit es der Ausbreitung und Sicherung seiner Herrschaft galt. Gregor von Tours hat das Urtheil über ihn gesprochen: „Gott streckte seine Feinde vor ihm nieder und machte seine Herrschaft groß, darum weil er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was vor seinen Augen wohlgefällig." Er schweigt nicht von seinen verrätherischen und blutigen Thaten: aber alles schwindet ihm gegen sein rechtgläubiges Christenthum.

§ 76. Die britische und die angelsächsische Kirche.

Britannien, so weit es in der römischen Kaiserzeit römische Provinz war, ist durch die stille Mission des bürgerlichen Verkehrs, die das Christenthum durchs ganze römische Reich trug, allmälich ein christliches Land geworden. Aus diesem christlichen Britannien ist der Schotte Patrik (Patricius) in früher Jugend durch Seeräuber als Sklav nach Irland gebracht worden. Hier als Hirt einmal in einsamer Nacht ergreift ihn der Entschluß, allein für Christus zu leben. Durch einen Traum bestimmt zu entfliehen, findet er an der Küste ein Schiff mit Heiden bemannt, das ihn aufnimmt und in die Heimath führt. Aber hier läßt's ihm keine Ruhe, er kehrt frei nach Irland zurück, bekannt mit der Landessprache und Sitte verkündet er das Evangelium, eingehend in die vorgefundene Volksreligion, in deren heilige Steinringe er den Namen Christi einschneiden ließ. Diese seine Wirksamkeit im Kampfe mit Druiden,[b]) die dem christlichen Volksglauben als Zauberer galten, sonach ein Überbieten durch den höhern Zauber Patrik's, ist so von Legenden des Wunderbarsten und Unmöglichen durchflochten, auch die schriftliche Überlieferung durch religiösen Nationalstolz so verworren, daß für die

a) Vere, beatus Martinus est bonus in auxilio, sed carus in negotio!
b) Vrgl. Bd. I, S. 259 f.

Geschichte nur als sicher bleibt die celtische Grundlage und die druidische Bildung in klosterartigen Stiftungen, unbekannt oder unbekümmert um die kirchliche Entwicklung auf dem Festland. Daher Bischöfe von Mönch-Presbytern geweiht wurden als ihnen untergeben, die H. Schrift in den Klöstern fleißig studirt wurde und Irland im 7. Jahrh. eine Insel der Heiligen hieß. Dieser Zustand wurde verstört durch den Einfall der celtischen Picten aus dem schottischen Hochlande, noch mehr durch die Eroberung der deutschen Angeln und Sachsen. Die Picten hat Columba, wie ein Apostel verehrt, der britischen Kirche gewonnen, er scheint mit Aufname druidischer Überreste auch einen geheimen Orden gestiftet zu haben, der seit dem 9. Jh. unter dem Namen der Culdeer [Keli-Dé][a]) bekannt und ohne besondres Geheimniß seitdem vornämlich für Priester an den bischöflichen Kirchen bis ins 13. Jh. vorkommt. Das deutsche Volk nam mit seinen Göttern seit 449 zunächst das südliche Britannien in festen Besitz, nun England, und blieb heidnisch.

Gregor ging einst noch als Diakon in Rom über den Sklavenmarkt, da sah er Knaben ausgestellt, die durch ihre edle Gestalt ihm auffielen. Er frug: woher? Antwort: „Angelsachsen aus Britannien. Heiden." Da ergriff ihn der Schmerz, daß ein von der Natur so ausgezeichnetes Volk noch dem Heidenthum angehöre und auf dem Sklavenmarkt zum Verkauf ausgestellt sei. Er rief: „Engelländer! Wohl! denn sie haben ein Engels-Angesicht, und solchen ziemt es Miterben der Engel zu werden."[b]) Er selbst machte sich auf, ihrem Lande sein Evangelium zu bringen, wurde aber unterwegs zurückgerufen zur Papstwahl. Als Gregor d. G. benutzt er seine fränkischen Verbindungen zu einer kirchlich politischen Mission durch 40 Benedictiner. Das Sachsenland war noch in 7 Königreiche vertheilt, Ethelbert der sogenannte König von Kent, an den die Botschaft gerichtet war, hielt die Benedictiner in ihren schwarzen Kutten für Zauberer, die er nur im Freien zu sprechen wagte. Die Bekehrung von Kent wurde durch Thaten unterstützt, welche Augustinus an der Spitze der Mönche, dieser Augustinus des 6. Jh. nach Rom als Wunder meldete. Gregor rieth, sich derselben nicht zu überheben. Er bestimmte London, das ihm aus den römischen Annalen bekannt war, zum Erzbisthum. Aber es fand sich, daß dasselbe noch ganz heidnisch war, daher das Oberbisthum nach Canterbury übertragen wurde.

Es ging doch mit der Verbreitung dieses römisch-germanischen Christenthums nicht allzusicher vorwärts. Zu Anfang des 7. Jh. war

---

a) Aus dem Altschottischen für Servus Dei. b) Angli! bene! nam angelicam habent faciem, et tales angelorum decet esse cohaeredes.

es noch so schwankend, daß in Essex [Ost-Sachsen] die Söhne des christlichen Königs nach des Vaters Tode zum Heidenthum zurücktraten. Auch in Kent war der junge König abtrünnig, um ungestört seinen Lüsten nachzugehen. Der damalige Erzbischof Laurentius schickte sich an zur Abreise. Als er die letzte Nacht in der Peter-Pauls-Kirche schlief, erschien ihm der h. Petrus und geißelte ihn, daß er die von Gott ihm vertraute Heerde in der Gefahr verlassen wolle. So hat er's früh dem König erzählt, ihm die Striemen auf seinem Nacken gezeigt und ihm das Herz bewegt. Sein Gewissen mag in der Nacht ihm wohl Vorwürfe gemacht haben, daß er seine Kirche verlassen wolle, so lange sie noch stand.

Die nationale Versöhnung der germanischen Eroberer und der eingeborenen Celten war vor allem erschwert durch die kirchliche Spaltung, denn das neue römisch-sächsische Christenthum, und das alte britische Christenthum, wie es noch fortbestand in Irland, Schottland und wenn auch durchbrochen in den Gebirgen von England, bildeten zwei Kirchen, die altbritische hatte eine andere Osterzeit, den Cultus in der Landessprache, gesetzlich vermählte Priester, Bischöfe unter Presbyter-Äbten, vor allem sie wollte nichts wissen von einer Oberhoheit des Papstes. Auf einer Zusammenkunft mit dem Erzbischof Augustin erklärte der britische Abt von Bangor: „Wir Alle sind bereit der Kirche Gottes, dem Bischof von Rom und jedem andern frommen Christen zu gehorchen, so daß wir einem jeden nach seinem Standpunkte vollkommne Liebe erweisen. Wir wissen aber nicht, daß ein anderer Gehorsam gegen den, welchen ihr Papst oder Vater der Väter nennt, von uns gefordert werden könnte."

Das Kloster Bangor war in 7 Abtheilungen gegliedert, in jeder nicht weniger als 500 Mönche, die von ihrer Hände Arbeit lebten. Im Kriege zwischen Sachsen und Briten dienten im Heere derselben an 700 aus Bangor. Als Ethelbert diese Schaar heranziehn sah, rief er: „wenn diese Alle Gott anrufen, sind wir verloren!" Nach dem Siege befahl er die Gefangenen zu tödten.

Zur Versöhnung ist 664 ein Religionsgespräch bei York gehalten worden, bekannt als Synodus Pharensis. Dem Berufen der Schotten auf Columba erwiederte der römische Wortführer: „Mag euer Columba, den wir auch den unsern nennen wollen, wenn er ein Christ war, ein Heiliger gewesen sein und Wunder gethan haben: kann er deßhalb dem h. Petrus vorgezogen werden, welchen der Herr den Felsen nannte, auf dem er die Kirche gründete und dem er die Schlüssel des Himmels anvertraute?" Der König frug: ob dies wirklich so in der H. Schrift stehe? und da dies nicht geleugnet werden konnte, hielt er dafür: „weil dieser denn

der Himmelspförtner ist, mag ich nicht wider ihn sein, damit er nicht etwa, wenn ich an die Pforte des Himmels komme, sie mir verschlossen halte." Durch so kindliche Vorstellungsweisen wurden große Entscheidungen gefaßt. Doch das Entscheidende und Bleibende für den Sieg der germanisch-römischen Kirche hier war das Übergewicht des germanischen Volks, durch das auch die englische Sprache den vorherrschend germanischen Charakter behauptete.

§ 77. Columbanus. Bonifatius.

Das südliche und westliche Deutschland, soweit es nicht schon durch den bürgerlichen Verkehr in den Städten längs des Rheins und der Donau christlich geworden war, hat das Christenthum durch Mönche aus Britannien erhalten. So aus der alten britischen Kirche; daher die Erinnerung an alte Schottenklöster. Columban aus dem Kloster Bangor hat mit 12 Genossen das Kloster Luxell in den Vogesen gegründet 590. Er kam in Streit mit fränkischen Bischöfen und mit Gregor d. Gr. wegen der Osterfeier, dem er schrieb: er begehre Friede und kirchliche Einheit, wie die war, welche Anicet mit Polykarpus hielt. Er hat auch beigefügt: ich beklage den übeln Ruf des Stuhles Sanct Peters[a]). Als er den fränkischen König Theodorich zu ernster Sitte mahnte, ist er durch dessen Großmutter Brunhildis, die über diesen schwachen und ausschweifenden König herrschen wollte, vertrieben mit seinen Genossen an den Bodensee gezogen, und nachdem er hier Feuer in einen Götzentempel gelegt, auch ein Opfer Wodans in den See geworfen hatte, vor dem Zorn der Bevölkerung nach Italien geflüchtet. Von seinen Mönchen ist Gall (Callehc † um 646) zurückgeblieben wegen Krankheit, Columban meinte wegen verstellter Krankheit, weßhalb er ihm den Altardienst untersagt, und Gall hat dies Verbot zeitlebens gehalten. Seine älteste Biographie ist neuerlich in der Bibliothek von St. Gallen aufgefunden und in den Monumenta Germ. edirt. Doch stammt sie erst aus der Mitte des 8. Jahrh. Hiernach war Fridberga, die Tochter des Allemannenherzogs Gunzo von einem Dämon besessen, wurde durch Gall geheilt und gelobte sich, durch dieses Wunder gerührt, dem Klosterleben, obwohl sie dem König Sigebert von Austrasien verlobt war, der doch zustimmte und Land vergabte zum Klosterbau für Gall. Aber König Sigebert ist nie in der Lage gewesen sich zu vermählen, oder Land am Bodensee zu vergaben. Bestätigt ist nur, daß Gall der Bischofswahl in Constanz beiwohnte, dort eine Predigt hielt, die auf uns gekommen

a) Doleo de infamia cathedrae S. Petri.

ist, er selbst erwählt, als nicht Eingebürtiger ablehnte und als solchen seinen Schüler Johannes empfahl. Gall lebte in einer Hütte im engen Thale am Flüßchen Steinach, das in den See mündet, unter Heiden und halbbekehrten Allemannen; seine Nachfolger sind die Fürst-Äbte von St. Gallen.

Die Wirksamkeit der britischen Mönche wurde weit überboten durch einen Mönch aus derselben überseeischen Heimath, aber aus der angelsächsischen Kirche, Winfried, Bonifatius. Jeder von beiden Namen bezeichnet eine Seite seiner Persönlichkeit: Winfried den germanischen Ursprung, win, wino Kampf, also durch Kampf Friede; Bonifatius die römische Tendenz. Man hat diesen neuen Namen angesehen als vom Papst bei seiner Bischofweihe ihm beigelegt 723, doch führt er ihn schon 719, während in seinen Unterschriften und in Briefen an ihn noch bis 748 auch Winfried vorkommt; wahrscheinlich Bonifatius sein Klostername.[b])

Sein Leben von Willibald, Presbyter wahrscheinlich in Mainz; dieser bemerkt in der Zuschrift an Lullus, den Liebling und Nachfolger des Bonifatius, daß er seine Nachrichten theils von ihm selbst, theils von andern unmittelbaren Schülern des Heiligen entlehnt habe; also bei aller Glaubwürdigkeit im allgemeinen, er selbst hat ihm nicht persönlich nahe gestanden. Um so werthvoller weil urkundlich sind die Briefe des Bonifatius an Päpste, Fürsten und Kleriker.[c])

Bonifatius stammte aus edlem angelsächsischen Geschlecht, er stand im 5. Jahre, als er Benedictiner, Gastfreunde seiner Ältern, erzählen hörte von Mönchthum und Mission übers Meer. Das hat er seitdem im Sinn, der Vater widerstrebend thut ihn doch nach zwei Jahren ins Kloster Exeter, zu höhern Studien im 14. Jahre nach Nuthscelle, im 30. Jahre wird er Presbyter. Er ist bereits geachtet als Lehrer und in kirchlichen Geschäften gebraucht, als er 716 nach Friesland geht um Heiden zu bekehren. Nach einem Jahre kam er zurück im Gefühl vergeblicher Anstrengung. Er findet doch keine Ruhe daheim; mit dem Segen seines Abtes und mit einigen Genossen wandert er 718 nach Rom, wohl um Rath und Hülfe zu holen, und schon in der Absicht auf die deutschen Völker. Was ihn trieb, nennt er selbst timor Christi et amor peregrinationis, Furcht vor Christus und Lust zur Wanderschaft, beides nur verschiedene Arten der Liebe.

Er hat eine unermeßliche Thätigkeit verwandt auf Predigten, Syno-

---

b) In meiner Jugend bis in mein Mittelalter war üblich zu schreiben Bonifacius in der Bedeutung bonum factum gute That, derzeit Bonifatius nach einigen ältern Unterzeichnungen, vielleicht zufällig, von fatum in der Bedeutung wie Bonaventura, Eutyches.

c) Sämmtlich im 2. B. der Monumenta Germaniae.

den, Kirchenvisitationen, Reisen an Fürstenhöfe, dreimal nach Rom. Er hat Klöster gegründet zu Fritzlar und Fulda in Hessen, zu Ohrdruf in Thüringen als Sammelplätze kirchlicher Bildung vornämlich im Sinne der Heidenmission. Am Ziel seiner Missionsthätigkeit wurde 1811 bei Altenberga auf einer Waldwiese nahe Reinhardsbrunn ein Kandelaber errichtet, ein aufgemauerter Leuchter, aus dem sich eine Flamme ergießt in drei Zungen gespalten, ein bedeutsames Sinnbild, aber abscheulich als Kunstwerk.

Er ist der Apostel von Hessen und Thüringen geworden, der Kirchengründer in Bayern und Rheinland, ein Reformator im fränkischen Reiche jenseits des Rheins. Als er die heilige Eiche bei Hofgeismar fällte, umgaben ihn Neubekehrte, noch Unschlüssige betrachteten im finsteren Schweigen den Feind ihrer Götter, ob die sich rächen würden. Es war ein Symbol des fallenden Heidenthums und der gesammten Wirksamkeit dieses Mächtigen, zumal wenn man dazu rechnet, daß er aus dem Holz eine Kapelle des h. Petrus erbaute.

Er war gläubig bis zum Aberglauben. Auf einer Wanderung mit einigem Gefolge kommt die Mittagszeit und ist nichts zu essen da. Er gebietet dennoch sich zu lagern und hält das Tischgebet. Das mag dann ehrenhalber Ausschmückung der Legende sein, daß ein großer Fischreiher vorüberflog, der einen mächtigen Karpfen fallen ließ, an dem sich sofort die Tischgesellschaft sättigte; sie werden ihn doch nicht roh gegessen haben! Die mannigfachen Fragen an den Papst haben mitunter etwas kleinlichen Inhalt. Bonifatius fragt, ob und wie den Neubekehrten erlaubt sei Speck zu essen? Zacharias antwortet: die Kirchenväter haben uns nichts darüber hinterlassen, zu rathen sei, geräuchert oder gekocht; wenn doch roh, nicht vor Ostern. Die Rathschläge, die auf seine Veranlassung aus Rom ergehen, passen mitunter seltsam für die Verhältnisse, so schreibt Gregor II an die getauften Sachsen: sie möchten zusehen, daß Niemand sie hintergehe durch die Philosophie und lose Verführung; denn die Söhne der Finsterniß seien klüger als die Söhne des Lichts.

In den Briefen des Bonifatius ist nicht selten die Klage erhoben gegen Priester als Ehebrecher und Mörder, wo genau besehen solche gemeint sind, die nach dem Rechte der britischen Kirche vermählt sind, oder die nach germanischer Sitte an Jagd und Krieg theilnemen, und es ist ihm gelungen die Spuren derer, die vor ihm das Christenthum im innern Deutschland gepflanzt haben, großentheils zu verlöschen. Auch die alten Lieder, die das Volk bei seinen Festen sang, hat er als Teufelslieder möglichst beseitigt. Wiefern dadurch manche liebe Gewohnheit abgethan, manche fromme Sitte gekränkt und dieses Alles nicht

ohne manche harte Maßregel durchgesetzt wurde, ist durch solche davon Betroffene sein Name in Malefacius verkehrt worden.

Neben dem Segen des Christenthums ist allerdings mancher Unsegen durch die Abhängigkeit von Rom über Deutschland gekommen. Er selbst hat bei seiner Weihe als Bischof in Rom 723 nur den gewöhnlichen Eid der Bischöfe in der römischen Diöces geleistet, dem h. Petrus und seinen Nachfolgern Einheit des Glaubens und Hülfleistung in der Noth; doch auf dem deutschen Nationalconcilium 742 gänzliche Unterthänigkeit dem h. Petrus und seinen Vicaren.

Weniger die erste Begründung als die Ordnung der deutschen Kirche war sein Werk. Seine Ausrüstung in Rom bestand nur in Reliquien und Empfehlungsbriefen. Aber die Reliquien waren Gegenstände andächtiger Verehrung, die römischen Empfehlungen und Vollmachten waren gewichtig an den fränkischen Königshöfen, so an Karl Martell, „daß er seine starke Hand dem Bonifatius reiche"; auch imponirten sie den widerstrebenden Priestern, die er zur Ordnung und Sitte gewöhnen wollte. Er war freilich germanischen Stammes, doch so fremd in Deutschland wie irgend ein Engländer. Als Mönch der angelsächsischen Kirche ist er im Abhängigkeitsgefühl zum römischen Bischof aufgewachsen, und weil dies in seiner religiösen Überzeugung begründet ist, so steht er auch mannhaft wo er aus Rom Unchristliches vernommen hat. So klagt er dem Papst: ein vornehmer Laie habe in Rom für Geld die Erlaubniß erhalten, seine Muhme, welche ihren Mann verlassen habe und ins Kloster gegangen sei, zu heirathen, wenn solches Ärgerniß in Rom geschehe, sei es unmöglich so fleischliche Menschen wie die Allemannen und Franken im Zaum zu halten. Auch werde erzählt, daß zum Jahresanfang in Rom Mummereien gehalten und heidnische Lieder gesungen würden. Zacharias stellt das theils in Abrede, theils verspricht ers zu bessern. Bonifatius beklagt sich auch gegen den Papst, daß in Rom wahrscheinlich von der päpstlichen Kanzlei Geld genommen werde für Ertheilung der Pallien an neuerkorne Erzbischöfe. Zacharias äußert dagegen sehr noble Grundsätze: „Wir finden in deinen Briefen, was unsern Geist allzusehr bewegt hat, als wenn wir Fälscher der Kanones wären und hierdurch in die simonistische Ketzerei verfielen, fordernd und empfangend Bezahlung von denen, welchen wir Pallien ertheilt haben. Aber wir ermahnen dich, liebster Bruder, daß du uns in der Folge nicht etwas derart schreibst, was uns beleidigend erscheint, indem uns das schuldgegeben wird, was wir durchaus verwünschen. Denn fern sei von uns und von unsern Klerikern, eine Gabe, die wir durch die Gnade des H. Geistes empfangen haben, zu verhandeln."

Bonifatius war in Rom zum päpstlichen Legaten und Metropoliten über Deutschland bestellt worden, doch ohne bestimmten Sitz. Als der Bischof von Mainz Kébilieb an einem Sachsen, der den Vater des Bischofs erschlagen, Blutrache geübt hatte und deßhalb durch den fränkischen Reichstag entsetzt wurde, vergab derselbe Mainz als erzbischöflichen Sitz an Bonifatius.

Dieser beschloß in seinem 75. Jahre das Werk seiner Jugend unter den Friesen wieder aufzunehmen. Eine Verstimmung über die politischen Verhältnisse unter dem König Pipin und Streitigkeiten über das große Bisthum Utrecht scheinen ihn mitbestimmt zu haben. Er hat geboten sein Leichentuch einzupacken. Zum 5. Juni 755 waren zahlreiche Neubekehrte zur feierlichen Taufe bestellt. Vor ihrer Stunde kamen zahlreiche Heiden um ihre Götter zu rächen. Bonifatius ermahnte seine Genossen nicht Böses mit Bösem zu vergelten, die Zeit seiner Auflösung sei gekommen, Alle möchten in der Hoffnung jenseitigen Lohnes getrost mit ihm sterben. Man fand den Erschlagenen das Haupt auf seinem Evangelienbuch.

Die Bisthümer Utrecht, Mainz und Fulda stritten um seinen Leichnam. Ein Mönch aus Fulda beschwor dem Lullus, daß der Heilige ihm erschienen sei und sich für Fulda erklärt habe. Es war ein Reichthum nicht bloß für die Phantasie, der wirkliche Reichthum von Fulda, damals noch in tiefer Waldeinsamkeit, rührt daher. Die deutsche Hierarchie hat am 5. Juni 1855 in Fulda eine große Säcularfeier gehalten, dazu war es nahe gelegt, daß zum gemeinsamen Beschluß etwa über ein bevorstehendes kirchlich-politisches Ereigniß die deutschen Bischöfe sich trafen an diesem Grabe eines streng römischen und dabei wahrhaft christlichen Heroen. Auch die Protestanten haben auf jener Wiese im Thüringer Walde bei Altenberga am Säculartag sein Andenken durch eine große freudige Volksversammlung begangen. Bei nur geschichtlicher Betrachtung wird naturgemäß der fromme Katholik dem h. Bonifatius sich näher fühlen, der fromme Protestant dem Gothen Ulfilas.

§ 78. Sachsen und Saracenen.

Die Sachsen auf dem Harz, sowie an den Niederungen der Weser und Elbe bis an die Nordsee hielten fest an der Verehrung Wodans und der Irminsul bis sie mit dem Schwerte bekehrt worden sind.

Im Archiv zu Goslar glaubte man dieses Gelübde eines Sachsen aufgefunden [mit neudeutscher Übersetzung]:

Helli krota Wudona	Heiliger großer Wodan
ilp osk un oska Pana Wittekind	hilf uns und unſerm Fürſten Wittekind
of then aiskena Karel	vor dem Scheuſal Karl
the slaktenera	dem Schlächter:
ik gif ti un ur un two scapa	ich gebe dir einen Ochſen und zwei Schafe,
un tat rof, ik slakte ti al	und die Beute, ich ſchlachte dir alle
tanka up tinen ileken Artisberka	Gefangene auf deinem heiligen Harzberge.

Dieſes Gelübde hat ſich der neuern Sprachforſchung nicht als gleichzeitig bewährt; doch vernehmen wir darin Gefühle und Zuſtände jener Zeit. Den Sachſen war das Chriſtenthum die Religion ihrer Todfeinde, Heidenthum und nationale Freiheit eins. Mit dem Evangelium war als gleich nothwendig der Zehnte verkündet, ein Tribut an die Kirche. Dazu die unbarmherzige Eintreibung deſſelben. Alcuin ſchrieb an einen fränkiſchen Beamten: „Würde den hartherzigen Sachſen ebenſo dringend das angenehme Joch Chriſti gepredigt, als die Entrichtung der Zehnten, ſo würden ſie vielleicht die Taufe nicht ſo verabſcheuen. Möchte es doch endlich einmal apoſtoliſche Lehrer und nicht Beutemacher geben.“ Daher auch nach jeder Unterwerfung als Friedensbruch in äußerſter Noth eine Empörung; auch nach der Taufe ihres Fürſten Witukind 785. Und wie ſie das fränkiſche Joch abgeſchüttelt meinten, wurden die Kirchen zerſtört und die Prieſter ermordet. Daher nach jedem fränkiſchen Sieg die Gefangenen oder die als abgefallen Überlieferten dem Schwert verfallen waren, dem Schwert des Henkers.

Endlich nach 33jährigem Krieg haben die Sachſen ſich entſchloſſen die Seligkeit um den Zehnten zu erkaufen, und Karl d. Gr. hat ihnen verwilligt dem König keine Steuer, aber den Biſchöfen die vom göttlichen Geſetz gebotenen Zehnten zu zahlen und unter Grafen nach ihrem väterlichen Geſetz zu leben, indem er doch erſt dann vertraute, daß ſie ein Volk mit den Franken werden könnten, nachdem er Tauſende, deren Zorn den Krieg überlebt hatte, vom vaterländiſchen Boden ihres Volks losgeriſſen, in die weiteſte Ferne ſeines Reichs verpflanzt hatte. Er hätte wohl leichter reiche Lande in Italien oder Spanien gewinnen können; er wollte ſein Reich germaniſch-chriſtlicher Civiliſation gegen eine neue Völkerwanderung oder doch gegen ſtets drohende Einfälle vom Norden her ſichern.

Spanien war unter den Weſtgothen ein chriſtlich-germaniſches Reich, der legitime König Witiza [ſ. 701] in der Vertheidigung des Königsrechtes gegen die nach demſelben greifenden Reichsſtände entthront und geblendet worden. Im Intereſſe der Söhne deſſelben hat ſein Feldherr Graf Julian die Hülfe der Saracenen aus Afrika gerufen, ſie haben ſich aus Bundesgenoſſen zu Herren gemacht und faſt ganz Spanien dem Islam unterworfen [712]. Der moslimiſche Herrſcher über

ein Reich im äußersten Westen von Europa errichtete in Cordova ein Chalifat, das von den Gläubigen angesehen wurde wie etwa ein zweites Papstthum. Abderrhaman rüstete von hier aus einen Zug nach Osten. Solch Unternehmen hat Karl Martell in der Schlacht bei Poitiers 732 auf immer gebrochen. Vielmehr ist Karl d. Gr., durch den Zwiespalt des Islam auch er zur Hülfe gegen das Chalifat von Cordova gerufen, wohl in der Hoffnung das Land wieder der Religion des Kreuzes zu gewinnen, im Frühling 778 mit dem großen Heerbann[a]) nach Spanien gezogen, aber wohl in der Einsicht, daß dieses nicht ohne langwierigen Kampf, die Sachsen noch im Hintergrunde, auszuführen sei, zurückgekehrt.[b]) Im Rückzug über die Pyrenäen bei Anbruch der Nacht als das Heer durch den engen Paß von Roncesvalles weit aus einander gezogen war, zuletzt das Gepäck mit starker Bedeckung, ist diese durch ein Bergvolk aus den Höhen überfallen, über die Felsen herabgestürzt und gänzlich aufgerieben worden. In dieser Nacht ist auch Roland, dieser im Volksschmerz über solchen Untergang durch Dichtung und Sage verherrlichte Idealmensch christlicher Ritterschaft, gefallen.

Was Karl d. Gr. jenseits der Pyrenäen gewollt hat, sollte erst nach Jahrhunderten erfüllt werden. Doch haben die beiden Religionen in Spanien meist friedlich neben einander bestanden, nicht selten Ehen in gemischten Religionen. Einzelne Christen wurden verfolgt, denen als Gewissenssache vorkam Mohammed als einen falschen Propheten öffentlich zu lästern. Daher ein Concilium zu Cordova 852 beschloß: daß sich Niemand unberufen zum Bekenntniß vor die Obrigkeit dränge.

§ 79. Allgemeine Betrachtung.

Dem siegreichen Fortschreiten des Christenthums unter den germanischen Völkern ist nur jene mörderische Nacht in den Pyrenäen, überhaupt der Mißerfolg in Spanien entgegengetreten. Solch ein Unglück war auch die unchristliche Form des Kampfes für die Weltherrschaft Christi gegen die Sachsen; doch ist es freilich das Gesetz der Religionskriege, daß die siegende Partei in der zweiten und dritten Generation als gerechtfertigt und gottgesegnet angesehen wird.

---

a) quam maximo poterat belli apparatu. *b*) Einhard, der früheste Geschichtsschreiber dieser Unternehmung sowohl in der Vita Caroli c. 9, zunächst über die Schreckensnacht in den Pyrenäen, als in seiner Überarbeitung der Annales Laurissenses, berichtet nur, daß Karl d. G. durch die Mittheilungen der Saracenen veranlaßt worden sei die Eroberung einiger Städte zu hoffen (spem capiendarum quarundam in Hispania civitatum). Aber es geschah naturgemäß, nachdem diese Unternehmung des großen Königs so traurig mißglückt war, daß, der selbst an der Tafelrunde desselben gesessen hat, hier die hochgehende Absicht seines Herrn und Helden möglichst bescheiden darstellt.

Allgemeine Hinderniſſe erhoben ſich in der Sitte dieſer Völker: das Chriſtenthum predigte Friedens- und Feindesliebe, das Heidenthum rühmte die Freiheit und das heilige Recht der Rache. Unerträglich erſchien, daß ein Mann angethanen Schimpf nicht rächen, für einen Mord in ſeiner Sippſchaft nicht Blutrache nehmen ſollte; ein Held nicht ſeinen beſonderen Himmel haben. Gegen die Freuden von Walhalla mochte der Erſatz, den die Mönche boten, etwas eintönig und unſchmackhaft dünken: ſeliges Anſchauen Gottes, Predigten anhören und Pſalmen ſingen. Auch die Helden des Chriſtenthums waren meiſt unkriegeriſch, nur groß im Dulden. Jenes Bedenken bei der Taufe des Königs Radbot mochte ſich mannigfach wiederholen [S. 9]. Daneben das Leibliche: Verbot von Pferde-, Biber- und Haſen-Fleiſch, insbeſondere die gebotenen Faſttage, auch die Leibeignen klagten, ſie verlören dadurch die Kraft zur Arbeit. Dazu der Zuſammenhang mit der alten Volksreligion: Die Fürſten leiteten gern ihre Abkunft von den vaterländiſchen Göttern her; Berge, Wälder, Seen trugen ihre Namen; der neue Glaube brachte eine neue Sprache, welche dieſe ſtolzen Erinnerungen möglichſt verlöſchte. Den fremden Prieſtern waren nicht bloß die blutigen Opfer, auch die ſinnliche, lebensfrohe Sitte ein Greuel; ſelten mochte ſich eine Geiſtesgröße finden, wie Gregor d. Gr. den Neubekehrten die gewohnte Feſtfreude geſtattete. Aber die allgemeinen Hinderniſſe ſteigerten ſich noch, wo das Evangelium gebracht wurde auf der Spitze der Schwerter und daneben die Zehnten eingefordert.

Doch waren auch Mächte vorhanden, die dem Chriſtenthum die Bahn bereiteten. Vorerſt die Toleranz des Polytheismus, der auch neidloſe Götter kannte, oder doch Götter gegen Götter kämpfend. Wir mögen Beiſpiele dieſer Denkart aus der nordiſchen Heldenſage ſpäterer Zeit entlehnen, da dieſe Verhältniſſe weſentlich gleichgeblieben ſind. Dem norwegiſchen König Trygveſen antwortete Siegfried Stowade: „Ich werde den Glauben nicht verlaſſen, den ich zuvor gehabt habe und vor mir mein Geſchlecht. Noch weniger werde ich ungehalten ſein, wenn du an den Gott glaubſt, der dir gefällt.“ Das war ein gekreuzigter Gott. Aber auch Baldur galt einer friedlichen Waffe erlegen und über den Aſen ſollte ein Todesverhängniß ſchweben. Die Gleichgültigkeit in Sachen der Religion führte zur Freigeiſterei. Von Hrolf Krake, König von Leire, ward erzählt: er und ſeine Helden opferten nicht den Göttern, thäten groß mit ſich ſelbſt, ſchwuren nur bei dem eignen Worte. Gewiß war das nicht eine Stimmung zur ernſten Aufname des Evangeliums, doch zum Gewährenlaſſen. Zu König Olaf dem Heiligen kam vor der Schlacht Arnliot Gelina. „Ob er ein Chriſt ſei?“ Antwort:

„bisher hab' nur an eigne Kraft und Macht geglaubt, nun will ich an dich glauben." König Olaf: „Willst du an mich glauben, so sollst du auch glauben an das, was ich dich lehre, nämlich daß Jesus Christus Himmel und Erde geschaffen hat und alle Rechtgläubige nach dem Tode zu ihm kommen." Arnliot: „Wohl hab' ich reden gehört von dem weißen Christ, aber mir ist nicht bekannt, wo er sich aufhält und wo er regiert; dennoch will ich glauben Alles was du sagst."

Dazu kam die Macht römischer Civilisation. Diese Deutschen waren Barbaren, doch von der Natur begabt, offen der Bildung und ihren Genüssen, durch Kriegsdienste wurden sie mit römischer Cultur bekannt. Siegreiche Könige wurden römische Feldherrn, Patricii, empfingen die Insignien des Consulats. Auch die Taufe erschien als solche Insignie römischer Majestät. Dazu imponirten große kirchliche Persönlichkeiten. Ein roher Franke Arbogast, der Feldherr Valentinians, der Heide geblieben war, rühmte sich doch bei einem Gastmahl seiner Bekanntschaft mit Ambrosius, und seine Umgebung legte darauf dasselbe Gewicht: „Deßhalb besiegst du Alle, weil du von einem Manne geliebt wirst, der zur Sonne spricht: stehe still! und sie steht." Aus der Rathsversammlung des Königs, aus den Herrenhöfen des Adels trat das Christenthum in die Volksgemeinde der Freien, aus dieser in die Hütten der Hörigen. Einst war es umgekehrt geschehen.

Die Entscheidung und auf immer lag doch in der inneren Angemessenheit des Christenthums. Der antike Volksgeist hat sein Wesen und seine Befriedigung im Irdischen. Erst auf den Trümmern seiner Tempel hat die Kirche sich erbaut. Im germanischen Gemüth liegt etwas Tiefsinniges, im nur irdischen Dasein Unbefriedigtes, das darüber hinausdrängt und die Schrecken des Todes schon überwunden hat; dieses fand im Christenthum seine naturgemäße Entwicklung. Die Götterdämmerung vom Untergange auch der Götter ist wie eine Messianische Weissagung. Auch hier wurde mehr erfüllt, als geweissagt ist. Nicht durch die Mächte des Abgrundes, sondern des Himmels ist die alte Götterwelt untergegangen.

Aber nachdem es in der Anschauung eines Volkstheiles geschehen war, hielt es nicht schwer die germanischen Götter, wo sie nicht früh vergessen wurden, in ihr Gegentheil zu verkehren, so daß aus den Göttern in der Volkserinnerung dämonische Wesen wurden, Teufel, etwa mit einem Forthallen ihrer Besonderheit, aus Wodan wurde Wütherich und das wüthende Heer, das in stürmischer Nacht tobend, Kriege verkündend umherzieht, wohl auch mit einigen besonders verhaßten Gestalten der heiligen Geschichte ausgestattet, wie Herodias, Iskarioth und dergleichen

Gesindel. Daraus ergab sich, wenn auch nicht ganz folgerecht, das ewige Verlorensein aller im Dienste dieser Götter Abgeschiedenen und für die Missionäre das aus jeder Noth erhebende Bewußtsein ewig Verlornes zu erretten. Einzelne Ausnamen von dem allgemeinen entsetzlichen Geschick hat ein milderer Glaube sich doch ersonnen; wie in der christlichen Römerwelt die rettende Fürbitte Trajans, so hat uns Jakob Grimm aus Schweden eine germanische Legende mitgebracht, in der sich das harte Dogma mit dem christlichen Gefühl anmuthig versöhnt. Kinder saßen am Strom, gegenüber saß der Stromkarl und spielte auf seiner Harfe muntre Weisen. Die Kinder riefen ihm zu: was sitzest du da, Stromkarl, und spielst, du wirst doch nicht selig. Da warf er die Harfe weg und versank in die Tiefe. Als sie nach Hause kamen, erzählten sie's dem Vater, der ein Priester war. Der sagte: ihr habt euch an dem Stromkarl versündigt. Geht wieder hinaus und sagt ihm die Erlösung zu. Die Kinder fanden den Stromkarl wieder am Strome sitzen und trauern. Sie riefen ihm zu: unser Vater, der ein Priester ist, hat gesagt: auch dein Erlöser lebt! Da griff der Stromkarl zur Harfe und spielte liebliche Lieder bis lang nach Sonnen-Untergang.

Cap. II. Rechtsgeschichte.[a])

§ 80. Landeskirche und Staat.

Bei aller Gewaltthat der Eroberung hielten die germanischen Völker, soweit möglich, auf diese ächte Freiheit, die statt Alles gleich zu machen, auch Andern ihr hergebrachtes Recht vergönnt; so bestand neben einander germanisches und römisches Recht. Die Kirche galt als römische Anstalt, wie es heißt im Gesetzbuch der fränkischen Ripuarier: „nach römischem Gesetz, nach welchem die Kirche lebt". Dasselbe galt für Kleriker und alle Hörige auf Gütern der Kirche. Dieses Recht ist enthalten in den nach Dionysius und in den nach Isidor genannten Gesetzbüchern, das eigentlich bürgerliche Recht in den Pandekten.[b]) Die germanischen Volksrechte sind meist bald nach der Einwanderung in Schrift gestellt worden, indem die Alten sagten, was unter den Vorfahren Rechtens gewesen war und die Volksversammlung es billigte. Zu einer Fortbildung ist es in einigen der neuentstandenen Staaten

a) Planck, Gesch. d. kirchl. Gesellschaftsverf. B. II. J. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer. Gött. 828. G. Waitz, deutsche Verfassungsgesch. Kiel 844—78. 8. B. 3. A. Berlin 880 ff. W. v. Giesebrecht, Geschichte d. deutschen Kaiserzeit. 855 ff. 6 B. 5. A. Lpz. 885 ff. b) B. I, S. 556.

gekommen, indem auf ihren Reichsversammlungen ein den neuen Verhältnissen angemessenes Recht festgesetzt wurde, und zwar, wiefern geistliche und weltliche Stände mit mehr oder minder getheilten Gerechtsamen das Wort führten, sowohl kirchliche als weltliche Rechte besonders in den Beschlüssen des fränkischen Reichstags, nach ihrer Form den Capitularien[a]).

Das fränkische Reich von Chlodwig bis zu Karl d. Gr. bildet den Mittelpunkt der neuen Staatsverhältnisse. Der Umschwung zeigt sich vornämlich in der neuen Stellung der Bischöfe. Das römische Kaiserthum war eine absolute Monarchie geworden, zeitweise durch den Senat und durch den Mord beschränkt: die germanischen Könige waren nur Heerführer, die Ersten unter ihren Pairs. Ihre Begünstigung der Bischöfe, die bei der Eroberung durchaus, später doch vorherrschend als Provinzialen dem unterworfenen Volk angehörten, hat dreifache Veranlassung: 1) ihre moralische Macht zur Versöhnung der beiden Volkstheile; 2) als Gegensatz wider den kriegerischen germanischen Adel, 3) die Macht der Bildung in Reichen, die der Civilisation entgegengingen. Man brauchte hohe Staatsbeamte, die schreiben konnten, Capellane, Bischöfe wurden diese Staatssecretäre, Kanzler, welche die königlichen Briefe, die Urkunden und Gesetze ausfertigten. Daher die Bischöfe wie der germanische Adel, dieses Gefolge des Königs, mit Land und Leuten begabt, belehnt wurden. Der Grundgedanke des Lehnsrechts ist: Ertheilung einer vortheilhaften Nutznießung, insgemein Grundbesitz, gegen persönliche Dienstleistung; der Lehnsherr als Senior, der Lehnsmann als Miles, auch Homo, das Lehn Beneficium. Das Verhältniß gegenseitig und ehrenhaft, besonders gegenseitiger Schutz wider alle Fährlichkeit, die Verheißung Beider sich „treu und hold" zu sein.

In Kraft des beginnenden Lehnsrechts kam vorerst die Wahl der Landesbischöfe immermehr an den König. Nach des Lehnsmannes Tode, soweit kein Erbrecht begründet war, fiel das Lehnsgut an seinen Quell zurück, es kam also in des Königs Hand, welche Person er belehnen, also welchen Bischof er einsetzen wolle. Je politisch mächtiger die Bischöfe wurden, desto wichtiger das Königsrecht, treue Männer einzusetzen. Man sagt, das Concil zu Paris 615 habe die altkirchliche Freiheit der Wahl des Bischofes durch den Klerus seiner Kirche zurückgefordert, und der König Chlotar II dies auch zugestanden, so nämlich: „daß nach dem Ableben des Bischofs an seine Stelle durch Klerus und Volk ein Anderer erwählt

a) Walter, Corpus juris Germ. antiqui. Berol. 8 24 ss. 3 T. In den Monum. Germ. die Abtheil. Leges 835 ss. 4 T.

werde, und wenn es eine würdige Perſon iſt, ſoll er nach Anordnung des Fürſten (per ordinationem Principis) eingeſetzt werden; oder wenigſtens wenn er vom Königshof erwählt wird, ſoll er nach dem Verdienſt ſeiner Perſon und Lehre eingeſetzt werden.“ [b]) Welch eine beſcheidene Freiheit der Wahl.

Sodann der König wurde der oberſte Richter kirchlicher Perſonen, beſonders der Biſchöfe, aber in Criminalſachen ſo, daß über Schuld und Unſchuld ein Gericht von Standesgenoſſen urtheilte, alſo über angeklagte Biſchöfe ein Gericht, beſtehend aus den anderen geiſtlichen Lehnsträgern des Landes. Die altkirchliche Sitte ſtimmte darin zuſammen mit dem altgermaniſchen Recht. Dieſe Jury konnte leicht eingeſchüchtert werden, damals wie jetzt, aber daß es in der eignen ſittlichen Kraft der Richter ſtand, ja eines einzigen tüchtigen Mannes, ein Schutz zu werden gegen königliche Willkür, zeigt eine ausführliche naive Erzählung Gregors von Tours: Chilperich, oder vielmehr Königin Fredegunde wollte den Biſchof Prätextatus von Rouen aus politiſchen Gründen ſtürzen. Die Biſchöfe waren zum Gericht über ihn in der Peterskirche zu Paris verſammelt, der König fordert ſeine Verurtheilung wegen Hochverrath, das fränkiſche Gefolge fordert ſein Blut, falſche Zeugen ſagen aus, durch Geſchenke zur Ermordung des Königs verſucht zu ſein. Nach dem Weggange des Königs ſitzen die Biſchöfe unentſchloſſen in der Sacriſtei, da ſpricht Gregor: „Gedenket, meine Herren Prieſter, der Worte des Propheten: wenn der Späher eines Menſchen Bosheit ſieht und es nicht laut werden läßt, kommt auf ihn das Blut des Unſchuldigen. Alſo ſchweiget nicht über die Argliſt der Königin, ſondern rettet den Schuldloſen.“ Und der Erfolg: „Keiner antwortete in ſtummer Furcht. Doch es iſt traurig das von Biſchöfen zu ſagen: zwei Schmeichler meldeten dem König, daß er keinen größern Feind ſeines Unternehmens habe als mich“. Hierauf wird Gregor nach Hof gerufen. „Da ich kam, ſtand der König in einer Laube von Zweigen, vor ihm ein Tiſch mit Brot und ſeinen Gerichten. Der König ſprach: O Biſchof, du ſollſt jedem zu ſeinem Recht verhelfen, und ich kann von dir mein Recht nicht erlangen, ſondern an dir wird das Sprichwort erfüllt, daß eine Krähe der andern das Auge nicht aushackt. Aber ich werde das Volk von Tours zuſammenrufen und ihnen ſagen: ich, der König, kann bei euerm Biſchof nicht Gerechtigkeit finden, wie wollt ihr ſie erhalten!“ Gregor beruft ſich dagegen auf ſein und des Königs Gewiſſen. „Doch was bedarf es

b) vel certe si de palatio eligitur, per meritum personae et doctrinae ordinetur.

viel Redens. Du hast das Gesetz und die Kanones, diese erwäge, dann thue, was sie vorschreiben; wenn aber nicht, so bedenke, daß Gottes Gericht über dir ist." Der König, um mich zu gewinnen und in der Meinung, ich würde ihn nicht durchschauen, wandte sich zu dem gedeckten Tisch und sagte: „Deinethalben habe ich diese Gerichte bereitet, du findest hier einige Vögel mit jungen Erbsen." Worauf ich mit seinen Schmeicheleien bekannt antwortete: „meine Speise muß sein, den Willen Gottes zu thun, nicht aber an solchen Leckereien mich zu ergötzen." Erst nachdem der König ihm zugeschworen, Gesetz und Kanones zu befolgen, habe er Brot und Wein genommen. In der folgenden Nacht sei ein Knabe zu ihm gekommen: er möge der Königin nicht zuwider sein, sie biete ihm 200 Pfund Silber, wenn Prätextatus unterdrückt werde, alle Bischöfe hätten eingewilligt, er allein stehe dem entgegen. Er versichert diese seine Antwort: „Und wenn sie mir 1000 Pfund gäbe, ich werde nichts thun gegen den Willen Gottes; nur das Eine kann ich versprechen, zu richten nach den Kanones." Als nun die Bischöfe durch Gregor neu befestigt waren, wandte sich der König an den Beklagten: er wolle ihm gnädig sein, nur soll er bekennen, daß er dem König nach dem Leben getrachtet habe. Prätextatus ließ sich dazu verleiten, eine Schuld zu bekennen, welche ihm fremd war. Nun drang der König auf seine Degradation, der Fluch des 108. Psalms wurde über ihn gesungen und gemißhandelt vom kirchlichen Gefolge ward er auf eine Strafinsel verwiesen. Offenbar ein einziger mannhafter Bischof, der die Andern ermuthigte, hätte ausgereicht, einen Schuldlosen zu retten, wenn der sich nicht selbst verlassen hätte.

Ein drittes Recht ist aus dem Lehnsverbande hervorgegangen. Bischöfe und Äbte mit reichem Grundbesitz ihrer Klöster erhielten Sitz und Stimme auf dem Reichstag. Das war ursprünglich die Volksgemeinde aller Vollfreien auf dem März- oder Mai-Felde, besonders wo ein Krieg zu beschließen war. Da führten insgemein die mächtigen Lehnsträger das große Wort, unter ihnen die Bischöfe. In den germanischen Staaten auf römischem Gebiet trat immermehr der Reichstag mit dem Recht der Gesetzgebung an die Stelle der Volksversammlung, seine Form erwachsen aus den Synoden. Manche derartige Versammlungen sind im 6. bis 8. Jh. gehalten worden, von denen zweifelhaft ist, ob Reichstag oder Concil. Daher Versuche zur Scheidung: in Spanien wurde beschlossen die ersten drei Tage über Kirchliches zu verhandeln; was gegen das Bedürfniß des Momentes nicht durchgeführt werden konnte. In den fränkischen Reichstagen wurde eine Theilung in 3 Curien beschlossen, Bischöfe, Äbte und Weltliche, jede auf Geschäfte

ihres Standes verwiesen. Da die Capitularien doch gemeinsam erlassen wurden, sind diese Curien nur als Ausschüsse zur Vorbereitung der betreffenden Beschlüsse zu denken.

Die Theilname der Bischöfe an der Gesetzgebung des Staats war ein Schutz gegen etwaige Willkür der Könige. Chilperich hatte Lust zur Herrschaft über die Kirche und über die Wissenschaft. So erfand er noch einige Buchstaben zum lateinischen Alphabet: alle Knaben sollten darnach unterrichtet, alle Bücher mit Bimsstein verlöscht und darnach neu geschrieben werden. Auch eine Schrift über den dreieinigen Gott hat er verfaßt. Es sei Gottes unwürdig wie ein Mensch eine Person genannt zu werden oder gar aus drei Personen zu bestehn. Diese Schrift ist uns verloren. Es scheint auf eine sabellianische Fassung abgesehen. Der König ließ sie unserm Gregor vorlesen. „Ich will, daß du und die übrigen Lehrer der Kirche so glauben." Gregor antwortete: „Du mußt glauben, wie die heiligen Väter, Hilarius, Hieronymus und Augustin, sie haben uns anders gelehrt." Darauf der König: „Dann sind sie meine Feinde." Wo die Reichsstände zur vollen Macht gelangten, mit ihnen auch die Bischöfe, begann eine parlamentarische Regierung. In Spanien, als der König Suintila nach dem Ausdruck der vierten Synode von Toledo seine eignen Missethaten fürchtend sich selbst entsetzte, hat der Reichstag auch seine Söhne von der Krone ausgeschlossen, und es kam zu einer aristokratischen Monarchie mit dem anerkannten Recht, den König zu entsetzen, wenn er nicht nach den Gesetzen regiere. Diese Schwächung der Monarchie hat in Spanien zum Untergange des westgothischen Reichs beigetragen.

Die neue Macht der Kirche war nach außenhin zunächst auf ihren Grundbesitz gegründet. Im römischen Reich haben manche Bischöfe Grundeigenthum erworben, Einzelne auch latifundia, große Landgüter: bei der Vertheilung des Erwerbs der Einwanderung konnten sie Städte und Gaue als Lehen gewinnen, und dies mit Immunität, Steuerfreiheit, wie meist die Vasallen der Krone. Für diese waren sie kriegspflichtig. Dem wehrten aber Kirchengesetze, auch Karl d. Gr. wollte nur einen Bischof zum Gottesdienst im Lager haben, die anderen sollten ihre Leute durch einen Vogt führen lassen. Die Hierarchie wurde durch Macht und Reichthum ein wesentliches Glied im germanischen Staat. Der kirchlichen Bedeutung war das nicht durchaus fremd: ungebändigte Naturvölker haben für bloß geistige Würde wenig Sinn, ihre Lehrer dürfen mächtig sein wie Fürsten, aber enthaltsam wie Einsiedler. Die Könige konnten im Großen belehnen. Wiefern auch kleine Leute von der Lust zur Schenkung an die Kirche ergriffen wurden, oder als eine Sühne für

ihre Sünden, verbot Familiensitte und Staatsgesetz die Kinder erblos zu machen. Man half sich durch die Rechtsform der Precarien: Der Schenkende trat die Gewēre (das Besitzthum) ab, behielt aber den Nießbrauch für sich und seine Kinder vor gegen eine jährliche precaria (Lehnzins); er wurde dadurch Lehnsmann der Hierarchie, trat in ihren Schutz und genügte seiner egoistischen Pietät.

Auch der schöne Traum des Klerus vom Zehnten nahte sich seiner Erfüllung. Ein Beschluß des Frankfurter Reichstags von 794 verkündet: „Jeder Mensch soll von seinem Besitzthum der Kirche den gesetzlichen Zehnten darbringen." Dazu das Motiv: „Denn wir haben durch Erfahrung gelernt, daß in dem Jahre, in welches jene schwere Hungersnoth fiel, die Ähren, von Dämonen ausgefressen, platzten und Stimmen der Verwünschung vernommen wurden." Es war also, wie eine andre Zeit es nannte, der Brand ins Getreide gekommen; und die Kirche hat gelernt zu ärnten, auch wo sie nicht gesät hatte.

Doch nicht aller Zehnte war kirchlicher Natur. Der römische Staat, schon die Republik hat eroberte Staatsgüter gegen Zehnten, Decuma, vergabt, dieser war von grundherrlicher Beschaffenheit, und konnte durch Kauf oder Verleihung auch in die Hand eines Laien kommen, was bei kirchlichem Zehnten als eine Todsünde angesehn wurde. Der anhebende Reichthum des Klerus erregte doch die Eifersucht der Staatsgewalt. Gregor von Tours erzählt von seinem König: Chilperich sagte oft: „Siehe, unser Schatz ist arm geblieben, unsre Reichthümer sind an die Kirchen übergegangen, niemand regiert als die Bischöfe, und unsre Ehre ist verloren." Dies Gefühl eines Königs konnte leicht zur That werden. Karl Martell ließ tüchtige Krieger zu Bischöfen oder Äbten weihen, oder belehnte sie doch mit einem Theil des Kirchenguts, ohne irgend eine geistliche Pflicht und Tugend von ihnen zu fordern. Die Kirche konnte sich nur rächen durch üble Nachrede von ewiger Verdammniß dieses heldenmüthigen Fürsten, der bei Poitiers das Christenthum vor dem Islam gerettet hat. Bonifatius schrieb an den König Ethelbald in England: „Karl, der Fürst der Franken, der viele Klöster zerstört und zu eignem Nutzen verwandt hat, ist durch lange Qual und schrecklichen Tod verzehrt worden." Der Erzbischof Hinkmar erzählte einem Fürsten des karolingischen Stammes: ein Heiliger habe ihn gesehn im Höllenschlunde, und bei Öffnung seines Grabes ward ein furchtbarer Feuergeruch verspürt.

Das Wergeld für leibliche Beschädigung oder Mord ist eingeführt worden, um die Blutrache abzustellen, daher compositio Ausgleichung, Vergleich genannt. Die an den Verletzten oder an die Verwandten des Getödteten zu zahlende Summe steigt nach dem Stande und Range

des Betroffnen. Daher insgemein das weibliche Geſchlecht ein höheres Wergeld hatte. Nach fränkiſchem Geſetz für die Tödtung eines Diakonen 300 Solidi, 100 mehr als für einen freien Franken; für einen Presbyter 600 (ebenſoviel für einen Grafen), für einen Biſchof 900. Zur Beurtheilung damaligen Werths mag dienen, daß für einen geſunden Ochſen ungefähr 2 Solidi gezahlt wurden, für eine Kuh die Hälfte. Wo die Summe nicht gezahlt werden konnte, wurde der Mörder und ſeine Familie in die Sklaverei verkauft oder hingerichtet.

Grafen waren Beamte des Königs für Juſtiz und Verwaltung. Karl d. Gr. regierte nächſtdem das ungeheure Reich durch Missi Dominici, Vollmachtsboten. Dieſe viſitirten auch die kirchlichen Anſtalten, beſonders die Klöſter; Karl ſandte ſie gewöhnlich paarweiſe, geiſtliche und weltliche Beamte. Die Metropolitanſprengel waren durch die politiſchen Theilungen unter den Merowingern zerriſſen, ein Biſchof zuweilen durch großes Lehen oder Gunſt bei Hofe mächtiger als ſein Metropolit.

§ 81. Papſtthum.

So lange die germaniſchen Einwanderer Fremdlinge, Barbaren oder Arianer waren, hielten ſich die römiſchen Provinzialen zumal in Italien möglichſt an die alte Hauptſtadt und ihren Biſchof, daher bei dem Übertritt eines Arianers in die römiſche Kirche wie ein katholiſcher Glaubensſatz die Ehrfurcht vor dem »Domnus Apostolicus« angenommen wird. Was der Papſt gelegentlich für die Miſſion that, mehrte einen gewiſſen Glauben an ihn als das allgemeine Haupt der abendländiſchen Kirche.

Die angelſächſiſche Kirche blieb im Tochterverhältniß ihrer Stiftung, Canterbury wurde meiſt von Rom aus beſetzt. Im Frankenreich unter den Merowingern war der Papſt ſehr angeſehen, doch machtlos. Vor der Schlacht am Lech gegen den Herzog von Baiern kam ein päpſtlicher Legat ins fränkiſche Lager mit der Ermahnung im Namen des h. Petrus, abzuſtehen von dieſem Kampfe, zu dem die fränkiſche Nation kein Recht habe und keinen Sieg gewinnen werde. Am Abend nach der verlornen Schlacht befand ſich der Legat ſelbſt unter den Gefangenen und der Frankenfürſt warf ihm höhnend vor, wie er durch das Gottesgericht der Schlacht als ein falſcher Bote erwieſen ſei, „denn der h. Petrus hat ja uns beigeſtanden“. Nur zuweilen, um etwas zu erreichen gegen die Landesbiſchöfe, wurde der h. Vater vorgeſchützt. So erzählt Gregor von zwei Biſchöfen, tapfern Kriegern, die mitunter als Straßenräuber ein Sündenleben führten. Als ſie durch eine fränkiſche Synode entſetzt wurden, vergönnte der Regent ihnen die Appellation nach Rom. Als ſie

aber nochmals sich gegen ihn empörten, ließ er sie ohne weiteres niederhauen, dem Einen schon auf der Flucht wurde der Kopf sammt der Kapuze abgeschlagen.

Der Stamm der Merowinger, der durch die Jahrhunderte seines Bestehens als von Gott selbst eingesetzt erschien, war um die Mitte des 8. Jh. durch die Saumseligkeit seiner Obern zu einer Familie von Schattenkönigen geworden, deren Haupt alljährlich sichtbar wurde, wenn er nach altväterlichem Brauch auf seinem Ochsenwagen zum Reichstag fuhr, und ohne etwas Eignes auch nur gesprochen zu haben, mit demselben Geschirr zu seiner Villa heimkehrte. Die Reichsgeschäfte in Krieg und Frieden versorgte Karl Martell als Majordomus, Hausmeier, ursprünglich der Anführer des königlichen Gefolges. Diese Macht ist wie durch Erbschaft auf seine Söhne übergegangen, von denen der jüngere, Pipin, das ganze große Reich verwaltete. Da griff dieser übermächtige Beamte durch eine Palastrevolution nach der Krone, indem er den rechtmäßigen König in ein Kloster verwies unter Begünstigung des Papstes. Dessen Zuthun oder Mitschuld steht in der Hauptsache einmüthig in der zeitgeschichtlichen Überlieferung: Pipin hat seinen Capellan den Abt Fulrad von S. Denis und den Bischof Burkhard von Würzburg, den Freund des Bonifatius, 748 nach Rom gesandt, welche nach Darlegung, daß König Chilperich III nur eine Puppe sei, den Papst Zacharias ersuchen zu entscheiden, wer mit Recht verdiene König genannt zu werden und zu sein? der, welcher sorglos zu Hause sitze, oder jener, welcher die Sorge des ganzen Reichs trage? Zacharias in Kraft des h. Petrus erklärt dem Volk der Franken, es sei besser, daß Pipin, der die königliche Macht übe, auch die Würde des Namens genieße.*) Er also behauptet wenn nicht das Recht, doch das Bessersein für das Land, die Opportunität statt der Legitimität. Man streitet darüber, wie die päpstliche Einmischung zu verstehn sei? Als Compromiß? Aber Chilperich hatte sich nicht auf einen Rechtsspruch des Papstes berufen, und sein Recht war gar nicht in Zweifel zu ziehn. Als Übertragung? Aber die Franken haben am wenigsten daran gedacht, daß ein fremder Bischof ihnen einen König ab- oder einsetzen könne. Aus der Lage der Dinge ergiebt sich: Die Macht war bei Pipin. Doch fehlt ihm die geheimnißvolle Kraft, welche im Königsnamen und Königsrecht liegt. Die Mehrheit des Volks war offenbar geneigt den Majordomus als König anzuerkennen. Dem stand die Pietät für das alte Königshaus, der Gewissensscrupel entgegen. Dagegen sucht man Hülfe bei der Kirche. Die fränkischen Bischöfe waren

*) Ex auctoritate S. Petri mandat populo Francorum, ut Pippinus —

zu abhängig vom Majordomus, als daß ihr Ausspruch hinreichende Auctorität hätte: ein ausländischer hochgeehrter Bischof, der Vater der Christenheit, nimmts auf sein Gewissen und spricht den Hausmeier von dem Eide los, den er seinem Könige geleistet hat, und mit ihm das ganze fränkische Volk. Dazu wurde das etwas ungenügende Recht 751 in Soissons durch eine Salbung und Krönung ersetzt. Zacharias verhielt sich zu Pipin wie Samuel zu David. Der Segen der Kirche wird auf eine Revolution gelegt, ein Kronenraub mit einem Priestermantel bedeckt.

Nach den Annalen von Lorsch hat Bonifatius diese Unterhandlungen geleitet. Neuerlich ist dagegen eingewandt worden, daß Bonifatius gerade damals dem fränkischen Hofe fern stand. Jener Theil der Annalen ist zehn Jahre nach seinem Tode geschrieben, und es lag im Sinne der nunmehr königlichen Karolinger eine Theilname des heiligen Märtyrers an ihrer Erhebung anzunehmen. Ein sichres Zeugniß seiner Theilname an den römischen Verhandlungen liegt nicht vor. Im Gedächtniß der Nachwelt wurde Alles auf des Papstes Ansehn gestellt. Fürsten lieben das göttliche Recht, um nicht von menschlichem Rechte abhängig zu erscheinen. Auch Napoleon I hat sich durch Pius VII krönen lassen!

Fortan lag es im Interesse des karolingischen Königs das Ansehn des römischen Bischofs zu wahren, und auf der Grundlage dieser Verbindung mit dem neuen Königshaus ist das begründet worden, was nachmals der Kirchenstaat genannt worden ist. Seit Italien durch die Feldherrn Justinians wieder erobert war, hat wohl Einer derselben, der Kriegsheld Narses, der Eunuch, als in Constantinopel nicht hinreichend geachtet, die Longobarden nach Oberitalien gerufen, dem sie den deutschen Namen aufgeprägt haben. Fortschreitend in ihrem Siege haben sie allmälich die griechischen Römer so aus Italien verdrängt, daß ihnen nur die westliche Seeküste von Ancona bis gegen Rom unter einem kaiserlichen Statthalter als Exarchen übrigblieb, nebst Neapel und einzelnen Gebieten an dieser Südspitze. Die neuen Besitzer waren schon mit der christlichen Religion gekommen, und hätten wohl gleich andern Germanen auch die Confession des besiegten Volkes angenommen, hätten sie nicht auf dem weitern Zuge nach dem Süden Rom kennen lernend und mit ihrer Liebe bedrohend, die Lust verloren, den als den alleinigen Gott anzuerkennen, der dort einen solchen Stellvertreter hatte. Zwar sind auch Viele zur katholischen Kirche übergetreten, doch fehlte die rechte Ehrfurcht vor dem h. Vater und so haftete lange an diesem Volke ein arianischer Geruch. Es hat darum doch an Versuchen einer politischen Ausgleichung nicht gefehlt. Als schon ein Theil des Seegebiets verloren war, hat der milde Papst Zacharias eine Zusammenkunft mit dem Lon-

gobardenkönig Liutprand in Terni gehalten, und bei dem Mahl demselben so beweglich zugeredet, daß der ihm wenigstens die beiden eroberten Städte Ancona und Narni zum Geschenk machte. Es wird erzählt, daß der König beim Aufstehn mit artigem Lächeln sagte: er erinnere sich nicht, je so kostbar gespeist zu haben.

Als doch die kriegerische Gefahr immer näher rückte, als Stephan III nach Constantinopel vergeblich um Hülfe schrie, sie hatten dort ihre eigne Noth, vergeblich auch sich an den h. Petrus zu wenden schien, in großer Procession, der Papst voran, barfuß und das Haupt mit Asche bestreut, da mochte ihm einfallen, daß auch der liebe Gott insgemein durch die rechten, richtig angegangenen lebenden Menschen helfe. Aber auch der König von des Papstes Salbung schien nicht rasch geneigt sich in die fremde Sache einzumischen, der Papst hielt für nöthig im Spätherbst selbst nach dem Frankenreich zu wandern mit großem geistlichen Gefolge und erst am 7. Januar 754 lag er als ein Flehender vor dem Throne des Königs Pipin. Die damals gewechselten Verheißungen sind unbekannt geblieben. Während des Winters verweilte der Papst in S. Denis, hier nahe Paris hat er in hoher Feierlichkeit den König noch einmal gesalbt, daß auch die Franken es sähen, ihn und seine beiden Söhne zur Weihe der neuen Dynastie; zugleich legte er den Kirchenbann auf Alle, die es wagten, sich der Anerkennung dieser Könige zu verweigern. Zum Sommer führte Pipin den Papst mit mächtigem Heer nach Italien zurück, schlug die Longobarden, so daß sich ihr König Aistulf in seine feste Hauptstadt Pavia zurückzog und hier umstellt, den Frieden zu halten und alles Weggenommene herauszugeben mit neuen Eiden versprach. Aber sobald das Frankenheer über die Alpen zurück war, begann der Krieg und die Bedrohung der Papststadt von neuem. Es war wie ein über das longobardische Volk durch Zaubermacht gekommenes Gemeingefühl, daß die gewonnene Heimath Italien nicht ohne seine ruhmvolle Hauptstadt festzuhalten sei, welches diesen nicht ruhenden Verzweiflungskampf gegen die fränkische Übermacht erklärt. Zunächst hatte das Papstthum den Longobarden nur einen Brief des h. Petrus entgegenzustellen, darin der Apostel seine angenommenen Söhne, König, Klerus, Adel und Volk der Franken versichert, daß er dem Fleische nach zwar todt, dem Geiste nach lebendig sie beschwört auf die Stimme des Richters und Beschützers der Kirche zu hören; Jesus, Maria, Engel und Märtyrer wenden sich einmüthig an sie. Sieg, Reichthum und das Paradies verheißend, aber ewige Verdammniß, wenn seine Bitten vergeblich wären, wenn sie zugäben, daß sein Grab, sein Tempel, sein Volk in die Hände der treulosen Ketzer gerathe." Diese rhetorische Dichtung war höchstens

in dem halben Ernste gemeint, mit welchem etwa in unsern Tagen ein armes Kind seine Weihnachtswünsche in einem Briefchen an den heiligen Christ am heiligen Abend zum Fenster hinaus flattern läßt. Der Ernst der Antwort lag in dem zweiten Feldzug des Frankenkönigs von 756, welcher die Longobarden im großen Kampfe zu Boden schlug, und so die Stadt Rom mit dem Herzogthum, wie man's damals nannte, sicherte und das Exarchat wiederherstellte. Dieses alles hat Pipin als ein Geschenk der Wiederherstellung dargebracht, dem h. Petrus, der h. Kirche Gottes und dem römischen Gemeinwesen,[a]) denn nicht für die Griechen [in Constantinopel] hatten die Franken ihr Blut vergossen, sondern für den h. Petrus und ihre ewige Seligkeit. Der Papst ernannte dankbar den König zum Patricius, in dieser Singularität eine seit Constantin zuweilen ertheilte Würde mit den Insignien des Consulats, lebenslänglich, bisher durch den Kaiser ertheilt, ohne bestimmtes Recht.

§ 82. Karl der Große. 768—814.

Die Regierung Karls des Großen ist der Schlußstein aller Rechtsverhältnisse des germanisch gewordenen Abendlandes und der Anfang alles dessen, was nach ihm diesen Weltkreis bewegte. Einhard hat sein Leben als Freund und Minister einfach und anschaulich im guten Latein Suetons beschrieben,[b]) der Mönch von S. Gallen hat aus Vaters und Bruders Munde pikante Anekdoten, charakteristisch, doch auf den Effekt, dabei immer etwas Theaterbeleuchtung. Das Urkundliche im 2. Bande der Monumenta Germaniae und in der reichen Sammlung von Jaffé.[c])

Karl der Große, wie noch sein Zeitalter ihn nannte, den germanischen Großkönig, nachdem er das Longobardenreich endete, indem er selbst sein König wurde, den letzten nationalen König Desiderius im Kloster begrabend, und so durch seine Kriegsthaten wie durch seine Politik das große Reich gründete, das vom Ebro bis zur Eider, von Benevent und Rom bis zur Nordsee reichte, war kein gemeiner Eroberer, wie Alexander hat er gelebt für eine Idee, für ein Reich christlich-germanischer

---

a) Per donationis paginam S. Petro Sanctaeque Dei Ecclesiae et Reipublicae civitates et loca restituenda confirmastis. So daran erinnernd der Papst in einem Schreiben an Pipin. Respublica damals noch officiell das römische Reich, hier doch wegen des Nachsatzes enger zu fassen; restituenda wiefern die betreffenden Ortschaften bereits zum Reich gehört hatten, auf die nachmals so beliebte Vorstellung einer bloßen Restitutio hinweisend. b) Übers. v. Otto Abel. Brl. 850. c) Monn. Carolina [Bibl. rerum Germ. T. IV.] Sigm. Abel, Jahrbb. d. fränk. Reichs unter Karl d. Gr. Brl. 866. Simson, Jahrbb. K. d. Gr. Freib. 883. 2 Bd. Dippold, Leben K. Karls. Tüb. 810. Döllinger, das Kaiserth. K. d. Gr. [Münch. Hist. Jahrbb. 865.]

Civilisation. Seine höhere Bildung war ausländisch, und doch hat er das Nationale geachtet und hat für die Monate deutsche Namen ersonnen, er ließ die alten Heldenlieder sammeln, die uns durch ihn doch nicht gerettet sind. Sein Lieblingsbuch war Augustins Gottesstaat, daraus er gern bei Tische vorlesen ließ. Solch einen Staat möcht' er gründen. Als auf dem Thron desselben beherrscht er die Kirche, aber auf eine ihrer Bestimmung gemäße Weise. Er nennt sich in Urkunden den devoten Vertheidiger und demüthigen Helfer der heiligen Kirche; aber er schreibt auch: die Bisthümer und Klöster sind uns durch Christi Huld anvertraut. Der Mönch von S. Gallen nennt ihn den Bischof der Bischöfe, das Concil von Mainz den Rector der h. Kirche im Dienste Gottes. Nach Besiegung der Sachsen hat er einen besondern Gedenktag ausgeschrieben mit besonderer Litanei, die er dem Papste mitgetheilt, der sie vollzog. Er kennt seine zeitgenössischen Päpste fast nur als Bedrängte, Bittende, gerade durch ihre politischen Ansprüche Bedürftige. Auch das byzantinische Reich schwebte ihm vor, aber nicht wie unter Justinian in der Durchführung subtiler Dogmen, sondern in der Ordnung eines sittlichen Lebens, auf daß Jeder in seinem Stand und Geschäft geschützt werde und lebe im Dienste Gottes.

Mitten im Krieg hielt er auf die Segnungen des Friedens, auf seinen Feldzügen waren Gelehrte um ihn und Schriftwerke wurden in seinem Namen erlassen. Er selbst bezeichnet den Übergang zur Civilisation. Er ist kein Heiliger gewesen. Paschalis III, der hohenstaufische Gegenpapst Alexanders III, hat ihn heilig gesprochen; dieses ist von den folgenden Päpsten tolerirt worden, doch ist sein Name nicht in das römische Calendarium aufgenommen. Er hat nach dem Königsrechte der Merowinger mit einer Herde von Frauen, wenigstens nach einander gelebt, er wurde mit den eignen Töchtern berüchtigt, da er sich nicht entschließen konnte sie zu vermählen; das Wintermärchen von Eginhard und Imma ist wahrscheinlich nichts als eine Satire auf diese Verhältnisse. Seine Neffen sind durch ihn ermordet worden und Tausende von Sachsen an einem Tage hingerichtet. Dennoch war er ein Gipfel seines Zeitalters, und eine Bildung in ihm verwirklicht, die erst nach zwei Jahrhunderten ein Gemeingut der Gebildeten wurde. Mit den Päpsten seiner Zeit war er persönlich befreundet. Auf den Tod Hadrians III hat er selbst eine lateinische Elegie gemacht, die mit den Worten schließt: „Nach dem Vater Thränen vergießend habe ich Carolus dieses Gedicht geschrieben, du meine Liebe, dich o Vater bewein' ich."

Leo III hatte eine Faction, die seiner Wahl entgegen war, durch ungeordnetes Leben mächtig werden lassen. Bei einer Procession ward er

niedergeworfen und gefangen halbtodt hinweggetragen. Die Sage geht, daß ihm damals die Zunge und die Augen ausgerissen, aber durch ein Wunder wiederhergestellt sein. Das Ausreißen ist vielleicht die Absicht seiner barbarischen Feinde gewesen, aber durch dieselbe Barmherzigkeit, welche ihm zur Flucht ins Frankenreich verhalf, nicht vollständig vollzogen, so daß Heilung möglich war. Karl d. Gr. hat ihn nach Rom zurückgeführt. In Folge seiner Wiedereinsetzung geschah jene Ceremonie die so groß war in ihren Folgen. Am Morgen des Weihnachtsfestes 800*) nach der Hochmesse erhob sich Leo III vom Gebet und setzte die römische Kaiserkrone auf das Haupt Karls d. Gr., zustimmend riefen die mancherlei den Hochaltar umdrängenden Massen Volk und Krieger in vielerlei Jubeltönen: Carolo Augusto a Deo coronato magno et pacifico Imperatori Romanorum vita et victoria.

Der Papst wollte das Ereigniß betrachten als Eingebung des Augenblicks also auch Gottes. Einhard berichtet sogar das eigne Wort seines Herrn, wenn er die Absicht des Pontifex hätte vorhersehen können, würde er an diesem Tage gar nicht zur Kirche gekommen sein. Doch hat Alcuin nach Rom ein kostbares Evangelienbuch als Geschenk für seinen hohen Freund für diesen Tag gesandt, wie das unter solchen Freunden nicht für den bloßen Weihnachtstisch üblich war. Die Bedeutung des römischen Kaiserthums war damals durch sein Bestehen in Constantinopel und durch dessen Ansprüche auf das Abendland auch innerhalb desselben noch lebendig, Karl d. Gr. als König der Franken und Longobarden zugleich Patricius der Römer, beherrschte ein weit größeres Reich als je einer der römischen Kaiser des Abendlandes. Da lag ihm und seinen Räthen der Gedanke mindestens ebenso nah als einst dem merowingischen Majordomus, daß dem auch der hohe Name zukomme, der die Sorge des ganzen Reiches auf sich trage. Auch mag nicht bloß die Dankbarkeit des Papstes die Kaiserkrone dargebracht haben, sondern auch juridische Klugheit. Nachdem Leo durch die Hand des Königs vor mörderischer Gewaltthat geschützt war, lag auf ihm noch die Anklage auf Ehebruch und Meineid. Vom Ersteren hat er sich gereinigt so gut er konnte, gegen das Zweite hat er vor irgend einem römischen Gerichtshof einen Eid geleistet auf seine Wahrhaftigkeit. Aber ein Eid zur Reinigung von einem Meineid war doch nach römischem Recht von sehr zweifelhafter Rechtsgültigkeit, auch wollte der Bischof von Rom nach ursprünglichem Recht in Civilsachen nur den Kaiser als Richter über sich anerkennen: so wurde denn wieder ein Kaiser gemacht. Dennoch ist der

*) In mancher Chronik 801, wiefern Neujahr zu Weihnachten anhob.

Bericht Einhards von des Kaisers Unkunde des Tags und seiner Unzufriedenheit mit demselben nicht zu verwerfen. Der Papst, der in der Krönung vielleicht nur ein Compliment gesehn hat, wollte den Kaiser damit überraschen, die heilige Handlung erhielt so auch etwas Tumultuarisches, das Karl dem Gr. wenig gefallen mochte, und die Formel [formula solennis], welche Leo der umstehenden Menge vorsprach, würde im königlichen Staatsrath erwogen wohl etwas anders gelautet haben, insbesondere durch den Zusatz Imperatori Romanorum et Germanorum.

Die Thatsache wurde nicht gedacht als Aufhebung des griechischen Kaiserthums, auf dessen Thron damals ein Weib saß, die geistvoll leidenschaftliche Irene, sondern nur im Sinne der Theilung, wie dieselbe seit Diocletian gesetzlich war, wenn auch oft unterbrochen. Karl d. Gr. erhielt durch die Kaiserkrönung nichts an Land und Leuten, das er nicht bereits hatte, aber ein Gedanke, wie er seit Augustus und Constantin sich heidnisch und christlich ausgebildet hatte von gottverliehener geistiger Weltherrschaft, senkte sich auf sein Haupt und ist im Gemüth der Völker durch Jahrhunderte eine Macht geblieben, soweit sie auf das Haupt eines Fürsten kam, der ihr gewachsen war. Der Papst ist durch die Schenkungen longobardischer Könige, noch weit mehr der Karolinger ein Regent geworden, der die Schlüssel der Städte, den Eid ihrer Bewohner und bestimmte Abgaben des Landes empfing. Vom Lande war ihm am bestimmtesten das Exarchat zugesagt, am wenigsten bestimmt die Stadt Rom selbst, sie galt, zumal die wiederum kaiserliche Roma als eine der 3 Hauptstädte des Reichs neben Aachen und Paris. Die Wahl des Papstes ging insgemein von dem aus, der die Herrschaft über Rom übte. Man dürfte das neu entstandene Rechtsverhältniß einem großen bischöflichen Lehen vergleichen. Der Papst ist nach seiner Erwählung wie nach der anerkannten Möglichkeit seiner Verurtheilung Unterthan geblieben, aber er hat den Herrn vortheilhaft gewechselt, mit dem mächtigen Herrn ist auch er mächtiger geworden, denn das enthielt die Kaiserkrönung allerdings, die Zurückweisung aller Rechtsansprüche des morgenländischen Kaiserthums der Griechen auf das Abendland.

Man hat darüber gestritten, ob das wodurch Pipin und Karl bewogen wurden den Papst als einen stattlichen, weltlichen Herrn zu befestigen und zu mehren, Bigotterie oder Politik gewesen sei? Das Erstere nach ihrer sonst bewährten Art sicher nicht, Politik war es unverkennbar, und wohl mit etwas Pietät gemischt, einen schon gegen die Longobarden bewährten und auf dem Wege der Machtentfaltung begriffnen und doch der Hülfe gar sehr bedürftigen, in Italien nützlichen Bundesgenossen zu unterstützen, auch ganz im Sinne der germanischen Staatsverwaltung

für den befreundeten Bischof. Aber hoch über aller italienischen Politik wurde die Kaiserkrönung das religiöse Siegel auf die Einigung aller abendländischen Völker, das Symbol der beginnenden Weltherrschaft des germanischen Geistes. Karl d. Gr. ist 814 in seinem Dom zu Aachen bestattet worden, Schwert und Pilgertasche um die Lenden, im Schoß das Evangelienbuch, so behauptet er noch im Tode den großen Gedanken seines Lebens.

Cap. III. Kirchliches Leben und Wissen.

§ 83. Der religiöse Volksgeist.

Die Völker die sich auf den Trümmern des römischen Reichs niedergelassen hatten, in ihrer natürlichen Ehrbarkeit und Treue meist getragen durch begeisterte Kämpfe für ihre nationale Freiheit, waren nach Jahrhunderten nicht mehr sittlich dieselben, beladen mit dem Reichthum und der Ungerechtigkeit der Eroberung. Die rohe Natürlichkeit wie die Civilisation hat ihre besondern Sünden, wenn ein naturwüchsiges Volk sich plötzlich in die Genüsse und Gefahren der Civilisation stürzt, kommen beide Arten der Sünde zusammen.

Die Kirche war zu dieser Zeit weniger Lehr- und Sittenanstalt, als Heilsanstalt: man wird ihr Mitglied um theilzuhaben an ihren Segnungen, zunächst am ewigen Seelenheil. Doch in Statuten, die von Bonifatius ausgehn, heißt es: Niemand soll als Pathe zugelassen werden, der nicht den Glauben und das Vaterunser auswendig kann, um es dem Täufling seiner Zeit zu lehren, sonst wird er am jüngsten Tage Rechenschaft ablegen für seine Seele. Aber wie wenig das Christenthum eine sittliche Macht übte, zeigt sich recht im sittlichen Urtheil selbst der bessern Zeitgenossen. Gregor von Tours beschließt seinen Bericht über mißliche Thaten des Königs Guntram mit dem Urtheil: übrigens ein wahrhaft guter Mann, nur zu Eidbrüchen allzugeneigt; keinem seiner Freunde hat er einen Eid geleistet, den er nicht sofort vergessen hätte. Die beiden fränkischen Königinnen, Brunhild und Fredegunde, jede hat blutige Schandthaten vollbracht wie sie einst üblich waren am Hofe Neros. Es fehlte darum nicht an kirchlicher Gesinnung bis zum Aberglauben und mit böser Lust nicht selten verbündet. Chilperich hatte seinen Brüdern bei der Erbtheilung einen Eid darauf gegeben, nicht ohne sie Paris zu betreten. Als er dort einzog, ließ er Reliquien vor sich hertragen, um den Fluch des Eidbruchs abzuwenden. Als Fredegunde Meuchelmörder aussandte gegen ihren Schwager König Sige-

bert, ermuthigte sie dieselben: „Wenn ihr davonkommt, will ich euch und eure Kinder außerordentlich erheben: laßt ihr dabei das Leben, so will ich eine Menge Almosen für euch an die Kirche spenden."

Trotz des Wehrgeldes wüthete noch oft die Blutrache zwischen zwei angesehnen Geschlechtern. Der König nach vergeblichen Sühneversuchen, läßt die eine Sippschaft zum Gastmahl einladen, und sie alle ermorden; so war der Friede wiederhergestellt.

Der Klerus zumal als Pfarrgeistlichkeit hat zur Milderung der wilden Sitten viel beigetragen, wenn auch nicht immer gelang den harten Sinn der Laien zu beugen. Der Ortspfarrer hat zwei Leibeigne, die sich sehr lieb hatten, getraut, gegen den Willen des Herrn, der doch dem Pfarrer versprach, sie nicht zu trennen und mit Leibesstrafen zu verschonen. Er ließ sie lebendig mit einander begraben.

Die Unauflösbarkeit der Ehe wurde als Idee von der Kirche ausgesprochen, in der Wirklichkeit mit mancher Ausname. So durch Klostergelübde, ursprünglich bei gegenseitiger Zustimmung; oder wenn Eins dem Andern nach dem Leben getrachtet zu haben überwiesen ist. Nach einem fränkischen Capitular aus dem 8. Jh. wird die Ehe schon gelöst, wenn der Mann genöthigt ist in eine andre Provinz zu fliehn, und die Frau ihm nicht folgen will, oder wegen Kränklichkeit sich dem Manne versagt; es heißt da einfach im Kanon nach einer Schrift Gregors II an Bonifatius: so nehme er eine Andre (**aliam accipiat** oder **nubat magis**). Auch wurde die erfundene Phantasie einer geistlichen Verwandtschaft gemißbraucht zur Nichtigkeitserklärung einer rechtmäßigen Ehe. So hat Fredegunde noch als Hoffräulein die Gemahlin Chilperichs, eine westgothische Königstochter, verleitet ihr Kind mit eigner Hand aus der Taufe zu heben, was der König für geistliche Verwandtschaft erklärte, um Fredegunde zu heirathen. Die fränkischen Könige hatten Nebenfrauen wie David, nach altgermanischem Königsrechte, und die Kirche ertrug es.

Heidnische Gebräuche werden noch bis tief ins 8. Jh. im Volksleben geübt und beklagt. Bonifatius klagt über Priester, die dem Wuotan Stiere und Böcke opfern, Karl d. Gr. verbot, daß einfältige Menschen an Heiligentagen vor der Kirche Opferthiere schlachten. Gregor d. G. hatte ausdrücklich freilich den neubekehrten Sachsen in England das als unschuldige Freude erlaubt; die Hauptsache war wohl dabei, was bei harmlosen Völkern immer die Festfreude gewesen ist, Nachbarn und Freunde mit dem gesunden, geheiligten Fleische zu bewirthen. Um zu erfahren was in einem Volke geübt wird, darf man nachsehen was in demselben verboten ist, wenn dieses individuell sich auf ein bestimmtes Thun richtet. So der **Indiculus paganiarum**, der Anzeiger heidnischen Aberglaubens, in den

Acten des Reichstags von Leſtines auf die Nachwelt gekommen, nur lateiniſche Capitel-Überſchriften von Verboten mit einzelnen deutſchen Gloſſen, welche auf die Mitte des 8. Jh., auf die Zeit des Bonifatius hinweiſen, theils aus der Sprache, theils aus verwandten Nachrichten verſtändlich, z. B. „De incertis locis, quae colunt pro sanctis i. e. Unſteten." Wer darüber geht, erkrankt, man ſagt, er iſt über eine Unſtete gegangen. „De igne fricato i. e. Notfür." Vom Nöthigen des brennenden Funkens aus dem Holz. Wir kennen dieſes Feueranmachen ſchon aus Campes Robinſon. Solches Feuer aus reinem Stoff wurde zum Verbrennen des Opferfleiſches gebraucht. Noch im 18. Jh. in Niederſachſen bei Viehſeuchen war Sitte das Vieh durch einen ſo angebrannten Holzhaufen durchzujagen, während auf allen Heerden des Orts das Feuer gelöſcht iſt. „De potendo quod vocant S. Mariae." Dieſes Potendum, was zu verlangen ſei von der h. Maria, galt als ein noch ungelöſtes Räthſel. Ich meine, es gelöſt zu haben durch die Anname, daß zu leſen ſei: de Potenstro, unſrer lieben Frauen Bettſtroh, etwas ſeiner Mariä-Kraut, Freias-Kraut, wächſt auf den Rainen, wurde gebraucht zu Liebestränken und anderm Zauber. „De Lunae defectione, quod dicunt: vince luna!" Dies der Zuruf bei anhebender Mondfinſterniß als Anfang der Götterdämmerung, da der Wolf beginnt den Mond zu verſchlingen. Im 5. Jh. predigte der Biſchof Maximus dagegen: „eure Gottloſigkeit drang zum Himmel." „De simulacro de consparsa farina". Götterbild gebacken, oder auch Votivglied das geheilt werden ſoll, etwa an einem h. Quell benetzt. Je nach dem Feſte ſeiner Beſtimmung: Heidenweck, Chriſtweck, Martinshörner; aus Julbrot wurde Oſterfladen. Endlich, „de eo, quod credunt, quod possint foeminae corda hominum tollere". Nach dem Wortlaut zwiefacher Sinn möglich, entweder tollere wegnehmen, das Herz entmuthigen, oder durch Liebestrank das Herz gewinnen.

Die Macht des Zaubers wird vornämlich auf dieſes Zweifache bezogen als gleich wechſelvoll und unergründlich: auf das Wetter und auf das Menſchenherz als Sitz der Geſchlechtsliebe. Das weſtgothiſche Geſetz bedrohte den Wettermacher mit 200 Hieben; die Wettermacherin, die Hexe ſoll kahl geſchoren um 6 Höfe geführt werden. Hexe, ahd. hagazussa, angelſächſ. hägtesse, bedeutet urſprünglich „die das gehegte Feld Schädigende." Im Geſetz der ſaliſchen Franken: „eine Hexe, die einen Menſchen gefreſſen hat und deſſen überwieſen wird, ſoll das Wehrgeld für ihn zahlen." Dagegen die geſtrenge Aufklärung Karls d. G.: „wer eine Hexe verbrennt, ſoll mit dem Tode beſtraft werden."

Noch immer beſtand die Luſt an Entſcheidung zweifelhafter Fälle

durch ein lebendiges Loos, wie zur Zeit des Tacitus. Dahin deutet im Indiculus die Überschrift: de auguriis vel avium vel equorum, von den Weissagungen der Vögel oder der Rosse. Dafür setzte die Kirche die sortes sanctorum, durch das Aufschlagen der Bibel, auf welchen Vers der zufällige Blick eben fiel, oder durch zwei auf das Grab eines Heiligen gelegte Zettel.

Graunvoll und zum Verbrechen lockend war der Glaube an mordende Holzbilder durch das Herz eines ermordeten Menschen. Daneben der Glaube, daß das Wachsbild eines verhaßten Menschen langsam am Feuer geschmolzen den Tod desselben herbeiführe. Verwandt ist die aus dem Mittelalter nachweisbare tragische Sage, auf solch ein Wachsbild mit dem Pfeil zu schießen. Drei Schüsse sind frei, wenn aber zwei davon durch gegenwirkenden Zauber nicht treffen, schnellt der Dritte zurück in des Mörders Brust.

Die Götterſage verhüllte sich immer mehr in die Helden- und Heiligen-Sage. Von den alten Götternamen sind nur wenig in die kirchliche Volkssprache übergegangen, so Freir für Kyrios, zusammengesetzt Thor-Christ und Frei-Marei. Bis tief ins Mittelalter werden Spuren des Glaubens an einen freundlichen Verkehr mit einigen Hintersassen der alten Götterwelt bezeugt: Erdmännlein, Wichten, Elfen. Ihr heidnischer Ursprung zeigt sich darin, daß sie durch Glockengeläute aus einer Gegend verscheucht werden, d. h. durch das Christenthum.

Manche kirchliche Worte erhielten nur eine tiefere Bedeutung, wie Sühne, Glaube, Minne. Manches griechische oder lateinische Wort wurde ins Deutsche übertragen, wie Bischof von episkopos, Priester von presbyteros, Dom, duom von domus Dei, Münster von monasterium, Kloster von claustrum. Auch wurden kirchliche Bezeichnungen allgemein gefaßt, so wird Kaiphas ein biscof genannt.

Die Kirche bemächtigte sich des Gottesgerichts durch ihre Weihe der Waffen; auch durch eine zweite Form der Entscheidung als judicium crucis: Angeklagter und Kläger mit ausgestreckten Armen in der Form des Kreuzes innerhalb der Kirche, während ein Abschnitt des Evangeliums verlesen wurde. Wer zuerst die Arme sinken ließ, hatte verloren.

§ 84. Kirchenzucht.

Die Tendenz des germanischen Rechts war möglichste Schonung der individuellen Freiheit als nur beschränkt durch das Recht aller andern Freien. Dagegen die Kirche den Laien für unfrei nahm gegenüber dem Priester, und die fröhliche Willkür strenger Zucht zu unterwerfen suchte.

Daher seufzt Gregor: o cruda rusticitas, quae semper in Deum et in ejus amicos murmuras.

Die germanische Sitte alle Verbrechen der Körperverletzung durch das Wehrgeld zu büßen, war möglich da, wo das ganze Volk in Waffen lebte, das Vermögen nicht allzu ungleich und die Bedürfnisse einfach waren. Aber unmöglich war dieses Wehrgeldleben unter höher Gebildeten und selbst unter friedlichen Verhältnissen. Wer 70 Goldgulden in der Tasche hatte, dem stand z. B. die Nase jedes Nebenmenschen zu Gebote. Eine theilweise Abhülfe fand sich durch die kirchlichen Sendgerichte, d. h. Synodalgerichte aus Laien unter Vorsitz des Archidiakonus. Dieser zog zu bestimmter Frist in der bischöflichen Diöces umher und berief an den bestimmten Orten aus der Gemeinde 7 ehrbare Männer, die beeidigt wurden als Sendgeschworne alles anzuzeigen, was in selbiger Gemeinde Sündhaftes geschehn, und darüber gerecht zu richten. Die Anzeige geschah auf eine Reihe vorgelegter Fragen; inquisitorisch, weil ohne Ankläger; so bezeichnen die Sendgerichte den Übergang zum neuern Criminalproceß. Die aufgelegte Strafe meist Fasten und Gefängniß; als frei übernommen. Von der Kirche begünstigt als Christianisirung des Wehrgeldes und um ihre Bußordnung in den vorgefundenen Rechtszustand einzuführen.

Im Wehrgeld auch der unschuldige Ursprung des Ablasses, wiefern das Wehrgeld an den Verletzten oder an seine Familie gezahlt wurde, und wiefern der Ablaß an Gott gezahlt wurde in die Hand der Armen. Gegen die nahe liegende sittliche Gefahr erklärt die Synode von Cloveshoven: „es sei unnütz die Hungernden zu speisen, um desto zügelloser zu schwelgen, die göttliche Gerechtigkeit sei nicht feil, du scheinst Gott deine Güter zu geben, und übergiebst dich selbst dem Teufel." Anlaß war für die Synode: ein reicher Mann hatte für ein Verbrechen Absolution gefordert: er habe so viele Almosen ausgetheilt, so viele Psalmen singen und so viele Tage für sich fasten lassen, daß er hinreichende Genugthuung geleistet habe, auch wenn er noch 300 Jahre leben sollte. Die Synode antwortet ihm: würde die göttliche Gerechtigkeit auf solche Weise befriedigt, so würde Christus nicht gesagt haben, daß die Reichen am schwersten ins Himmelreich kommen. Und doch scheint es menschlich, statt sich mit aufgelegtem Fasten zu plagen, Arme, Hungernde zu speisen.

Als ein zweites Mittel, Vergebung unsrer Sünden zu erlangen, galt ihr Bekenntniß in der Beichte, und zwar wurde unterschieden ein Bekenntniß vor Gott und vor dem Priester. Ein Concilium zu Orleans beschloß 797: „Jeden Tag sollen wir unsre Sünden bekennen. Das Bekenntniß, welches wir den Priestern machen, bringt uns Hülfe, weil

wir durch den von ihnen empfangenen heilsamen Rath und durch gegenseitige Gebete die Flecken der Sünden abwaschen. Aber das Bekenntniß, das wir allein Gott machen, hilft dadurch, weil, jemehr wir der Sünden eingedenk sind, desto mehr werden sie von Gott vergessen." Das Concil zu Chalons traf diese friedliche Entscheidung: „Einige sagen: Gott allein müssen die Sünden bekannt werden. Andere aber (sagen) dem Priester; was beides nicht ohne gute Frucht geschieht."

§ 85. Sitten des Klerus.

Noch bestand der Heroismus einzelner Missionäre und die fromme Entsagung einzelner Bischöfe, die bis ins 7. Jh. nur selten germanischen Stammes waren: seitdem wurde die Macht des höhern Klerus immermehr eine Herrschaft des mit dem Aberglauben verbundenen Adels; der niedre Klerus meist Leibeigne als nicht kriegspflichtig, denn Freigeborne sollten nur mit des Königs Erlaubniß Weihen erhalten. Der Name der Simonie zum unsterblichen Andenken des Simon Magus wurde üblich für jedes Erkaufen wie Verkaufen eines Kirchenamtes. Gregor von Tours schreibt bei Gelegenheit der vielen Geschenke, die dem gothischen König dargebracht wurden für die Bestätigung eines erwünschten Bischofs von Clermont: „schon damals begann jene unselige Saat aufzugehen daß das Bisthum verkauft wurde von den Königen oder gekauft von den Klerikern"; und er nennt als die gewöhnlichen Mittel ein Bisthum zu erlangen, viel zu bieten, mehr zu versprechen.

Für die Ehrbarkeit der Kleriker giebt die Milde in einem Erlaß Gregors III dieses bedenkliche Zeugniß: „Wenn Einer ein Weib begehrt, aber nicht zu seinem Ziel gelangt, ist offenbar, daß dieser durch göttliche Gnade freigesprochen ist. Es wäre lächerlich, für eine Berührung, oder einen Kuß, oder eine Umarmung einen [Christen] für verdammt anzusehn." Man wird nicht übersehn, daß so ausdrücklich durch einen Papst als nicht strafbar Erklärtes als erlaubt angesehn wurde. Gregor, der von Tours, erzählt wie der Abt Dagulf mit einer verheirateten Frau lebte, und eines Tags als er betrunken bei ihr geblieben war, von dem heimkehrenden Ehemann mit der Axt erschlagen wurde, der dann das Lager in Brand steckte. Unser Gregor fügt die leichtfertige Moral hinzu: Kleriker möchten sich des Umgangs mit fremden Frauen enthalten, oder sich auf solche beschränken, welche ihnen nicht als Verbrechen angerechnet werden können.

Eine Casuistik über die Strafen der Trunkenheit von jenem Papst Gregor bezeugt in ihrer Genauigkeit ihre Bestimmung für das deutsche

Volk. Nach derselben soll ein Priester, der sich an das Laster der Trunkenheit gewöhnt, es lassen, oder entsetzt werden. Hiervon wird wie billig der einzelne Fall unterschieden. Der Bischof, Presbyter und Diakon, durch Trunkenheit vomitum faciens, soll 40 Tage Pönitenz leisten, andre Kleriker und Laien 7 Tage. Wenn aber einem Bischof ꝛc. dies geschieht, weil er wenig vertragen kann, oder schwächlich ist, oder lang gefastet hat, oder am Weihnachts- oder Osterfeste, oder doch beim Feste irgend eines Heiligen, nihil eis nocuit, denen schadet's nichts. Wenn er aber sich so betrinkt, ut statum mentis mutet, daß er den Verstand verliert, et lingua balbutiet, mit der Zunge stammelt, et oculi turbentur, et tunc evomuerit eucharistiam, dann soll ein Bischof 90 Tage, ein Presbyter 70, ein Diakon 40, Kleriker und Laien 16 Tage Pönitenz leisten, und diese Casuistik geht noch weiter: si canes comedant talem vomitum, dann 100 Tage u. s. f. Gregor von Tours erzählt vom Bischof von Soissons, er trank sich um den Verstand, verfiel wohl in Säuferwahnsinn, und schrieb dies in lichten Augenblicken den Zauberkünsten seines Archidiakonen zu, den er entsetzt hatte.

Als Zeichen der äußersten Entartung eifern Kirchengesetze im 7. und 8. Jh. gegen Bischöfe, die in den Krieg ziehen, auch die mit Hunden und Falken jagen. Kaiser Karl hat erst 805, als die Leichname so vieler Kleriker und Bischöfe auf der Walstatt ihn erschütterten, dieses Kriegführen untersagt mit ausdrücklicher Verwahrung, daß es nicht seine Absicht sei, die Ehren der Priester zu mindern, oder das Vermögen der Kirchen zu verletzen. Kriegführen entspricht allerdings den Idealen des Christenthums nicht, doch wo das ganze Volk kriegerisch ist, wo Tapferkeit als die höchste Tugend gilt, ist das Schlachtfeld nicht das schlechteste Sterbebett. Das Wort: „wer das Schwert führt, wird durchs Schwert umkommen", spricht eine Folge aus, nicht einen Fluch.

Neben manchen weisen Bischöfen gedenkt der Mönch von S. Gallen auch eines Exemplars einer andern Art derselben: „Es war einmal ein Bischof einer kleinen Stadt Herr Recho, der wie ein Apostel und Heiliger als Fürsprecher bei Gott verehrt zu werden wünschte. Dieser hatte einen Vasallen, einen rüstigen Mann, der aber vergeblich suchte, sich bei dem Bischof in Gunst zu setzen und nicht Einen freundlichen Blick von ihm erhalten konnte. Der einmal unterwegs mit zwei Windspielen findet einen Fuchs, der auf Mäuse lauerte. Die Windspiele fingen den Fuchs, er entreißt ihn lebendig ihren Zähnen und begrüßt den Bischof: „Siehe Herr, welch eine Gabe ich armer Mann dir bringen kann!" Antwort: Was er mit dem Thiere wolle? und wie er es lebendig gefangen habe? „Herr, ich ging so durch das Feld. Da sah ich den Fuchs in weiter Ferne

und wie den Wind dahinlaufen. Da ich kaum ihn noch sehen konnte, hob ich meine Hand in die Höhe und beschwor ihn: Im Namen meines Herrn Recho, stehe und thue keinen Schritt weiter! Da stand er wie mit Ketten gebunden, an die Stelle geheftet bis ich ihn aufhob wie ein Lamm." Da rief der Bischof erfreut: Nunc apparet sanctitas mea, nunc scio qui sim, nunc agnosco quid futurus sim! Seit jenem Tage liebte er jenen Vasallen vor allen seinen Leuten.

Chrodegang Bischof von Metz hat versucht eine gemeinsame Zucht und Aufsicht zunächst über den Klerus seiner bischöflichen Kirche zu bringen. Er machte seine Kleriker zu Mönchen, oder genauer, es bildete sich ein Mittelstand, verschieden von den Mönchen durch das Recht Privatvermögen zu erwerben, als die nach bestimmten Canones lebten, Canonici genannt, und weil vornehmlich in bischöflichen, in Domkirchen verbreitet, Domherren. Ihnen las früh in der Capitelstube der Bischof oder Propst [Praepositus] als der ihnen zunächst Übergeordnete ein Capitel der Bibel, besonders aus dem Leviticus (3. Buch Mose), daran er Ermahnungen und Rügen knüpfen konnte, daher die bekannte Redensart, den Text lesen, oder die Leviten.

Zwischen den Mönchsorden bildete einen Hauptunterschied, daß Columbans Regel mehr orientalisch unbedingten Gehorsam forderte, und jede Abweichung auch in ihren Äußerlichkeiten mit Hieben bestrafte, wer den Löffel zum Munde führte ohne sechs Kreuze darüber zu machen, erhielt sechs Hiebe, wer mit einem Weibe sprach ohne Zeugen 100. Dies konnte im germanischen Abendlande nicht auf die Länge bestehn gegen die milde Regel Benedicts [vgl. B. I, S. 599].

§ 86. Cultus.

Wie das Recht der Kirche römisch blieb, so auch die Sprache: Die Römer und ihre Sprachgenossen vermochten nicht leicht die deutsche Sprache zu erlernen, als damals noch ohne bewußte Regel. Als aus den lateinischen Volksdialekten allmählich die romanischen Volkssprachen entstanden: italienisch, provençalisch, französisch, spanisch, erschienen dieselben anfangs nur als Entartung, barbarische Mischung, lingua rustica, gegen welche die Kirche ihre gewohnte Sprache festhielt. Doch 794 die Synode von Frankfurt hat die Meinung verworfen, Gott könne nur angebetet werden in einer der drei Sprachen, in welchen die Aufschrift des Kreuzes gestellt war.

Die einsame Messe, durch den Priester allein, wenn sich Gemeindeglieder nicht einfanden, wurde seit Gregor d. G. immer mehr als ein

wirkliches Opfer angesehn. Doch verbot noch eine Synode zu Mainz 813 die Messe ohne Gemeinde zu halten.

Der Mythus einer Himmelfahrt der Maria schließt ihr Sterben nicht aus, sondern denkt ihren Leichnam vor den Augen der Apostel durch Engel emporgetragen in den Himmel. Es liegt etwas Gesetzmäßiges in dieser Sagenbildung, wie an ihr dem Gottweib in der Phantasie der Gläubigen alle die Momente der Verherrlichung des Gottmenschen soweit irgend denkbar nachfolgend vollzogen werden.

Als Gregor d. Gr. bei der Pest eine Procession hielt, wurde auf der Moles Hadriani, dem erhabnen Grabmal dieses Kaisers und der Burg des mittelalterlichen Rom, ein riesenhafter Engel gesehen, wie er sein bloßes Schwert in die Scheide steckte, offenbar die Verwirklichung des bildlichen Ausdrucks der Überzeugung, daß der fromme Betzug seinen Zweck vor der Gnade Gottes erreicht habe. Damals ist ein festum Apparitionis eingesetzt worden, aber nur als römisches Stadtfest und wohl bald wieder in Vergessenheit gekommen.

Dann unser Michaelisfest ist in Frankreich entstanden, hängt wohl mit germanischer Mythologie und als Herbstfest zusammen, Michael der Vorkämpfer wider den alten Drachen, der Repräsentant aller Engelschaaren.

Vom h. Martin schreibt fast wie die Alten von Äskulap Gregor in der Schrift de Miraculis: „Wir danken dem allmächtigen Gott, welcher uns einen solchen Arzt zu geben gewürdigt hat, welcher unsre Schwachheiten reinigte, unsre Wunden abwusch und heilsame Heilmittel brachte." Von ihm wird der Name Kapelle abgeleitet, der Betsaal der fränkischen Könige, weil darin die Cappa des h. Martin einst als das Nationalpalladium aufgehängt war, wohl der halbgetheilte Mantel, den der Heilige in Winterkälte mit einem Armen, der ihn ansprach, durch sein Schwert zertheilt hatte. Ein hoher königlicher Geistlicher war angestellt das Heiligthum zu hüten, der Kapellan genannt. Nachmals hat der französische Adel auf seinen Burgen die königliche Stiftung nachahmend die kleinen Schloßkirchen Kapellen, die Hausgeistlichen Kapellane genannt.

Die neue Dionysiussage ist aus drei Personalien zusammengeflossen: 1) Dionysius der Areopagit nach der Apostelgeschichte der Beisitzer des Areopag in Athen, der hier sich zu Paulus hielt und der von Eusebius als der erste Bischof von Athen genannt wird. 2) ein unbekannter christlicher Neuplatoniker, der im 5. Jh. Schriften unter dem Namen des Areopagiten veröffentlicht hat, dieser apokryphische Dionysius der Urheber kirchlich-philosophischer Mystik. 3) Nach Gregor von Tours wurden im 3. Jh. in Rom sieben Bischöfe für Gallien geweiht. Von die-

sen der Eine Namens Dionysius Bischof von Paris geworden, in der Verfolgung des Decius nach verschiednen Martern praesentem vitam gladio imminente finivit. Scheint hiernach vor der Hinrichtung gestorben. Noch ohne Andeutung auf die beiden erstgenannten Dionyse, doch scheint der unbestimmte Ausdruck Gregors Anlaß gewesen zu sein zu der Sage, daß ihm der Kopf zur Hälfte zersägt worden sei; und so wird er mit dem abgesägten obern Kopftheil herumwandelnd dargestellt. Erst im 8. Jh. ist in Frankreich eine Mischung jener drei geschehen, diese drei wurden Eins, der Athener, der Pariser Bischof und der apokryphische Autor, dessen Werke vielleicht erst in Folge der trinitarischen Sage durch den Kaiser aus Constantinopel als ein theures Geschenk an den König Pipin gesandt und so in Frankreich bekannt geworden sind. Dieser dreifache Dionys wurde bald ein Glaubensartikel des französischen Volks und bei Paris ihm eine prächtige Kirche erbaut, in deren Grüften um das Grab des Märtyrers die Könige Frankreichs ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, bis die Revolution ihre Gebeine zerstreute. Das Kloster und die Ortschaft St. Denys ist stehn geblieben. Auf S. Martin als Schlachtenruf der Franken ist S. Denys gefolgt.

Die Spanier haben ihren Nationalheiligen S. Jacob durch irgend einen Zufall erfunden, denn ein Verhältniß zu einem der verschiednen im N. Testament vorkommenden Jacobus ist ohne alle ältere Überlieferung. Sinnlich frommen Völkern ward ein Volksheiliger leicht ein Bedürfniß. Gott ist allen gleich gnädig und gleich streng. Der Heilige hat seine Vorliebe. War eine Schlacht unter seiner Anrufung gewonnen, so ward er der siegreiche Kriegsgott dieses Volks.

Der Bilderſturm hat eine politische Bedeutung, wiefern was in Unteritalien noch am griechischen Kaiserthum hing, den bilderstürmenden Kaisern entfremdet wurde. Daher das Interesse jener Kaiser, das fränkische Reich gegen die Bilderverehrung zu gewinnen. Wir sahen [B. I, S. 618 f.], wie mit der Bilderverehrung der Heiligendienst und die ganze Anbetung des äußerlichen Dinges zusammenhängt. Daher im Gegensatz wider dieselbe etwas Protestantisches liegt, und um so mehr, je gemeßner dieser Gegensatz ist. Die sogenannten Libri Carolini sind als eigne Schrift Kaiser Karls angesehn worden, sie sind nach seinem Sinne und aus seinem Kreise, indem sie ausgehend von dem Satze: „Gott allein ist zu verehren, er allein anzubeten", dabei die Rechtfertigung nicht verschweigen, daß nicht das verehrt werde, was die Bilder sind, sondern das, auf was sie hinweisen [quid innuant]; aber der Bilderſturm der griechischen Kaiser erwies sich zuletzt gleich vergeblich wie der milde Gegensatz Kaiser Karls, zum Zeugniß, daß gegen eine

mächtige Richtung des Zeitalters weder der Unverstand noch der Verstand etwas vermag, indem Beide sich einigten zu dem Beschlusse, die Bilder möchten geküßt und verehrt, nur nicht angebetet werden.

§ 87. Wissenschaft und Literatur.

Dieser Abschnitt hat den bescheidensten Inhalt, das war nicht der Beruf der alten germanischen Kirche, die Wissenschaft fortzubilden, kaum sie zu bewahren für eine ferne Zukunft. Doch ist das Erbe der römischen Bildung nie ganz untergegangen, es hat sich erhalten als ausschließlich kirchliche Wissenschaft, wie die Natur im Winterschlaf, wie Schneewittchen den Frühlingsprinzen schlafend erwartet. Man hat der Kirche vorgeworfen wie ein Unrecht, daß alle Wissenschaft kirchlich geworden sei, es ist doch ein Beweis, daß sie ohne die Kirche ganz verloren gegangen sein würde. Doch ist Nationales aus Scheu vor dem heidnischen Inhalt untergegangen. Zur classischen Literatur bestand noch die seit Hieronymus übliche Unsicherheit. Alcuin sagte: in seiner Jugend habe er auch die Lügen Vergils gelesen, und warnte seine Schüler davor.

Isidor als Erzbischof von Sevilla galt als eine Leuchte der gothisch-spanischen Kirche im 7. Jh. Seine Freunde schrieben von ihm, Gott habe nach soviel Verlusten ihn, den Spanier erweckt, daß seine Genossen nicht ganz verbauerten. Seine Origines enthalten als eine Encyklopädie in Deutung der Worte manche Sachkunde; seine Geschichte von den Kriegen der Gothen, Vandalen und Sueven ist eben nur Geschichte der Könige, nicht der Völker. Er nam die Juden in Schutz gegen gewaltthätige Bekehrung und gründete ein Kloster für die Schwachen, die der Zucht bedürfen. Sein schuldloser Name hat sich an eine Sammlung der Kirchengesetze gehängt, deren zweideutiger Ruhm das Mittelalter erfüllt. Theodor aus Tarsus, der Landsmann des Paulus, von Rom nach Canterbury gesandt, hat griechische Literatur dahin gebracht, von ihm hat sich das angelsächsische Gesetzbuch über aufzulegende Kirchenstrafen erhalten († 690). Beda Venerabilis aus edlem angelsächsischen Stamm, im Benedictinerkloster Jarrow aufgewachsen, hat hier als Mönch ein Gelehrtenleben geführt, wie er von sich bekannte: Immer habe ich zu lernen, oder zu lehren, oder zu schreiben für süß gehalten, als Lehrer, dessen Schüler die englischen Bischofstühle einnamen; seine Schriften: Auslegung, allegorisch erbaulich, fast aller Bücher der H. Schrift, naturhistorisch in den Schranken der Weltkunde jener Zeit; historisch ward er der Vater der englischen Geschichtschreibung. Auf seinem Krankenbett im Dictiren einer Übersetzung des Evangeliums Johannes ins Angelsächsische um-

geben von Schülern ermahnt er: Schreibt schnell, damit ich's noch corrigiren kann; und er ist bis zum letzten Verse gekommen (735).

Die Klosterstiftungen des Bonifatius waren zugleich Bildungsstätten für Geistliche. Ein baierscher Priester hatte ein Kind getauft mit den Worten baptizo te in nomine patrua et filia et spiritus sancti, was allerdings ein seltsames Latein ist. Bonifatius gebot dem Virgilius die Taufe in wirklichem Latein zu vollziehn, Virgil weigerte sich dessen: es handelte sich hier um eine Wiedertaufe und um einen kirchlichen Grundsatz, daß über die Gültigkeit der heiligen Handlung die Absicht des Vollziehenden oder Empfangenden allein entscheide. Virgilius hat deshalb nach Rom berichtet und Zacharias erklärte die unlateinische Taufe für gültig. Bonifatius bekam noch einen andern Kummer über Virgilius, diesen britischen Mönch, der noch an eine andere irdische Welt und Menschen unter der Erde glaubte. So dämmerte bereits der Gedanke, der Amerika entdeckt hat. Virgilius erhielt das Bisthum Salzburg, und Bonifatius hat sich seitdem von der baierschen Kirche zurückgezogen.

Karl d. G., der alles geistig Hervorragende um sich sammelte, fühlte sich doch mitunter einsam unter diesen bloß Gelehrten. Er klagte einmal: „Hätte ich nur zwölf solche Männer wie Hieronymus und Augustin!" Alcuin erwiederte: „Du möchtest ihrer zwölf haben, und unser Herrgott selber hat nur zwei gehabt."

Der Kaiser hatte Alcuin, den angelsächsischen Gelehrten aus der Schule Bedas in zweiter Generation, in Rom kennen gelernt und an seinen Hof gezogen, seinen Minister des Unterrichts und den Rector der Hofschule. In Briefen pflegt er ihn anzureden Carissime in Christo Praeceptor. Diese Briefe enthalten natürlich meist eine wichtige geschäftliche Unterhaltung, doch auch manches Leere. Der Kaiser fragt, warum die Sonntage vor der Fasten Septuagesima und Sexagesima genannt würden. Alcuin findet darin tiefsinnige Zahlengeheimnisse. Er hat Commentare zur H. Schrift, und Lehrbücher über Theile des Trivium und Quadrivium verfaßt, den Inhalt meist aus den Kirchenvätern entlehnend, auch Gedichte ohne Poesie. Doch ist der Gedanke des Volksunterrichts bereits erwacht. Der Kaiser erließ 801 ein Gebot, daß jedermann seinen Sohn litteras ad discendas schicke, was denn freilich auch in der weitesten Bedeutung der Buchstaben und der Wissenschaften leichter zu befehlen als auszuführen war. Die Synode vom März 813 ermahnt nur die Söhne in die Klosterschule zu senden um das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser zu erlernen, mit der Erwartung, daß die Kinder dann auch zu Hause das Erlernte verbreiten würden.

In gelehrten Schulen wie sie nach dem Urbild der Palatina, der Hofschule Alcuin begründete, wurden die artes liberales gelehrt, nach der Werthhaltung der Siebenzahl ihrer Sieben, in 2 Abtheilungen, die Erste das Trivium für formelle Bildung: Logik, Grammatik, Rhetorik, die zweite Abtheilung nach diesem Trivialen das Quadrivium: Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie. Dieses alles meinte die karolingische Zeit zu verstehn und in ihren Schulen fortzupflanzen. Nicht getragen vom Volksleben, waren es doch Keime der Zukunft.

Aus der kaiserlichen Bibliothek konnte Jeder ein Buch für den Einkaufspreis erhalten. Das Geld fiel den Armen zu. Alcuin sieht es als Sache der Wohlthätigkeit an, dem Kaiser wars um die Verbreitung. Für eine denkende tägliche Erbauung der Kleriker ließ er aus den Werken der Kirchenväter durch Paulus Diakonus eine Sammlung auslesen, die durch Alcuin überarbeitet auf das Kirchenjahr als Homiliarium vertheilt wurde. Er selbst wollte in seinem Alter noch das Schreiben lernen. Einhard berichtet: tentabat et scribere, er versuchte zu schreiben, sed parum prospere successit labor praeposterus et sero inchoatus, aber wenig glückte die verkehrt und zu spät angefangene Arbeit. Es hat doch etwas rührendes die an das schwere Kaiserschwert gewohnte Hand zu denken, wie sie an Buchstaben künstelt.

Neben den Händeln des Bonifatius mit seinen meist vor ihm über die See gekommenen Landsleuten, den altbritischen Mönchen, ist nur eine Streitigkeit unter politischer Theilname geführt worden, die adoptianische, ein Nachklang der griechischen Streitigkeiten über das Geheimniß des Gottmenschen.

Die adoptianische Lehre war nicht, daß Christus von Haus aus bloß Sohn der Maria, erst durch die Adoption zum Gottessohn geworden sei, sondern der Streit betraf nur das Verhältniß der menschlichen Natur zur göttlichen. Die katholische Kirche dachte seit der Synode von Chalcedon: die menschliche Natur Christi durchdrungen von göttlichen Kräften, insofern sie selbst vergöttlicht; der Adoptianismus trennte beide Naturen, die menschliche Natur bloß durch einen besondern göttlichen Willensact aufgenommen in die Theilname an göttlicher Weltherrschaft, und diesen Act nennt er adoptio. Bildlich kam diese Gleichstellung mit der gerichtlichen Anname an Kindesstatt vor bei Kirchenvätern, auch in der gothischen Liturgie, um sichs zu denken, wie Gott und Mensch eins geworden sei. Doch als bestimmter Gedanke wars ein Nachklang der starken Scheidung beider Naturen. Wie in der Behauptung Nestors erschien es verletzend gegen die Hoheit Marias, wenn Felix, Bischof von Urgellis, den Schluß zog: quid potuit ex ancilla nasci nisi servus. Sein Glaubensgenosse

Elipandus, Erzbischof von Toledo, eben dadurch unter maurischer Herrschaft geschützt vor römischer Orthodoxie, konnte mit der alten Leidenschaft dieser Kämpfe versichern: wer nicht bekennt Jesum Christum adoptivum humanitate, et haereticus est et exterminandus.

Freilich konnte auch die katholische Meinung nicht sagen, wie Christus als Menschensohn zum Gottessohn geworden sei, wenn nicht durch einen Willensact Gottes, wofür Adoptio der bildliche Ausdruck. Daher die Verwerfung des Adoptianismus durch die Synode zu Aachen 799 dies enthielt, daß überhaupt das Mysterium tremendum des Gottmenschen nicht begrifflich zu denken sei.

In der Streitverhandlung vertiefte sich der Gegenstand. Alcuin hielt die Übereinstimmung der ganzen katholischen Kirche entgegen der kleinen Partei der Adoptianer. Felix antwortete: „Wir glauben an eine heilige katholische Kirche, welche in der ganzen Welt durch die Verkündigung der Apostel verbreitet, auf den Herrn Christus als den festen Felsen gegründet (also nicht auf Petrus) zuweilen auch in Wenigen bestehn kann." Elipandus fügte hinzu: „Wo zwei oder drei sich im Namen Jesu versammeln, da ist auch er selbst und seine Kirche." So tagte bereits der protestantische Begriff der Kirche. Felix, zum Widerruf gebracht, wurde von der Synode nicht in sein Bisthum zurückgelassen, zu Lyon unter Aufsicht des dortigen Erzbischofs festgehalten. Nach seinem Tod 816 fand sich ein Zettel mit der adoptianischen Lehre in aller Bestimmtheit. Die junge germanische Kirche hatte kein Interesse für solche griechischen Speculationen.

Dies die Origines Ecclesiae Germanicae mit dem Eindruck eines rohen, aber naiven frischen Lebens, das eine Zukunft in sich trägt, die Morgenröthe, die das Mittelalter verkündet.

Das kirchliche Mittelalter, diese 7 Jhh. seit Leo III die römische Kaiserkrone auf das Haupt des germanischen Königs setzte, bis zu dem Morgen, als Luther die Thesen der neuen Zeit an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, gliedert sich in 2 Perioden: Ihre Verschiedenheit im Groben und Allgemeinen gefaßt, bezeichnet die Erste ein Aufwachsen, die Andre ein Abwelken des römisch-germanischen Kirchenthums.

Zweiter Theil.

Mittlere Kirchengeschichte.

Dritte Periode. Karl der Große bis Innocentius III.

§ 88. Übersicht und quellenartige Geschichtschreibung.

Das Mittelalter ist für eine Zeit des Despotismus und der Verdummung etwa von solchen angesehn worden, welche in ihrem Hoffen oder Fürchten für möglich hielten, daß die Welt wieder vertheilt werde zwischen Ritter und Pfaffen. Einer der Propheten unsrer Zeit, Herder, dem es zuweilen in Weimar etwas unheimisch wurde, sagte einmal: „ich gehörte eigentlich ins Mittelalter"; das ihn vielleicht verbrannt hätte, und jeder, der es kennt, wird sich zuweilen dort heimisch fühlen, oder doch etwas in sich merken, das dort heimisch werden könnte. Wir haben uns vielmehr vorzusehn, daß nicht seine Glorie uns seine Mißgestalt, oder vielmehr seine wahre und bestimmte Gestalt verdecke.

Leo, der Hallische Professor, der, wie fremd er auch zu seiner Gegenwart stand, doch vielleicht am geistvollsten über das Mittelalter geschrieben hat, bezeichnete als seinen Charakter das Phantastische, und verstand darunter: das Natürliche, Volksthümliche gebrochen durch ein Jenseitiges, dem abstracten Denken Angehöriges, dadurch das Leben in Contraste zerrissen. Das Wahre daran scheint doch nicht bestimmt genug ausgesprochen. Denn was der natürlichen Lust und germanisch volksthümlichen Sitte sich entgegenstellt: Ehrfurcht vor dem göttlichen Gesetz und Scheu vor dem göttlichen Strafgericht, welches die Kirche verwaltet, ist nicht dem abstracten Denken angehörig, sondern eine unmittelbare Macht in den Herzen. Der Gegensatz des Natürlichen und Jenseitigen, Zeitlichen und Ewigen bestand schon zwischen dem griechisch-römischen Volksgeist und den asketischen Forderungen der Kirche. Hiernach dürfte der Charakter des kirchlichen Mittelalters wenigstens in seiner aufsteigenden Periode bezeichnet werden als Mischung und Conflict des volksthümlich Germanischen mit dem hierarchisch Kirchlichen. Dieses Eigenthümliche hat doch schon begonnen in dem kleinen Nachtrag der 2. Periode, der gegen die hergebrachte Eintheilung um dies Eigenthümliche mit dem Eintreten des Germanischen in die Geschichte scharf abzugränzen, doch fast nur durch den Buchbinder in den Band des Mittelalters gekommen ist. Allein damals wars nur ein ganz untergeordneter Bestandtheil der Geschichte, seit die germanischen Helden nicht mehr verschmähten zu den lieben Heiligen zu beten und in den christlichen Himmel

zu kommen statt mit ihren tapfern Vorfahren in Walhalla zu kämpfen und zu trinken, gegenüber der ganzen Macht des römisch-griechischen Wesens neben dem christlichen in der Kirche. Daher das weite sichere Eingangsthor ins Mittelalter erst da sich aufthut, wo nahe dem Untergange des römischen Reichs und seiner Bildung die germanischen Völker die tonangebenden werden, bei denen die Geschichte geschieht, die lebendige Entwicklung. Der Schlußpunkt, wo Altes und Neues sich grüßen, ist Karls d. Gr. Krönung, es ist nicht dieser Karl, sondern das germanische Volk, auf dessen Haupt die Kaiserkrone gesetzt wird, unbewußt ein feierliches Sinnbild, daß die Geschichte der Welt wie der Kirche auf die germanischen Volksstämme übergehe. In jener Mischung war das Germanische, wenn es erlaubt ist die Unendlichkeit eines Volksgeistes und eines solchen Volkes, in eine allgemeine, daher nothwendig unzureichende Formel zu fassen, das tiefe Gemüth unter den Gewaltthaten roher Sinnlichkeit. Das Kirchliche nicht das Christenthum, wie es aus Christi Munde durch die Apostel der Welt verkündet, sondern wie es durch seinen vermeinten Statthalter zu Rom, oder vielmehr durch den griechisch-römischen Volksgeist geworden.

Jener Conflict des Germanischen und Kirchlichen stellt allerdings sich dar als wilde Naturkraft, welche die Herrschaft der Idee anerkennt: die rohe Gewalt unterwirft sich der Idee der Lehnstreue und ritterlichen Ehre; die rohe Lust verklärt sich zu edler Frauenliebe, zur Beschirmung und Verherrlichung des weiblichen Geschlechts; alles Irdische bekennt sich dienstbar einem Überirdischen, das doch durch die herrschende Sinneslust sich selbst als ein Irdisches, Äußerliches darstellt, so in den Kreuzzügen, diesem leuchtendsten Phänomen des Mittelalters.

Die erste geistige Macht war die Kirche, von ihr ist fast alle höhere Bildung ausgegangen, sie selbst ist der Ritter Georg, der den Lindwurm erschlägt. Ihre Herrschaft des Geistes war legitim, d. h. im Bewußtsein der Völker als berechtigt anerkannt: aber indem die Sinnlichkeit als selbstsüchtige Gewaltthätigkeit, auch als individuelle Vernunft sich dagegen auflehnt, entstand das Zerrissensein in Contraste.

Die beiden Häupter bei Karls Krönung sind fortan die herrschenden: Papstthum und römisch germanisches Kaiserthum. Der Papst war durch die Majestät der ewigen Roma, durch die geglaubte Nachfolge des Apostelfürsten und durch seine leidenschaftslose Stellung in den ältern Glaubensstreitigkeiten zum ersten Bischof der Christenheit geworden. In der Zerrüttung Italiens durch einen glücklichen Bund mit dem neuen fränkischen Königshause hat er ein kleines Stück der Welt, vor allem die alte Welthauptstadt, jetzt die heilige Stadt des Abendlandes, zum Erbe gewonnen.

So steht er als das Haupt der abendländischen Kirche und als Regent des Kirchenstaats, beides mit noch sehr unbestimmten Gränzen und Rechten am Eingang dieser Periode. Aber der Gedanke tritt bereits hervor, daß alle Macht der Kirche sich im Papstthum versammeln müsse. Daher in der Geschichte des Mittelalters dem Papstthum ein eignes und das erste Capitel zukommt, wie etwa in einem monarchischen Staat der Geschichte der regierenden Dynastie.

In dieser Geschichte wird es recht klar, wie unabhängig von menschlicher Willkür, durch eine geschichtliche Nothwendigkeit dieser Gedanke sich verwirklicht hat. In den Chroniken entlegner Klöster ist zuweilen ganz unbekannt, wer zu dieser Zeit auf dem Stuhl St. Peters sitze. Es ist auch mitunter gar nicht der Mühe werth es zu wissen. Zwar durch einige geistesgewaltige Menschen ist das Papstthum begriffen und seiner Bestimmung entgegengeführt worden: aber durch viele gemeine, ja lüderliche Menschen nicht zu Grunde gerichtet; durch die Macht der Verhältnisse hinaufgetrieben zur Weltherrschaft, wenn es erlaubt ist mit diesem großen Worte conventionell einige Macht über ein kleines Stück unsrer kleinen Erde zu bezeichnen. Für beide Perioden, in die sich die Geschichte des Mittelalters gliedert, ist der Perioden-Einschnitt nothwendig da gegeben, wo das Papstthum seinen Gipfel erreicht hat und wieder abwärts geht. Diesen Höhenpunkt bezeichnet die Regierung Innocenz' III am Ausgange des 13. Jh.

Die Geschichtsquellen dieser 3. Periode finden sich großentheils in den **Monumenta Germaniae**. Liudprand von Pavia, Geheimschreiber Berengars II, Königs von Italien, mit ihm zerfallen, floh nach Deutschland, kehrte mit Otto I 971 nach Italien zurück, warb in Constantinopel um die Braut für den Thronerben und trat byzantinischem Hochmuth kraftvoll entgegen, dann als Bischof von Cremona führt er die Geschäfte des Reichs in Italien. Sein Geschichtswerk in Frankfurt von 891 an begonnen, Antapodosis Wiedervergeltung genannt, für Feind und Freund, ist geschrieben mit der Freimüthigkeit eines aus dem Vaterland Verbannten, dann darin Herrschenden, insofern zuverlässiger für die deutschen als für die italienischen Angelegenheiten, aber mit der Sachkunde eines Staatsmanns. Thietmar, Caplan Heinrichs II, seit 1008 Bischof von Merseburg, hat Bilder des sächsischen Kaiserhofs aufgestellt mit dem Gepräge der Wahrhaftigkeit, auch manche Kunde der slavischen Völker. Sein Stil künstlich, zum Schluß jedes Buchs eine Summa in Hexametern; das Nichtgeschichtliche doch meist poetisch und als Glaube des Zeitalters charakteristisch, so von einer Kirche, in der die Todten nächtlich Gottesdienst halten. Lambert, nach einem verjähr-

ten Irrthum von Aschaffenburg genannt, Mönch zu Hersfeld, unternam eine Wallfahrt nach Jerusalem ohne Erlaubniß seines hochbejahrten Abtes; die Angst seine Verzeihung nicht mehr zu erhalten und die Freude des Heimkehrenden seinen Segen noch erhalten zu können, wenig Tage vor dessen Tode, beides sind Grundgefühle seines Lebens. Die Interessen seines Klosters stehn ihm sehr hoch, mit besonderer Genugthuung berichtet er, wie ein Bischof, der dasselbe beschädigt hat, elend umgekommen ist; doch auch den großen Kampf zwischen Papst und Kaiser, hat er geschildert. Sein Werk ein Abbild des Lebens, wie es einem frommen Mönche erscheint, der mit den großen Vorbildern römischer Geschichtsschreibung bekannt die Geschichte der Welt und seines Volkes am kleinen, gemalten Fenster seiner Zelle vorüberziehn läßt. In einer Ausnamestellung war Sigbert von Gemblours (Gemblacensis) in Brabant, Lehrer der Schule in Metz, von den Juden geliebt, weil er den alttestamentlichen Text verstand und in vielen Stücken ihnen Recht gab. Seine Schrift für Heinrich IV ist verloren, seine Chronographie ist eine Schutzschrift für das Kaiserthum, welche die Gebrechen der Hierarchie entblößt.

Den Höhenpunkt dieser Geschichtschreibung betrat Otto von Freisingen, der Sohn Leopolds des Heiligen von Östreich und der Agnes, Tochter Heinrichs IV. Er studirte in Paris, hörte Abälard, wurde Cistercienser und Bischof von Freisingen. Er hat seinen Stiefbruder Kaiser Konrad III auf dem unglücklichen Kreuzzug begleitet und seinen Neffen den Kaiser Friedrich Barbarossa mit dem Papst versöhnt. Seine Chronik ist geschrieben zwischen 1139—46 in 8 Büchern. Erst mit dem 7. Buche von 1085 an quellenmäßig. Otto war ein Kind seiner Zeit; aber ein kluges, voll Mäßigung und verständiger Gerechtigkeit. Er schildert Charaktere, combinirt Folgen mit Ursachen, betrachtet die Menschheit als ein Ganzes und sieht sich um nach dem Geiste Gottes in der Geschichte. Die Betrachtung, mit welcher er sein Werk dem kaiserlichen Neffen zueignet, ist doch ganz theologisch-orthodox: er habe nicht sowohl die eigentliche Geschichte, als den Fortgang menschlichen Elends gleich einer Tragödie beschreiben wollen, nicht für die Neugierde, sondern um die Unglücksfälle der gebrechlichen Dinge zu zeigen. Die Weltgeschichte ist ihm ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Reich Gottes und Reich der Welt, Jerusalem und Babel. Wie er begonnen hat mit der Weltschöpfung, schließt er mit der Weissagung auf das Weltende: mit dem Antichrist, der Rückkehr Christi und dem Weltgericht. Grad in dieser Form ist's ein Volksbuch geworden, soweit bei der gelehrten Sprache denkbar.

Endlich Adam, Canonicus von Bremen und Vorsteher der dortigen Schule, hat eine Geschichte dieses großen nordischen Bisthums geschrie-

ben, die eine Geschichte des germanischen Nordens geworden ist. Nächst eingewebten Urkunden manche klare und zuverlässige Anschauung von Land und Volk.

Cap. I. Das Papstthum in welthistorischer Entwicklung.

Im Mittelalter fällt Kirchengeschichte und Weltgeschichte theilweis zusammen, wo Papstthum und Kaiserthum um die Herrschaft über das Abendland kämpfen, oder wo der Papst sich an die Spitze der kriegerischen Völkerwanderung nach dem Morgenland gestellt hat. Daher die beiden Capitel der Papstgeschichte auch der Fürsten zu gedenken haben, die mit den Päpsten ihrer Zeit in Eintracht oder in Zwiespalt ein Stück Welt und Kirche regierten. Es ist ein Wort Gfrörer's: „Die Kirchengeschichte hat den Schlüssel zur deutschen Reichsgeschichte", nämlich im Mittelalter.

Jaffé hat bis 1198 Auszüge aller päpstlichen Erlasse, die aufgefunden werden konnten, zusammengestellt, vielfach nur unbedeutende Schenkungen und Belehnungen; aber man ersieht daraus, wo der Papst sich fast an jedem Tage aufgehalten hat und was er für ein Geschäft betrieben, urkundlich.[a]) Das Papstbuch des Anastasius, im 9. Jh. Bibliothekar der römischen Kirche, ist wichtig insbesondere durch Urkunden über Bauten und Weihgeschenke.[b]) Martin Polonus aus Troppau in Schlesien, Dominikaner in Rom, designirter Erzbischof von Gnesen, starb auf dem Wege dorthin [1278]. Seine Chronik der Päpste und Kaiser in parallelen Reihen mit kurzen geschichtlichen Angaben. Somit Anastasius Quelle für die ersten, Martin für die letzten Päpste dieser Periode. Watterich hat die Biographien der Päpste gerade dieser Zeit, 9.—13. Jh., soweit solche von Zeitgenossen geschrieben, urkundlich zusammengestellt.[c]) Die von Böhmer herausgegebenen Regesten enthalten mehr oder minder vollständige Auszüge aus den Erlassen der Kaiser und Könige.[d])

Wir besitzen noch keine zusammenhängende Geschichte des Papstthums. Sie wird nur möglich sein, wenn die Urkundenschätze des geheimen Archis im Vatikan sich der freien Wissenschaft öffnen, wie dazu

a) Regesta Rom. Pontif. usque ad annum 1198 opera Ph. Jaffé Berol. 851. 4; edit. II. a Loewenfeld, Kaltenbrunner, Ewald. Berol. 881 sqq. b) Liber pontif. s. Vitae Rom. Pontif. a Petro Ap. usque ad Nicol. I, die Sammlung allmälig entstanden bis 870, erst für's 8. Jh. urkundlich. c) Pontificum Rom. inde ab exeunte S. IX. usque ad S. XIII Vitae ab aequalibus conscr. ed. J. Watterich, Lps. 862 s. 2 T. d) Reg. Karolorum. Regesta Regum atque Impp. Rom. Urk. d. röm. Kaiser u. Könige v. 911—1313 in Ausz. u. Nachweis. Frf. 831. 4. Die Reichsges. v. 900—1400. Frf. 832. 4.

Leo XIII in unsern Tagen den Willen bekannt hat; aber es würde dazu eine Jugendkraft gehören, die begeistert für die reine Wahrheit ein langes, heiteres Menschenleben vor sich hätte.

Unter den neueren Bearbeitungen sind von Höfler in Prag eine Anzahl Päpste deutschen Stammes und durch den Kaiser eingesetzt mit römischer Parteilichkeit, doch quellenkundig geschildert worden.[a]) Freier und gerechter Giesebrecht in seiner Kaisergeschichte.[b]) Endlich hat Gregorovius, dem der Senat der Stadt Rom die Würde eines Civis Romanus verliehen hat, wiefern das innere Leben des Papstthums zur römischen Stadtgeschichte gehört, das urkundlich Erforschte mit poetischer Darstellungsgabe zur Anschauung gebracht.[c])

In dieser Periode erscheint das Papstthum in schroffen Gegensätzen erst tiefsten Verfalls dann höchster Erhebung. Durch ihre Geistermacht hatte die Kirche große Lehngüter erlangt, insbesondere war der Papst als der Stellvertreter ihres unsichtbaren Hauptes mächtig geworden über die alte Reichshauptstadt. Sie waren dadurch in das Territorium des Staats gekommen, die Kirche will mit diesem weltlichen Besitzthum unabhängig sein, der Staat will festhalten, was sein ist. So entstand ein Kampf auf Tod und Leben zwischen Kirche und Staat. Die Kirche hat gesiegt durch ihre Zusammenfassung im Papstthum: aber der Staat und die Kirche selbst ist aus diesem Siege verletzt, bedrückt hervorgegangen.

§ 89. Ludwig der Fromme.

Nach fränkischem Rechte wurde das Reich bei dem Tode des königlichen Vaters unter seine Söhne vertheilt wie ein Privatbesitz. Aber die karolingische Dynastie war groß geworden, indem bald durch die Gunst der Natur, bald durch blutige That nur ein Sohn dem Vater folgte, auf Karl Martell Pipin, auf diesen Karl d. Gr. Dazu schien das Kaiserthum untheilbar. Dennoch hatte Kaiser Karl eine Theilung angeordnet, doch so, daß der älteste Sohn größere Macht und kaiserliche Oberhoheit erhalte. Die Natur verbesserte den Irrthum des nationalen Rechts, beide ältere Söhne starben vor dem Vater, Ludwig der Fromme überkam das ganze, ihm unübersehbare Reich. Frankreich hat ihn richtig le Débonnaire, den Gutherzigen, Andächtigen genannt. Er war gelehrt, sprach Latein wie Muttersprache, auch des Griechischen ist er kundig. Er hat einzelne heftige, selbst grausame Handlungen vollbracht, wie das bei schwachen Charakteren, welche Macht haben, vorkommt: aber er bevor-

---

a) Agnesb. 839. 2. Abt. b) S. S. 33. N. a. c) Gesch. der Stadt Rom. Stuttg. 859 ff. 8 B. 3 A. seit 886.

zugt gelehrte Beschäftigung und fromme Übungen, so kam die Regierung in die Hand seiner geistlichen Günstlinge, besonders des Abtes Wala von Corbie. Schon 817 vertheilt er durch eine Todesmahnung erschreckt das Reich unter seine drei Söhne, künftig Erben, jetzt schon Statthalter, die Einheit dadurch wahrend, daß der Erstgeborne, Lothar, das vierfache des Antheils seiner Brüder erhielt, und diese als seine Vasallen. Als aber der Kaiser 823 aus zweiter Ehe noch einen Sohn erhielt, Karl den Kahlen, wollte die Mutter auch dem ein Erbe sichern. Dadurch Verstimmung und Rüstung der drei Söhne gegen den Vater. Im Elsaß bei Colmar standen die Heere einander gegenüber 833 auf einer Fläche, wohl nachmals genannt das Lügenfeld. Nachdem hier in Verhandlungen einzelne Große und Bischöfe vom Kaiser abgezogen waren, gab er sich vorschnell verloren und in die Hand der rebellischen Söhne. In ein Kloster gesteckt unterwarf er sich Allem, wozu eine kleine Synode zu Compiegne ihn verurtheilte, legte Krone und Waffenrüstung nieder, that ein Geständniß seiner Sünden und gelobte beständige Buße. Er wurde gedrängt auch ein Mönchsgelübde zu thun, das war nicht gegen seine Neigung, er war müde der Welt, hätte nicht Zärtlichkeit für die junge Frau und ihr Kind ihn zurückgehalten. Als nach ihrem Sieg die drei Söhne unter sich zerfielen, da Lothar den Gewinn allein für sich wollte, auch der Unwille des Volks sich gegen die unnatürliche That erhob, boten zwei, Pipin und Ludwig, dem Vater ihre Hülfe und schon 834 ist er wieder als Kaiser anerkannt und wird durch die Bischöfe von neuem in Metz gekrönt.

Nach seinem Tod 840 brach der Bruderkrieg aus über die Theilung. Pipin war gestorben, also zwischen Lothar, Ludwig und dem Nachgebornen Karl dem Kahlen, geschlichtet durch den Vertrag zu Verdun 843. Wir haben ihn nach tausend Jahren (sehr bescheiden) 1843 gefeiert. Ludwig der Deutsche erhielt das Land diesseit des Rheins, die Germania der Römer. Wiefern dies wirklich eine Grundlage des deutschen Reichs geworden ist, war von großer Bedeutung ein von der Kirche durchgesetzter Zusatz, daß zu Ludwigs Antheil kam das Erzbisthum Mainz mit dessen Bisthümern auf dem linken Rheinufer: Worms und Speier, auch durch spätre Verhandlung Straßburg mit dem Elsaß. Karl der Kahle erhielt das westliche Frankenreich. Lothar einen schmalen Streifen von der Nordsee bis zu den Alpen zwischen Schelde, Rhein, Maas und Rhone sammt Italien.

Das Auseinandergehn der Nationalitäten, auf welches Gfrörer im Sinne unsrer Zeit alles Gewicht legte, war eine sehr untergeordnete Macht zur Auflösung des großen fränkischen Reichs. Denn die herrschende Nation war überall noch die germanische, die deutsche, in Gallien

wie in Italien, und mochten die Stämme diesseit des Rheins, die rein germanischen, sich gern von der fränkischen Übermacht trennen, so saßen doch fränkische Stämme am rechten Rheinufer und am Main, die zu Ludwigs des Deutschen Reich kamen. Das Reich Lothars, Lotharingen, mit den Erzbisthümern, war sprachlich ganz gemischt mit Ortschaften, bei denen theils die deutsche, theils die soeben sich bildende romanische oder die französische Sprache vorwaltete. Auch betrachtete man die Theilung nicht als Auflösung der Reichseinheit, noch immer wurden allgemeine Frankentage zu gemeinsamer Gesetzgebung und zu kriegerischen Unternehmungen gehalten, wennschon der Gedanke der Einheit zu immer neuem Zwist und Kampfe führte, während die Normannen vordrangen bis Hamburg, Cöln und Paris plündernd und brennend, die Saracenen bis nach Rom.

Der Papst hat durch den Besitz seines kleinen Landes eine gewisse fürstliche Unabhängigkeit, doch war er dadurch verwickelt in alle politischen Zuckungen Italiens und des fränkischen Reichs. Dreierlei diente zur Mehrung seiner Macht bis um die Mitte des 9. Jh. Vorerst: Er hatte die fränkischen Könige und römischen Kaiser, Pipin, Karl d. G. und Ludwig d. F. gekrönt. Zwar Karl d. G. hatte die Krone des römisch-germanischen Reichs noch mit eigner Hand auf das Haupt seines Sohnes gesetzt. Aber als Stephan IV 816 nach Frankreich kam, ließ Ludwig d. F. sich noch einmal durch ihn krönen und salben. Die Salbung war nichts als diese alttestamentliche Cäremonie, das Sinnbild einer Herrschaft von Gottes Gnaden, doch leicht zu verstehn als religiöse Weihe der Krone, zumal der römischen Kaiserkrone, diese nicht über ein bestimmtes Volk, sondern idealisirt als das Zeichen der Weltherrschaft. Sodann: der moralische Einfluß auf die Volksstimmung in Italien. Bei dem Widerwillen der Italiener gegen die Herrschaft der Barbaren: wer von jenseit der Alpen Italien regieren wollte, konnte den Papst als Bundesgenossen sehr wohl brauchen. Endlich: im Streite der Fürsten des Karolingischen Stammes lag es nahe den h. Vater der Christenheit als friedlich schiedsrichterliche Macht anzurufen. Dieser Einfluß war doch nicht ungefährdet. Im Streit der Söhne gegen Ludwig d. F. riefen sie Gregor IV als Schiedsrichter über die Alpen. Er stand auf Seiten der Söhne und war in ihrem Lager. Da erinnerten ihn die Bischöfe, die noch beim Kaiser aushielten, indem sie ihn nannten Frater in Christo, an seinen dem Kaiser geschwornen Eid. Sei er gekommen, sie zu excommuniciren wegen ihrer Treue, so könne er selbst excommunicirt hinweggehn. Es heißt im Leben des Wala: und er fürchtete sich. Durch den Papst erschien die Rebellion der Söhne geheiligt, und doch war ihr Erfolg ohne Bestand.

§ 90. Fälſchungen.

Fanden wir auch im Phantaſtiſchen, das doch mit viel Verſtand und Thatkraft auf ſeine Zwecke losging, nicht den ausſchließlichen Grundcharakter des Mittelalters, ſo doch eine Macht der Phantaſie, welche bald unwillkürlich ihre Einbildungen und Wünſche zu Geſchehniſſen umbildet, bald Niegeſchehnes in mehr oder minder abſichtlicher Täuſchung geſchehn ſein läßt und dafür Glauben findet; gleich im Eingange dieſer Periode eine gefälſchte Schenkung, ein gefälſchtes Geſetzbuch und eine Päpſtin, ſämtlich auf dem Hintergrunde der Geſchichte des Karolingiſchen Königshauſes; durch das Intereſſe, das ihre Zeit und Nachwelt an ihnen genommen hat, zu Ereigniſſen der Geſchichte geworden.

I. Die Päpſte waren alſo Regenten von Rom und zweier Seeküſten, der Einen am adriatiſchen Meer von Ancona bis Narni, der Andern am weſtlichen Meer von Viterbo bis Terracina, ſie waren es durch Vergabungen meiſt des Karolingiſchen Hauſes als deſſen Vaſallen. Nach der Conſtantiniſchen Schenkungsurkunde ſind ſie Herren über ganz Italien, als durch Conſtantin bei ſeiner Taufe durch den Biſchof Sylveſter der römiſchen Kirche geſchenkt. Die erſte Spur dieſes Gedankens findet ſich in einem Schreiben Hadrian's I 777 an Karl d. G. noch unbeſtimmt als eine Erhöhung der römiſchen Kirche unter Sylveſter durch den frommen Kaiſer Conſtantin, „welcher in dieſen Theilen Heſperiens freigebig zu ſchenken geruht hat“*). Karl wird der neue Conſtantin genannt. Andres hätten verſchiedene Patricii und andre Gottesfürchtige dem h. Petrus zum Heil ihrer Seelen geſchenkt; was jetzt durch das verruchte Volk der Longobarden vorenthalten werde, möge *zurückgeſtellt* werden. Verſchiedene Schenkungsbriefe fänden ſich darüber in dem heiligen Schrein des Lateran, welche dem König vorgelegt werden ſollten. Hier iſt offenbar die Schenkungsurkunde Conſtantins nicht mit gemeint, denn ſo nebenher gedenkt man nicht einer Schenkung Italiens, ſondern Schenkungen von allerlei Grundbeſitz, Domänen, deren die römiſche Kirche auch *vor* den fränkiſchen Schenkungen mancherlei beſaß. Doch iſt ſchon die Rede von einer potestas, einer Staatsgewalt in einem Theil Italiens. Daraus hat ſich allmälig die Vorſtellung eines Herrſchaftsrechtes *über* Italien gebildet, aus ihr die Schenkungsſage. Sylveſter iſt als der Empfänger hinzugekommen, weil mit ihm unter Conſtantin der weltliche Glanz der Kirche und des römiſchen Biſthums begonnen hat. Daher längſt Häretiker ſagten: unter Sylveſter ſei die alte Unſchuld und Armuth der

*) Qui potestatem in his Hesperiae partibus largiri dignatus est.

römischen Kirche verloren gegangen. Von der Gleichstellung zwischen Constantin und Karl d. G. findet sich in Rom noch ein künstlerisches Denkmal. Leo III hat kurz vor 800 in der Halle eines prächtigen Speisesaales nahe der Laterankirche zwei große Musivbilder aufgestellt: In der Mitte des Einen Christus, zur Rechten kniet Sylvester, zur Linken Constantin. Christus reicht dem Papst die Schlüssel, dem Kaiser das Labarum, die Reichsfahne. In der Mitte des Zweiten Petrus, zur Rechten kniet Leo III, zur Linken Karl d. G., Petrus reicht dem Papst die Stola, dem König das Banner als Zeichen der Gewalt (militia) und Justiz über Rom. Darunter: beate Petre, dona vitam [langes Leben] Papae, victoriam Regi. Die Mosaiken waren doch zerfallen, nach der urkundlichen Zeichnung in der vaticanischen Bibliothek hat sie Benedict XIV wiederhergestellt.

Jene Schenkungssage hat nur was Karl d. Gr. gethan, mit kecker Steigerung in die Zeit Constantins versetzt. Das Thatsächliche daran besteht darin, daß durch die Verlegung der Residenz aus Rom nach Constantinopel sich die politische Macht der Päpste in Mittelitalien begründet hat. Von einer geschichtlichen Wirklichkeit der Schenkung Constantins kann nicht die Rede sein für den, der die Verhältnisse des römischen Reichs vom 4. bis 7. Jh. kennt; auch hat nicht Sylvester, sondern Eusebius von Nikomedien Constantin getauft.

Die Bedeutung und absichtliche Benutzung der Sage war, nicht abhängig zu erscheinen von der Gunst der fränkischen Könige. Nach jener Vorstellung hätten Pipin und Karl nur etwas von dem wieder herausgegeben, was dem Papst längst von Rechtswegen gehörte. Aus dieser Absicht ist vielleicht die Sage, jedenfalls aus derselben die Schenkungsurkunde entstanden.

So war der Gedanke einer Urkundendichtung zu Gunsten der päpstlichen Macht bereits ausgeführt. Weit großartiger tritt uns derselbe aus der Mitte des 9. Jh. entgegen.

II. Die Kirche war die Erzieherin der germanischen Völker, sie hat mächtigen Einfluß geübt auf ihre Staatsgewalten, nicht nur der Papst, auch viele Bischöfe und Äbte waren im 9. Jh. Herren über Land und Leute. Aber alle Bisthümer und Abteien, da ihre Träger kinderlos sterben sollten, wurden durch die Könige und ihre Großen besetzt. Besonders in den innern Kämpfen der Karolingischen Dynastie mußten die Bischöfe als große Vasallen Partei nehmen. Fast nach jedem Sieg des Vaters, oder der Söhne, oder des einen Bruders, wurden die Bischöfe, die zu dem Besiegten gehalten, verjagt, ihr Kirchengut eingezogen, und mehrmals wurde der Vorschlag laut, alles Kirchengut den weltlichen

Vasallen für geleistete Dienste zu überlassen. Die Erzbischöfe Werkzeuge der Könige, von denen sie eingesetzt waren, gaben nicht selten der königlichen Willkür den Schein der Gesetzmäßigkeit, die kirchliche Zucht ist unter jenen Thronstreitigkeiten verwildert und verstört. Wie mächtig der Papst mitunter gerade in ihnen erschien, so war doch jede Macht desselben diesseit der Alpen noch unsicher, und fast von jedem Herrscher über Italien politisch abhängig. Noch war die Erinnerung an Karls d. Gr. Übermacht lebendig, sie war ordnend und segensreich für die Kirche gewesen, aber eine ähnliche Macht, die noch immer das Ziel der Karolinger war, konnte ebenso leicht zum Verderben der Hierarchie umschlagen. Gegen all' dieses Drückende und Drohende erhob sich ein seltsam glücklicher Betrug, verhüllt in den Namen Isidors, jenes gelehrten, frommen, spanischen Bischofs im 7. Jh., der als Sammler des Rechtsbuchs der spanischen Kirche gilt, daher der unbekannte Urheber des Betrugs nachmals Pseudo-Isidor genannt worden ist. So geschichtlich bedeutend ist derselbe hinsichtlich der durch ihn getragenen Erlasse [Decretales] bestimmter Päpste, daß eine genaue Untersuchung dieses Ereignisses nicht umgangen werden kann.

1) Der Thatbestand. Im 9. Jh. erscheint wie ein Gespenst eine Sammlung vornämlich alter päpstlicher Erlasse, die niemals erlassen worden sind. Darin ist als göttliches Recht ausgesprochen die unbedingte Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und ihre Abhängigkeit vom Papst als mit der Existenz des Christenthums gegeben, ihre gesetzliche Feststellung den ersten Jahrhunderten angehörig, doch der Inhalt nicht bloß Rechtsverhältnisse, sondern auch dogmatische, moralische und liturgische Vorschriften. Die Handschriften weichen mehrfach von einander ab, durch Auslassungen wie durch Zusätze. Die ursprünglichen Bestandtheile sind vornämlich aus den in Frankreich verfaßten Exemplaren ziemlich sicher nachzuweisen: drei Abtheilungen. Die Erste: 65 Epistolae Decretales der Päpste von Clemens Romanus bis Melchiades 77 bis 314, sämmtlich unächt. Die Zweite: Kanones von Concilien, meist aus der ächten spanischen, nach Isidor genannten Sammlung. Die Dritte: wieder Decretalen der Päpste von Sylvester bis Gregor d. G. meist aus der Dionysischen Sammlung [B. I, S. 556] ächter Decretalen, doch darunter 35 unächte. Sie haben sich weniger als eignes Buch verbreitet, als durch Aufname einzelner Bestandtheile in spätere Gesetze und kirchliche Sammlungen. Eine möglichst vollständige kritische Ausgabe ist erst in unsrer Zeit zu stande gekommen.*)

2) Die Entstehungszeit zu bestimmen ist schwierig, weil ein-

*) Durch Hinschius, den Berliner Kirchenrechtslehrer: Decretales Pseudo-Isidorianae. Lps. 863.

zelne unächte Bestandtheile früher entstanden sind, so zwei Schreiben des Clemens Romanus, die schon Rufinus Ende des 4. Jh. aus dem Griechischen ins Latein übersetzt hat und hier mit Zusätzen; so auch die Constantinische Schenkungsurkunde. Benedictus Levita, Diakon zu Mainz, hat in seiner großen Sammlung der Kirchengesetze vieles mit Pseudo-Isidor gemeinsam, mehr Ächtes als Unächtes, nur mit dieser Angabe seiner Quellen: was auf verschiednen Synoden einst beschlossen, was auf verschiednen Papieren aufgezeichnet, im Archiv der Mainzer Kirche durch den Erzbischof Riculf niedergelegt und durch dessen Nachfolger Otgar aufgefunden sei, das habe er in den folgenden drei Büchern zusammengestellt. Dieser Benedictus hat die Vorrede zu seinem Werke geschrieben 847. Pseudo-Isidor hat Einzelnes daraus entlehnt. Nicolaus I hat sich für Vorrechte des Papstthums auf Pseudo-Isidorische Decretalen berufen 864, als gültig wenn auch nicht im Gesetzbuch der fränkischen Kirche enthalten; also diesem Papst war Pseudo-Isidorisches damals bekannt, aber noch nicht überall anerkannt, als nicht im Codex Dionysii enthalten.

3) Der Verfasser nennt sich selbst in dem Gruß der Vorrede: Isidorus Mercator, servus Christi, lectori conservo suo in Domino salutem. Er will offenbar für den bekannten Isidor gehalten sein. Aber was soll die Bezeichnung Mercator! Etwa ironisch für falsche Ware? das läge doch nicht im Sprachgebrauch, noch wäre es im Sinne dieser Zeit. Einige Handschriften lesen Peccator, eine kirchlich übliche demüthige Selbstbezeichnung der Bischöfe. Aber wie wäre aus dem so Passenden und Gewöhnlichen der Mercator entstanden! Müßte er doch für ächt gehalten werden, so bleibt allenfalls eine Beziehung auf die Händler im Tempel, die als von Christus ausgestoßen etwa gleichgestellt werden könnten mit Peccator.

Eine übliche protestantische Behauptung ist oder war, daß der Betrug von Rom ausgegangen und das Papstthum mitwissend. Gründe zu dieser Ansicht, daß der Papst den Nutzen daran hatte, und daß zur Herstellung der erdichteten Papstbriefe vornämlich römische Quellen, wie die Vitae der ältern Päpste von Anastasius benutzt worden sind. Aber wer dergleichen erdichten wollte, war für die Lebensumstände der betreffenden Päpste doch zunächst nach Rom gewiesen. Gegen einen römischen Ursprung spricht vielmehr die in diesen Decretalen vorherrschende Kenntniß der fränkischen Verhältnisse und Interessen. Leo IV wurde 850 von britischen Bischöfen befragt, von welchen Päpsten ächte Decretalen vorhanden wären? Die Frage deutet schon auf das Aufkommen unbekannter, verdächtiger. Leo nennt die ächten, in den Sammlungen des

Dionysius und Isidor enthaltenen, die älteste derselben von Siricius 398, von unächten Schriften nur die Schenkung Constantins. Nie würde ein so bestimmtes Zeugniß für die Gränzscheide durch den Papst aufgestellt worden sein, wenn der Betrug von Rom ausgegangen und der Papst mitwissend. Ja noch Nicolaus I 863 im Streite mit fränkischen Bischöfen, wo dringender Anlaß vorlag zu einer Berufung auf Pseudo-Isidorisches, beruft sich nur auf ächte Decretalen. In einem Schreiben an den Erzbischof Hinkmar von Rheims nennt er ausdrücklich eine Anzahl seiner Amtsvorfahren, welche Decretalen erlassen haben, es sind die ächten anhebend mit Siricius. Die erste Kunde der unächten vernemen wir in seiner Rede am Tage vor Weihnachten. Seitdem berufen sich die Päpste offen und fortwährend auf diese angenehmen Decretalen. Also zwischen 863 und 64 ist das Buch nach Rom gelangt, nachdem es schon in Frankreich verbreitet war: Das war römische Politik, zu benutzen was der Glaube oder Irrthum eines Zeitalters ihrer Sache Günstiges bot.

Was die Kunst, Wirklichkeit und Absicht des Betrugs betrifft, so war dem Mittelalter nichts fremder als historische Kritik. Nur bei dem Clerus waren gelehrte Mittel einer möglichen Enthüllung. Aber die Intelligenz ist fast immer dienstbar der Neigung. Selbst einem Erzbischof, dessen altes gutes Vorrecht durch Pseudo-Isidorisches bedrängt wurde, mochte vortheilhafter erscheinen, dem fernen Papste, als dem König zu gehorchen. Hinkmar, durch Pseudo-Isidor persönlich verletzt, nennt zwar diese Compilatio einen mit Honig beschmierten Giftbecher, eine dem fränkischen Bisthum gestellte Mäusefalle: dennoch bestreitet er nicht die Ächtheit, nur die Rechtsgültigkeit für die fränkische Kirche, als nicht enthalten in ihrem Gesetzbuche. Gfrörer hat entgegnet: diesen Betrug habe der gelehrte Hinkmar freilich durchschaut, doch hab' er nicht gewagt ihn zu entdecken, um nicht der Geringachtung gegen das Papstthum beschuldigt zu werden. Aber die Rechtssprüche alter heiliger Päpste öffentlich zu schelten, mußte doch mindestens ebenso gefährlich erscheinen, als zu beweisen, daß sie gar nicht von ihnen erlassen sind. Diese Unächtheit steht über allem Zweifel. Dionysius erklärt in seinem Rechtsbuche von 398 ältere Decretalen nicht vorgefunden zu haben, er lebte in Rom, ein anerkannter Rechtskundiger, seine Rechtssammlung ist von den Päpsten amtlich lang gebraucht, und ein unbekannter Mensch im 9. Jh. bringt eine Anzahl römischer Decretalen aus dem 3. und 4. Jh., dazu eine Menge innere Anzeichen spätern Ursprunges: die ganze Kirchenverfassung wie sie seit dem 4. Jh. sich allmälig ausgebildet hat, schon in Briefen der Päpste des 2. und 3. Jh. Melchiades giebt Nachricht

über die Beschlüsse des Nicänischen Concils, das 11 Jahre nach seinem Tode gehalten worden ist.

Nachdem die junge protestantische Kritik dieses aufgedeckt hatte, sind die falschen Decretalen auch von Baronius und Bellarmin preisgegeben worden. Nur gegen den protestantischen Vorwurf: also ist das Papstthum in seiner monarchischen Grundlage auf eine erlogne Gesetzgebung gegründet, haben sich die Eifrigsten auf die Ausrede der Harmlosigkeit und Zwecklosigkeit zurückgezogen, also diese Decretalen erdichtet und erfolglos. Man könnte solchen Ursprung etwa wie eine Mythendichtung denken, so daß Tausende daran arbeiteten, von der unbewußten Macht einer Idee bewegt, von der Idee des unfehlbaren und allmächtigen Papstthums. Aber das ist undenkbar für die Entstehung eines so künstlichen und einheitlichen Schriftwerks. Roßhirt, ein Heidelberger Jurist, hat es versucht, dieser luftigen Idee die feste Gestalt eines nicht trügerischen, sondern wissenschaftlich historischen Zweckes zu geben: Im Laufe der ersten Jahrhunderte seien zahlreiche Urkunden erdichtet, nicht um zu betrügen, sondern um das, was verloren schien, nachzubilden, wiederherzustellen. Die ganze Masse solcher Überlieferungen, besonders in griechischen Chroniken lag dem Verfasser vor, er hat im guten Glauben sie zusammengestellt. Aber obwohl manche Urkunde in dieser Meinung fabricirt sein mag, wennschon in griechischen Chroniken solche Rechtsfictionen zu Gunsten päpstlicher Übermacht am wenigsten zu erwarten sind, so wäre doch ein Übertragen derselben in den Mund bestimmter alter Päpste in bestimmter Absicht jedenfalls eine Täuschung. Wahr mag dies daran sein, daß nicht Alles durch Pseudo-Isidor ersonnen, sondern durch diesen Unbekannten nur die Redaction und Vollendung einer großen durch die Kirche gehenden Fälschung vollzogen worden ist. Auch nicht bloß harmlos ist ein Ideal der Kirchenverfassung darin vorgelegt. Denn das Hauptgewicht ist auf die erlogne Auctorität jener alten Päpste gelegt, ein Rechtszustand, der erst bewirkt und festgestellt werden soll, ist in die Decrete jener Päpste der Vorzeit gelegt, als längst zu Recht bestehend.

Besonders Möhler und Walter haben sich auf die Nachweisung beschränkt, daß die päpstliche Gewalt keineswegs auf jenes falsche Gesetzbuch gegründet sei, denn Alles was für den Papst darin steht, stand auch schon in ächten Urkunden. Z. B. „Der Papst als alleiniger Richter der Bischöfe" entspricht schon einem Beschluß von Sardica im 4. Jh. und einem Gesetz des Kaisers Valentinian für Leo d. G. im 5. Jh. Dem ist einzuräumen, daß nur wenig durchaus Neues durch Pseudo-Isidor eingeführt worden ist, aber das Alte in neuer Weise. So lautet das Schrei-

den Leos an den Erzbischof von Thessalonich: „Du bist berufen zur Theilname an unsrer Sorge, nicht an der Fülle unsrer Gewalt.“[a]) Diese Mahnung war an jenen Erzbischof, der nach der damaligen eigenthümlichen Lage der Kirche von Illyrien nur als dortiger Vicar des Papstes seine Vollmacht überschritten hatte, vollkommen berechtigt: Pseudo-Isidor läßt's an alle Bischöfe gesagt sein, als wären sie nur Vicare des Papstes. Doch enthalten die erdichteten Decretalen auch Neues, bisher Unerhörtes. So, daß ein Laie nie als Ankläger gegen einen Bischof auftreten dürfe. Schon die Anklage eines Laien gegen einen Kleriker wird äußerst erschwert nach dem in einer Decretale des ersten Pius ausgesprochnen Grundsatz: „Die Schafe sollen ihren Hirten nicht tadeln, die Gemeinde den Bischof nicht anklagen. Die Bischöfe sind von Gott zu richten.“ Ferner: daß von einer Synode nicht nur in allen Fällen an den Papst appellirt werden kann, sondern auch die Aussprüche einer Synode nur insofern Geltung haben, als der Papst sie anerkennt. Endlich die Berufung einer ökumenischen Synode kann nur durch den Papst geschehen; gegen das alte Recht der Kirche wie des Kaisers. Darin lag, wenn es durchgeführt wurde, die Auflösung der erzbischöflichen und der Synodal-Macht, der Papst erschien als Gesetzgeber und Richter über die ganze Kirche. Doch — was kam darauf an, daß Päpste der Vorzeit dergleichen in Anspruch genommen haben sollten? Es erschien dadurch als alt und legitim. Thatsachen, auch nur vermeinte, sind zuweilen mächtiger als Ideen. Es ist so volksthümlich, grad in einem wohl gesinnten Volke, zu denken: Ist es immer so gewesen, grad in der Zeit, die schon mit dem Heiligenschein des Alterthums bekleidet war, so muß es ja das Rechte, von Gott Gewollte sein. Nicht zu berechnen ist die geistige Macht, wenn etwas, das schon als dunkles Streben im Zeitalter liegt, in folgerechter Entwicklung klar ausgesprochen und mit der Glorie des Alterthums ausgestattet wird. Auch das Rechtsgefühl der Päpste selbst konnte dadurch gestärkt und über allen Zweifel erhoben werden. So heißt es von Gregor IV, als er sich in den Familienstreit der Karolinger eingemischt hatte und durch den Verlauf des Streites über seine Stellung besorgt wurde, haben ihm deutsche Bischöfe Schriften seiner Vorfahren gebracht, nach denen alle Gewalt des h. Petrus auf dessen Nachfolge übertragen ist, durch die er sehr bestärkt wurde;[b]) also Schriften Isidorischer Art. So ist Pseudo-Isidor allerdings eine Hautgrundlage des mittelalterlichen Papstthums geworden. Wenn das Haus fertig steht, ist leicht zu sagen, das Gerüste war nicht nöthig zum Bau. Bei aller sittlichen

a) In partem sollicitudinis, non in plenitudinem potestatis nostrae vocatus es.
b) Quibus valde confortatus est. (vita Valae). Vergl. S. 68.

Leichtfertigkeit hinsichtlich der Mittel haben die falschen Decretalen in der Mahnung zu strenger Sitte und Enthaltsamkeit sogar eine reformatorische Tendenz, denn die Durchführung ihres Zweckes erfordert kräftige, sonach nach ihrer Art und Meinung von sich selbst fromme Menschen.

Über die Person des Betrügers ließ sich nur negativ bestimmen, wer und woher er nicht sei. Über seinen Zweck hat er selbst in der Vorrede sich offen ausgesprochen, „er sei ermahnt worden zur Sammlung dieser alten Gesetze, um der Überwältigung durch die Weltlichen, insbesondre der Vertreibung so vieler Priester von ihren Sitzen zu steuern!" Dagegen gab es nur ein Mittel: Zusammenfassung aller Mächte der Kirche und ihre sittliche Kräftigung; die Kirche, in der Phalanx des Papstthums vereinigt, war unwiderstehlich. Für den Papst im fränkischen Reich bestand nur dieses Interesse, er war zunächst nur Mittel zum Zweck; wie dies auch offen aus den falschen Decretalen hindurchklingt. So in der Decretale des Marcellus: „Auf daß die Bischöfe von daher Schutz und Freiheit empfangen, woher sie Belehrung empfangen haben." In der des ersten Sixtus: „Denn von diesem Sitze (dem der Apostel) ist den Bischöfen geboten vertheidigt und befreit zu werden." Sixtus II erinnert die fränkischen Bischöfe, welche auf Andringen des Königs Einige aus ihrer Mitte verurtheilt hatten: „Eure Brüder, welche ihr aus irdischer Furcht ungerecht verdammt habt, bedenket, daß sie durch uns gerecht wiederhergestellt worden sind."[a]) Dieser Zweck war rühmlich im Sinn jener Zeit. Ein seltsamer Charakter muß es doch gewesen sein, der die Arbeit langer Jahre an diese Täuschung gesetzt hat. Er konnte die Früchte des großen Betrugs zu pflücken, ja nur zu sehen kaum hoffen. Denn wohl Jahrzehnte durch mußte sich die neue Gesetzsammlung still verbreiten, bevor sie ohne Gefahr für einen bestimmten Rechtsfall angerufen werden konnte.

Gfrörer wollte eine förmliche Vereinigung fränkischer Bischöfe und Kleriker zur Durchführung des verdächtigen Gesetzbuchs erweisen. Man hat ihm nachgewiesen, daß diese Pseudo-Isidorische Verschwörung unter Gfrörers literarische Träume gehört. Die falschen Decretalen haben sich still verbreitet, weil sie im Sinne der Zeit waren, weil Viele darin Aussprüche fanden, auf die sich zu berufen ihrer Überzeugung oder ihrem Interesse entsprach. Selbst Hinkmar, vor wie nach einem Proceß, in welchem er durch Pseudo-Isidors Rechtssprüche schmerzlich getroffen wurde, berief sich auf solche Stellen besonders gegen Kirchenräuber, deren es damals sehr hochgeborne gab, von denen es in der 2. Decretale des Pap-

a) Fratres, quos timore terreno injuste damnastis, scitote a Nobis juste esse restitutos.

stes Pius heißt: „Unzüchtig Leben ist schwere Sünde, aber geistliche Güter antasten noch schwerere; wer unzüchtig lebt sündigt gegen sich selbst, wer die Kirche bestiehlt, sündigt gegen Gott."

III. Seit dem 13. Jh. hat sich im Abendlande eine Erzählung verbreitet vom Geschick eines Gelehrten, der aus Mainz gebürtig in Athen große Studien gemacht habe, mit einem Genossen derselben, einem Abälard, nach Rom gekommen, hier als Lehrer hochangesehn, nach dem Tode des auch schriftkundigen Papstes Leo IV 855 zu seinem Nachfolger erwählt und geweiht, bei dem Festzuge zur üblichen Besitzname des Lateran auf der Straße von Wehen überfallen, als eine schöne Frau erkannt, durch den Volkszorn erschlagen und auf der Stelle sammt dem Kinde begraben worden sei.

Die Papst- und Kaiser-Chronik des Dominikaners und päpstlichen Caplans Martinus Polonus ist weit umher der Hauptsitz geworden, von welchem aus die Novelle von der Päpstin sich auch rückwärts verbreitet hat, insgemein daran erkennbar, daß die älteste Nachricht nur an den Rand der Handschrift neben Leo IV eingeschrieben ist, und so auch in die eigne Handschrift des Polen nach dessen Ableben 1279.

Wie diese Erzählung vielleicht schon aus der Chronik in die Volkssage übergegangen ist, mag es nicht ohne mancherlei Umbildungen geschehn sein: die Person wird mitunter Johannes Anglicus genannt, ohne daß eine besondre Beziehung zu England hervortritt, Hus nennt sie Agnes, sie kommt auch ohne Namen vor und Johanna ist nur der damals vorherrschende Papstname mit der weiblichen Schlußsylbe. Der Untergang dieses Fabelwesens wird verschieden erzählt. Als Nachfolger Leos konnte diese apokryphische Regierung so gedacht werden, daß sie den ganzen Zeitraum der Regierung Benedicts III ausfüllte, also bis 858, und der geschichtlich sichre Papst darüber ausfiel, oder nur wenig Tage bis zum Hereinbrechen der Katastrophe. Das Zweite vorherrschend, wie es schon durch die Procession zum Lateran bevorzugt ist; auch liegt es in der Art solcher Novellen zum Abschluß fortzueilen.

In Rom scheint man nach zwei Jhh. weder das Ereigniß noch seine Erzählung gekannt zu haben, als unter den kleinen Händeln zwischen den beiden Kirchenhäuptern Leo IX 1054 an den Patriarchen nach Constantinopel schrieb:[b] „Fern sei es, daß wir glauben wollen, der Kirche von Constantinopel sei geschehn, daß sie Eunuchen erhebend einst ein Weib auf den Stuhl ihrer Hohenpriester gesetzt habe; welches abscheuliche Verbrechen die Entsetzlichkeit desselben selbst und das brüderliche Wohlwollen

b) All das hier einschlagende Literarische hat Döllinger in den „Papst-Fabeln des Mittelalters" [Münch. 863] mit gewohnter Zuverlässigkeit angeführt.

zu glauben nicht erlaubt." War das nicht die bitterste Ironie, daß auch nur gleichsam ein Weib auf dem bischöflichen Stuhl zu denken diesen heiligen Mann so empört hat, so müßte man freilich hier das Wort vom Splitter im Auge des Andern und vom Balken im eignen Auge erfüllt meinen. Doch hat sich Leo IX als ein Deutscher um das römische Gewäsch vielleicht gar nicht gekümmert. Jedenfalls hatte man in Rom noch nahe der vermeinten Päpstin an den Damen des Lateran viel Schlimmeres erlebt. So ist denn auch die arme Päpstin von der Kirche nicht weiter bedrängt, vielmehr im 13. Jh. als Siena in seinem hohen Dom die Brustbilder einer langen Reihe der ältern Päpste aufstellte, hat auch Johannes Foemina de Anglia seine Stätte erhalten und erst 1600 schon in einer Art Aufklärungszeit ist sie weggenommen und durch einen Papst Zacharias ersetzt worden. Aber in Rom selbst in einer engen zum Lateran hinaufführenden Gasse hatte durch's ganze Mittelalter eine trümmerhafte Statue mit der eines Kindes für das Denkmal der Päpstin gegolten, auf welches die Pilger durch die Schrift Mirabilia Romae hingewiesen wurden; und sobald einmal jener Glaube in einem Stadtviertel bestand, hatte jeder neu einziehende Papst Grund genug, auf seinem Festzug unter dem Volksgedränge diese Stätte zu vermeiden.

Daher nicht durch einen besondern Streitsatz, sondern durch das allmälige Hervortreten einer historischen freien Forschung der Glaube an die Päpstin erschüttert wurde, wie Äneas Sylvius der nachmalige Papst unter den Ersten war, der den Zweifel aussprach, und die reformatorischen Theologen darin zusammenstimmten mit dem großen katholischen Historiker Bellarmin. Das päpstliche Schweigen der Zeitgenossen des 9. und 10. Jh. über ein so auffälliges Ereigniß wie das Papst-Weib mit seinem tragischen Untergang und in einer Zeit lebhaften Verkehrs zwischen Rom und Deutschland schien die Päpstin aus der Geschichte zu streichen. Als in unsern Tagen noch zwei Ritter für sie auftraten, ein gelehrter holländischer Theologe Kist und ein damals hochgehaltner deutscher Geschichtschreiber Luden, nannte man's Paradoxien. Es hat doch zu einer genauern Untersuchung Veranlaßung gegeben.

Da die einzige historische Spur von einem irdischen Dasein der Päpstin auf die Nachfolge Leos IV hinweist, der am 11. Juli 855 geschieden ist, kommt alles darauf an, ob der urkundlich gesicherte Nachfolger Benedict III unmittelbar auf Leo gefolgt ist, oder Raum läßt für eine wenn auch kurze Zeit der Päpstin. Für das Erstere scheint zu sprechen ein Schreiben Hinkmars von Rheims an den so eben [858] eingesetzten Papst Nicolaus I um die Bestätigung eines ihm von dessen Vorfahren Benedict III ausgestellten Privilegiums, darin es heißt von

der Erlangung desselben: „Ich hatte meine Boten mit Briefen nach Rom gesandt. Diesen kam unterwegs die Nachricht vom Ableben des Papstes Leo. Als sie aber nach Rom gelangten, hat der Herr Benedictus, nach Namen und Huld, das Privilegium, das ihr kennt, an mich gerichtet." Der Weg von Rheims nach Rom konnte damals im hohen Sommer nicht über 4 Wochen erfordern, und wiefern die Boten schon auf dem Wege nach Rom die Todesnachricht erhielten, wird die etwa nöthige Zeit noch kürzer. Daselbst haben sie also den Nachfolger Leos bereits vorgefunden, welcher ihnen die Urkunde ausgestellt hat. Hinkmar hatte dieselbe zur Ansicht des Papstes nicht mitgeschickt, wie er das entschuldigt wegen Unsicherheit der Wege. Hier hat Luden seinen Spruch eingesetzt: der kluge Erzischof habe wahrscheinlich das neue Diplom nicht mitgeschickt, weil es von der Päpstin ausgestellt war. Aber wenn es so gewesen wäre, in Rom nach kaum drei Jahren konnte das einem Papst und mit so klarem Verstande wie diesem Nicolaus nicht verborgen gehalten werden. Noch wird eine Klosterurkunde und eine römische Münze angeführt, auf denen der Name Benedicts und des Kaisers Lothar steht, der nach 858 gestorben ist; das Beisammenstehn ihrer Namen beweist nichts für noch gegen einen frühern weiblichen Papst. Also wie unwahrscheinlich sein Dageweseinsein auch sei, der Beweis gegen die Möglichkeit einer kurzen Zwischenregierung scheint nicht zu geführt werden zu können, wiefern der römischen Kirche, welche manches Niegewesene geschehn sein ließ, gefallen hätte, mit ihrer stillen Geistermacht auch einmal Geschehenes zu vernichten, so lange seine Kunde dem noch schwankenden Papstthum bedenklich erschien. *)

Einmal ins Volk geworfen und so lang in seinem Gedächtniß erhalten, lag es nahe daran zu denken, ob die Novelle von der Päpstin einen historischen Anlaß oder doch einigen Inhalt habe, und mit mancherlei Glück ist versucht worden dieses nachzuweisen. Bellarmin dachte an eine Satire auf den spätern Johann VIII wegen seiner Weichlichkeit: Aber eine satirische Darstellung der Päpstin nach dieser Seite würde vielmehr auf eine der kühnen Frauen führen, denen man männlichen Geist zu-

*) Freilich am wenigsten durch ein drolliges Commando, wie es Döllinger in den Papstfabeln des Mittelalters mir einst vorgehalten: „Man hätte sich nach Hase die Sache so vorzustellen: gleich nach dem Jahre 855 erging von Rom ein Edikt: niemand unterstehe sich, ein Wörtchen von der Päpstin fallen zu lassen. Denn damals fühlte man sich in Rom noch nicht fest. Um die Mitte des 13. Jh. aber erging von derselben Stelle ein Gegenbefehl: von jetzt an darf von der Geschichte geredet werden, denn jetzt halten wir uns für sicher und können vertragen, daß die Erzählung in den Geschichtsbüchern erscheint." Es mag auf diese Weise in der römischen Kirche zuweilen Geschichte gemacht worden sein, aber der ehrwürdige Döllinger weiß am besten, daß nicht durch ihn selbst, und außerhalb des römischen Zwingers nie durch mich.

schreibt, etwa wie Elisabeth von England oder Katharina von Rußland. Henke, der ältere Kirchenhistoriker, sah in der Päpstin eine satirische Darstellung der Pseudo-Isidorischen Decretalen als römisches Kind, daher ein mütterlicher Papst. Aber kein Verdacht eines unächten oder römischen Ursprungs kann mitgewirkt haben. Ähnlich fand Gfrörer als die Spitze der Fabel, daß die Dirne von Mainz kommt und aus Griechenland, um den päpstlichen Stuhl einzunehmen: dieses theils eine satirische Hindeutung auf das Mainzer Kindlein Pseudo-Isidor, theils eine Rüge auf das Bündniß, das Leo IV mit Byzanz abschließen wollte, Benedict III abgeschlossen hat. Hier sind Nebenzüge zur Hauptsache gemacht, und nicht einmal richtige, um daraus eine Gestalt zu machen: „die päpstliche Gewalt ist von Mainz und Griechenland aus gemißbraucht, ist damals zur Dirne gemacht worden." Einer beliebten Erklärung dienten die Badestühle mit offnem Sitz von weißem Marmor oder Porphyr antiken Ursprungs, die sich noch mehrfach in der Antikensammlung des Vaticans vorfinden. Nach einer Überlieferung des 15. Jh., die bis auf Leo X bezeugt ist, diente solch ein Stuhl unter den mancherlei seltsamen, auch sinnvollen Ceremonien, mit denen die Weihe eines Papstes umgeben war, zur Bezeugung seines Geschlechts.[a]) Dies scheint allerdings hinzudeuten auf den Irrthum mit der Päpstin. Aber nicht die einst Wirkliche wurde dadurch bezeugt, nur die Meinung, daß sie einst wirklich gewesen sei. Bereits Platina hat eine würdigere Bedeutung jener Ceremonie angezeigt, ausgehend von einer geringeren doch classischen Bedeutung jenes Stuhls (sella familiarica) als Hindeutung des zu Weihenden, der wie Hiob auf der Düngstätte und nach dem Psalm im Staub liegend sofort durch den Herrn zum höchsten Sitz erhoben werden soll.[b]) Leibnitz hat sich an die Überlieferung vom Joannes Anglicus gehalten, eine Engländerin sei als ein Pontifex Anglicus in Italien erschienen und durch sprachlichen Irrthum nachmals als Pontifex Maximus angesehn worden. Wir haben noch in unsern Freiheitskriegen von einem wackern Lieutenant gehört, der doch nicht durch Wehen, aber durch Wunden auf dem Schlachtfeld als ein Mädchen erkannt worden ist; nur ohne alle Beziehung zur Päpstin. Galiff Pictet, ein Genfer Gelehrter, hat in einem Schreiben an Schlosser die klare Lösung des Räthsels verkündigt: Nach Leos Tod, der nach der Sitte jener Zeit verheirathet gewesen sei, habe seine Wittwe Johanna, beliebt beim Volke auch neben Benedict die Herrschaft und den

---

a) Der Diakon rief: Habet! das Volk respondirte: Deo gratias! b) Suscitat de pulvere egenum et de stercore erigit pauperem.

Titel ihres Gemahls behauptet. Aber nach damaliger Sitte der römischen Kirche konnte ein Papst wohl eine Freundin haben, nicht eine gesetzliche Ehefrau; eine päpstliche, das Geschäft fortführende Wittwe wäre für die Zeitgenossen eine so außerordentliche Erscheinung gewesen, daß nicht einzusehn ist, wie daraus die Sage von der Päpstin und ihrem Geschick entstand.

Dieses war nicht gemeint zur Schmach für das Papstthum, ist auch in Rom nicht so angesehn worden, nur als ein Unglück, ein menschlicher Irrthum. Ein wenig Spott liegt freilich darin, wiefern der ehrwürdigen Anstalt etwas Ärgerliches, ja Lächerliches widerfahren ist, ein Papst im Unterrock. Doch konnte man sagen: Gott hat es zugelassen, er wollte zeigen, daß die Einheit der Kirche selbst unter einem Weibe erhalten werden kann. Der nächste Anlaß zur Entstehung des Gedankens mochte die Erinnerung sein an die Zeit, deren zu gedenken noch demnächst vor unsrer Geschichte liegt, als reichbegabte ausschweifende Frauen in Rom regierten, leicht in der Volksrede Päpstinnen genannt. Vielleicht auch nur eine scholastische Frage im 12. oder 13. Jh. ob auch ein weiblicher Papst möglich? ob Gott die Erlösung nicht auch durch ein Weib vollziehen könne? ein Gedanke, der freilich dem spätern Mittelalter näher lag und zuletzt hinspielt nach einer Emancipation der Frauen.

Die Volkssage hat sich mit mehr oder weniger Verständniß dieser Gedanken bemächtigt. Daher auch die Individualisirung des Orts und der Zeit sammt dem Humor der Entdeckung des Geschlechts mit dem tragischen Ausgange. Jenes Weib hat das Höchste erreicht, aber gegen die Natur und gegen die heilige Ordnung der Kirche. Dem Geschlecht und der Natur, gegen welche sie gesündigt, ihre Schuld bezahlend geht sie unter, weil sie ein Weib ist, in der unmittelbarsten Function des Weibes durch Liebe und Lust.

Boccaccio läßt im Stil der humanistischen Poesie die Päpstin ein paar Thränen vergießen, daß sie nun zurücktreten müsse in die langweilige Enge des Privatlebens; die deutsche Volkssage, welche in ihrer Weise es liebt unter allem Scherz und Übermuth das Leid alles Endlichen und Ungerechten in der Tiefe des Lebens festzuhalten, konnte sich solche Abmachung nicht aneignen, doch hat sie das Höhere in sich aufgenommen: das wahrhaft Unsterbliche nicht unversöhnt und hoffnungslos untergehn zu lassen. In Paris wurde 1830 ein Vaudeville gern gesehn nur zur frivolen Verhöhnung des Papstthums: es könnte auch ein Gegenstand für die Tragödie sein, nur daß die Entdeckung des Geschlechts eine andre würde. Wir besitzen ein altes deutsches Drama, das nicht eben genial, doch treuherzig die verschiednen Seiten der Volkssage darstellt, von

Schernbeck: „ein schönes Spiel von Frau Jutta. Eisleben 1480," also zufällig gedruckt in demselben Ort und nahe dem Jahr der Geburt Luthers. Nach Art der mittelalterlichen geistlichen Spiele die Scene auch in der Hölle und im Himmel. Jutta, Johanna, kennt die Strafe ihres Frevels, schon naht das Ende, in ihrer Angst hat sie die heilige Jungfrau angerufen, und es wird ihr die Wahl gelassen: entweder in ihrem Gepränge fortzuleben, oder schmachvoll irdisch unterzugehn. Sie hat die Schmach erwählt — und erlitten. Aber Satan ergreift die Sterbende, um sie zur Hölle zu schleifen. Da entreißt sie ihm der Erzengel Michael und führt sie empor bis dahin, wo der milde Christus sie empfängt mit dem Gruße:

„Biß willkommen, liebste Tochter mein!
Nun sollst du mit mir fröhlich sein
In meinem Himmelreich".

§ 91. Das Mittelländische Meer und der Papst.

Seit die Saracenen begonnen hatten Staaten zu gründen an den Seeküsten, sind die schönen Küsten des Mittelländischen Meeres weniger durch eine geordnete Seemacht, als durch ausgesandte Raubzüge verödet worden. Solch eine Räuberflotte ist im August 846 in die Mündung des Tiber eingefahren, um die Peterskirche zu berauben, in welcher sich seit drei Jhh. der Reichthum des Abendlandes an Gold, Edelsteinen und kostbaren Kunstwerken angesammelt hatte, Weihgeschenke der Gläubigen und der Päpste selbst. Während der Ausraubung hat einer der Anführer seinen Speer durch das Antlitz des Gekreuzigten gestoßen; die Römer trösteten sich nach einem Jh., daß ein Quell von Blut aus der Wunde geflossen sei, sie konnten sich auch nach zwei Jhh. trösten über die geraubten Goldplatten, die damals das durchwühlte Grab des heiligen Petrus umgaben, das sie nun weit massiver umgeben.

Der damalige Papst Sergius II ist im Kummer über den Raub gestorben. Sein Nachfolger Leo IV [847—55] hat mit den italienischen Seestädten Bündnisse geschlossen und durch eigne Rüstung die Zuversicht hergestellt, um die Räuber, wenn sie kämen das Weitre zu holen, würdig zu empfangen. Sie sind gekommen und blutig in die See geworfen worden; dies die große Seeschlacht von Ostia [849], die auch unter einem Leo durch Rafael gemalt worden ist, wie sie allein gemalt werden konnte: als die Sendung der ersten im Getümmel der Schlacht Gefangnen an den Papst.

Bei dem Ereigniß der Peterskirche hatte man in Erfahrung ge-

bracht, daß Rom, die Stadt selbst, durch ihre Aurelianische Mauer aus dem 3. Jh. gegen einen Anprall auch des siegreichen Feindes vertheidigt werden konnte. Die Peterskirche, für deren großen Plan die noch übervolle Hauptstadt im 4. Jh. keinen Raum hatte, war vor der Stadt im offnen Feld nur auf leiser Erhöhung erbaut, daher man beschloß, auch um dieses Heiligthum die schützende Mauer zu ziehen. Aber zahlreiche geistliche Gebäude hatten sich unter dem Schatten des Heiligthums auf der einen Seite begründet, auf der andern Seite lagen die Hütten meist deutscher Colonisten, Nachkommen von Pilgern oder aus dem kaiserlichen Heer, insbesondre ein großes Sachsenviertel (Schola Saxonum) unter vaterländischen Holzbauten. Alles dieses mußte der h. Vater in seinen Plan aufnehmen, und er hat es durchgesetzt weit hinaus in der Christenheit einen raschen Enthusiasmus zu erwecken, der mit umsichtiger Vertheilung der Arbeitskräfte unter Städte, Klöster und andre Genossenschaften einen stattlichen Ort mit festen Mauern von 40 Fuß Höhe, dazwischen in bestimmten Zwischenräumen Thürmen, umgab gegen neue Überfälle der Saracenen, und am 27. Juni 852 hat er im feierlichen Umzuge die Civitas Leonina mit dem apostolischen Segen eingeweiht.

Die Mauern haben diesen Schutz, soweit es feste Mauern vermögen, treu gewährt, die Päpste haben das Abenteuer des h. Petrus auf den Wogen des Meers in mancher rhetorischen Wendung gern benutzt: von der großartigen Gelegenheit des Mittelländischen Meers haben sie geringen Gebrauch gemacht, nur einigemal in den Jhh. sich selbst oder ihre Macht dem Meer vertrauend.

§ 92. Nicolaus I und seine Nachfolger.

Anastasius der römische Bibliothekar, der Zeitgenosse und Geschichtschreiber Nicolaus' I, hat dessen hierarchische Thaten auf die Grundlage seiner reinen Frömmigkeit gestellt mitteninne zwischen Gregor den Großen als Nachfolger und den Größern Gregor VII als Vorläufer. Zeitgenossen haben ihn den neuen Elias genannt und der würdige Abt Regino von Prüm bezeugte ihm: „Nach Gregor scheint kein Herrscher in Rom jenem gleich zu stellen: er hat den Königen und Tyrannen befohlen als sei er der Herr des Erdkreises." Der Herr des Erdkreises! So ist dieser mittelalterliche Papstgedanke bereits ausgesprochen. Er konnte sich dabei auf das Volk stützen. Anastasius fügt hinzu: er war großmüthig gegen die Armen, ein Vater der Wittwen und Waisen, ein Vertheidiger des ganzen Volks. Es sind vornehmlich zwei Ereignisse, aus denen her-

vorgeht, was ein Papst bereits vermochte, und wodurch sein Ansehn sich noch mehrte.

Lothar II, der Enkel Ludwigs des Frommen, König von Lotharingen, war seit früher Jugend entbrannt für Waldrada, Edelfräulein seiner Gemahlin, man sagt, durch einen Liebestrank, wie der wohl oft verschenkt worden ist auch ohne Zauberei, der König hat wenigstens Alles daran gesetzt, um sie als Hausfrau zu gewinnen, Land, Ehre, Seligkeit. Zur Scheidung von der Königin Thietberga wurde eine Landessynode nach Metz berufen, an deren Spitze die beiden Erzbischöfe standen, der von Köln und von Trier. Die Königin reinigte sich von der Anklage des Ehebruchs durch ein Gottesurtheil mit siedendem Wasser, das ein treuer Diener für sie bestand. Aber sie hat sich ein Bekenntniß abpressen lassen, erst in der Beichte, dann auch schriftlich, daß sie wegen Umgangs, den sie als junges Mädchen mit ihrem Bruder gehabt, sich des königlichen Bettes unwerth fühle, Buße thun, sich mit Gott versöhnen wolle. Es ist ja möglich, daß sie als halbwüchsiges Kind von ihrem Bruder Hukbert gemißbraucht worden ist, der als Kleriker mit der Abtei S. Moritz ausgestattet, ein zügelloses Leben führte. Jetzt war es nur ein Vorwand, der armen Königin abgeängstet, kraft dessen von der Synode unter Zustimmung bestochner päpstlicher Commissare die Ehe des Königs gelöst, Thietberga zu lebenslanger Klosterbuße verurtheilt, Lothar zu neuer Ehe berechtigt und Waldrada als Königin gekrönt wurde. Als Thietberga diesen Ausgang übersah, entfloh sie zu ihrem Oheim Karl dem Kahlen, der als ihr Beschützer dem Papst nachwies, daß ihr Geständniß durch Drohungen und Mißhandlungen erlangt keinesfalls eine kirchenrechtliche Bedeutung habe, und Nicolaus zerriß die Beschlüsse von Metz als eines Lupanarium, bedrohte Lothar und Waldrada mit dem Banne und entsetzte die beiden Erzbischöfe; den andern Bischöfen Lothringens will er verzeihen, wenn sie fortan dem Stuhl Petri, von dem sie ihre geistliche Gewalt empfangen haben, Gehorsam leisten. Als sie sich entschuldigten mit der Pflicht des Gehorsams gegen ihren König, heißt es in seiner Antwort [a. 863]: „Sehet zu, ob sie Könige und Fürsten sind, denen ihr euch unterthan nennt, ob sie wahrhaft Könige und Fürsten sind. Sehet zu, ob sie vorerst sich selbst gut regieren, dann auch das untergebene Volk. Denn wer ihm selbst ein Schlechter ist, wird er einem andern ein Guter sein? Sehet zu, ob sie gerecht regieren! Sonst sind sie vielmehr für Tyrannen zu achten, denen wir mehr widerstehn, als untergeben sein sollen. Sonst wenn wir solchen unterworfen und nicht vorgesetzt wären, müssen wir ihre Fehler begünstigen." So zeigt sich das revolutionär Demokratische der Hierarchie im Dienste der Moral.

Durch die lotharingischen Erzbischöfe die nach Rom kamen, um sich vor dem Papst zu rechtfertigen, der sich weigerte sie zu empfangen, und durch Lothar bewogen, erhob sich dessen Bruder der Kaiser Ludwig II, mit einer kleinen Heeresmacht gegen Rom, wohl ein Spaziergang, von seiner Gemahlin begleitet, ihr Quartier in der Leonina nahe der Peterskirche, während der Papst sich in der weitesten Ferne, im Lateran, verschloß, indem er der kaiserlichen Macht nichts entgegenzusetzen hatte, als ein ausgeschriebenes allgemeines Fasten, Processionen und seinen unbeugsamen Muth. Niemand dachte an Kampf, aber wie es geht, Päpstliche ergingen sich im Sanct Peter, eine Schaar Kaiserlicher wollte auch die berühmte Stätte besehn, ihr Eintritt wurde von jenen verwehrt, es kam zu einem gegenseitigen Ringen, die Waffen wurden gezogen, Feldzeichen zum sichern Siege von den Mauern entnommen, so das Kreuz der h. Helena, ein großes Heiligthum als ein Stück des ächten Kreuzes, daran der Herr gehangen, in sich enthaltend, im Getümmel zerschlug ein fränkischer Soldat das Kreuz, und Alles eilte im Schrecken auseinander. Der Kaiser bekam das römische Fieber, im Februar dort leicht zu haben, der unglückliche Soldat soll daran gestorben sein, das Gefühl einer Heiligthumsschändung kam über die Menge, die Kaiserin Engelberga mischte sich ein, und in persönlicher Unterhandlung mit dem Papst kam es zu einer Art Frieden, ohne einen kundbaren Schluß über die Sache, nur daß Jedes nach Hause gehn soll. Der Hof hielt das nahe Osterfest in Ravenna, wo man vor alters sich fremd verhielt gegen Rom, den beiden Erzbischöfen gebot der Kaiser die Heimkehr. Sie haben dieselbe angetreten, nicht ohne eine durch den Erzbischof von Köln verfaßte, an den Papst gerichtete Protestacte in Rom niederzulegen, des Inhalts: „Du wolltest uns ohne Synode, ohne kanonische Prüfung, ohne Kläger, ohne Zeugen, allein nach deiner Willkür und tyrannischen Wuth verdammen, als der sich zum Imperator der ganzen Welt aufwerfe und wie ein Jupiter herrsche.“ Wenn der Papst sie von seiner Gemeinschaft ausschließe, seien sie zufrieden mit der Gemeinschaft der gesammten Kirche. Ihnen lag ein besondrer Ernst darin, daß diese Brandschrift auf dem Grabe des Apostels niedergelegt werde. Da vom Inhalt etwas verlautet, oder vermuthet war, ist die damals übliche Wache um dieses heilige Grab verstärkt worden, das also von den Beauftragten der Erzbischöfe in Waffen starrend getroffen, aber sofort angegriffen wurde, und nachdem einer der Wächter gefallen, ist die Schrift über die Häupter der Andern nach der geweihten Stätte geflogen. Auch für Waldrada machten die Erzbischöfe das natürliche Recht geltend: „dem König mit Zustimmung ihrer Ältern im Glauben und ehelicher Liebe treu ver-

bunden, ist sie in Wahrheit für sein Weib und nicht für eine Concubine zu achten."

Es ist uns nicht überliefert, ob die Volksstimme in Deutschland sich über dieses Ärgerniß irgend wie entschieden ausgesprochen habe, die Oheime Lothars, Karl, genannt der Kahle, weil die Natur seinem Haupte das Diadem der germanischen Könige versagt hatte, und der ältere Ludwig schwärmten für die Unverletzlichkeit der Ehe. Thietberga war kinderlos, bei der heftigen Abneigung des Königs waren Nachkommen von ihr nicht zu erwarten, während die Fruchtbarkeit Waldradas schon erprobt war. Jene königlichen Oheime schienen bereit die Drohungen des Papstes zu vollziehn. Hierdurch vielleicht eben so sehr als durch die Ermahnung desselben, nicht durch das Verlangen nach einem Weibe und durch den kürzesten Genuß einem ewigen Schwefelbade zu verfallen hat er endlich erklärt dem apostolischen Stuhl gehorchen zu wollen wie der Geringste der Menschen. Er nahm Thietberga wieder zu sich und lieferte Waldrada dem päpstlichen Legaten aus, dem sie doch unterwegs entführt worden ist.

Dieser Friede währte doch nicht lange, bis Thietberga an den Papst schrieb: sie fühle sich schuldig, sie wolle ins Kloster, sie erkenne Waldrada als Königin. Die Antwort des Papstes hat sich erhalten: Er könne ihren Worten nicht glauben, weil fromme Männer aus Deutschland und Frankreich ihn berichtet, daß sie durch erlittene Mißhandlungen dazu gebracht worden sei. Sie möge sich durch keine Furcht oder Gewalt zu einer Unwahrheit bringen lassen, und wenn sie sterben sollte für das Bekenntniß der Wahrheit, sei es so gut wie ein Märtyrerthum, denn da Christus die Wahrheit ist, könne man sicher sagen, daß, wer für die Wahrheit sterbe, für Christus gestorben sei. „Wir aber können ein so großes Laster nicht Wurzel schlagen lassen, welches, wenn nicht ganz ausgerottet, zum Verderben Vieler gereichen würde. Denn es würde bald dahin kommen, daß alle Männer, sobald sie ihrer Frauen überdrüßig wären, sie durch Mißhandlungen nöthigen, die Ehe für ungültig und sich selbst irgendwelcher angedichteten Verbrechen für schuldig zu erklären. Dies Eine wisse, daß nach dem Willen Gottes, welcher die Ehebrecher richtet, weder wir es dulden werden, noch die heilige Kirche es geschehn lassen wird, daß Lothar ungestraft bleiben sollte, wenn er auch nach deinem Tode die Waldrada wieder zu sich zu nehmen wagte." Er verlangte nochmals als Bedingung einer Scheidung der königlichen Ehe, wie sie von beiden jetzt gefordert wurde, daß nach der vollen Strenge des kanonischen Rechts auch Lothar sich dem Cölibat gelobe; nach unsicherer Nachricht hat Lothar einmal in schwacher Stunde diesen Eid geleistet, gewiß ohne daran zu

glauben, daß er ihn halten werde. Als er die Waldrada zurücknam ins königliche Haus, hat der Papst den Bann über sie ausgesprochen [864], der nach der kirchlichen Satzung jeden treffen soll wie eine ansteckende Krankheit, der solch ein von der Kirche verfluchtes Wesen auch nur berühre. Das Verhältniß hat nach dem Tode des Papstes unter seinem Nachfolger fortbestanden, nur etwas weniger hart bedrängt. Beide Frauen haben ein Fragment der päpstlichen Machtvollkommenheit an sich erprobt. Nicolaus konnte die von ihm anerkannte Königin doch nur trösten mit einer halben Wahrheit ihrer Kindes-Unschuld, welche sie selbst durch ihr Bekenntniß preisgegeben hatte, und er konnte ihre Nebenbuhlerin nur ängstigen in ihrem Liebesglück. Aber die Heiligkeit der Ehe auf sittlich kirchlicher Grundlage hat er mit großem Ernste behauptet. Beide hierzu nöthige Opfer sind nach Lothars frühem Tode [869] Klosterfrauen geworden.

Das zweite Ereigniß zwar auch von unlauterer Leidenschaft ausgegangen, hat doch nur als ein Rechtsstreit zwischen drei Würdenträgern der abendländischen Kirche eine Bedeutung. Im Sprengel Hinkmars von Rheims, des mächtigsten und gelehrtesten Erzbischofs der fränkischen Kirche, hatte der Bischof Rothad von Soissons einen Pfarrer, der auf frischer That im Ehebruch ergriffen war, entsetzt und excommunicirt. Dieser nach einer dreijährigen Buße wandte sich an seinen Erzbischof um Wiedereinsetzung in seinen frühern Stand, und Hinkmar hat sie dem Reuigen ertheilt. Aber sein Bischof Rothad, seis, wie man sagte, wegen eines alten Grolles, oder weil sich unter Nicolaus wieder eine Richtung der Unerbittlichen bildete, weigerte dem erzbischöflichen Spruche seine Anerkennung. Hierauf forderte Hinkmar den Bischof vor seine Metropolitansynode und entsetzte ihn wegen unchristlicher Härte gegen Reuige und wegen Ungehorsams gegen den kirchlichen Vorgesetzten; er hielt dies aufrecht trotz der Appellation an den Papst. Er berief sich auf kaiserliche Gesetze, welche jede Berufung auf einen ausländischen Richter verbieten; auch habe Rothad die Synode freiwillig anerkannt, von frei erwählten Richtern sei Appellation nicht zulässig. Der Papst entgegnete: Kaiserliche Gesetze, wenn sie dem Rechte der Kirche widersprechen, sind jeder Geltung bar; und er konnte sich dafür mit einem gewissen Schein auf die Synode von Sardica berufen; dies geschah 863. Gegen Weihnachten 864 kam Rothad selbst nach Rom mit Pseudo-Isidorischen Decretalen gerüstet, und hier geschah jene erste berühmte Erscheinung derselben in der praktischen Welt der Thaten, diese alten verlognen Gesetze, welche alle Synoden ohne päpstliche Genehmigung für ungültig erklären; diese Schriften, welche Hinkmar mit

seinem tiefen Vorgefühl der Zukunft die verbotene Frucht des Paradieses nannte, welche den Menschen unabhängig zu machen versprach und in elende Knechtschaft brachte. Er rief den germanischen Bischöfen zu: „Ihr werdet Knechte des römischen Bischofs werden, wenn ihr Gottes Ordnung in den verschiedenen Abstufungen des Episkopats zerstört." Nicolaus aber schrieb an die fränkischen Bischöfe: „Die Privilegien des apostolischen Stuhls sind Schutzwehren für die ganze katholische Kirche, die Schutzwehren, sage ich, dieser Kirche sind Festen gegen alle Anfälle der Schlechtigkeit. Denn was dem Rothad heut geschieht, woher wißt ihr, daß es nicht morgen einem von euch geschehe. Wenn das zuträfe, ich bitte euch zu wessen Hülfe würdet ihr fliehen!" Er fordert auf, wer Klage habe gegen Rothad, soll sie persönlich in Rom anbringen. Als innerhalb der gesetzten Frist kein Kläger erschien, bekleidet der Papst ihn feierlich mit dem bischöflichen Gewand. Hinkmar mußte mit ansehn, daß Rothad durch einen römischen Legaten wieder in sein Amt eingesetzt wurde, denn die fränkischen Bischöfe verließen die Sache ihres Erzbischofs.

Nicolaus I hat in den 9 Jahren seiner Verwaltung Erfolge gehabt und ist im Andenken der Nachwelt auch durch geringere Päpste zunächst nach ihm verherrlicht worden, er hat einen Triumph der römischen Kirche über die griechische vorbereitet, dessen wir noch zu gedenken haben, er hat die Metropolitangewalt im fränkischen Reiche fast gebrochen, er hat ein verfolgtes Weib beschützt und einen König wie einen Vasallen vor sein Gericht gezogen. Eine Macht wird insgemein volksbeliebt sein, welche Fürsten belehrt, daß sie nicht über göttlichen und menschlichen Gesetzen stehn. Doch wie schwankend die durch Nicolaus entwickelte Übermacht noch war, bekennt ein gleich nach seinem Tod aus Rom abgegangner Brief jenes Anastasius an den Erzbischof von Vienna: „Alle wegen Ehebruch oder andern Vergehn Gestrafte gehen damit um die von Nicolaus getroffenen Einrichtungen abzuschaffen; die Gefahr ist um so größer, da der Kaiser, wie verlautet, ihre Pläne begünstigt."

Hadrian II hätte wohl gern im Sinne seines Vorgängers regiert, und diese Neigung hat ihn dem biblisch-kirchlichen Namen eines Nikolaiten scherzhaft gebracht: die Verhältnisse wollten es nicht gestatten, auch sein Charakter war dem nicht gewachsen. Lothar hatte nur einen Sohn und von der Waldrada hinterlassen, den die Kirche nicht für erbfähig achtete, hiernach war der Bruder Lothars, der Kaiser Ludwig II erbberechtig. Aber sein Oheim Karl überzog als sein längst geplantes Erbe Lothringen, ließ sich von den Ständen wählen, wurde durch Hinkmar in Metz gekrönt und sicherte den Erwerb, indem er den

Elsaß an Ludwig den Deutschen abtrat. Hadrian war für das Recht, für die legitime Erbfolge: aber gegen das Interesse des Landes, das lieber naturgemäß theils mit Frankreich, theils mit Deutschland verbunden sein wollte und eines kräftigen Fürsten in der drohenden Nähe der Normannen bedurfte. Der Papst forderte die Bischöfe auf, den König Karl auf dem Reichstage zu Rheims zur Besserung zu ermahnen, indem er diesen eingedrungenen König mit dem Bann bedrohte. Hinkmar berichtete mit seinem Spott nach Rom, was die Großen des Reichs dazu gesagt hätten: Dies Verfahren sei unerhört. Ganz anders hätten frühere Päpste und andre angesehene Bischöfe gehandelt, die sogar der Gemeinschaft mit abtrünnigen oder häretischen Fürsten, wo es nöthig gewesen (für das Land), sich nicht entzogen. Ihr Fürst sei ein katholischer, der im Frieden mit der Kirche verharre. Sie hätten ihn (den Erzbischof) daran erinnert, was die ältern fränkischen Fürsten, nicht durch apostolischen Bannstrahl, sondern durch Tapferkeit im Kriege gewirkt hätten, um die Kirche von ihren Feinden in Italien zu befreien. Sie beriefen sich auf die Zeugnisse weltlicher Schriften, daß die Reiche der Welt durch die Gewalt der Waffen, nicht durch die Bannstrahlen des Papstes oder der Bischöfe erobert und erhalten würden, auch auf die H. Schrift, in der es heißt: Das Reich ist des Herrn, und durch ihn herrschen die Fürsten auf Erden. „Wenn wir uns dagegen auf die dem Papst und den Bischöfen verliehene Gewalt zu binden und zu lösen berufen, antworten sie: so vertheidigt denn das Reich durch euer Gebet allein gegen die Normannen und sucht nicht unsern Schutz. Wenn ihr aber zu eurer Vertheidigung von uns die Gewalt der Waffen haben wollt, wie wir die Hülfe eures Gebets: so sagt dem Papste, weil er nicht zugleich Bischof und König sein kann, und weil seine Vorfahren die kirchliche Ordnung, was seine Sache ist, und nicht den Staat verwaltet haben, er möge uns nicht gebieten, daß wir einen König haben sollen, der so fern von uns gegen die plötzlichen Angriffe der Heidenvölker uns nicht vertheidigen könnte, und er wolle uns Franken nicht zu Knechten machen, wir können solches nicht vertragen, die wir hören, es stehe in der H. Schrift, daß wir für unsere Freiheit und unser Erbtheil bis zum Tode kämpfen sollen; dazu können wir es dem Papste unmöglich glauben, daß wir unter keiner andern Bedingung am Reiche Gottes theil haben sollen, als wenn wir den irdischen König annehmen, den er uns geben will." In solcher Gesinnung seines Erzbischofs hat Karl der Kahle Lothringen festgehalten.

Hinkmars Neffe, der Bischof Hinkmar von Laon, war im Zwiespalt mit seinem Oheim, als Rebell gegen seinen König gefangen, durch

den Spruch einer Synode entsetzt. Hadrian erklärte diesen Spruch einer Landessynode gegen einen Bischof für ungültig und forderte dessen Auslieferung nach Rom. Damals erklärte Hinkmar, der Erzbischof, gegen das Pseudo-Isidorische Recht: Mit diesen alten Decretalen verhalte sich's wie mit dem Mosaischen Gesetze, gut für ihre Zeit. Aber seit durch allgemeine Kirchenversammlungen sich ein allgemeines Recht und seit sich ein nationales Recht ausgebildet habe, sein sie nicht mehr gültig. Und Karl der Kahle schrieb an den Papst: Er möge wissen, daß die fränkischen Könige immer als Herren ihres Landes, nicht als Statthalter der Bischöfe gegolten hätten. Welche Hölle habe doch das Gesetz ausgeboren, daß der von Gott eingesetzte König, der von Gott mit dem zweifachen Schwerte die Schuldigen zu strafen und die Unschuldigen zu schützen ausgerüstet sei, einen Schuldigen nicht in seinem Lande richten dürfe, sondern ihn nach Rom senden müsse. Hinkmar von Laon blieb entsetzt, ja wurde geblendet. Hadrians Antwort: „mit dem Öl der Nachgiebigkeit gesalbt", das ist päpstlicher Stil. Was dem folgt: „Wenn uns härter klingende Briefe abgedrungen sind Nobis infirmantibus", so kann das auf Deutsch heißen: „Uns in sittlicher Schwachheit" oder auch: „in Unsrer Krankheit;" da der achtzigjährige Papst bald nachher verstorben ist, dürfen wir uns an die zweite Verdeutschung halten.

Johannes VIII hatte als Diakon das Leben Gregors d. G. geschrieben, eingehend in dessen Geist, auch er hätte wohl nicht ungern ebenso regiert, wenn die Umstände das zugelassen hätten. Unter dem Zerfallen und Aussterben der Karolinger, unter dem Heranwachsen reicher Städte und mächtiger Landesherrn in Italien, hat der Papst, angefallen im Süden von den Saracenen, im Norden von Normannen, daran gedacht mit seiner unermüdlichen Energie und vielwissenden Klugheit, auch Schlauheit, das Papstthum durch geistliche und weltliche Waffen zur Herrschaft über Italien und Rom wiederum zur wirklichen Hauptstadt desselben zu erheben, ein Denker weitgreifender Gedanken, ohne die stetige Kraft ihrer Verwirklichung. Er hat die große Paulskirche im Westen von Rom, ähnlich wie sein heilig geachteter Vorfahrer die Peterskirche, mit Riesenmauern umgeben, aber Johannisstadt genannt; von der nach wenig Generationen nichts übriggeblieben ist, als eine stolze lateinische Aufschrift. Die politischen Parteiungen, welche Ober- und Mittel-Italien spalteten, haben sich gegen Ende des 9. Jh. in einige große Geschlechter zusammengefaßt, deren Häupter mit festem Grundbesitze als Herzöge unter mancherlei Titeln darnach strebten als italienische Könige anerkannt zu werden, die zum Papst-

thum eine unabhängige, zuweilen drohende Stellung einnamen. Als Johann VIII erkannte, daß er allein der Papst diesem kriegerischen hohen Adel nicht gewachsen sei, und sich nach Deutschland wandte, ist Karl der Kahle, der einen großen Theil vom Erbe seines Urgroßvaters wieder zusammengebracht hatte mit seinem Erbglück, und doch bei seinem Bedürfniß und seiner Freude alles wieder zu vergaben von eigner Fürstenmacht, wenig davon hatte, leicht darauf eingegangen den hohen Schatz seines Hauses, die Kaiserkrone, persönlich in Rom zu holen. Am 17. Dec. 875 ist er daselbst durch den Papst gekrönt worden, indem sich derselbe auf eine besondre göttliche Offenbarung berief, durch welche Petrus und Paulus ihre Stadt dem deutschen Fürsten überließen; doch ist er jedenfalls vertragsmäßig mit seinem Gefolge von Schwaben und Franken nach wenig Tagen über die Alpen heimgekehrt, und nur in einzelnen Momenten der Noth in Italien wieder erschienen, wenn etwa der Papst in seiner Bedrängniß durch die Saracenen um Hülfe flehte, „sich gleichsam vor Seiner Magnificenz auf den Boden werfend." Auch der einheimische Adel hat ihn geängstet und sogar einmal 30 Tage lang in der Peterskirche eng gefangen gehalten. Ruhelos wie er gelebt, ist Johannes VIII 15. Dec. 882 gestorben, nach verschiedenen, doch wohl nur sich fortsetzenden Berichten, nach dem Einen vergiftet, nach Andern mit einem Hammer erschlagen. Dann nachdem der Stuhl S. Peters in schneller Folge mit Larven besetzt, die kaum hinaufgestiegen, blutig ins Grab sanken, folgte Formosus, nach der Bedeutung dieses Namens wie jener Grieche Kallistus [B. I, S. 429] vielleicht der Sohn eines Sklaven oder Freigelassnen; nach vereinbaren Nachrichten ein Römer oder Corse, etwa von der in der Leostadt angesiedelten Colonie; erst durch den tragischen Ausgang seines Leichnams der Geschichte unauslöschlich verfallen. Wir finden ihn zuerst unter den Bulgaren, einem kriegerischen Volke, das sich damals auf der Balkan-Halbinsel festsetzte in der Begründung einigen Christenthums, noch ungewiß, ob auf dem Wege über Constantinopel oder Rom. Nicolaus I hat ihnen als den rechten Wegweiser den Formosus gesandt. Obwohl er unter den Bulgaren wie ein Heiliger verehrt und von ihrem Könige zum Erzbischof für Thessalonich begehrt wurde, ist der bestimmte Zweck nicht erreicht worden, doch Formosus wurde nach seiner Rückkehr zum Bischof von Porto, nahe bei Rom eingesetzt, hier im Hofrath des Papstes. Nach einer andern Überlieferung war er schon von Porto zu den Bulgaren gegangen. Jedenfalls hat Johannes VIII ihn erwählt, Karl den Kahlen auf dem Krönungszuge nach Rom zu geleiten 875. Aber auf der Gerichtssynode, welche Johannes im April des nächsten Jahrs im Pantheon

hielt, hat er den Bischof von Porto entsetzt und excommunicirt, mit ihm eine Anzahl Mitglieder des römischen Adels als wegen Verraths; zugleich nahm er von Formosus einen Eid, Rom und Porto nie wieder zu betreten; er hat ihn also politisch gefürchtet und möglichst vernichtet. Sein Nachfolger Marinus hat ihn wiederhergestellt, auch von seinem Eid entbunden 883. Hiernach war Formosus berechtigt auch innerhalb seines Bisthums im Frieden zu leben, und offenbar der angesehenste Mann auf römischem Gebiet, ward er 891 zum Papst erwählt. Er fand in Rom die Spoletanische Partei das Papstthum fast in ganz Italien überragend, ihre Häupter Wido und dessen Sohn Lambert; Formosus selbst hat beiden die Kaiserkrone aufgesetzt, doch schon nach seiner frühern politischen Stellung sah er nur in Deutschland die Macht, die Jedem zu seinem Recht verhelfen könne.

Bei dem Absterben des ächten Stammes der Karolinger war ein Bastard derselben Arnulf, durch den Willen seines Vaters Karlmann Herzog von Kärnten, in langwierigen Kämpfen gegen Mähren und Normannen zu hohen kriegerischen Ehren gelangt, so daß er auf einem Concilium zu Mainz (888) von den Großen des Reichs als König und Senior der Ostfranken anerkannt wurde; auch haben die Bischöfe für ihn und seine Gemalin ein besondres Kirchengebet aufgesetzt. Nur durch ihn konnte das Verlangen des Papstes für Italien erfüllt werden. Er hat durch raschen Einfall in die Lombardei die feste und reiche Stadt Bergamo, die sich seinem kleinen Heer zu öffnen weigerte, genommen und verwüstet. Mit einem größern Heere ist er im Vorfrühling 895 aufgebrochen, der Schrecken von Bergamo ging vor ihm her, und im Februar 896 stand er mit der Vorhut auf dem südwestlichen Hügel vor Rom. Der Zug war begünstigt durch die Krankheit und den Tod des Kaisers Wido. Lambert hat sich mit seiner heldenmüthigen Mutter Agiltruda nach Rom geworfen, um in ihrer Hauptstadt ihr Reich zu vertheidigen: aber so rasch und so mächtig war der deutsche Heerzug gekommen, daß die Spoletaner fast ohne Kampf sich nach ihren heimischen Burgen zurückzogen. Auch Arnulf ist nach dem ersten Eintritt in die Stadt zum Tiber nach Ponte Molle zurückgegangen, um von da festlich eingeholt, unter Chorgesängen durch die Leostadt zum S. Peter geleitet zu werden, in dessen Vorhalle ihn der Papst feierlich empfing. Er hat in den nächsten 14 Tagen die bürgerlichen und politischen Angelegenheiten geordnet, auch einige Hinrichtungen seiner Gegner vollziehen lassen und hat von der in der Paulskirche versammelten Bürgerschaft samt dem Adel nachfolgenden Eid gefordert: „Ich schwöre bei allen Mysterien Gottes, daß ich, unbeschadet meiner Ehre, meinem Gesetze und

meiner Treue gegen den Herrn und Papſt Formoſus, treu bin und ſein werde dem Kaiſer Arnulfus, und daß ich mich niemals zur Treuloſigkeit gegen ihn mit irgendeinem Menſchen verbünden werde; und daß ich dem Lambert, Agiltrudas Sohn, oder ſeiner Mutter ſelbſt niemals zur Erlangung weltlicher Würde irgendeine Hülfe gewähren, noch daß ich Lambert ſelbſt oder ſeiner Mutter oder ihren Leuten je durch irgendeinen Plan oder Argument dieſe Stadt Rom übergeben werde." Arnulf iſt in hergebrachter Ordnung als deutſcher Kaiſer in der Peterskirche gekrönt, mit dem Heer nach Spoleto aufgebrochen, unterwegs erkrankt in plötzlicher Kraftloſigkeit. Man hat dem noch jungen germaniſchen Helden nachgeſagt, daß es die Schönheit italieniſcher Nächte ihm angethan habe. Die Ärzte haben es Gicht genannt. Er hat noch gelebt und regiert in deutſchen Landen, thatenlos bis 899, nur ein ſechsjähriges Kind hinterlaſſend. Der Papſt Formoſus, ein alter würdiger Mann, hat ſich in friedlichen Tagen, ſoweit er nicht Könige zu krönen hatte, bemüht in Rom und Umgegend Kirchen mit Moſaikbildern aus der heiligen Geſchichte zu verſehen, auch ſeit der Zeit Conſtantins ſchon baufällig gewordene Kirchen zu reſtauriren, bis er unmittelbar nach der Krönung Arnulfs im Mai 896 friedlich geſchieden und bei ſeinem Vorgänger in der Unterkirche von S. Peter beſtattet worden iſt. Von ſeinen Nachfolgern war Bonifacius VI nur ſchweigend raſch vorübergegangen und folgte noch im Juni 896 Stephanus VII, der von der wieder emporgekommenen Spoletaniſchen Partei eingeſetzt ſeinen Groll gegen die von dem Todten vertretene Partei zu ſolchem Wahnſinn ſteigerte, daß er die Würdenträger der römiſchen Diöces zum Gericht über einen Leichnam in die Peterskirche berief. Derſelbe wurde dem Sarg entnommen, mit einem päpſtlichen Mantel bekleidet und auf den päpſtlichen Stuhl geſetzt oder gebunden. In den Formen des kanoniſchen Rechts war ein Diakon dazu aufgeſtellt die Anklagepunkte vorzubringen, ein andrer an der Seite des Todten ſie zu beantworten. Jener hob an: Du haſt aus dämoniſchem Ehrgeiz den apoſtoliſchen Stuhl an dich geriſſen, du biſt von einem Bisthum auf das andre übergegangen, was ein alter längſt abgethaner Kanon verbot, und ſo fort wohl mit ſchaudernder Stimme, bis das Urtheil gerechtfertigt ſchien, daß Formoſus als unwürdig eingedrungen aus der Kirche Gottes auszuſtoßen, die durch ihn ertheilten Weihen für nichtig erklärt, die drei Finger der rechten Hand, mit denen der kirchliche Segen ertheilt wird, abzuſchneiden, das päpſtliche Gewand abzureißen und ſo dieſes ekle vom Duft des Todes umgebene Papſtgeſpenſt an den Füßen bis zum Tiber zu ſchleifen ſei. Wiefern das Andenken an den einſt heiligen Vater doch nicht plötzlich vernichtet werden

konnte, war es vielleicht gerade die Erinnerung an das Höchste, was ein hochgestellter Mensch einem Menschen, wenn auch nur in seiner Phantasie erweisen kann, und von unermeßlicher Wirksamkeit durch sie, waren es gerade die mehrfachen Königskrönungen, zu denen Formosus in seinem bangen Schwanken zwischen Italien und Deutschland sich genöthigt sah, wodurch er immer der einen Partei als ein Gotteslästerer erscheinen mochte. Daher das Urtheil über ihn, auch abgesehn von der rohsten Form seiner Verurtheilung, immer gespalten blieb. Einige Fischer, die bei ihrer nächtlichen Arbeit auf den Leichnam stießen, erkannten ihn und als einen heiligen Mann, den sie aus dem Wasser namen und in dem Schweigen der Nacht ehrlich begruben. Theodorus II, der in jener stürmischen Zeit 897 nur etwa 24 Stunden Papst gewesen ist, hat Eine davon daran gesetzt den ehrwürdigen, tödtlich gekränkten Todten wieder in die Todtenkirche von S. Peter zurückzuführen.

§ 93. Die Papst-Frauen.

Das Aussterben der Karolinger gegen Ende des 9. Jh. war einer der Momente, als Italien frei und wieder das Vaterland eines Volkes werden konnte, er ist ungenutzt vorübergegangen durch innern Zwiespalt; auch das Papstthum wurde keine rettende Macht für Italien. Sein früh entstandenes, in seiner Priesternatur begründetes, wenn auch zuweilen durchbrochenes Cölibatgesetz schloß die Begründung einer Dynastie aus; einem Wahlreich entsteht die Pflicht einen Mann auf den Thron zu setzen, der geboren ist zu herrschen über die Geister; aber wie im päpstlichen Rom diese Wahl allgemein nur geschah durch den Kampf der Parteien, so hatte der Sieger im Wahlkampf meist eine mächtige Minorität gegen sich, nicht warnend, aber hemmend und verstörend. Die Mißgeschicke des Papstthums stammen meist daher.

Nach dem dreimal Begrabenen haben in den nächsten acht Jahren acht Päpste den päpstlichen Thron bestiegen, die nicht Zeit hatten zu päpstlichen Thaten oder Unthaten. In der ersten Hälfte des 10. Jh. haben in die Herrschaft über Rom Frauen eingegriffen, welche schön, kühn und nach gemeiner Meinung ruchlos in wilder Zeit durch List und Buhlschaft zur höchsten Gewalt gelangten. Die Überlieferung hat sie Theodora und Marozia genannt. Das Letztere ist Latinisirung des italienischen Mariuccia, und dieses zärtlich volksmäßige Verkleinerung von Maria, also unser Mariechen. Beide dem römischen Adel angehörig, unklar ob als Mutter und Tochter, oder als Schwestern, umsomehr unklar, als beide Namen unter ähnlichen Verhältnissen im

nächsten Menschenalter wiederkommen. Das Besondere und Interessanteste ihrer Erlebnisse kennen wir zunächst durch Liudprand, der ist unter ihnen aufgewachsen, theilt manche ihrer Neigungen, und ist zugleich in seiner Würde als Bischof ein strenger Sittenrichter. Zeitgenössische und etwas entferntere Chroniken sind zu vergleichen, um ein klares Bild der vielleicht dunkelsten Geschichte des Papstthums zu gewinnen. Ein alter lutherischer Theolog hat seiner Geschichte einen deutschen starkbezeichnenden Titel vorgesetzt, den ein Grieche etwa durch Pornokratie übertragen hätte, wie Demokratie oder Aristokratie.*) Doch haben auch einige tüchtige Männer Raum gefunden in dieser Geschichte. So hat in Rom ein angesehner Staatsmann von der einen Partei sieben Jahre gewartet, ist von der andern Faction aus der Stadt verwiesen, endlich von den Seinen gewaltsam zurückgeführt worden, gerad auf den päpstlichen Stuhl, sein lang ersehntes Ziel, Sergius III (904—911). Er hat die Ruhe durch die Strenge seiner Verwaltung benutzt, um den Lateran, diese unter Constantin im Westen der Stadt sammt der gewöhnlichen Wohnung des Bischofs erbaute Großkirche, die mit allen ihren Kleinodien plötzlich [896] zusammengebrochen war und seitdem in Trümmern lag, auf neuen Grundfesten wieder aufzurichten. Maria wird doch dem Sergius zugeeignet als ihm zuerst angehörig und durch ihn Mutter eines Papstes. Theodora aus unbekanntem Geschlecht erscheint vornehm vermählt mit dem Senator Theophylaktus, nicht als wenn derselbe den römischen Senat hinter sich gehabt hätte, der nicht mehr bestand, sondern in der Bezeichnung irgendeines hohen Geschäfts- oder Ehrenamtes, daher auch seine Gemahlin, zumal nach seinem Tode als Senatrix bezeichnet wird. Von ihr erzählt Liudprand: Als der Erzbischof von Ravenna einen seiner Diakonen, einen rüstigen schönen Mann in kirchlichen Geschäften zuweilen nach Rom sandte, faßte Theodora sich ein besondres Vertrauen zu ihm, und um ihn näher zu haben, erhob sie ihn, wie die Gelegenheit sich fügte, zum Bischof von Bologna, dann von Ravenna, endlich auf den päpstlichen Stuhl, Johannes X 914—28. Es war doch eine Wohlthat für Italien. Die Saracenen hatten nicht aufgehört mit ihren Einfällen das untere Italien zu verwüsten, sie hatten am Garigliano (dem Liris als Gränzfluß der alten Roma) eine mächtige Burg als ihr eignes Gebiet errichtet. Johann X hat in noch größerem Maße als einst Leo IV die Fürsten und Städte Italiens vereinigt, auch vom griechischen Reiche Hülfstruppen erlangt, und so hat der Papst an der Spitze eines römisch-

*) Löscher, Lpz. 703. Civilisirt in 2. A. als Licht aus der Finsterniß.

griechischen Heeres in weiter Umgarnung alles Saracenische umfaßt, in großer Schlacht am Garigliano niedergeworfen und die Saracenenburg zerstört. In diesem Kriege stand Alberich, ein junger Fürst lombardischen Stammes, an des Papstes Seite und ist im Siegeszuge mit ihm nach Rom zurückgekehrt. Er ist wahrscheinlich schon vorher mit der stillen Witwe des Sergius befreundet, nachher als Siegespreis mit Maria vermählt worden. Die beiden Familien, die durch Maria gebildete und Theodora mit dem Senator haben auf dem Aventin nachbarlich neben einander gewohnt, hier ist der jungen Frau ein Sohn geboren worden. Es hat sich ein Wort von ihr erhalten, wie ja zuweilen geschieht, daß vornehme Frauen in heiterer Stunde auch etwas offenherzig reden, und diese in Rom verstanden bei aller Bildung nach italienischer Sitte sich nicht einmal auf die edle Schreibkunst, die damals glückliche Mutter bekannte einmal: ich habe nun zwei Jungen von verschiedner Herkunft, einen geistlichen und einen weltlichen, der Geistliche muß wohl Papst werden, mein kleiner Alberico ist ein geborner Fürst.

Manches Jahr war vergangen, der Senator und Theodora sind gestorben, auch Markgraf Alberich noch in männlicher Jugend, wie es scheint ohne Gewaltthat, Maria stand an der Spitze des Adels fast mit der Herrschaft über Rom unter dem Namen der Patricia, reich durch Erbschaft. Johann X hatte mit Theodora seine Freundin verloren, und war mit einem Theil des Stadtvolks zerfallen, in Mitten eines Aufruhrs; da er bedroht schien, schickte die Patricia Truppen zu seiner Sicherung. Die haben ihn in einen Kerker der Engelsburg geführt (928); er ist seitdem von Niemand wieder gesehen worden; im nächsten Jahre hieß es, er sei todt, erdrosselt oder verhungert. Unterdeß war Maria zu neuer Vermählung geschritten mit Markgraf Guido, dem Haupte der Spoletanischen Adels-Partei, der bereits zum Königthum von Italien erwählt und gekrönt war, dieser Mittelstufe zur Kaiserkrönung, einem Überrest und Nachklang des durch Karl d. G. untergegangnen und doch auch für seine Söhne aufbewahrten Longobardischen Reichs. Doch wissen wir Sicheres nur von Guidos schwerer Krankheit, und zum Dienst einer Krankenpflegerin hat sich diese Maria gewiß am wenigsten bestimmt geachtet. Als nach dieser Zeit aus jener Aristokratie ein burgundischer Fürst Hugo von der Provence emporkam, der in der Lombardei begütert auch bereits als König von Italien gekrönt war, hat Maria, die jedenfalls eines Mannes bedurfte zur Herrschaft über Rom, auch die Freuden der Liebe nicht unwillig in der ehelichen Form genoß, jenem Aufstrebenden ihre Hand bieten lassen.

Sie hatte nicht mehr den Reichthum blühender Jugend zur Verfügung, aber Reichthum und Macht, welche dieser König zu schätzen wußte. So ist er denn bald in die römische Landschaft gekommen, mit einem kleinen stattlichen Heer, das nach väterlicher Sitte solcher hohen Brautwerbung sich vor die Mauer der Leostadt lagerte, bis Alles abgeschlossen sei. Zur hochzeitlichen Verhandlung und Feier war die Engelsburg bestimmt, dieses weltgeschichtliche Grabmal, welches der kunstreiche Kaiser Hadrian für sich selbst im edlen Rundbau seiner Zeit errichtet hat und das, nach einer Vision Gregor d. G. mit der Kolossalstatue des Erzengels Michael gekrönt, aber seit Theodorich d. G. mit häuslichen und Festgemächern umgeben im Volksmunde Theodorichshaus genannt, durch seine befestigte Lage am Tiber-Brückenkopf, Festung und Festsaal von Rom geworden ist. Hier waren die höchsten Staats- und Kirchenbeamten versammelt [932], auch der von Maria eben eingesetzte Papst Johann XI [931], den sie ihren geistlichen Sohn nannte; seine Gegenwart bei den Verhandlungen versprach, hier leicht vorkommende kirchliche Schwierigkeiten zu lösen, schließlich den Segen in höchster Instanz über das Brautpaar zu sprechen. Maria hatte ihren zweiten Sohn, den weltlichen, Alberich den Jüngeren, genöthigt seinem künftigen Stiefvater Pagendienste zu leisten; schon als Stiefvater und Miterbe verhaßt, von dem er mit der Zeit auch einiger Tropfen des nachmals sogenannten Aqua Tofana gewärtig sein konnte. Als die Festtafel aufgehoben und nach der Sitte südlicher Länder den Festgenossen Wasser auf die Hände gegossen wurde, vollzog Alberich diesen Dienst ungezogen mit absichtlichem Ungeschick, so daß er dem König Hugo das Wasser ins Gesicht goß, der dafür im vollen Zorn und Verständniß dem hochgewachsenen Knaben einen Faustschlag ins Gesicht gab, der lautaufschreiend hinausstürzte. Am Portal trugen die Wachen kein Bedenken dem Sohn ihrer Herrin ein Thor zur innern Stadt zu öffnen, alsbald sammelten sich Hunderte und Tausende um den fürstlichen Jüngling, der mit seiner flammenden Beredsamkeit ihnen erzählt, was er soeben erlitten hat und was Rom erleiden werde unter den burgundischen Barbaren. Auf diesem Boden ist die Revolution immer ein wenig beliebt gewesen, sie hat sich rasch durch die ganze Stadt verbreitet, gemischt aus Zorn und Witz: nur dem Geohrfeigten wird Rom fortan gehorchen! selbst in der Engelsburg erscheint sie noch in dieser Nacht so übermächtig, daß König Hugo für nöthig hielt, sich mit wenigen Getreuen an einem Seil von den Mauern der Leostadt herabzulassen, um zu seiner bewaffneten Schaar zu gelangen, die doch nicht hinreichend schien um der ganzen wüthigen Stadt zu widerstehn; so ist das Hoch-

zeitsheer am nächsten Morgen davon gezogen. In den nächstfolgenden Jahren hat Hugo noch einigemal mit größerer Heeresmacht Rom überfallen, doch immer durch die wohlvertheidigten Mauern zurückgewiesen, auch war es nicht die verlorene Braut die er forderte, sondern nur der Besitz von Rom und ihre Reichthümer. Sie selbst ist in jener Schreckensnacht eingeschlossen worden, wie zu ihrer Rettung, man weiß nicht, wie sie geendet hat; Schweres muß zwischen der Mutter und dem Sohn vorgegangen sein, daß er nicht gewagt hat sie frei oder am Leben zu lassen. Johann XI ist auch unter Verschluß gelegt, doch als unschädlich bald wieder freigelassen worden, im geistlichen Geschäft ungehindert, bis an seinen frühen Tod (936). Für solche bescheidene Stellung hat Alberich noch vier Päpste berufen, alte, fromme, demüthige Mönche. Wie Alberich aus der unvermutheten Revolution hervorgegangen ist, vom Volk ausgerufen, vom Adel anerkannt, galt er unwidersprochen als der Herr von Rom und alles dessen, was von entzognen Besitzthümern unter bessern Verhältnissen zurückgefallen war. Der Gebieter von Rom schrieb sich, nach einer von ihm ausgestellten Urkunde: „Wir Albericus von Gottes Gnaden demüthiger Fürst (Princeps) und aller Römer Senator." Zeitgenossen haben ihn gemäßigt und gerecht genannt, wofür auch die verhältnißmäßige Dauer seiner Regierung spricht (bis 954). Er hat seinen zum Nachfolger bestimmten Sohn Octavianus genannt, also mit dem stolzen welschen Namen. und doch ihm eine klerusartige Erziehung ertheilt. Als er nach 22jähriger Regierung das Anpochen des Todes vernam, hat er seinen Sohn zur Peterskirche in eine Versammlung der päpstlichen und weltlichen Großen geführt, um ihn anerkennen zu lassen sowohl als den Erben all' seines weltlichen Machtbesitzes, als auch nach dem einstmaligen Ableben des Papstes als dessen Nachfolger im Papstthum. Was thatsächlich zwar zuweilen geschehn ist, aber als unchristlich und unheilvoll gescheut wurde, die Zusammenfassung von König und Papst in derselben Person, sollte zur gesetzlichen Regierung von Rom werden. Der Gedanke mag dem Fürsten Alberich gekommen sein, weil in seiner eignen Regierung zwar die Päpste noch neben ihm hergingen, aber in gänzlicher Abhängigkeit, so daß er für angemessen halten konnte, wenn fortan für das schon modern gewordene Rom das volle Gewicht sich auf die geistliche Würde legte, mit mancherlei wenn auch neuerlich zweifelhaft gewordenen Rechten und Einkünften, und die hehre Stadt mit ihrer möglichst großen Umgebung nur die weltliche Einfassung dazu bilde. Über die Jugend, in welcher wahrscheinlich er seinen Thronerben hinterlassen müsse, durfte er sich trösten mit der Erinnerung seiner eignen

Jugend, in der ihm keineswegs das Rechtsgefühl und der Verstand zum Herrscher gefehlt hatte. Octavian nach dem Schlußurtheil des Baronius ein Komödiant, der die Rolle eines Papstes spielte, stand freilich erst im 16. Jahre, als er durch des Vaters Tod schrankenlos geworden zu sein wähnte und voll jugendheißer Lebenslust. Nach des Agapetus fast gleichzeitigem Ableben Nov. 955 hat er im Sinne des Vaters den bereits vorherrschenden Papstnamen angenommen, Johannes XII. den Namen des Täufers, eine neue Sitte für alle Nachfolger nur insofern bequem anhebend, als sie Manches aus dem frühern Leben würdig überdecken mochte und doch die freie Auswahl ließ für jeden andern beliebten Namen.

§ 94. Die Zeit der Ottonen.

Unter den Deutschen bestand im 9. Jh. noch eine uralte, von der Natur selbst geschaffne Stammeintheilung, nicht als Unterwerfung des einen Stammes unter den andern, nur als Anerkennung der Vorhut eines solchen, zumal in den Tagen der Gefahr, wie Karl d. G. dies bereits bei den Franken vorgefunden und nur mächtig erweitert hatte. Bei der Erschlaffung dieser Einigung im 9. Jh. verständigten sich einige Fürsten zu ihrer Erneuerung durch eine förmliche Wahl, sie traf den jungen Frankenherzog Konrad, der rasch zur That durch einen unbedachten Feldzug und Hingabe an die Geistlichen ein beliebter Volkskönig nicht geworden ist, aber todtwund den großen Entschluß faßte seinen Bruder zu verpflichten, die Insignien des Volkskönigthums an den Sachsenherzog Heinrich zu überbringen. Daß er denselben getroffen habe auf dem Vogelherd, ist nur eine Volkssage, und in deutscher Anschauung nicht gerade begünstigt diese Unterhaltung eines Fürsten kleine Vögel zu berücken, doch wiefern König Heinrich dadurch einen heitern volksbeliebten Namen erhalten hat, jedenfalls geschichtlich. Heinrich der Finkler hat sich nicht durch die Bischöfe salben lassen: er hat Bischöfe eingesetzt, denen er vertrauen konnte. Er hat die Ungarn, welche das Land durchschwärmten, im Zaum gehalten, und ihren Steppenpferden die Anfänge einer geschulten Reiterei entgegengesetzt, auch Burgen und Städte mit einem geordneten, waffenfähigen Bürgerthum. Sein stetiges und mildes Regiment hat die verschiedenen Stämme daran gewöhnt, sich wieder als ein Volk zu fühlen und zu gemeinsamen Thaten zu vereinen. Auf Antrag dieses seines Vaters ist Otto I, durch den Volksmund der Große genannt, von den Fürsten und Großen zum sächsischen König der Volksstämme erhoben und auf einer Versammlung

zu Aachen 936 durch die Bischöfe, gegen die er nichts hatte, gesalbt worden, in einer Feier durch einige bestimmte Reichsämter, wie sie vorbildlich geworden ist bis zur ersten Auflösung des deutschen Reichs. Nach andern kriegerischen Thaten hat Otto I die Ungarn auf dem Lechfeld niedergeworfen, daß sie als Feinde auf deutschem Boden nie wieder erschienen sind. Nach Italien hat ihn geführt das Andenken Karls d. G. und eine edle verlaßne Frau Adelheid, die junge Witwe des Königs Lothar, die zu neuer Ehe gezwungen werden sollte. Nach der einen Nachricht hat sie selbst oder durch Freunde den Sachsenkönig um Hülfe angerufen; nach der andern Erzählung haben einige deutsche Pilger auf der Wallfahrt nach Rom in Como von der Noth, die sie erdulde, gehört, sie wohl auch gesehn, und Einer wäre darauf verfallen, da auch ihr König Otto verwitwet war, welch ein herrlich Paar müßten die Beiden für einander werden! Das habe er heimgekehrt seinem König vorgeredet, und der sei doch neugierig geworden die italienische Madonna zu sehn. Auch hiervon abgesehn hatte Adelheid Erbansprüche an das lombardische Königreich. Otto war nur mit einem stattlichen Gefolge nach Italien gekommen, fast wie ein Pilger, doch so hoch angesehn, daß ihm in dieser Zeit politischer Wirren die lombardische Krone geboten werden konnte, der in ihrer damaligen Unbestimmtheit er sich nicht verweigert, doch will er vorher die Zustände mit eignen Augen kennen, insbesondre Rom. Er meldet daher dorthin dem Papst seinen Besuch. Dieser und der hinter ihm stehende Senator hielt die hohen Mauern von Rom nicht für hoch genug um so hohen Gast aufzunehmen, gebrauchte daher irgend eine höfliche Ausrede für jetzt, und Otto fühlte sein kleines Heer nicht groß genug um solche Mauern sammt dem Papstthum zu durchbrechen, wandte sich daher nach seinem andern Gegenstand, bei dem er besser Gehör fand. Er hat sich September 951 in Pavia mit Adelheid vermählt, und ist, im Arm die junge Lombardenkönigin als das schöne Pfand Italiens, in die sächsischen Wälder zurückgekehrt.

In Rom herrschte also seit 955 Johann XII als Papst und als Fürst, aber gerade diese von seinem Vater ihm übergebne Doppel-Berechtigung wurde der Anlaß, daß er durch Rückforderung dessen, was benachbarte Fürsten in Zeiten der Verwilderung von päpstlichem Besitzthum sich angeeignet hatten, mit denselben in Streit und Krieg gerieth. Bedrängt und bedroht sucht er Hülfe bei dem deutschen König mit der förmlichen Einladung zu einem Römerzug, bei dem er die Stadt offen finden werde zur Kaiserkrönung. Das wars, worauf Otto wohl gewartet hatte. Als aber im Lande kund ward, was bevorstand, mochten sowohl vertrauliche als feindselige Mittheilungen an König Otto

gelangen, um ihn zu warnen vor jedem sich Einlassen mit dem Papst. Ein Zug aus der Lebensweise desselben mochte beiden Absichten dienen. So schrieb der Geschichtschreiber des damaligen Italien, Liudprand: „Der Lateran-Palast, einst die Versammlung der Heiligen, jetzt eine Stätte der Schmach. Nicht unbekannt ist dem Volk was wir verkünden. Zeugniß die Abwesenheit der Frauen, welche sich scheuen die Schwellen der Apostel zum Gebet zu besuchen, da sie hören, daß vor wenig Tagen Dieser [Papst] Vermählten, Wittwen, Jungfrauen [hier] Gewalt angethan hat." Der deutsche König, der das für Übertreibung nehmen konnte, jedenfalls derzeit mit dem h. Vater nicht zerfallen mochte, pflegte auf solche Anschuldigungen zu antworten: er ist noch ein Knabe, er wird anders werden, wenn er erst mit Männern umgeht. Doch selbst von den beiden Prälaten, welche der Papst an den König gesandt, hat der Eine sich durch sein Gewissen, oder sonstwie gedrungen gefühlt, ein Bote der Wahrheit zu werden, und ist so zum Märtyrer an sich selbst geworden, dem der Papst als einem Verräther die rechte Hand abhauen ließ.

König Otto ist mit einem Heer, vor dem sich Alles beugte, nach Italien gezogen, über Trient, und wohl von da aus hat er einen Sicherheitsbrief an den Papst erlassen, dieses Inhalts: „Wenn ich nach Rom komme, werde ich die römische Kirche und den Rector derselben, so weit mein Vermögen reicht, erhöhen, und nie sollst du das Leben, oder die Glieder, oder die Ehre, die du jetzt hast und durch mich haben wirst, mit meiner Zustimmung verlieren, und keine Satzung will ich in der Stadt Rom machen über Alles, was dich oder die Römer angeht, ohne deinen Rath; und was vom Lande des h. Petrus in unsre Gewalt käme, will ich dir übergeben." Vernimmt man kein allzugroßes Vertrauen des Papstes aus diesen Zusicherungen des Königs, so haben sich auch in den Chroniken dieser Zeit Äußerungen des Königs erhalten, die nicht für besondres Vertrauen auf Sicherheit während der Vorbereitung zur Krönung sprechen: er sagt zu seinem Schwertträger: „Wenn ich betend auf den Schwellen der Apostel liege [in der Apostelkirche], halte ja das Schwert recht achtsam über meinem Haupte!" und weiter: „Wir wollen froh sein, wenn wir über Monte Mario wieder hinaus sind. Dann kannst du beten, so viel du willst!" Offenbar eine Verwahrung gegen das Versenken ins Gebet seines frommen Schwertträgers. So geschah denn die die Kaiserkrönung Otto's I und der Adelheid (Lichtmeß 962), wie sie seitdem bis ins 18. Jh. als ein hohes Nationalfest eines großen und frommen Volkes geschehn ist, durch würdige wie durch unwürdige Hände, wohl durch die unwürdigsten damals. Nach kurzer Rast zog der Kaiser mit dem Heer weiter, um die Burgen zu nehmen, die sich noch als Feinde

der deutschen Herrschaft behaupteten, besonders S. Leo, das für uneinnehmbar gehalten wurde. Dorthin kamen aus Rom alle sittlichen Vorwürfe gegen den Papst: daß er einen Diakon im Pferdestall geweiht und einen zehnjährigen Knaben zum Bischof gemacht habe, daß er unter den Mägden des Lateran-Palastes eine Freundin besitze und ihr sogar aus dem Schatze des h. Petrus heilige Gefäße schenke, daß er seinem geistlichen Vater [seinem Pathen] die Augen ausstechen ließ, daß er dem Teufel zutrinke, auch den Bacchus und die Diana anrufe. Muß der Geschichtschreiber dergleichen Vorwürfe, insbesondre alles Geschichtliche daran, dahingestellt sein lassen, so hat er doch jedenfalls den Glauben an die alte Götterwelt als ein Mißverständniß auszuscheiden. Auf den Landstraßen in der Umgegend von Rom konnte man noch vor kurzem die Fuhrleute ihren vielgeplagten Rossen zu einiger Ermunterung zurufen hören: corpo di Bacco, sanguine di Diana! Diese Nachklänge an die altväterliche Mythologie galten ihnen wohl als römische Heilige und werden noch dafür gelten, wenn nicht rationalistische Aufklärung dort plötzlich eingezogen ist. Kaiser Otto würde deßhalb nicht mit Wehr und Waffen ausgezogen sein, aber es kamen auch Anzeigen, wie der Papst bei der Bemerkung, daß der Kaiser nicht als sein Schutzherr, sondern überhaupt als sein Herr nach Italien gekommen, bereits böse Dinge angesponnen hatte, daß er ein Mittelpunkt aller alten Feinde des Kaiserthums geworden, selbst den griechischen Kaiser, Saracenen und Normannen gegen die Deutschen angereizt habe: als der Kaiser Briefe der Art gelesen hatte, da wandte er plötzlich einen Theil seines Heeres zurück nach Rom. Johann XII erschien anfangs seiner fürstlichen Abkunft eingedenk in voller Rüstung vor den Mauern; doch ist er bald, die Sache etwas genauer erwogen, mit einigen ihm Getreuen ins römische Gebirge entflohen, ohne seine Adresse zu hinterlassen. Der Kaiser hatte für jeden Fall bereits eine Synode aus der römischen Provinz berufen. Zugleich im Namen derselben erließ er eine Einberufung des Papstes, eine seltsame Mischung von amtlicher Höflichkeit und Derbheit, „als angeklagt des Mordes, des Meineids, der Tempelschändung und Blutschande. Wir bitten daher eure Väterlichkeit, nach Rom zu kommen und euch von all dem zu reinigen.“ Dieser Brief erreichte seine Adresse ohne dieselbe zu kennen, und erhielt die Antwort: „Johannes, Knecht der Knechte Gottes, allen Bischöfen. Wir haben gehört sagen, daß ihr einen andern Papst machen wollt; wenn ihr dies thut, excommunicire Ich euch im Namen des allmächtigen Gottes, also daß ihr nicht Erlaubniß habt, jemand zum Priester zu weihen, noch eine Messe zu feiern.“ Sonach blieb dem Kaiser und seinem Concilium nichts übrig, als

Johann XII als unwürdig seines Amtes zu entsetzen und aus der Kirche zu stoßen. An seine Stelle wurde Leo VIII gewählt [4. Dec. 963] durch Priester und Volk, wie sie gerade beisammen waren, er selbst bisher Protonotar, ein hoher rechtskundiger Beamter der päpstlichen Kanzlei, aber noch Laie, so daß ihm jetzt erst die verschiedenen Stufen des priesterlichen Charakters ertheilt werden mußten, nicht nach kanonischem, doch nach urchristlichem Rechte, wie um diese Zeit auch in der griechischen Kirche ein gelehrter Laie zum Haupte derselben erwählt worden ist. Doch konnte daran immer der Widerspruch gegen diesen Papst sich hängen. Leo hat nach dem Verlauf seiner eignen Erhebung in einer Bulle dem jedesmaligen Kaiser das Recht zuerkannt, daß ein Papst nicht gegen seinen Willen gewählt oder geweiht werden dürfe. Indem die Stadt mit dem alten amtlichen Bekannten als Papst zufrieden zu sein schien, auch das Felsennest S. Leo ganz unerwartet sich ergeben hatte, entließ der Kaiser einen guten Theil seiner Truppen in die Heimath; aber gerade durch das Unerwartete wurde der umwohnende Burgadel von der Sorge befallen, daß dieser deutsche Bär, wenn man ihn fortwachsen lasse, sie noch alle auffressen werde, und umherschleichende Anhänger des Entsetzten fanden Gehör, wie auch das Schlechteste in gefälliger Gestalt und Rede immer Gehülfen findet.

Der Kaiser hatte Weihnachten noch in Rom gehalten und erging sich gegen Abend 3. Jan. 964 mit einigem Gefolge nahe seiner Residenz im Vatican, als plötzlich die Sturmglocken ertönten und ein gewaffneter Haufe auf ihn losstürzte. Die Verschwornen hatten sich auf der nahen Tiberbrücke in der Eile ein Bollwerk erbaut, wohl mehr zum möglichen Rückzug als zum Angriff, aber der Kaiser handfest und rasch mit dem Schwerte hat den Vordersten niedergehauen; wie dann im Einzelkampfe Einzelne zurückwichen und an dem Brückenblock Sicherheit suchten, sind Kaiserliche nachgedrungen, und gerade die Engigkeit des Raumes gab den deutschen Hieben ihr volles Gewicht, der Block wie eine Barrikade wurde rasch erstürmt, und die Verschwornen sammt ihren Anhange zerstoben in voller Flucht. Am nächsten Morgen als die Strafgerichte anhoben, sah die Bevölkerung das Heil nur in der Gnade des Kaisers, dem und seinem Papste nun Eide geleistet wurden, auch hundert Geiseln dem Papst übergeben, damit er seines Lebens sicher in Rom wohnen könne. Aber Leo VIII hielt ein solches Menschenpfand zu nehmen unwürdig eines Bischofs, und auf seine Fürbitte meinte auch der Kaiser, daß nach so raschem vollen Siege die volle freie Gnade dieselbe Wirkung üben werde; und abermals zog er davon, um in seinem lombardischen Reiche die Überreste des Gegensatzes niederzuschlagen.

Aber in Rom kam es schon im nächsten Monat zu einer Empörung gegen die päpstlichen Behörden, vor der Leo in das Lager des Kaisers floh, der nicht darnach aussah, als werde er sich diesmal durch römische Händel in dem unterbrechen lassen, was nach einiger Zeit ihm ohnedem zufallen müsse. Alte Freunde in Rom hatten Johann XII zurückgerufen, der sich daselbst rasch einrichtete, auch etwas älter geworden, eine Ausgleichung durch verständige Maßregeln für möglich hielt. Hierzu hat er noch im Februar eine Synode nach Rom berufen, die einige reformatorische Beschlüsse für Sitte und Recht fassen sollte. Aber eine Reform im eignen Herzen und Hause anzufangen mag ihm zu schwer geworden sein; nach einer nicht unwahrscheinlichen Nachricht ist er eines Morgens 14. Mai 964 im fremden Bett todt oder halbtodt gefunden worden, wie das Volk meinte, vom Teufel erschlagen.

Da sonach ein gesetzlich und einmüthig erwählter Papst nicht unter den Lebenden war, dachten die Bewohner von Rom daran, durch rasche Wahl eines Papstes zugleich das ihnen theure Wahlrecht eines Römers zu gewinnen. Durch so viele streitige Papstwahlen in der letzten Zeit war die Ordnung einer römischen Theilname streitig geworden; sie hatte wohl nie in genauer Bestimmtheit bestanden. So ist denn auch aus der damaligen Wahl nach vielem Streite ein alter würdiger Cardinal hervorgegangen, der bei seiner sofortigen Weihe sich Benedict V nannte, auch schon bisher in dieser durchaus unliterarischen Umgebung den Beinamen Grammaticus führte. Das Geschehene wurde an den Kaiser nach Ravenna berichtet, mit dem Gesuch, durch Aufgebung des einseitig ernannten Leo die ersehnte Einheit der Kirche wieder herzustellen. Otto erklärte sogleich, so lang er das Schwert führe, gäb' es keinen andern Papst in der Welt als Leo VIII, und er werde den Römern denselben zuführen, wenn sie dagegen zu trotzen wagten. Sie wagten es doch dem Kaiser mit seinem Papst die Thore von Rom zu verschließen, während Benedict V gerade in seiner hochkatholischen Frömmigkeit als durch den h. Petrus selbst eingesetzt die Gewaffneten auf den Mauern zum begeisterten Kampf als für die Sache Gottes selbst ermahnte. Aber in einer großen, damals noch volkreichen Stadt, die durch nichts auf eine Belagerung eingerichtet ist, mußte das tägliche Bedürfniß bald eine unwiderstehliche Macht werden; die Beredtsamkeit einer Hungersnoth hat dem Kaiser die Thore geöffnet und den armen Papst ausgeliefert (23. Juni). Otto hat, um die Form zu wahren, ein Concilium nach Rom berufen, zu dem durch sein Ansehn auch andre italienische und deutsche Bischöfe kamen, sie haben Benedict als eingedrungen gegen die Einheit der Kirche verdammt, er hat innerlich gebrochen, nur um

Barmherzigkeit für seinen Irrthum gefleht, und wie er noch mit den Insignien seines hohen Amts vor die Schranken der Synode geführt war, hat er diese eine nach der andern abgelegt, endlich als es an den Hirtenstab kam, hat ihm Leo VIII diesen aus der Hand gerissen und in viele Stücke zerbrochen. Doch hat er auf die Fürbitte des Kaisers, dessen Knie der Entthronte umfaßt hielt, ihm den Rang eines Diakonen gelassen; der Kaiser hat ihn nach Deutschland gesandt, wo er in Hamburg unter Aufsicht des Bischofs ein so frommes Büßerleben führte, daß bei seinem Tod (4. Juli 965) die Bevölkerung sehr geneigt war ihn als einen Heiligen zu ehren.

Leo VIII war im März desselben Jahres geschieden. Zur Wahl des Nachfolgers, an welche die Römer sich für jetzt nicht mehr wagten, bevollmächtigte der Kaiser zwei Prälaten, die sich auf den Bischof von Narni, bei der Weihe (Sept. 965) genannt Johannes XIII, einen Römer, einigten; im Lateran herangewachsen, war er den Römern genehm, kein Gegner des Kaisers, obwohl er dessen Verfahren zur Machtlosigkeit des Papstthums nicht billigte: aber er mißbilligte auch den römischen Adel, der die Güter des Papstthums möglichst beraubte. Als er diese Gesinnung doch mit einiger Macht des Papstthums streng durchführte, haben sich die städtischen Magnaten zusammengethan, den Papst überfallen, gemißhandelt und nach Calabrien entführt in ein Verließ, so daß Niemand seine Stimme vernahm. Erst als man hörte von des Kaisers drohender Wiederkehr, mag er freigelassen sein und im Spätherbst 966 zog er wieder ein in seine Stadt, bald folgte ihm der Kaiser, Zorn im Herzen. Die Führer des Aufstandes hat er theils an den Galgen, theils nach Deutschland gesandt, das in Italien damals eine Bedeutung erhielt wie nachmals anderwärts Sibirien. Ein besonders an der Verschwörung Betheiligter, der Stadtpräfect Petrus, schon auf der Flucht eingefangen, wurde dem Papst zur Bestrafung übergeben, der ihn nackt mit seinem langen Haar an die eherne Reiter-Statue Mark Aurels, an der wir heut noch auf dem Capitol ein hohes Denkmal griechischer Kunst bewundern, aushängen, dann wie zur Abwechslung auf einem räudigen Esel durch die Stadt führen ließ, endlich die Wanderung ins Sachsenland.

Als der Reichstag zu Worms im August 966 einen neuen Römerzug beschloß, ward ein ungewöhnlich großes Heer dazu bestimmt, in Deutschland hat der Kaiser Einrichtungen getroffen, die auf längere Entfernung deuteten, obwohl noch in Mitten der Funfziger ließen doch im kahleren Haupt und im weißen auf die Brust herabfließenden Bart schon die Anzeichen des Alters sich erkennen. Er wollte alles Kirchliche und

Weltliche in seinem weiten Reiche ordnen, wie er meinte bis zum Zusammenbrechen der Welt im Jahre 1000. Er ist bis in's 6. Jahr in Italien geblieben. In deutschen Landen war bereits der zur Nachfolge bestimmte Sohn Otto II von den deutschen Fürsten anerkannt, ihn ließ der Kaiser zu Weihnachten 967 nach Rom kommen, wo am Christtage Johann XIII den dreizehnjährigen als Kaiser gekrönt hat, wie dies nach germanischer Sitte nicht irgend eine Theilname an der Regierung, an welche Otto I am wenigsten gedacht hätte, aber gleiche Ehre und die Sicherheit der Nachfolge bedeutete. Um auch das zu beherrschen, was die Natur in ihrem Schoß verborgen hält, ward damals auch bestimmt, daß die Vermählung dieses Kaiserknaben einigen solle, was seit Constantin d. G. sich in zwei große Reiche zerlegt hatte, einigen durch ein junges Mädchen aus dem griechischen Kaiserhause, wie man solch ein genealogisches Wunderkind nannte, Porphyrogenita, eine im Purpur Geborne. Die erste deßfallige Bewerbung ist mit dem Hochmuth eines heruntergekommnen alten Adelshauses zurückgewiesen worden, und der an der Spitze dieser Gesandtschaft stand, der uns wohlbekannte Geschichtschreiber Liudprand, hat durch die heitere Beschreibung seiner Erlebnisse am griechischen Kaiserhofe eine unsterbliche Rache dafür geübt.*) Nachdem im nächsten Jahre (969) eine blutige Verrätherei die auf dem griechischen Thron herrschende Familie gestürzt hatte, ist ein anderer Zweig desselben Stammes, der die römisch-deutsche Verschwägerung zu schätzen wußte, auf den Thron gekommen, und die schon vorher dazu bestimmte junge Kaiserstochter wurde einer glänzenden Gesandtschaft unter dem Erzbischof Gero von Köln zum Geleite nach Italien übergeben. Gottergeben ist sie von dem schönen mit dem Blute ihrer Verwandten vielfach getränkten Boden geschieden, voll zärtlicher Neugierde erwartet, in Rom den 14. April 972 angelangt, sie die anmuthige Griechin. Otto II hatte von der Mutter Adelheid, einst der schönen Lombardenkönigin, das edle geistverkündende Angesicht und den zierlichen Wuchs, nicht allzu hoch; beide Verlobte, nach einem Moment der Neugierde, waren anzusehen wie auf immer Beglückte. Theophania wurde noch am Tage ihrer Ankunft in Rom durch den Papst getraut und als Kaiserin gekrönt. Es war die letzte hohe Segnung, welche Johann XIII ertheilt hat; er starb im Herbste dieses Jahres (972).

Otto I ist noch einmal nach Deutschland und in sein Sachsenland gekommen. Zufällig oder ahnungsvoll ritt er gegen Abend am 6. Mai im

*) Liudprand, Relatio de Legatione Constantinop. [Monumenta Germ. T. V.]

Unstrutthale hinauf bis Memleben, wo sein Vater Heinrich I gestorben ist. Bei dem Abend- wie bei dem nächsten Mittagsbrod saß er heiter unter seinen Getreuen, bei der Vesper hat ihn eine Schwäche überfallen, er ward auf einen Sessel gebracht, nahm das h. Abendmal und ohne Todeskampf ist er entschlafen am 7. Mai 973, im 61. Lebensjahre. Er hat zahlreiche Kriege geführt, nothwendige gegen das Eindringen fremder Völker ins römische Reich, wie es war nach seinem nordwestlichen Bestande unter Constantin, und diese Kämpfe waren wesentlich siegreich. Ferner ein großer Theil seines Lebens ist in Kriegen vorübergegangen, die ohne von religiösen Beweggründen auszugehn, doch eine Bedeutung hatten für die Kirche nach ihrem äußern Bestehn, obwohl sie zunächst seiner eignen persönlichen Herrschaft galten. Er war dazu berechtigt, wiefern in dieser seiner Herrschaft vom Sachsenfürsten an bis zum römischen Kaiser sich das historische Recht der zu diesen Würden gehörigen Länder darstellte. Nur daß er die Besiegten mitunter nicht als solche, sondern als Hochverräther ansah und behandelte, wiefern es doch nicht eine politische Nothwendigkeit war für den künftigen ruhigen Besitz des Landes, Einzelne, die an der Spitze des Kampfes standen, persönlich zu vernichten. Hierher gehören auch die Kriege um Rom und um das Papstthum. Indem der Papst als italienischer Wahlfürst manchen Einreden gegen die Gesetzlichkeit seiner jedesmaligen Wahl preisgegeben und hinsichtlich des etwa mythischen Ursprunges seiner Bevorzugung einem dunkelgefühlten Widerspruche ausgesetzt war, lag es in seiner Natur größere Ansprüche zu machen, als daß er wirkliche Macht hatte sie zu behaupten, daher ihm nahelag jenseits der Alpen einen Bundesgenossen zu suchen, der sich hierdurch berechtigt sah sich in die italienischen Angelegenheiten zu mischen. Hiermit wird sich ihm die Bemerkung ergeben haben, daß er zugleich einen Herrn gefunden habe, und wie diese Bemerkung sich zu den andern italischen Völkerschaften fortpflanzte, wird sich auch die Lust verbreitet haben, dieses fremden Herrn sich zu entledigen. Die deutschen Geschichtschreiber gedenken oft der Treulosigkeit des italienischen Volks gegen seine Beschützer. Aber ein edles Volk setzt alles daran, sich von der Fremdherrschft zu befrein, nämlich aus der Unterwerfung unter fremde Gesetze, fremde Sitten, ja fremde Gebiete. Otto I hat in diesen Kriegen gesiegt durch kriegerische Energie, seine eigne und die seines Volkes. Am bedenklichsten erscheint die dritte Art von Kriegen, die er geführt hat, die sächsischen Familienkriege gegen den ältern Bruder, gegen den eigenen Sohn, ja gegen die Mutter. Vornehmlich dadurch entstanden, daß er das monarchische Gesetz der Erbfolge nach der Erst-

geburt durchbrochen hat durch die perſönliche Auswahl aus dem Kreiſe der Berechtigten, zu ſeiner eignen Erhebung, wie die alte germaniſche Sitte es nach dem Bedürfniß des Landes geſtattete. Es waren jene nächſten Verwandten, gegen die er um die Mitte des 10. Jh. in ſchweren ſchmerzlichen Kriegen ſeinen Thron und ſein Leben zu vertheidigen hatte. Damals ſchied er von ſeinem Bruder Bruno mit dieſem Lebewohl: „Du allein biſt mir treu, mein einziger Troſt, nachdem mein Sohn und mein Eidam zu Vaterlandsverräthern und Reichsverwüſtern geworden.“ Er hat die Zuſammenkunft in Langenzenn mit den Worten eröffnet [954]: „Seht, hier ſtehe ich ohne Söhne, ein verwaiſter Vater. Der Sohn, den ich am meiſten geliebt habe, iſt mein erbittertſter Feind, der den ich aus geringem Stande zur höchſten Macht und Ehre emporhob, hat dieſen Sohn gegen mich in die Waffen gebracht. Dennoch würde ich's ertragen, wenn nicht die Feinde Gottes und der Menſchen in dieſes Gericht hineingezogen werden müßten [Slaven und Ungarn]. Sie haben mein Reich verwüſtet, mein Volk gefangen oder getödtet, die Städte zerſtört, die Kirchen verbrannt, die Prieſter gemordet. Noch trieſen die Straßen von Blut, während die Feinde Chriſti, mit dem Gold und Silber beladen, mit dem ich den Sohn und Eidam bereichert habe, nach ihrer Heimath zurückziehn. Was für ein Verbrechen, welche Untreue noch übrig bliebe, kann ich nicht erdenken.“ Aus all' dieſer Noth iſt Otto d. G. durch ſeinen ungebrochnen Muth und ſeinen klaren Verſtand, nicht ohne einiges Glück, gerettet worden. Er hat es verſtanden dieſe unnatürlichen und ſelbſtmörderiſchen Kriege zu ſchlichten ohne Beſchädigung des Landes. Dem Bruder hat er das große Herzogthum Baiern verſchafft ohne daſſelbe vom deutſchen Reiche zu ſcheiden. Vornämlich die Stiftungen der Kirche, wie ſie in Deutſchland zu fürſtlichem Beſitzthum und Rang gelangt waren, ſind ihm darin förderlich geweſen, daß er ſie bei vorkommender Gelegenheit an ſeine nächſten Verwandten vergab, und er ſcheint darin glücklich geweſen zu ſein, daß die dazu Erſehenen, in geiſtlich-weltlicher Bildung ſorgſam Erzogenen auch würdige und weſentlich treue Männer wurden, wie der Erzbiſchof Bruno von Köln als Reichserzkanzler und Herzog von Lotharingen.

Die Mutter war empört geweſen über die Zurückſetzung des Sohnes, der noch nicht in königlicher Hoheit geboren war. Wir wiſſen nicht näher, durch welche Mittel es ihrem Otto gelungen iſt, die um des andern Sohnes willen Erzürnte zu beſänftigen, aber wir wiſſen genau, wie ſie nachmals faſt zärtlich mit einander verkehrten, Kaiſer Otto d. G. und die alte Mutter, und daß ſie in der zweiten Generation den Kindern die liebe Großmutter geweſen iſt. Otto d. G. iſt darin ſelbſt mehr als

Karl d. G. für die Zukunft der Völker, die er um sich versammelt hat, ein Segen geworden; Kaiser Karl hat sein Reich wenn auch zunächst nur testamentarisch dreifach zertheilt, um jedem seiner Söhne ein eignes Königreich zu hinterlassen, und so hat er sie und ihre Nachkommen ans Zertheilen gewöhnt, während Kaiser Otto, dem es doch nicht eben an Söhnen gebrach, und der sie nicht geschäftslos heranwachsen ließ, noch jedes der beiden Völker, die Gott in seine Hand gegeben hat, möglichst beisammen hielt, Deutschland und Italien, also daß Jedes von beiden eine heilige Gemeinschaft wurde, die wie oft auch durch harte Geschicke unterbrochen, doch immer wieder zusammenstrebte in einer Sehnsucht, die endlich doch in der rechten Weise erfüllt worden ist.

Otto II hatte etwas vom politischen Genius seines Vaters geerbt, aber, wenigstens außerhalb des Hauses, nicht sein Glück. Wie damals die Regierung eines großen Reichs und stete Kriegführung zusammenfiel, zumal solchen gegenüber, die fest auf ihren Burgen sitzend, ihre Forderungen gegen einen jungen Fürsten mit dem Schwerte geltend machten, so sah sich Otto II in Deutschland festgehalten, und mußte aus der Ferne mit ansehn, wie der noch von ihm (972) eingesetzte Benedict VI mittels der städtischen Partei 974 gestürzt und im Kerker der Engelsburg erdrosselt worden ist, durch einen Gegenpapst Bonifatius VII, der innerhalb eines Monats flüchtig, mit den Kirchenschätzen sich nach Constantinopel gerettet hat. Zwischen den Kriegen gegen Slaven und Normannen machte Otto 978 nicht ungereizt einen Spaziergang nach Frankreich, das damals noch insgemein zum deutschen Reich gerechnet wurde, und hat wenigstens auf dem Montmartre zum Abschied ein Tedeum singen lassen, daß den Parisern die Ohren davon gellen mochten.

Endlich war Raum für ein fürstlich Thun in Italien, und Kaiser Otto II ist im stattlichen Heerzug wie ein Patriarch mit Weib und Kind über die Alpen gezogen 980. Auf dem Reichstag zu Verona ist das Kind, das ihm Theophania gebracht hatte, als König der Deutschen und Italischen ausgerufen worden, nachmals hat es der Vater mit dem Erzbischof von Mainz nach Aachen gesandt, um in der Stadt Karls d. G. als König des Reichs gekrönt zu werden. Das kaiserliche Heer kam 981 nach Rom, wo Benedict VII, vorher Bischof von Sutri, seit October 974 kaiserlich und klösterlich regierte. Nachdem Syrien und Ägypten von den Arabern (Saracenen) genommen waren, wurde dort offenkundig die Eroberung von ganz Italien für den Islam vorbereitet, und mit der Besitzname von Sicilien begonnen. Hierdurch erhob sich über die Absicht die Angelegenheiten von Apulien zu ordnen in Otto's Geist der

Gedanke, Italien und sein Christenthum zu retten. Auch dazu gehörte die feste Ordnung der zunächst bedrohten Südspitze der Halbinsel unter dem westlichen römischen Reich. Dort hatte sich die griechische Kirche und Nationalität seit Justinian erhalten, theils abhängig vom griechischen Kaiserthum, das damals von den Brüdern Theophanias beherrscht, doch nichts weniger als römisch gesinnt war, theils in einigen unabhängigen Städten und Principaten. In der Begeisterung seines Gedankens forderte Otto zu dem was er mit sich brachte noch eine große Hülfe vom Reich und hat sie erhalten von der deutschen ritterlichen Jugend, während die Fürsten und Städte Italiens sie meist versagten. Er mußte daher mit getheilter Kraft den Feldzug gegen die Griechen beginnen. Unterdeß waren die Araber durch Sicilien über die Meere eingedrungen, ein unübersehbarer Schwarm. An der Gränze von Calabrien standen beide Heere einander gegenüber zur Entscheidungsschlacht am 13. Juli 982. In den Morgenstunden hat Kaiser Otto nach hartem blutigen Kampfe gesiegt. Die Flucht der Araber war allgemein. Über die Wendung gegen Abend zum Gegentheil bestehen zwei wohl gleichberechtigte Nachrichten. Nach der einen haben sich die Sieger auf dem weiten Schlachtfelde zerstreut um Beute aufzusuchen, theils haben sie sich, besonders die Deutschen, zur Siegesfeier in zechenden Gruppen hingelagert. Da sind plötzlich aus den Wäldern und von den Bergen wie ein Schloßenwetter die Araber hereingebrochen, die sich nur in verstellter Flucht verborgen hatten, und haben die Vereinzelten niedergehauen, die sich nicht mehr zur gewohnten Ordnung sammeln konnten. Nach der andern Nachricht war die Flucht in der Bedrängniß zwar ernsthaft gewesen und durch die Kaiserlichen hitzig verfolgt, als plötzlich eine mit fortgerißne muthige Schaar, durch die Örtlichkeit begünstigt, sich gewendet habe, Victoria gerufen, die durch die Eile der Verfolgung doch auch vereinzelten Sieger angefallen habe, und so aus dem vermeinten Siege die furchtbarste Niederlage geworden sei. Dieses ist ja möglich, kann auch in der Wirklichkeit so geschehn sein, am Morgen der Sieg, am Abend die Vernichtung des kaiserlichen Heeres. Gewiß ist, daß die blonde ritterliche deutsche Jugend damals gefallen ist, und Kaiser Otto, er selbst noch ein Jüngling, bitterlich um sie geweint hat. Er unter den Ersten der Verfolgenden, als er seine Getreusten um sich fallen und Alles verloren sah, er selbst noch zu Pferde, bemerkte in mäßiger Ferne eine Barke, die an der Küste hinruderte, da sprengte er das Pferd ins Wasser bis zu dem Schiffchen. Es war bemannt mit Griechen, die den Kaiser nicht erkannten, unter ihnen nur ein Sklave, der ihm ein Zeichen des Verständnisses und des Schweigens machte.

Hiernach ist er aufgenommen worden als ein kaiserlicher Kämmerer, der aus seinem in Rossano niedergelegten Schatze die Schiffsleute reichlich entschädigen wolle, wenn sie das Schiff dorthin steuerten. So ist es geschehn. In Rossano hatte der Kaiser sogar seinen höchsten Schatz, Theophania unter der Obhut des befreundeten Bischofs und einer hinreichenden Besatzung hinterlassen. Von hier, dann von Capua aus, wo er einige Wochen verweilte, ließ sich Hülfe schaffen für die erste Noth und eine Zukunft zurüsten, denn durch die Kunde der schweren Niederlage war auch außerhalb Calabrien Vieles schwankend geworden. Doch hatten sich die Araber, erschrocken über ihre eignen Verluste, die aus ihrer Mitte auf 40 000 Mann angegeben wurden, nach Sicilien zurückgezogen. Der Kaiser hatte nicht daran gedacht etwas von seinem großen Gedanken aufzugeben, er bereitete Alles vor auf den neuen Feldzug, sein Geist war nicht gebrochen, obwohl es schwer auf seiner Seele lag, daß Tausende seiner Kriegsgenossen, unter ihnen sehr viele Freunde, durch die Unachtsamkeit der Heerführer untergegangen. Sein zarter Leib war von Anstrengung und Kummer verzehrt, so ist er fieberkrank nach Rom zurückgekommen und soll die Krankheit gesteigert haben durch die Hast des Hinunterstürzens der vom Arzt verordneten Arznei. Benedict VII war kürzlich verstorben [October 980], er hat ihm seinen treuen Kanzler Petrus von Pavia zum Nachfolger gegeben, der sich nannte Johannes XIV. Der Kaiser hat im Angesicht des Todes sein Vermögen in vier Theile getheilt: den ersten für die Peterskirche, den zweiten für seine treuen Soldaten, den dritten für die Armen der Stadt, den vierten für seine Schwester Mathilde. Das seltsame Schweigen dieser Erbtheilung über Frau und Kind mag darauf hinweisen, daß diese Vertheilung sich nur auf baares Geld bezog, davon er etwa wußte, daß sich in der Tasche seiner Schwester der jungen Äbtissin von Quedlinburg weit mehr finden werde als je in der Tasche des Kaisers in Bezug auf die Kriegskasse. Um sein Sterbebett im Palast neben der Peterskirche waren die Würdenträger der Kirche und des Reichs mit den Trauernden der Familie versammelt, der Kaiser hat vor dem Papst seine Beichte abgelegt, wie es scheint öffentlich. Er ist gestorben im 28. Lebensjahre, am 7. Dec. 983. Der Leib dieses einzigen deutschen Kaisers ist in Italien geblieben, bestattet in einer Halle der Peterskirche, in Folge der spätern Bauten in die große Papstversammlung der Unterkirche versenkt (die vaticanischen Grotten S. Peters), der Marmorsarg mit einer Porphyrplatte bedeckt, wohl durch Theophania selbst geschlossen, nachmals zum Taufbecken der Peterskirche gebraucht; ein seltsamer Wechsel, die Decke des Todes zum Gefäß für das Wasser des Lebens.

Otto II hatte nur den einen Sohn hinterlassen. Er hatte denselben nach Reichstagsbeschluß erwählt und mit dem Erzbischof von Mainz in die Stadt Karls d. G. gesandt um vierjährig als König gekrönt zu werden zur Sicherung der Thronfolge. So war es geschehn, man lebte in Aachen noch unter den üblichen Festen eines solchen zukunftvollen Ereignisses, als von Rom die Nachricht kam vom Tode des Kaisers. Eine vormundschaftliche Regierung stand außer Frage, unmittelbar dazu berechtigt war die Mutter, Theophania ist aus Italien zu ihrem Kind gekommen, und zwar nicht ohne kriegerischen Einspruch, doch durch die Mehrzahl der Fürsten als Reichsregentin anerkannt, indem ihr als ältere Genossin die Witwe Ottos d. G. beigegeben wurde, die einst vielbegehrte Adelheid. Die beiden kaiserlichen Frauen haben das Königskind offenbar mit jener Liebe erzogen, die sich selbst und den künftigen Herrscher eines großen Reichs zusammenfaßt, wenn auch nicht immer zu dessen Gewinn. Die Auswahl ausgezeichneter Lehrer wurde in der kaiserlichen Familie üblich, seit Otto I in seinen dreißiger Jahren zuerst ein Buch zur Hand genommen und die Macht, die selbst im Buchstaben liegt, erkannt hatte. Er hatte auch auf der ersten Synode, die er in Rom hielt, das Lächeln einiger Bischöfe über sein Latein bemerkt und sofort einen Sprecher für den Kaiser ernannt. Die rasche Selbstentwicklung des Knaben wurde gerühmt, das Vorwalten einer kindischen Phantasie blieb nicht unbeachtet. Der Hof wohnte meist in der kaiserlichen Pfalz zu Ingelheim. Ostern 986 war wohl als ein freundlicher Scherz verabredet, daß die großen Herzöge des Reichs sich träfen in der Abtei Quedlinburg, die von Otto I gestiftet und reich begabt lang als ein persönliches Eigenthum einzelner Familienglieder angesehn wurde, und sie dem Königskinde die häuslichen Dienste leisteten, wie nachmals bei der Kaiserkrönung bis auf Goethes Zeit. Über Adelheid berichten Zeitgenossen, daß sie zu dieser Zeit nur für Ewiges lebte. Theophania hat in dieser Gestalt ihre neue Kirche geliebt, doch liebte sie auch die Welt, in ihrer Natur lag es die Kirche und ihre Heiligen gern zu beschenken. Mit ihrer Mitregentin scheint die Sympathie nicht groß gewesen zu sein, Adelheid hat sich nach einigen Jahren auf ihre Güter im Elsaß zurückgezogen und ist am Hofe erst wieder erschienen, als Theophania entschwunden war. Diese hat nicht ohne Selbständigkeit das Reich bis in seine fernen Gränzen regiert, mancher Aufruhr ist an der schönen, verständigen und milden Frau still vorübergegangen, selbst in Rom. Sie ist jung geschieden 15. Juni 991. Die Kaiserkrönung ihres Sohnes nach der langen kaiserlosen Zeit am 21. Mai 996, dem Himmelfahrtstage, geschah nach der

Volksſitte im 15. Jahre deſſelben zu Rom; mit ihr das geſetzliche Ende der Vormundſchaft.

Die Einſetzung des Papſtes blieb in der Hand des Kaiſers, wiefern er nicht für angemeſſen hielt ſeine Willkür mit allerlei Wahlformen zu bedecken. Von Johann XV 985—996 rühmt ein kundiger Zeitgenoſſe, daß er ſich frei erhielt von den Freveln ſeiner Vorgänger, nur Käuflichkeit iſt ihm nachgeſagt worden. Wenn durch die Macht der Ottonen die Möglichkeit entſtanden war, daß auch Beſſere oder doch Erträgliche wieder Raum fanden auf dem apoſtoliſchen Stuhl, ſo war doch durch Menſchen wie Johann XII die katholiſche Meinung nachhaltig in die Bevölkerung eingedrungen, daß der ſittliche Unwerth eines Papſtes durch die Heiligkeit ſeines Amtes überdeckt werde. Da hat Otto III an ſeine Seite einen Papſt geſetzt, ſeinen Caplan und Vetter Bruno, ſie beide Enkel Ottos d. G., einige Jahre älter als der Kaiſer ſelbſt, kirchlich gebildet, in ſeinem Charakter ſtreng und heftig, Gregor V (996), mit der Anlage und mit dem guten Willen ein Heiliger zu werden. In Rom hatte ſchon einmal ein Haupt des Adels, ein Nachkomme der berüchtigten Theodora, einer großen auf dem römiſchen Gebirge begüterten Familie angehörig, eine ſtädtiſche faſt revolutionäre Macht geübt, Crescentius, doch mag ſich's ausgeglichen haben durch die Güte und Macht der Theophania, die 989 in Rom reſidirte, denn wir finden ihn als friedlichen Bürger zur Zeit von Gregors Einzug. Aber ſobald der Kaiſer mit ſeinen Truppen heimwärts gezogen war, hat Crescentius als Conſul oder Patricius vornehmlich den Adel in Rom verſammelt gegen den deutſchen Papſt und den ſächſiſchen König in offner Verſchwörung, durch welche Gregor V zu eiliger Flucht genöthigt wurde, die er doch von allem entblößt mit Würde vollzog. Dann hal er durch ein römiſches Concil alle Widerſacher der Kirche und des Reichs feierlich in den Bann gethan. Um dieſe Zeit war ein Grieche aus Calabrien Philagatus niederer Geburt durch Gewandtheit und als Landsmann im Palaſt der Theophania emporgekommen. Als die Tage kamen auch für Otto III um eine im Purpur geborne Jungfrau zu werben, wurde jener Grieche, jetzt Biſchof von Piacenza, als aller griechiſchen Verhältniſſe kundig zu dieſem Geſchäft beſtimmt. Er hatte zwar die Schwierigkeiten deſſelben noch nicht ganz überwunden, als er vorläufig zurückgerufen und unterwegs in Ravenna aufgehalten, ſowohl die geringe Popularität des deutſchen Papſtes als die Macht einer Förderung durch die Intereſſen der griechiſchen Kirche erwägend ſich zum Papſt in dieſem Sinne aufwarf, unbekümmert um alle die Verpflichtung, die er gegen das Kaiſerhaus hatte. In Rom wurde dieſer halb-

griechische Papst, Johann XVI, als Genosse der Revolution halbfreundlich aufgenommen: als aber Botschaft kam, daß der Kaiser durch Gregor eiligst gerufen mit einem tüchtigen Heere heranziehe, ist Alles auseinander gestoben. Crescentius hat sich mit seinen Getreuesten in die Engelsburg geworfen, der Grieche war vereinsamt ins Gebirge geflüchtet und ist von einer kaiserlichen Schaar gesucht und aus dem Schlupfwinkel eines verfallnen, verlaßnen Thurmes herausgezogen worden. Nach der hergebrachten Erzählung haben die deutschen Krieger sofort in ihrer Wuth dem Unglücklichen die Augen ausgestochen, die Zunge ausgerissen, Ohren und Nase verstümmelt und in diesem Zustande den Blutenden in die Stadt gebracht. Hier als Hochverräther und Ketzer zum Tode verurtheilt, hat er dem römischen Volk noch das Vergnügen des berüchtigten Eselrittes bereiten müssen, um dann irgendwo im Kerker umzukommen. So die herrschende Überlieferung. In der Wirklichkeit hat sichs vielleicht nicht besser, doch anders verhalten. Wir wissen, daß der heilige Nilus aus Calabrien, also der Landsmann des Griechen, als er von dem Geschick hörte, das ihm drohe, hochbejahrt nach Rom kam, mit vielen Bitten um seine Begnadigung, die er doch nur mit halben Worten erhielt. Also mußte es damals noch möglich sein, wenn nicht mild, doch menschlich an dem Elenden zu handeln. Nachmals, als der Kaiser sich gegen die Vorwürfe des h. Nilus entschuldigte, wies der ihn mit harten Worten zurück. Als dem Verlangen nach Gerechtigkeit genügt war, und das unmenschliche Verfahren als gerichtlich geboten unter Männern von einiger Bildung als eine schlechte Rache erschien, mochte dem Papst wie dem Kaiser nicht unerwünscht erscheinen, wenn die eigentlich blutige That auf rohe deutsche Soldaten geschoben wurde, die ja den Griechen ohnedem im Moment seiner Auffindung nicht besonders fein behandelt haben würden. Jedenfalls haben Otto III und Gregor V durch Anordnung oder doch Gestattung des grauenvollen Umzugs ihren Theil an der That übernommen. Crescentius hat sich mit seinen Genossen in der Engelsburg tapfer vertheidigt: den römischen Kriegsmaschinen hat die vermeinte Uneinnembarkeit derselben dennoch weichen müssen zu einer Ergebung auf Gnade und Ungnade. Er ist auf dem Dache der Burg enthauptet worden [989], auf daß sein Ausgang weithin sichtbar sei. Doch hat der Groll an diesem ehrlichen Tode des Gegners sich nicht genügen lassen, der Leib des Enthaupteten wurde von der hohen Zinne herabgeworfen auf das Pflaster, dann der Leichnam nach Monte Mario geschleift und mit den Füßen an den Galgen gehängt. Von seinen Genossen sollen zwölf die Genugthuung erhalten haben am Kreuze zu sterben.

Damals ist es ein Zeugniß geworden, wenn nicht für die Christlichkeit, doch für die Bedeutung und Macht des Papstthums, daß in dieser Zeit ein Ereigniß, welches demselben sehr widerlich zu werden schien, vielmehr zur Mehrung seines Ansehns führte. Im westlichen Frankreich hatte sich wie im deutschen Reiche eine Reihe von Herzogthümern gebildet. Zwischen beiderlei Landen lag Lotharingen schon seit der Theilung durch Karl d. G. bald mehr zum deutschen bald mehr zum fränkischen Reiche hingeneigt. Nach den verblichnen Erinnerungen Karls d. G. dachten beide Herzogsgebiete daran, ihre geordnete Einigung durch die Wahl eines Königs der fränkischen Lande mit sehr bescheidnen Rechten zu befestigen. Schon die friedliche Rückgabe der festen Stadt Verdun, die lange zum fränkischen Antheil gerechnet war, jetzt zum deutschen Reiche, war in diesem Sinne geschehn. Als es zur Königswahl kam, erschien Hugo Graf von Paris durch Landbesitz als politisch bevorzugt, Herzog Karl von Lotharingen durch eine behauptete Abstammung von Karl d. G.; aber dieser Ruhm wurde dadurch hinfällig gemacht, daß Herzog Karl der Vasall eines fremden Königs geworden war und die Tochter eines herzoglichen Dienstmannen zur Ehe genommen hatte; Verhältnisse, auf welche nach altgermanischer Anschauung großes Gewicht gelegt wird. Wenigstens in Bezug darauf ist Hugo Capet durch den Erzbischof von Rheims Adalbert in dieser seiner Stadt als König von Westfrankenreich feierlich gekrönt worden. Vor seinem bald erfolgenden Tode hat der Erzbischof als seinen Nachfolger Gerbert empfohlen, der anerkannt war als der erste Gelehrte von Frankreich, vornehmlich in Naturwissenschaften, dies wohl in Verbindung mit den arabischen Einflüssen in Spanien, Vorstand der Domschule zu Rheims, hochangesehn in Geschäften des französischen wie des deutschen Reichs, besonders werthgehalten durch die Kaiserin Theophania. Aber der neue König Hugo hat vielmehr sein ganzes persönliches Ansehn eingesetzt, um Arnulf, den Neffen Herzog Karls, seines Gegners, nicht durchaus ohne kirchliche Bildung, nur berüchtigt als treulos und ausschweifend, auf den Bischofstuhl von Rheims zu bringen; er hat sich dazu des römischen Hofs bedient, und man sagte, nicht ohne Bestechung sei es gelungen Gerbert zu beseitigen. So war Arnulf Erzbischof des ersten kirchlichen Sitzes von Frankreich, zugleich mächtig über diese damals erste Landesfeste geworden. Er hat die Thore derselben in der Nacht den Truppen des Herzogs Karl von Lothringen geöffnet; nicht in der Hingebung an diesen seinen Verwandten, sondern um das neue französische Königthum, das er als solches heimlich haßte, zu untergraben. Als die That all-

mälich an den Tag kam, forderte der Zorn der französischen Bischöfe und des Königs die Entsetzung des landesverrätherischen Erzbischofs. Sie konnte nach dem neuen Rechte nicht ohne Einwilligung des Papstes gesetzlich geschehn. Dieser, Johannes XV, verweigerte dieselbe, sogar Abgesandten von Rheims verweigerte er, sie vor sich zu lassen; sonach war die Landeskirche auf sich selbst verwiesen, und sie berief eine Landessynode nach Rheims [991]. Dies war schon eine revolutionäre Handlung gegen die Pseudo-Isidorischen Decretalen, die vielleicht auf diesem Boden unbekannt geworden; Gerbert, der sie wohl nicht vergessen hatte, hatte Grund zu schweigen, so hat die Synode ohne Widerspruch den Erzbischof wegen Meineid und Landesverrath vor ihre Schranken gefordert, und er hat sich gestellt. Hat er anfangs eine Art Bekenntniß, nur mit frechen Worten leichtsinniger Ableugnung hingeworfen, so hat er doch mit ernsten Zeugnissen bedrängt, ein volles Beichtbekenntniß versprochen. Aber auf das religiöse Geheimniß desselben war eine Anklage nicht zu begründen. Man gerieth auf die Vermittlung, den Inhalt dieser Beichte schriftlich aufzusetzen. Aber die Handschrift löst nicht das Beichtsiegel. Daher sich das Concilium endlich doch dahin gedrängt sah, die sittliche Berechtigung des Papstes und hiermit des Papstthums selbst anzugreifen. Dieses ist vornehmlich geschehn durch den erwählten Orator des Concils, den Bischof Arnulf von Orleans (das Zusammentreffen mit dem Namen des Angeklagten ist nur zufällig). Er hob an rhetorisch mit der Anerkennung jener Päpste, die ein großes Andenken der Nachwelt hinterlassen haben. Dann schildert er den Zustand der römischen Kirche unter Johann XII, seinen Vorfahren und Nachfolgern. Steht es denn fest, daß solchen schmachvollen Ungeheuern, denen es an aller Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge fehlt, unzählige, durch Wissenschaft und Lebenswandel ausgezeichnete Bischöfe in der ganzen Welt unterworfen sein sollen? Wofür halten wir den, welcher strahlend von Purpur und Gold auf erhabenem Throne sitzt? Fehlt ihm die Liebe und ist er nur durch Wissen aufgebläht, so ist er der Antichrist, der im Tempel Gottes sitzt. Wenn aber Beides zugleich ihm gebricht, so ist er im Tempel Gottes wie ein Götzenbild, und bei einem solchen eine Entscheidung suchen, ist nichts anders als die Steine um Rath fragen. Wende man sich vielmehr dahin, wo man hoffen kann das meiste Verständniß des göttlichen Wortes zu finden, z. B. an würdige Bischöfe in Belgien und Deutschland, nicht nach der Stadt, wo jetzt Alles feil ist, und nach dem Gewicht des Goldes das Recht abgewogen wird." Diese Überzeugung hat das Concilium sich angeeignet, und darnach die Entsetzung des Erzbischofs Arnulf aus-

gesprochen, der nur scheinbar seine Entsagung vorausging. Als seinen Nachfolger konnte diese Synode keinen andern ernennen als Gerbert. Man hat bemerkt, daß in dem Glaubensbekenntniß, welches Gerbert bei seiner Bischofsweihe abzulegen hatte, ein Bekenntniß zur Oberhoheit des Papstes fehlt. Dazu mochte sich dieser Gelehrte in der damaligen Situation allerdings nicht drängen, doch er wird auch gewußt haben, daß dieses Bekenntniß zwar nach Bonifatius in der deutschen Kirche üblich wurde, aber zum Glaubensbekenntniß der alten Kirche nicht gehörte. Aus der Streitrede Arnulfs von Orleans wie aus der Geneigtheit, mit der sie offenbar von der Synode aufgenommen wurde, erkennt man den Ernst, um den sichs handelte, und die Gefahr, vor der die Landeskirche stand, nämlich eine naheliegende Trennung vom Papst, also eine Spaltung der katholischen Kirche. Daher auch ein geringerer Papst hätte eingreifen müssen, so lange das noch möglich erschien, wie viel mehr ein so unbescholtener und mit päpstlicher Frömmigkeit erfüllter wie Gregor V. So erschien denn ein Legat in Rheims mit allen geistlichen Mitteln zur Wiederherstellung Arnulfs, nach hinreichender Buße über seine weltliche Verfehlung, und zur Entsetzung Gerberts als unberechtigt eingedrungen. Der hat Alles aufgeboten, um sich und die Beschlüsse der Synode zu behaupten. Er hat einen Brief an die Bischöfe Frankreichs erlassen. Er erinnert sie an den Virgilischen Spruch: „Da gilt es deiner Sache, wenn die Wand des Nachbarn brennt.*) Ich sag es beharrlich, wenn der römische Bischof gegen seinen Bruder gesündigt hat, und nachdem er oft erinnert worden ist, die Kirche nicht hört, ein solcher römischer Bischof ist wie ein Heide und Zöllner zu betrachten. Wenn der Papst uns deßhalb seiner Gemeinschaft für unwürdig hält, weil keiner in dem, was dem Evangelium widerstreitet, ihm beistimmen will, so kann er uns deßhalb nicht von der Gemeinschaft mit Christus scheiden." In Gerbert's gelehrtem Kopfe war offenbar der Gedanke angebrochen einer Trennung der fränkischen Kirche von Rom: aber ohne religiöse Begeisterung, und sein geistliches Ansehn dadurch vermindert, daß ihm vor allem der Vortheil von Arnulfs Entsetzung zugefallen war. Daher als der Legat den Bannfluch über ihn und alle seine Anhänger aussprach, fürchteten sich Geistliche und Laien und fast von jedermann verlassen sah man den Erzbischof jeden Morgen vereinsamt zur Domkirche gehn.

Da kam ein Brief nach Rheims: „Kaiser Otto an Gerbert, den Erfahrensten in göttlichen Dingen". „Ich möchte so gern die uns Allen

*) Tunc tua res agitur, paries cum proximus ardet.

verehrungswürdige Fürtrefflichkeit Euer Liebden an Mich knüpfen und wünsche, daß fortan ein solcher Beschützer Mir bleibend eigen werde, und flehe daher dringend, daß Eure erhabne Weisheit Mich, der ungelehrt und schlecht unterwiesen in Wort und Schrift, mit besonderm Ernste zur Besserung anhalte, auch in öffentlichen Angelegenheiten treuen Rath gewähre. Entfernt von Mir, was von sächsischer Bäuerlichkeit mir anklebt, und entwickelt, was von griechischer Feinheit in Mir ist, denn wenn nur Einer wäre, der ihn anfachte, dürfte wohl ein Funke des wissenschaftlichen Eifers der Griechen in Mir sein". Fortan war Gerbert des jungen Kaisers Lehrer und Minister. In seinen Briefen nennt der ihn: „Spiritualis Pater Noster". Immer streitet er noch für sein Recht auf Rheims: doch ist das nicht mehr sein alleiniges Interesse, er begleitet den Kaiser auf seinem Römerzuge, der ihn 998 zum Erzbischof von Ravenna ernennt; vom Bann ist nicht weiter die Rede.

Der König von Frankreich ertrug Arnulf den politischen Widersacher. Nach dem Ableben von Hugo Capet [996] ist sein Sohn Robert durch Vermählung mit einer entfernten Verwandten mit dem Papst in Zwiespalt gekommen, und hat sich einer Excommunication unterworfen. Die treuverbundenen Gatten haben schweren Herzens sich getrennt. Im nächsten Jahrhundert ist eine Erzählung aufgekommen, als habe die Natur selbst jene Willkürsatzung beschirmt. Der Cardinal Damiani berichtet: Robert hat sich mit einer Verwandten verheirathet, von welcher er einen Sohn erhielt, der den Hals und den Kopf einer Gans hatte.*) So hat sich das französische Königthum in seinen Rechts- und Herzensinteressen unterworfen; noch jung und schwach hat es gemeint, die kirchliche Sanction nicht entbehren zu können.

Gregor V, der die dem Papstthum günstige Wendung wohl zunächst durch seine persönliche fromme Tüchtigkeit und Entschlossenheit herbeigeführt hat, wie er im 24. Lebensjahr durch seinen hohen Freund Papst geworden war, ist im 27. Jahre gestorben, Februar 999, so jung und kräftig, daß Zeitgenossen nicht unwahrscheinlich an Vergiftung dachten, denn nicht dem freundlichen jüngern schönen Kaiser, sondern dem ernsten strengen Papst wurde das furchtbare Verfahren gegen Crescentius und seine Genossen zugeschrieben. Otto III war tief ergriffen über den Verlust des Jugendfreundes, mit dem er gehofft hatte die Welt umzugestalten. Als Nachfolger hat er, nach Rom geeilt, sofort die Wahl des

*) Damiani: Robertus propinquam sibi copulavit uxorem, ex qua suscepit filium, anserinum collum et caput habentem.

Erzbischofs Gerbert befohlen, Sylveſter II (April 999), der alle ſeine Zeitgenoſſen an Wiſſen überragte und mit ſeiner zwar nicht unmittelbar von den Saracenen empfangnen, doch durch ſie erhaltnen Himmelskunde, als er für den Kaiſer die kunſtreiche Sonnenuhr in Magdeburg baute, nach den Sternen geblickt hat. In Rom mußte man wohl begierig ſein, wie der kühne Gegner des Papſtthums, nun ſelber Papſt ſich zu ſeiner Vergangenheit ſtellte und ſie vereinte mit der päpſtlichen Würde? Eine Urkunde für Arnulf von Rheims hat ſich erhalten: ſeine Abſetzung ſei zwar verdient geweſen, doch formal ungültig, weil die römiſche Zuſtimmung ihr gefehlt habe (quia Romano assensu caruit): aber die Machtvollkommenheit des h. Petrus habe ſich gerade dadurch bewährt, daß der Erzbiſchof trotz ſeiner Schuld wieder eingeſetzt ſei durch das freie Recht der Gnade. Seinem nächſten Vorgänger hat Sylveſter ſich angeſchloſſen, wiefern auch er nach dem ſittlichen Geſchmack der Beſſern ſeines Zeitalters entſchieden war gegen Simonie und Unzucht aller Art. Das Verhältniß des Kaiſers zu ſeinem päpſtlichen Freunde ſtellt ſich einigermaßen dar in der berühmten Schenkungsurkunde, des Inhalts: „Wir bekennen Rom als das Haupt der Welt, die römiſche Kirche als die Mutter aller Kirchen: aber daß durch Sorgloſigkeit und Unwiſſenheit der Päpſte alle Vorzüge ihrer Klarheit ſich verdunkelt haben. Nach Verwirrung und durch Verworfenheit der römiſchen Kirche haben einige Päpſte ſich ſoweit verirrt, daß ſie den größten Theil unſers Reichs zu ihrem geiſtlichen Staat gezogen haben. Das ſind Erdichtungen von ihnen ſelbſt erfunden. Auch das iſt erfunden, daß ſie ſagen, ein gewiſſer Carolus habe unſere Staatsgüter dem h. Petrus übergeben. Daher mit Verachtung der eingebildeten Schriften ſchenken wir aus unſrer Freigebigkeit was unſer iſt dem h. Petrus. Denn wie wir aus Liebe zum h. Petrus den Herrn Sylveſter unſern Lehrer, zum Papſt erwählt und verordnet haben, ſo bringen wir aus Liebe zu ſelbigem Herrn Sylveſter dem h. Petrus aus unſerm Staatsgut als Geſchenke acht Grafſchaften.“ Es folgen die Namen dieſer Beſitzthümer, wie ſie früher zum Kirchenſtaat gehört haben, und oft als entzogen beſtritten oder beklagt worden ſind. Aber nichts ſteht darin, was nicht für den Donator und Empfänger wie für das Zeitalter paßte; nur das Wort quendam Carolum für Karl d. G., ihn „einen gewiſſen Karl“ zu nennen: aber will mans nicht als einen Schreibfehler für quondam anſehn, daß Karl einſt dieſe Geſchenke gemacht habe, ſo mag Karl der Kahle gemeint ſein, dem wohl nachgeſagt werden konnte, daß er der Kirche Geſchenke gemacht habe, während er zur Zeit der Ottonen als ein Unbekannter bezeichnet werden mochte. Wie ſollte doch Gerbert mit ſeinem

freien Denken und scharfsinnigen Wissen die Schenkung Constantins für etwas anders als eine römische Fabel gehalten und warum diese Überzeugung seinem lernbegierigen Schüler verborgen haben, für den sie recht eigentlich gemacht schien, um an ihr römisches Wesen kennen zu lernen. Wiefern aber beide der römischen Kirche noch innerlich angehörten, lag in ihrem Interesse dies auch äußerlich zu bezeugen, und dieses geschieht durch die Schenkung Ottos III in so großartiger, seinem Charakter angemeßner Weise, als wenn er bereits die halbe Welt besäße, um sie zu verschenken. Er hat in den wenigen Jahren seiner Selbstherrschaft noch zwei Züge seines Wesens gesteigert: die Frömmigkeit zum weltentsagenden Enthusiasmus und die Herrschertüchtigkeit zur Phantasie einer Weltherrschaft. Beides im vollen Gegensatz zu einander und doch aus derselben Wurzel.

Die Frömmigkeit in der Anregung durch einige Heilige dieser Zeit in der damaligen Erfrischung des Klosterlebens. Adalbert, aus dem hohen böhmischen Adel, auf dem Dom zu Magdeburg in der sächsischen Schulweise gebildet, zum Bischof von Prag erwählt, fand er die böhmische Religion so unleidlich, daß er seinem hohen Amte recht eigentlich durchging, in der Absicht barfuß nach Jerusalem zu wallen, doch in Rom umkehrte um seinen Entschluß vor dem Papst zu rechtfertigen. Die Kaiserin Theophania gab ihm eine Summe Geld zu der weiten Wanderung, er nahm es, vertheilt es sogleich unter die Armen und führt im Kloster des h. Bonifatius auf dem Aventin unter Herzensgenossen ein glückliches Dasein in höchster Dürftigkeit. Aber in Prag wird die Rückkehr in sein Amt gefordert und in Rom als pflichtmäßig erkannt, und er unterwirft sich. So abermals in Prag seufzt er nach dem sonnigen goldenen Rom, bald erscheint er dort abermals auf dem Aventin und findet da unter den in ihrer Frömmigkeit seligen Genossen, soweit die Reichsgeschäfte es zuließen, auch den Kaiser Otto, der sich für die Nacht sein Strohlager am liebsten neben Adalbert bereiten ließ. Dessen Frömmigkeit war ein stilles Leben in Gott, das mit einer schönen Natur und reichen Bildung verbunden unwillkürlich auf seine Umgebung einwirkte. Die tiefe Seelenruhe dieses Lebens in gottseligem Frieden wurde nur unterbrochen, indem nach einigen Jahren die Forderungen der Böhmen nach ihrem Bischof, dessen Heiligenruhm sich wohl recht gegen seinen Willen in der Welt verbreitete, immer dringender wurden, er aber dabei blieb, unter diesen czechischen Slaven nicht leben zu können. Da ist vielleicht Gregor V, der nicht durch einen päpstlichen Gewaltspruch diese Verwicklung nach beiden Seiten lösen wollte, auf die Auskunft verfallen: Adal-

berts erste Absicht sei gewesen eine Wallfahrt nach Jerusalem; sicher nicht blos um ein leeres Grab zu sehn, sondern um Ungläubige zu bekehren, dies sei vor Gott ebenso werth wie ein Bisthum, Heiden geb' es noch immer genug zum Bekehren, dazu solche der wildesten Art, unter denen auch das Märtyrerthum zu finden sei. Aus solchem und ähnlichem Zureden vielleicht auch seines eignen Herzens ist der Entschluß einer Bekehrungsfahrt zu den wilden Preußen an der Ostsee hervorgegangen. Eines Abends wird er eingeschlafen auf einem eingehegten heiligen Felde durch einen ihrer Götzenpriester aufgefunden, wie ein Opferlamm heimgetragen und wohl nach einem bestimmten Ritus sechs eiserne Spitzen in seine Brust versenkt. Die benachbarten Polen haben ihn als Märtyrer bei Gnesen bestattet, nachmals ihren Nationalheiligen.

Das Andere, die Erhebung zur Weltherrschaft, meinte nicht bloß die einfache große Wirklichkeit, wie sie unter Augustus gewesen ist, sondern zugleich in einer luftigen Mischung, wie sie im Verlaufe von 1000 Jahren von christlicher Phantasie gedacht ist, doch als ein christliches Weltreich mit Rom als Mittelpunkt, so daß Otto selbst die steifen stolzen Sitten des griechischen Kaiserhofs einführte und dadurch die alten Kriegsgenossen seines Vaters nicht wenig verletzte. Kaiser Otto hat die letzten Jahre des 10. Jh. meist in Rom auf dem Aventin zugebracht, wo fern vom gewerbsmäßigen Getümmel neben hohen Bäumen einzelne Klöster standen und die Reichen der Stadt in gesunder Luft Landhäuser hatten, auch die kaiserliche Familie einen Palast. Doch scheint aus dieser städtischen Nachbarschaft keine stetige Befreundung hervorgegangen zu sein, vielmehr ein solcher Groll der städtischen Bevölkerung, daß sie drei Tage lang den kaiserlichen Palast belagerte, bis durch Vermittler ein Friede geschlossen war, so daß der Kaiser, die Überlieferung sagt von einem Thurm, also von einem hohen Gebäude eine Rede an das Volk gehalten hat, durch welche nach derselben Überlieferung Viele zu Thränen gerührt wurden; doch ist er gleich nachher, von seinen Getreuen zur Eile gemahnt, mit seiner ganzen Rüstung und Gepäck abgezogen 16. Febr. 1001, und hat die Stadt nie wieder betreten. Seinen Sitz hat er seitdem meist in der Seestadt Ravenna, die wie zwischen inne als kaiserliche Residenz, so nun vorherrschend als päpstliches Bisthum galt, von hier aus hat er manchen Abstecher gemacht, einmal selbst nach Venedig zu geheimer Zusammenkunft mit dem Dogen, in Folge eines Gelübdes hat er eine Wallfahrt unternommen nach Gnesen zum Grabe seines frommen Lieblings Adalbert, in Aachen hat er sich das Grabgewölbe des großen Kaisers öffnen lassen, bei dem er bald

seine Stätte finden sollte. Zuweilen fastend, betend, sich geißelnd, hat er einmal daran gedacht sich als Mönch einkleiden zu lassen; aber auch mit einem kleinen Heer ist er kriegerisch umhergezogen, so hat er wegen eines städtischen Übermuthes Tibur (Tivoli) belagert, das sich dem Kaiser demüthig ergeben hat. Bis an die Mauern von Rom ist er einmal vorgerückt, aber als die Thore verschlossen blieben, die Mauern besetzt, ist er auch wieder abgezogen. Offenbar haben ihm die Truppen zu einer größern Unternehmung gefehlt, so daß sogar für die persönliche Sicherheit des Kaisers zuweilen gefürchtet wurde. Man erkennt darin wohl ein Mißtrauen in Deutschland gegen sein Hin- und Herziehen, oder ein Mißfallen an seiner neuen Lebensweise. Erst spät als der Todesengel bereits über ihm schwebte, brachte der Erzbischof von Köln eine längst verheißne kleine Schaar nach Italien. Wäre Otto III selbst nach Deutschland gekommen, die kriegerische Jugend würde den Schlachtenruf ihres jungen Kaisers nicht überhört und ein großes deutsches Heer ihn über die Alpen zurückgeleitet haben. Es ist schon das Heranziehn der Krankheit, des Wechsels zwischen Fieber und Ermattung, was ihn zurückgehalten hat in dem schönen Italien. Das halb ersehnte halb gefürchtete Säcularfest des ersten christlichen Jahrtausends war still vorübergegangen ohne eins der welterschütternden Ereignisse die man erwartete. Der Kaiser lag auf dem Krankenbett im Castel Paterno, einer der kleinen Burgen, die mit geringer Besatzung festgehalten werden können, im mittlern Tiberthal unter dem Felsen des Soracte, der der deutschen Schuljugend durch eine Stelle des Horaz wohlbekannt ist. Otto III träumte dem Tod entgegen, in tiefem Mißmuth über sich selbst, seine stolzen Gedankenflüge, alle Herrlichkeit des römischen Reichs in christlicher Gestalt verklärt zu erneuen, zertrümmert zu seinen Füßen. Am 23. Jan. 1002 hat sein gelehrter Papst Sylvester ihm das heilige Abendmahl gereicht.

Der Tod des letzten Ottonen ist einige Tage verborgen gehalten worden, um erst die Besatzungen der kleinen benachbarten Castelle an sich zu ziehn. Er hatte befohlen, daß sein Leichnam nach Aachen gebracht werde zur Grabstätte Karls d. G. Also haben seine Soldaten ihn über die Alpen getragen und den langen Trauerzug als eine kostbare Beute gegen manchen räuberischen Anfall geschützt. Der Sarg mit dem Todten ist nach seinem Willen beigesetzt worden im Münster zu Aachen. Erst Friedrich der Weise, der Reformationskurfürst, hat 1513 die Stätte durch ein Marmordenkmal bezeichnet, dies ist 1803 unter der Herrschaft Napoleons beseitigt worden.

Sage und Dichtung hat diesen Ausgang umsponnen. Als Ste-

phania, die Gemahlin des zum Tod verurtheilten Crescentius, auf ihren Knien vor Otto lag, der entschlossen war, in dieser Sache der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, und der junge Kaiser aus den Thränen der reizenden Römerin die Leidenschaft trank für sie selbst, da habe die Unglückliche ihr Herz bezwungen in ihrer Verzweiflung, um jene Leidenschaft als Giftmischerin zu gebrauchen. Das könnte ja geschehn sein, aber es fehlt jede Spur, daß es geschehen ist. Es ist nichts als romanhafte Dichtung, ohne irgend eine geschichtliche Berechtigung. Erst in der Erhebung zum Allgemeinen ergiebt sich der Sinn und seine Wahrheit, die wir unserm edlen „Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit" nachschreiben dürfen: nicht eine Tochter Roms, sondern Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen fesselte, verrieth, tödtete den mit der Kaiserkrone geschmückten Jüngling.

Mit seinem Kaiser ist auch sein vielgewandter Papst im nächsten Jahre (1003) gestorben und hat sich wohl bis dahin unter die alten Handschriften zurückgezogen. An ihn hat sich zuerst eine großartige Gestaltung der Faustsage geheftet, in dem hergebrachten Sinn: das Höchste auf Erden zu gewinnen, oder doch das Liebste, gegen die Hingabe der Seele an das Ungöttliche. In der örtlichen Entstehung der Sage ist die Verwunderung des Volks ausgesprochen über die Wissenschaft Gerberts zumal als Naturkunde; dazu die Poesie des Gegensatzes: der berühmte Kämpfer gegen den Papst nun selbst als Papst, der Statthalter Gottes und dem Satan verpfändet. In der herrschend gewordnen Überlieferung ist dieses so ausgeführt: Gerbert habe einem saracenischen Zauberer mit Hülfe seiner Tochter sein Zauberbuch geraubt, das ihm Macht gab über alles nicht auf der Erde noch im Wasser Befindliche. Beide hätten sich daher, als sie spürten, daß der Alte ihnen nachkomme, unter einer Brücke auf diesem Wege mit Händen und Füßen aufgehängt, so daß der Verfolger über sie wegstürmte. Auch habe ein Dämon dem gelehrten Gerbert die Stätten seiner hohen kirchlichen Stellung geweissagt: Rheims, Ravenna, Rom.*) Über das Alles habe Satan einen Vertrag mit ihm geschlossen, daß seine Seele doch erst dann ihm verfallen sein werde, wenn er als heiliger Vater eine Messe in Jerusalem lese. Auf diesen Artikel mußte der Papst um so schärfer aufmerken, da in der That der ahnungsvolle Gedanke eines

*) Transit ab R Gerbertus in R post Papa viget R. Die Legende vielleicht ein halbgläubiger Anlaß, daß ein Cardinal den bekannten Sarg öffnen ließ (1648). Es fand sich unverletzt die Gestalt, die alsbald in Staub zerfiel bis auf ein Kreuz und einen Ring von Gold.

Zugs der Völker nach Jerusalem bereits durch seinen Geist gegangen war. Nun aber steht dem Lateran fast gegenüber außerhalb der Mauern Roms die Kirche zum heiligen Kreuz in Jerusalem. Das nicht bedenkend hat Sylvester II die Bitte eines Freundes hier eine Messe zu lesen erfüllt, und noch bevor er zum Amen kam, ist Satan erschienen mit seinem Rechte und der Papst todt niedergefallen.

§ 95. Das Papstthum bis zur Synode von Sutri.

Nach dem Scheiden Ottos III und Gerberts begann in Rom wieder das Gewirr der Parteikämpfe; die Adelspartei, obsiegend, ihr Haupt, der Graf von Tusculum, beherrscht als Patricius die Papstwahl, sein Sohn Benedict VIII. Der deutsche König Heinrich II, der letzte aus dem sächsischen Geschlecht vom bairischen Zweige, lebte mit dem Papst in Freundschaft; dieser hat nach seiner Verheißung ihn in Deutschland besucht, Heinrich hat ihm den Gegenbesuch in Rom gemacht und ist daselbst mit seiner Gemahlin gekrönt worden 1014. Bei seiner Ankunft hat der Papst ihm den Reichsapfel überreicht von Gold und Edelsteinen, über diesem das goldne Kreuz; der Kaiser sagte in Betrachtung desselben: „ein sinnreiches Werk, du hast mir unter der Hand eine Lehre geben wollen wie ich zu regieren habe". Er hat regiert als ein gerechter frommer Fürst, günstig den Geistlichen; vor dem Eintritt in die Peterskirche frug ihn der Papst, ob er wollte ein treuer Patron und Vertheidiger der Kirche sein, ihm und allen seinen Nachfolgern in jeder Weise treu. Es sind das Worte der Lehnstreue. Heinrich antwortete mit frommem Bekenntniß. In der Lebensbeschreibung seines mönchischen Biographen erscheint er zugleich als Visionär, Engel und Teufel sind ihm erschienen, auch hülfreiche Heilige; am Stein leidend, brachte er eine Nacht zu im Kloster auf Monte Cassino, da ist ihm der h. Benedict erschienen und hat ihm den Stein ausgeschnitten, den er früh in der Hand gehabt hat. Aber seine Wirksamkeit ist auch im Sinne seiner Zeit eine reformatorische, auf einer Synode zu Pavia hat er Priesterfrauen für Concubinen erklärt, doch ohne Strafandrohung, außer daß Priestersöhne Leibeigne der Kirche sein sollen. Er hat die Bischofstühle besetzt mit seinen Caplanen, Männern, in der Reichskanzlei gebildet, daneben hat er selbst eine eigenthümliche Simonie getrieben: er nahm die Bischöfe gern aus dem reichen Adel, unter der Bedingung ihr Familiengut der Kirche zu hinterlassen. Daher neben seiner Heiligsprechung im 12. Jh., nach Mönchserzählung entgegengesetzter Tendenz, als seine Werke gewogen wurden, erfand sich

die Schale der guten Werke zu leicht, also dem Teufel verfallen, wenn nicht der h. Bonifatius gekommen wäre und einen goldnen Kelch hinein geworfen hätte, den Heinrich in seine Kirche gestiftet hat. Jener Zweifel an seiner Zukunft war auch ein Dank der Mönche, weil Heinrich die Einkünfte vieler Klöster an Bischöfe vergabt hatte. Er hat den Grund gelegt zum Bisthum Bamberg und zu seiner Domkirche, diesem edlen Werke romanischer Baukunst. Die Kaiserin Kunigunde hat nach der Legende Christo ihre Jungfräulichkeit gelobt und zwar mit Zustimmung des Kaisers, es ist doch unglaublich, daß ein weiser Fürst, der Letzte seines Stammes, solch eine Verlobte heimführte; dazu verdächtigt mit einem Richter ihres Hofes, habe sie sich durch ein Gottesurtheil gereinigt, durch Hingehen über zwölf glühende Pflugscharen mit bloßen Füßen wie über Blumen, doch sei dies geschehen nicht durch sie selbst, sondern durch einen treuen Diener. Die Verdächtigung ist mit der Heiligkeit ausgeglichen worden durch die Wendung, der Teufel habe die Gestalt jenes Ritters angenommen und sei gesehen worden an drei Morgen aus dem Schlafgemach der Kaiserin kommend. Das Gottesurtheil ist als geschichtlich nicht erwiesen, sonst nach neuerer Entdeckung allenfalls denkbar. Zu Grunde liegt möglicherweise, daß Heinrich wegen jener Nachrede nicht in ehelicher Gemeinschaft mit ihr lebte, und doch nicht durch Verstoßung Ärgerniß geben wollte, vielleicht als Grundlage auch nur die einfache Thatsache einer kinderlosen Ehe, wofür mehre Erwähnungen in Schenkungen sprechen. Um der ewigen Vergeltung willen hat Heinrich II Christum zu seinem Erben eingesetzt, d. h. seiner Lieblingsstiftung Bamberg. Kunigunde, als Witwe Nonne, hat das Kloster Kauffungen bei Cassel gegründet, durch Wunderlegenden verherrlicht. Als sie am Altar die Handschuhe abgelegt hat und Niemand zugegen ist, sie aufzunehmen, fiel ein Sonnenstrahl durchs Fenster und trug die Handschuhe fort. Sie hat übrigens eine derbe Hand geführt, als ihre Nichte die heilige Stunde verschlafen hatte und zu spät zur Kirche kam, hat sie ihr eine solche Ohrfeige gegeben, daß alle fünf Finger der Kaiserin ihr zum Andenken blieben.

In Rom ist auf Benedict dessen Bruder Johannes XIX gefolgt, Tags vorher noch ein Laie, dann aus derselben Familie der Grafen von Tusculum Benedict IX, zehnjährig, von einer andern Adelspartei ein Gegenpapst Sylvester III, zwischen beiden wurde Gregor VI, ein alter ehrbarer Priester, ein ernstgesinnter Mann, gewählt und mit frohen Hoffnungen begrüßt. Sein Unglück war die Art seiner Erhebung als von Benedict IX erkauft, den der Handel dann gereute, so daß zwei Päpste neben ihm standen; durch diese Dreizahl der Päpste ist das

Papstthum hülflos geworden. Als im 15. Jh. solche Dreispaltigkeit von Päpsten bestand, suchte man die Hülfe bei den christlichen Völkern, jetzt beim Kaiser. Vom neuen Kaiserthum fränkischen Stammes ist die neue Ordnung ausgegangen. Heinrich III hielt eine Synode zu Sutri bei Rom. Umgeben vom kaiserlichen Heer konnte sie nichts beschließen gegen den Willen des Kaisers, welcher in vollem Ernst eine Wiederherstellung der Kirche im Sinne hatte. Sylvester wurde entsetzt und in ein Kloster gebracht, Benedict galt als entsagt und zog sich auf den Sitz seiner Familie nach Tusculum zurück. Gregor VI, jedenfalls bedroht, rettete doch das Princip, indem er sich selbst entsetzte: „Ich Gregor, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, wegen der abscheulichen Käuflichkeit der simonistischen Häresis, welche der alte Feind meiner Wahl beigemischt hat, urtheile, daß ich vom römischen Episkopat zu entfernen sei".*)

Der Kaiser hat ihn nach Deutschland mit sich genommen, mit ihm ging sein Caplan, ein junger Diakon Hildebrand, ungewiß ob aus Anhänglichkeit oder dazu verordnet. In Rom konnten die italienischen und deutschen Bischöfe nur erwählen, wen der Kaiser wollte, sie wählten den Bischof Suitger von Bamberg. Clemens II blieb ein Deutscher, der sein fränkisches Bisthum (seine liebe Braut) behielt. Nach seinem Willen ist er, todt, nach Bamberg zurückgebracht worden. Der Kaiser nahm den Titel des Patricius an, um die Bezeichnung jeglicher Macht zusammen zu fassen. Obwohl die Päpste durch Unglück und Schuld herabgewürdigt waren, befestigten sich doch die Pseudo-Isidorischen Grundsätze in den Gemüthern, je weniger sie verletzend angewandt werden konnten. So ist die Idee des Papstthums unbeschädigt aus jenem Verfall hervorgegangen, der nur als vorübergehender, der ganzen Kirche unheilvoller Zustand angesehn wurde.

§ 96. Die Päpste unter Hildebrand.

Die Geschichte nähert sich der imposanten Persönlichkeit, die als Hildebrand und als Gregor VII von Millionen und von Jahrhunderten bald gesegnet, bald verflucht worden ist. Es ist die Weise der Menschen über geschichtliche Ereignisse nach Neigungen in Bezug auf Gegenwärtiges zu urtheilen. Von Katholiken je nach ihrer Stellung zum Papstthum ist Gregor beschrieben worden als christlicher Held,

*) Ego Gregorius episcopus, servus servorum Dei, propter turpissimam venalitatem simoniacae haereseos, quae antiqui hostis versutia meae electioni irrepsit, a Romano episcopatu judico me summovendum.

von andern als selbstsüchtiger Tyrann, neuerlich auch als Heros der Freiheit. Von Protestanten ist er einst oft „Höllenbrand" genannt worden mit Berufung auf seinen Freund Cardinal Damiani, der ihn beschreibt als sancte Satanas. Aber das ist mißverstanden, seine Meinung ist „der ihn (Damiani) peinigt, in die Geschäfte treibt", auch in der Wendung „der ihn mit Ohrfeigen kitzelt, mit Adlersklauen streichelt"; er schreibt ihm aber auch: „Dein Wille ist mir statt der Canones", und er ist in den wichtigsten Angelegenheiten von Hildebrand gebraucht worden. In den Centurien heißt er „monstrum omnium quae haec terra portavit monstrosissimum", auch hat sich die Faustfabel an ihn angesetzt: er habe einen Pakt mit dem Teufel gemacht, der habe ihm zu den höchsten Ehren verholfen. Als Gaab eine Apologie Gregors herausgab, wurde das unter Protestanten eine Apologie genannt wie eine Apologie des Teufels. Johannes Voigt, ein Schüler Ludens, Professor in Königsberg, hat ihn geschildert als einen begeisterten Mann, dessen Thaten Ausflüsse seiner Ideen waren; zerstreut durch unbedeutende Einzelheiten, die laufenden Geschäfte in das eigentlich Historische und Characteristische gemischt. Noch mehr Gfrörer weitschweifig und formlos. Daneben hat Vidaillan, ein Schüler Lamennais', ihn dargestellt als Mann des Volkes wegen seiner revolutionären Stellung gegen die Staatsgewalt; Bowden, Puseyit, als den wahren Reformator, einverstanden mit seinem Ideal der Kirche. Dagegen Georg Cassander (Pseudonym), ein liberaler Katholik, der eine verworrne Gelehrsamkeit aufgeboten hat, um die Zeugnisse des 11. Jh. für Gregor zu entkräften: es sei nicht zu verwundern, daß die Stimmen seiner Verehrer vorherrschen, denn Geistliche, Mönche seien die Geschichtschreiber, mit ihm sei das Mönchthum auf den Thron der Weltherrschaft gestiegen: „Es kommt nicht darauf an, wie sein Zeitalter über ihn urtheilte, es hat ihn nicht verstanden". Sonach gilt: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte". Jetzt ist er darzustellen aus Urkunden und aus Thatsachen, in zwei Abschnitten: 1) als Hildebrand, 2) als Gregor VII. Der erste Abschnitt, ein Viertel Jahrhundert, über das Gregor noch nicht herrscht, aber Hildebrand steht hinter den Ereignissen, nur zuweilen hervortretend.

Die Reform der Kirche wurde von allen katholischen Wohlgesinnten erwartet. Nicht die tiefe, zu den Urquellen des Christenthums zurückgehende Erneuerung der Kirche und neue Gestaltung des christlichen Geistes wie im 16. Jh., sondern nur die Rettung der Kirche aus sittenloser Verweltlichung, die Zurückführung der Kirchenämter auf ihren kirchlichen

Zweck. Hildebrand hat dies Verlangen nicht gemacht, er hat es vorgefunden, doch durch ihn ist das Vertrauen geweckt worden, daß diese Rettung vom Papstthum ausgehn müsse. Er hatte noch gesehn und vom nächstvorhergehenden Geschlecht gehört die Schmach des Papstthums als Spielball politischer Parteien und Leidenschaften. Was in Rom geschah, daß Werkzeuge der Parteien, ja Verbrecher den päpstlichen Stuhl bestiegen, wiederholte sich hundertfach in den Bisthümern und Abteien, Wucherer, die den Fürsten Geld vorstreckten, ließen sich durch ein Bisthum entschädigen. Dagegen in dem Grade, in welchem die päpstliche Macht unter die kaiserliche gerieth, sie doch über die gemeinen Interessen der Stadt Rom und ihrer Factionen erhoben wurde. Von Leo IX an wurde das Papstthum vom Gedanken einer Reformation der Kirche ergriffen und hier tritt Hildebrand in die Geschichte ein. Nach seinem Namen war er deutschen Stammes, wohl longobardisch, er soll in der Werkstätte seines Vaters, eines Zimmermanns, aus Sägespänen die Worte des Psalms zusammengesetzt haben: er wird herrschen von Meer zu Meer. Daß er kleiner Gestalt geblieben ist, scheint angezeigt durch seinen freundlichen Beinamen Ildebrandello. Seiner Mutter Bruder war Abt in Rom, dieser bestritt die Kosten seiner Aufname in das Kloster S. Maria auf dem Aventin; dort war bereits die von Clugny ausgehende Reform des Mönchthums vollzogen. Als Leo IX, in Deutschland vom Kaiser erwählt, sich anschickte nach Rom zu gehn, hatte er eine Zusammenkunft in Besançon mit dem Abt von Clugny gehabt, dort hat Hildebrand mit dem entsetzten Papst sich eingefunden und ist mit Leo IX bekannt geworden, der ihn aufforderte, ihn nach Rom zu begleiten. Antwort: „Das werde ich nicht thun." Warum nicht? Antwort: „Weil du nicht nach kirchlicher Satzung, sondern nach königlicher und weltlicher Gewalt gehst, die römische Kirche an dich zu reißen." Leo IX, wie er sanften Gemüthes war, hat den Willen des Mönches erfüllt, ist als Pilger barfuß vor Rom angekommen und hat diesen Zug bei seinem Empfange erklärt, er sei vom Kaiser zum Papst ernannt, doch werde er zurückgehn in sein Bisthum, wenn Volk und Klerus von Rom ihn nicht erwählen würden. Man erkennt hier die Klugheit und das kirchliche Freiheitsgefühl des Mönches im Hinblick auf die Ablösung vom kaiserlichen Willen. Leo begann seine reformatorische Wirksamkeit gegen die Simonie, hätte er alle eingekauften Bischöfe absetzen wollen, würde vielleicht kein Einziger übrig geblieben sein, er hat ihnen nur eine vierzigtägige Buße aufgelegt, und so ist der Quell dieses Unheils nicht abgeschnitten worden; und wie Leo sich abhängig zeigt von Hildebrand, so auch von Anderen. In Vercelli,

wo er 1050 eine reformatorische Synode hielt, wohnt er bei dem dortigen Bischof, der die Braut seines Vetters entführt hatte und mit ihr lebte. Der Beraubte konnte weder vom Papst noch vom Concil sein Recht erlangen. Damals erscheint zuerst feindselig jene Macht, die den Päpsten zur glücklichen Stunde gekommen ist, die Normannen aus der französischen Normandie, die sich durch Ritter- und Raubzüge in Unteritalien festgesetzt haben, theils in den griechisch-saracenischen Besitzungen, theils in den freien Städten, wie in Neapel und Amalfi. Vornehmlich aus diesen kamen Gesandte, die sich klagend an den Papst wendeten, auch von den Normannen eine Gesandtschaft; ihnen gebietet der Papst als Antwort, sie sollen Italien verlassen. Sie erwiederten: sie hätten große Ehrfurcht vor dem h. Petrus und würden wider seine Feinde Alles thun, was der h. Vater verlange, aber das mit dem Blut so vieler tapfrer Männer erworbne Land verlassen, nimmermehr.

Da beschloß Leo zum weltlichen Schwerte zu greifen, S. Peters weltliches Schwert ist fast immer unglücklich gewesen, er hoffte wohl das Meiste von der Hülfe des Himmels. Als es zum Treffen kam, waren die Päpstlichen bald in voller Flucht, nur eine deutsche Schaar stand und fiel, Leo wurde eingeholt, gefangen, aber ihn rettete und schirmte die Idee des Papstthums. Er ist später heilig gesprochen worden, sein Archidiakon Wibertus erzählt seine Wunder, auch daß in Apulien damals ein Hund wegen des kläglichen Zustandes der Kirche gerufen habe: o mein Gott. Diesem Biographen ist nicht minder wunderbar, daß er von den Mühen und Sorgen des Pontificats ausruhend, sich daran erbaute einem von dem König von Frankreich geschenkten Papagei zuzuhören, der ihm zurief: papa Leo. Hildebrand war noch Subdiakon, doch zum höhern römischen Klerus gehörig, und Leo hatte ihn zum Güterverwalter der römischen Kirche bestellt, also war schon bemerkt, daß er verstehe mit weltlichen Dingen umzugehn; übrigens hatte er nur Armuth vorgefunden. Durch ihn ist nach Leos Tod die Wahl des Bischofs von Eichstädt entschieden worden, Victor II, man hat gesagt um dem Kaiser einen Freund zu entziehen. Der wahre Freund wäre nicht entzogen worden und der Kaiser selbst konnte nur einen solchen wünschen. Vielmehr ist Hildebrands redlicher Wille für eine Reformation der Kirche darin zu erkennen; warum einen so mächtigen Mann erwählen, wenn er egoistisch gedacht hätte. Doch wird er darauf gerechnet haben, daß das wahrhaft päpstliche Interesse auch den deutschen Bischof ergreifen werde. Hildebrand war nach Deutschland gesandt worden, weil in Rom Niemand würdig sei Papst zu werden;

man scheute die alten Parteikämpfe, wagte vielleicht auch nicht, einen Andern zu wählen als den der Kaiser wollte. Unter Victor II hat Hildebrand als Legat in Frankreich ein Wunder gethan. Auf der Synode zu Lyon hatte ein der Simonie angeklagter Bischof durch Bestechung Ankläger und Zeugen beseitigt und rief nun, seiner Sache sicher: „Wo sind die, so mich anklagen? trete auf wer mich verdammen will." Er sollte freigesprochen werden und hatte nun noch einen Reinigungseid zu schwören. Wie er die Schlußformel spricht: „Ehre Gott dem Vater und dem Sohne und" — da will der h. Geist nicht über seine Lippen; entsetzt vor sich selbst, wirft er sich vor dem Legaten nieder und bekennt seine Schuld, darauf fallen 45 Bischöfe nieder und bekennen die gleiche Schuld. Spittler berichtet es mit den Worten: Der Schurke machte sogar den Wunderthäter. Die beste Wundererklärung hat wohl Paulus der Heidelberger gegeben: sein böses Gewissen und Hildebrands herzdurchschneidender Blick nahm dem Bischof den Muth den Meineid zu vollenden.*)

Victor sah die Würde des Papstthums nur gesichert in der innigsten Verbindung mit dem deutschen Reich, er ist des Kaisers Freund geblieben, von Heinrich III nach Deutschland gerufen, stand er am Sterbebett dieses thatkräftigen Fürsten, der neben der Kaiserin Agnes den Papst zum Vormunde des Königskindes Heinrich IV einsetzte. In poetischer Form, doch nicht ungeschichtlich, läßt Damiani Gott den Herrn zu Victor sagen: „Nach dem Abscheiden des Kaisers habe ich die Macht des gesammten abendländischen Reichs in deine Hände gelegt." Aber auch Victor starb im nächsten Jahre.

Stephan IX hat sich einem politischen Unternehmen für die Selbständigkeit Italiens hingegeben, sein Bruder, der Herzog von Lotharingen sollte als italienischer Kaiser die Deutschen fern halten und die Normannen vertreiben. Unbekannt ist, wiefern Hildebrand an diesem Plan theilnam; das Papstthum wäre dadurch außer Verbindung gekommen mit dem germanischen Kaiserthum und einem nationalen Königthum unterthan geworden, wie man es nach dem Aussterben der Karolinger schon mehrmals ohne Glück versucht hatte. Doch wars vielleicht eine Entwicklungsphase der Pläne Hildebrands, auch einmal die nationale Selbständigkeit Italiens gewollt zu haben. Jedenfalls war er mit Stephan befreundet, denn dieser auf frühzeitigem Sterbebett, da Hildebrand noch als Legat in Deutschland war, nam von den Römern einen Eid, nicht vor dessen Rückkehr den Nachfolger zu wählen.

---

*) Spittler, Gesch. d. Papstthums, f. d. allg. Gebrauch erneuert u. vervollst. von Paulus. Hdlbg. 826. S. 104 Anm.

Durch Hildebrands Einfluß ist Nicolaus II, bisheriger Erzbischof Gerhard von Florenz, erwählt worden [1058]. Er hat das Gesetz über die Papstwahl erlassen. Bisher, wenn nicht der Papst durch den Kaiser eingesetzt wurde, hatte sich in Rom die alte Art der Bischofswahl erhalten durch Klerus, Adel und Volk, ohne bestimmte Rechtsform, oft sehr stürmisch und gewaltsam. Das Gesetz hat die Hauptwahl beschränkt auf die Kardinäle, d. h. die ursprünglichen und vornehmsten Kleriker der römischen Kirche, Diakonen, Presbyter und sechs suburbicarische Bischöfe, andere Kleriker und Volk sollten ihre Zustimmung geben, worin etwa die Möglichkeit eines Widerspruches lag. Wählbar jeder Fähige, zunächst aus der Mutterkirche, wenn keiner aus ihr sich findet, aus einer ihrer Tochterkirchen, wenn das Conclave in Rom verhindert sei, an jedem andern Ort, wo es angehe. Wer anders gewählt sich geltend macht, solle nicht als papa, sondern als satanas gehalten sein, und verflucht wer ihm anhängt. Über das Bestätigungsrecht des Kaisers wird es anerkennend geordnet, es sei ihm von den Päpsten nur verliehen um Unordnungen zu verhüten, nicht um erst die Wahl gültig zu machen: „Unbeschadet der schuldigen Achtung und Ehrfurcht vor Unserm geliebten Sohne Heinrich, der als König gilt und als künftiger Kaiser erhofft wird, wie Wirs ihm schon zugestanden haben und seinen Nachfolgern, wenn sie persönlich vom apostolischen Stuhl dies Recht erwirkt haben werden." Als persönliche Gunst, darin liegt die Absicht auf die Zukunft. Ferner hat Nicolaus das Verhältniß zu den Normannen festgestellt durch Bestätigung Robert Guiscards als Herzog von Unteritalien, als Lehen des h. Petrus, kraft der Schenkung Constantins. Durch die Lehnsname wurde der Normannenherzog nur scheinbar unterthänig, aber er versprach kräftige Hülfe gegen die Deutschen und gegen den einheimischen Adel.

Die Wahl Alexanders II 1061 war eines der entscheidenden Momente in der Geschichte. Hätte sein Gegner, der Bischof Cadalo von Parma, Honorius II, gesiegt, der eine Art Harem unterhielt, so würde zwar nicht die Aufhebung des Cölibatgesetzes erfolgt sein, kein Papst konnte damals diese alte Ordnung der abendländischen Kirche aufheben, aber das Papstthum hätte die Sache der Reform aufgegeben und Hildebrand war in den Hintergrund gedrängt.

Heinrich IV, über dessen Wiege die Kaiserkrone schwebte, ist, als Kind schon König, verzogen worden von solchen, die unter seinem Namen herrschen wollten, als Jüngling damals ein Wollüstling und Tyrann; ein unterdrücktes Weib und Volk wandte sich an Alexander II, die deutsche Königin und der sächsische Volksstamm. So waren die Fä-

den vom Schicksal angesponnen, als Hildebrand den Thron bestieg. Warum nicht früher? Fast ein Viertel-Jahrhundert war er meist Regent, Majordomus des Papstthums, so daß Damiani, der Cardinalbischof von Ostia, auf seinen Einfluß dies Epigramm gemacht hat:

„Willst du leben in Rom, so verkünde mit lauter Stimme,
Mehr als dem Herrn Papste gehorch ich dem Herrn des Papstes".[a])

Wollte er also herrschen durch Andere, dominus papae sein? Aber es liegt eine besondre Macht in der Majestät, in der Souveränetät eines souveränen Geistes, alles Krumme und Künstliche des bloßen Ministers ist ihm unnöthig. Jedenfalls erst als Papst hat Hildebrand seine Pläne durchgeführt, wie leicht konnte er vorher abberufen werden, er stand schon in den sechziger Jahren; entweder ist er erst später seines Herrschersinns sich bewußt geworden oder er konnte seine eigne Erhebung nicht durchsetzen. Man mußte ihn als Minister des Papstes dulden, mochte ihn aber als Selbstherrscher scheuen. Letzteres wird bestätigt durch die Unregelmäßigkeit seiner Wahl, einer Volkswahl, die durch seine Freunde angeregt worden ist bei der Bestattung Alexanders in der Laterankirche gegen das neue Wahlgesetz. Die Cardinäle fielen dieser Wahl nur bei, weil sie Widerstand nicht wagten. Der Gewählte hat sich genannt nach seinem unglücklichen Vorgänger Gregor VI und dadurch ihn zugleich als Papst anerkannt: Gregor VII.

§ 97. Gregor VII. 22. April 1073 bis 25. Mai 1085.

Hauptquelle ist die Sammlung seiner Briefe, er hat sie sammeln lassen zu seiner Vertheidigung, darin ist in einzelnen Fällen mit hinreißender Beredsamkeit sein gutes Recht und die Folgerichtigkeit seines Verfahrens dargethan.[b]) Die ersten sieben Bücher nach der Zeitordnung, von den letzten fünf Regierungsjahren ohne Zeitordnung die Briefe, welche er in Salerno zurückgelassen hatte, theilweise sind Stücke daraus verloren gegangen. Zu vergleichen mit Bonizo, liber ad amicum, herausgegeben nach Gregors Tod 1085, geschrieben für Mathildis, nicht unhistorisch, aber parteiisch.

Gregor erbat für seine Wahl die Genehmigung König Heinrichs, damit sie nie wieder für einen Papst erbeten werden müßte. Sein Brief ist voll Schlauheit und Gravität: Durch den Ungestüm des Volkes

a) Vivere vis Romae, clara depromito voce:
Plus Domino Papae quam Domino pareo Papae.

b) Monumenta Gregoriana. Herausgeg. von P. Jaffé, Berl. 865.

gezwungen das Hoheprieſterthum anzunehmen, habe er doch ſeine Weihe abſichtlich verſchoben in Hoffnung, daß der König ſeine Beſtätigung verſage und ihn dadurch von einer Laſt befreie, der er ſich nicht gewachſen fühle. Er bitte um dieſe Befreiung auch um des Königs ſelbſt willen, denn er würde als Papſt deſſen ſchwere und offenkundige Vergehungen nicht ungeſtraft tragen. Leo, der Halliſche, urtheilte davon: „Gewiß war Gregor hierbei wahr und ſah richtig in die Zukunft, er hat viel Leiden, wenig freudige Tage während ſeines Pontificats erlebt, und man müßte ihn unglücklich nennen, wären nicht Helden wie er über Glück und Unglück gleich erhaben.“ Ebendeshalb müſſen wir ihn über jede perſönliche Scheu erhaben denken, da die Durchführung ſeiner Idee den Thron für ihn erforderte. Jener Brief iſt halb wahr, er hat ein vorübergehendes Gefühl ausgeſprochen und ſtark betont; weil er weiß, was er thun will, wie ers ſo offen gegen den jungen König ausſpricht, ergreift ihn augenblickliche Bangigkeit. Seiner Politik ſchien angemeſſen, dies herauszuſtellen, zugleich war altkirchliche Sitte, ſo hohem Amte ſich zu verweigern. Er war bei der Wahl tief ergriffen, Thränen ſtürzten über ſein Geſicht. Auch bemerken wir daſſelbe Bange- oder doch Müdewerden zuweilen in ſeinen vertrauteſten Briefen. Er ſchreibt an die Fürſtinnen Beatrice und Mathildis: „Wiſſet, daß Wir gegen alle Hoffnung aus Unſrer Krankheit hervorgegangen ſind, worüber Wir mehr Trauer als Freude empfinden, denn Unſre Seele ſtrebte mit vollem Verlangen nach jenem Vaterlande, wo der, welcher die Mühen und das Leid kennt, den Müden Ruhe und Erquickung bereitet. Aber Wir ſind noch erhalten worden zu den gewohnten Arbeiten und unermeßlichen Sorgen, indem Wir am Steuerruder ſitzend faſt vor Unſren Augen den Schiffbruch der Kirche erblicken.“ Es iſt das Bewußtſein des ungeheuren Kampfes, den er auf ſich genommen hat, die Gebrechen der Kirche mit der Wurzel auszurotten. Er will den Pfarrern ihre Frauen, ihre Kinder entreißen, die Biſchöfe, bisher Creaturen der Könige, losreißen vom Staat, und er iſt nichts als ein einzelner Mann, doch ausgerüſtet mit der Macht des Geiſtes, mit dem Glauben der Völker an ſein heiliges Recht. Das war ſein Zweck, eine Reform der Kirche, angedeutet durch Pſeudo-Iſidor wie eine Weisſagung, die Einheit und die Macht der Kirche durch ſittliche Kräftigung des im Papſtthum concentrirten Prieſterthums.

Hierzu gehörte *erſtens* das abendländiſche Geſetz des Prieſtercölibats unbedingt durchzuführen, gegenüber den vorgefundnen Zuſtänden eine entſetzliche Maßregel, tauſende von Frauen, auch ſolche aus edlen Geſchlechtern waren Prieſtern vertraut worden, wenn auch

selten durch förmliche, angetraute Ehe, doch unter dem Versprechen sie nie zu verlassen, was der Ehe gleichkam. Sie sollten fortan als Concubinen, ihre Kinder als Bastarde ausgestoßen werden. Dieses Unternehmen, das die Schuld trägt an so vielen gebrochenen oder einsam gebliebenen Herzen bis auf den heutigen Tag, hat unzählige Verwünschungen auf Gregors Haupt gesammelt. Aber nicht nach sentimentalem Mitgefühl, nach Gedanken und Bedürfnissen jener Zeit ist es zu messen, die Priesterkirche strebte nach der Herrschaft über die Welt und nach Unabhängigkeit für sich selbst. Jene Herrschaft war doch immer gegen die Natur, sie forderte unnatürliche Opfer. Solch ein Opfer ist der Priestercölibat, aber in der damaligen allgemeinen Verwilderung war er fast allgemein aufgegeben und doch mit dem bösen Gewissen eines Zustandes, den die Kirche für sündhaft achtete. Wer das Priesterthum sittlich wieder aufrichten wollte, mußte ihm die Ehe frei machen oder unmöglich. Das Erstere hätte auch Gregor nicht vermocht, die Folge wäre gewesen Vererbung des Kirchenguts und in einer Zeit, wo ein hartes Mönchthum die Bewunderung der Völker war, hätte ein Priesterstand, der gesetzlich leben durfte wie andre Menschen, auf die Herrschaft über die Geister verzichtet.

Der Kampf hatte schon vor Gregor begonnen. In Mailand stand Arialb an der Spitze eines Volksheeres, welches gegen Nikolaiten und Simonisten wüthete. Als er von der Priesterpartei überwältigt wurde, amputant ei membrum genitale, indem sie sagten: du bist bisher der Prediger der Keuschheit gewesen, nun wirst du keusch sein. Alexander II hat ihn heilig gesprochen, einen Gotteskrieger. Besonders in Deutschland hat sich ein tieferer Gegensatz erhoben aus der Neigung zum Familienleben. Der Bischof von Mainz, mehrmals von Gregor bedroht, ermahnte seine Kleriker, er müsse das Gesetz durchführen. Die Priester antworteten, Gregors Vorschriften seien unmöglich zu erfüllen, daher auch unvernünftig (irrationabilia), der Papst ein wahnsinniger häretischer Mensch, vergessen der Worte des Herrn: „Nicht Alle schicken sich in diese Sache“ und des Apostels: „Wer sich nicht enthalten kann, mag sich vermählen, besser ist nubere quam uri“, vergessen der Worte an Timotheus: „Der Bischof soll untadelig sein, eines Weibes Mann.“ Indem Gregor den gemeinen Lauf der Natur unterbreche, werde nur der Lüderlichkeit Gelegenheit gemacht; jedenfalls wollen sie lieber das Priesterthum aufgeben als ihre Frauen, der Papst möge dann Engel zu Pfarrern machen. Der Erzbischof gab ihnen ein halbes Jahr Bedenkzeit. Dann berief er eine Synode nach Erfurt und bestand auf der Durchführung. Bei der Berathschlagung haben sie sich getheilt,

ein Theil beſchloß die Synode nicht wieder zu beſuchen, ein anderer den Erzbiſchof zu tödten, bevor ein Beſchluß gefaßt würde, damit durch wohlverdienten Tod ein ausgezeichnetes Andenken auf die Nachwelt gebracht werde, daß Niemand künftig wage, ſolch eine Schmach auf den Klerus zu laden. Gegen einen gewaffneten Überfall iſt der Erzbiſchof nur durch ſeine Kriegsleute gerettet worden. In England wurde ein Emiſſär Gregors als Ketzer verbrannt. Dennoch iſt das harte Geſetz weſentlich durchgeführt worden, indem der Papſt, wie nachmals Luther, ſich an das Volk wandte, jedes Sacrament durch einen beweibten Prieſter für ungültig erklärend, wer ihm beichte, excommunicirt. Prieſter wurden durch einen fanatiſirten Pöbel am Altar erſchlagen, ihren Frauen öffentlich Gewalt angethan. Damiani hatte Prieſterehe und Concubinat als ſündhaft erklärt; Gregor hat auch die hierarchiſche Seite hervorgehoben: der Prieſter ſoll nicht durch Weib und Kind abhängig werden vom Staat; er bedarf der ſittlichen Energie von Männern, die im Bewußtſein ihrer Entſagung keine irdiſche Gewalt zu ſcheuen haben.

Zweitens, die Freiheit der Kirche in der Wahl ihrer Beamten. Das Recht der Fürſten war bedingt durch die Lehnsgüter der Prälaten, ſo müſſe man ſie aufgeben, daß die Kirche wieder arm und frei werde. Aber in Zeiten der Gewaltthat würde die Kirche ohne großes Beſitzthum noch abhängiger werden vom Staat, der Prieſter von der Gemeinde. Dieſe Verzichtleiſtung konnte ſelbſt ein Gregor nicht durchſetzen, ſonach galt es: auch mit dem fürſtlichen Grundbeſitz freie, kirchliche Wahl der Biſchöfe. Seit dem 10. Jh. wurde üblich die Inveſtitur durch Ring und Stab, dabei wurde der Lehnseid der Treue geleiſtet durch Handſchlag. Gregor bezeichnete jede Inveſtitur durch weltliche Gewalt als Simonie: „Es ziemt ſich nicht, daß die Hände, welche das Sacrament verwalten, in die blutbefleckten Hände eines Laien gelegt werden und von ihm die heiligen Inſignien empfangen.“ Das Mittelalter pflegte dergleichen äußerlich, ſinnlich zu faſſen. Das weſentlich Gemeinte war die Wahl der Kleriker, insbeſondre der Biſchöfe durch die Fürſten; im glücklichſten Falle geſchah ſie nach politiſchen Gründen, die Fürſten machten ihre Kanzler und Ritter zu Biſchöfen. Gregor konnte ſich auch hier berufen auf das Altkirchliche, doch war er im Kampf mit den Königen und mit den Biſchöfen zugleich.

Drittens, die hierarchiſche Bevormundung der Staaten. Man könnte denken an eine theokratiſche Bedrohung der Fürſten nur zur Durchführung ſeiner kirchlichen Pläne, wie Hannibal über die Alpen zog um Carthago zu ſichern. Doch war es ernſt gemeint und eine folge-

rechte Machtentwicklung. Das Evangelium, wie man's eben verstand, sollte das höchste Gesetz des Völkerlebens sein, Christi Stellvertreter Gottes Recht auf Erden vertreten und jede Verletzung strafen. Wie die Gemahlin Heinrichs IV, der sie verstoßen wollte, in ihrer Bedrängniß, denn sie liebte ihren Gemahl, sich an den Papst wandte; wie der sächsische Volksstamm, der von dem deutschen König fränkischen Stammes niedergetreten wurde, seine Klagen an den Papst brachte, sieht man, dieses lag schon im Volke: wider jedes Unrecht der Mächtigen die letzte Hülfe beim Papste zu suchen. So erhob sich im Geiste Gregors der Gedanke einer Universal-Theokratie, daß er ein Statthalter Gottes zwischen Fürsten und Völkern stehe, der die Gesetze des göttlichen Rechts mit seiner Geistesmacht geltend macht, Völker demüthigen und Könige einsetzen könne. Er fand sein Recht vorgebildet in der ewigen Ordnung der Natur: die Sonne das Papstthum, der Mond mit nur entlehntem Licht das Königthum. Die sich dieser Ordnung weigern, sind auszurotten aus der Theokratie. Vom deutschen Kaiser seiner Wahl fordert er diesen Eid: „Ich gelobe Treue dem h. Petrus und seinem Statthalter Papst Gregor, und alles was mir dieser Papst vorschreibt will ich befolgen, wie es einem Christen ziemt." Über die verschiedenen Staaten je nach historischen oder mythischen Vorgängen macht er verschiedenes Recht geltend. Spanien, Unteritalien, Ungarn ist sein Lehnsreich. Aber ein Recht der Oberaufsicht behauptet er über alle christlichen Staaten, nicht um seine Willkür, sondern das göttliche Gesetz zu üben. Es war ein ungeheurer Gedanke in dieser Zeit des Faustrechts, aber gerade durch den Gegensatz entstand das Bedürfniß einer solchen höchsten sittlichen Macht; das war seine Macht, daß, was er wollte, von den christlichen Völkern für etwas gottgewolltes geachtet wurde; ein erhabner Gedanke, nur daß bloß ein Mensch ihn auszuführen da war, der nothwendig in Versuchung kam, seine Gedanken, seine Leidenschaften für Gottes Gedanken zu halten. Doch war etwas in ihm, das ihn hinausstellte über der Menschen gemeines Loos. Weil er die Kraft dazu in sich fühlte, ein Geist in der Mönchskutte wie Alexander, Julius Cäsar, der erste Napoleon, bemerkt er den Irrthum nicht, daß dazu ein Mensch nicht berufen sei, den lieben Gott auf Erden zu spielen. Seine Selbstsucht ist eins mit seiner Begeistrung; er will herrschen, aber für eine Idee. Seine Grundsätze hat er mit kühner Offenheit ausgesprochen in seinen Dictaten: „Allein der römische Bischof kann Bischöfe entsetzen und wiederherstellen. Sein Spruch ist inappellabel, er allein kann ihn zurücknehmen. Er kann die Unterthanen vom Eid der Treue gegen gottlose Fürsten entbinden." Der Beweis seines allgemeinen Richteramtes: „Als Gott dem h. Petrus

vor Allem (principaliter) Macht gab zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden, hat er Niemanden ausgenommen, Niemanden seiner Gewalt entzogen."

Über Personen war er zurückhaltend und lauernd. Er umgab sich mit streng und hochgesinnten Männern, meist aus der Genossenschaft von Clugny, die er nicht selten gegen ihren Wunsch aus klösterlicher Verborgenheit zu den hohen Würden der Kirche erhob. Mild und freisinnig zeigt er sich in der Lehre, so gegen Berengar von Tours. Als der Abt von Clugny einen französischen Fürsten bewogen hatte Mönch zu werden, macht Gregor ihm Vorwürfe: „Es giebt Mönche und Priester genug, aber kaum einen guten Fürsten." In der Kirchenregierung war ihm kein Mittel zu hart: als der Abt Transmundus, Prior von Gremiti, einigen Mönchen, die sich empört hatten, die Augen hatte ausstechen, die Zunge ausschneiden lassen, legte Desiderius, Abt von Montecassino, dem Transmundus deshalb eine schwere Buße auf. Gregor fand das nicht grausam, sondern streng und würdig gehandelt. Als er dorthin kam, billigte er Alles was Transmundus gethan, noch kein Jahr ging hin, als er ihn zu einer größern Abtei beförderte, dann zum Bisthum. Als ihm gemeldet ward, welche Unthaten das Volk an Priestern vollbringe, die nicht von ihren Frauen lassen wollten, sprach er gleichmüthig: „Es scheint, daß wir einen ungewohnten Weg eingeschlagen haben, besser doch, als daß die Seelen verloren gehn." Er führte gern das alttestamentliche Wort im Munde: „Verflucht sei wer sein Schwert zurückhält vom Blute." Daneben das Apostolische: „Wenn ich den Menschen gefällig wäre, so wär' ich der Knecht Gottes nicht."

Am sichersten wäre seine Macht als eine moralische vernichtet worden, wenn sein eignes Leben nicht untadlig gewesen. Dies die Absicht der Verdächtigung seines Verhältnisses zur Markgräfin Mathildis von Toskana, der Witwe Gottfrieds von Lotharingen, der reichsten Fürstin Italiens, die große Gräfin wie das Volk sie nannte. Den Verdacht und den Grund desselben giebt Lambert von Hersfeld an: „Nach dem Tode ihres Gemahls hing sie an der Seite des Papstes mit wunderbarer Neigung, und da ein großer Theil von Italien ihrer Herrschaft gehorchte, wo der Papst ihrer Hülfe bedurfte, war sie rasch zugegen und als ihrem Vater und Herrn erfüllte sie ihm jede Pflicht. Daher sie auch dem Verdacht heimlicher Liebe nicht entgehen konnte, indem die Gönner des Königs und am meisten die Kleriker, denen der Papst verbotne Ehen hinderte, verbreiteten, daß sie Tag und Nacht in seinen Umarmungen einer neuen Vermählung sich entziehe. Aber für alle nur einigermaßen

Verständige ist es klarer als das Tageslicht, daß das falsche Nachreden sind; denn auch der Papst hat sein Leben so ausgezeichnet und apostolisch eingerichtet, daß die Hoheit die ihn verklärt nicht den geringsten Flecken des üblen Gerüchtes zuläßt". Und nicht allein solche Zeugen, die möglicher Weise befangen sein könnten, die Sache selbst spricht, er hat früher fast ein Menschenalter unter Gegnern gelebt ohne einen Vorwurf der Art. Nun war er ein Greis, sie eine junge mächtige Fürstin, nach der Marmorbüste in der Peterskirche von edler Schönheit. In zahlreichen Briefen an sie findet sich nicht nur Nichts was an geheime verbotne Lust erinnerte, sondern das Gegentheil, der Schwung großer, allgemeiner, idealer Interessen. Gewiß, sie hat ihn geliebt, aber wie man einen Unsterblichen liebt, einen Geist, eine Idee. Er war ohne Blutsfreunde, ein Sohn des Volkes, er bedurfte wider mächtige Gegner ihrer fürstlichen Hülfe; doch hat er sie um ihrer selbst willen werthgehalten. Seine Briefe sind, so lange ihre Mutter noch lebte, insgemein an beide Frauen gerichtet. Ihnen schreibt er: „In Wahrheit sagen Wir Euch, daß Wir auf keinen Fürsten der Welt sichrer als auf Euren Edelmuth vertrauen. Wir verlangen sehr nach Euch, um Eure Rathschläge, als Unsrer Schwestern und der Töchter des h. Petrus, zu vernehmen." Mathildis war unermüdet im Opfern, kriegerisch, kühn, eine Heldin des Mittelalters, stürzte sie sich an der Spitze ihrer Ritter in das Schlachtgetümmel.

Das Vertrauen des römischen Volkes zu Gregor bezeugen die Papstwahlen vor seiner eignen, die in seine Hand gelegt waren. Der Adel und ein Theil des Klerus fürchtete und haßte seine Strenge. Als er im ersten Jahre seiner Regierung, wie es üblich war, in der Kirche Maria Maggiore die Weihnachtsfeier hielt, ward er überfallen von Cencius, einem Parteihaupt des Adels und an den Haaren in den Thurm des Gegners geschleppt, die Stirn von einem Steinwurf blutend. Als der Morgen kam, stürmte das Volk den Thurm, Cencius fiel dem Papst zu Füßen und erhielt Vergebung, wenn er zur Sühne eine Wallfahrt nach Jerusalem unternäme; der Papst wurde durch das Volk in die Kirche zurückgetragen. Seine Handlungsweise gegen England und Frankreich ist anders als die gegen Deutschland, dort hielten Könige die Investitur fest, der Cölibat wurde nicht sofort eingeführt, Dorfpfarrer sollten nicht dazu gezwungen werden; Gregor drohte mit dem Banne, er werde den ganzen Klerus entsetzen, doch ist die Drohung nicht vollzogen worden.

Gieseler, der Kirchenhistoriker, vermißt an diesem Papst den die Welt verachtenden, nur auf Gott schauenden Blick, wie er einem Apostel

christlicher Wahrheit zieme. „Wenn er auch seine eiserne Festigkeit und seinen unüberwindlichen Muth dafür zu halten scheint, so ist doch sein ganzes Handeln nach den Umständen berechnet und tritt daher bei denselben innern Verhältnissen zu ungleich, bald klug nachgebend und übersehend oder bedächtig zögernd, bald rasch und anmaßlich eingreifend hervor, als daß man es im christlichen Sinne groß nennen könnte." Er sei eben nur ein großer Staatsmann gewesen. Den Beinamen des Großen und Heiligen hat er freilich nicht erlangt: jenen hat ihm Gregor I vorweggenommen, im 18. Jh. ist er heilig gesprochen worden von Benedict XIII, doch von den christlichen Staaten nicht anerkannt. Aber warum soll er nicht ein großer Papst genannt werden, warum ist nur der groß, der nichts auf Erden will, daher der Klugheit nicht bedarf? Gregor wollte die Erde regieren, als Legat hatte er eine genaue Kenntniß der politischen Verhältnisse erworben, er ist weltklug und doch begeistert; sein Nachgeben ist zuweilen fast naiv. In Unteritalien hat Robert Guiscard seine Herrschaft ausgedehnt, hat griechische Besitzungen und unabhängige Städte, wie Salerno und Amalfi eingenommen; er forderte die Belehnung. Was Gregor nicht versagen konnte, hat er in dieser Form ertheilt: „Ich Gregor, Pontifex, bekleide Dich, Herzog Robert, mit dem Lande, welches Dir Unsere Vorgänger zugestanden haben. Über jene Lande aber, welche Du ungerecht besitzest, ertrage Ich Dich jetzt im Vertrauen auf den allmächtigen Gott und auf Deine Redlichkeit, daß Du nachher so Dich hältst zur Ehre Gottes und des h. Petrus, wie es Dir ziemt zu handeln, und Mir es zu ertragen, ohne Gefahr für Deine Seele und für die Meine."

Und damals stand er im Kampfe gegen den König der Deutschen, Robert war seine letzte Stütze. Nachdem Heinrich IV genehmigt hatte, was er nicht versagen konnte, stand Gregor warnend, doch väterlich und friedlich, er hoffte mit ihm an der Spitze eines Heeres zur Rettung des christlichen Morgenlandes auszuziehen. Doch fortwährend kamen Klagen des sächsischen Stammes am Harz und an der Weser über den fränkischen König, Klagen der Fürsten über Tyrannei und Sittenlosigkeit, fromme Töchter edler Familien wurden entführt, dann den Dienern preisgegeben. Bruno, der sächsische Chronist, erzählt: als König Heinrich durch seine Schwester, die Äbtissin von Quedlinburg, belästigt wurde mit ihren Ermahnungen, ließ er ihr Gewalt anthun durch einen seiner Genossen und zwar manibus suis comprehensam tenuit. Das ist schwer zu glauben, da er gutmüthig war, und sie später für ihn eintrat, aber seine Zeitgenossen glaubten es, und es wurde nach Rom berichtet. Heiterer lautet dies: um die Scheidung von der

treuen Gemahlin zu erlangen, will er sie verführen lassen. Endlich erreicht er das Versprechen, in der Nacht den Versucher einzulassen in ihr Schlafgemach, er selbst vermummt kommt herein, aber sie hat ihre Frauen angestellt, die mit Knütteln auf den Gast losschlagen. Sein Königsrecht gebraucht er zur Vergebung der Bisthümer mittels schamlosen Handels. Es mag Vieles erdichtet sein, Heinrich war doch nicht schuldlos; er selbst, als er 1073 von den Sachsen geschlagen war, bekannte vor Gregor: „Wir haben nicht bloß das Vermögen der Kirche angetastet, sondern die Kirche an Unwürdige verkauft; Wir haben gesündigt im Himmel und vor Euch und sind nicht werth Euer Sohn zu heißen." Fast constitutionell bannte Gregor die Minister, entsetzte eingekaufte Bischöfe, ließ neue an ihre Stelle wählen. Aber nach Überwältigung der Sachsen rief der König seine Räthe zurück und vertrieb die päpstlichen Bischöfe. Er stand damals im 25. Jahre, von Schmeichlern umgeben, da kam ein Legat mit einem Brief Gregors: „Gregor, Knecht der Knechte Gottes, wünscht dem König Heinrich Gesundheit und apostolischen Segen, wenn er dem apostolischen Stuhle gehorcht, wie einem christlichen Könige ziemt. Montag vor den Fasten 1076 soll er in eigner Person in Rom erscheinen, um über seine bisherigen Verhältnisse Rechenschaft zu geben und von angeschuldigten Verbrechen sich zu reinigen, sonst trifft ihn der Bann."

Der König brauste auf im furor Teutonicus über seine verletzte Majestät. Er berief sofort die Bischöfe des Reichs zu einer Synode nach Worms. Es kamen 24, meist solche, die als Simonisten den Papst zu fürchten hatten. Heinrich stellte vor, daß dieser Mönch in Rom ihm nach Krone und Leben trachte. Ein durch Gregor verstoßner Cardinal brachte eine Lebensgeschichte desselben. Jedes Verbrechen ward dem Papste darin schuld gegeben, bis zur Anbetung des Teufels, gegründet war nur seine Wahl gegen das von ihm selbst gegebne Wahlgesetz, vielleicht auch, er habe, als Andere nach dem apostolischen Stuhl strebten, geschworen, er wolle nie Papst werden. Das Entsetzungsdecret des Papstes wurde zuerst von Heinrich, dann von allen anwesenden Bischöfen unterzeichnet und unter des Königs Namen ausgefertigt. Ein unerhörtes Verfahren. Ohne Vorladung, ohne Verhör, mitten in Deutschland! Roland, ein Priester aus Parma, übernam das mißliche Geschäft dieses Decret nach Rom zu bringen. Gregor hatte die Fastensynode in der Laterankirche feierlich eröffnet, als der königliche Bote eintrat und ihm den Spruch zurief: „Der König, mein Herr und alle deutschen und italienischen Bischöfe befehlen Euch den Stuhl Petri unverzüglich zu verlassen, dessen Ihr Euch widerrechtlich angemaßt". Dann zu

den Cardinälen gewandt: „Euch wird befohlen vor dem König zu erscheinen und einen Papst aus seinen Händen anzunehmen, denn dieser ist kein Papst, sondern ein reißender Wolf.“ Die Mitglieder des Concils wollten den königlichen Boten in Stücke reißen, Gregor hielt die schützende Hand über ihn und verlas dieses Entsetzungsdecret: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes gnädige Anordnung König, an Hildebrand nicht den Papst, sondern den falschen Mönch. Diesen Gruß hast Du verdient, der Du keinen Stand in der Kirche verschont hast, nicht Segen spendend sondern Fluch. Die Regenten der heiligen Kirche, Bischöfe und Priester, Gesalbte des Herrn, hast Du wie Knechte unter Deine Füße getreten und Dir dadurch die Gunst des gemeinen Haufens erworben. Wir haben das alles geduldet, weil Uns daran lag die Ehre des römischen Stuhls zu erhalten, aber Du hast Unsere Demuth für Furcht genommen und Dich selbst gegen die Uns von Gott verordnete königliche Würde frech erhoben, als sei Königthum und Kaiserthum in Deiner, nicht in Gottes Hand, da doch Christus Unser Herr Uns zum Königthum, Dich aber nicht zum Pontificat erhoben hat. Du bist emporgestiegen auf Stufen, welche List und Gewalt heißen, hast den Stuhl des Friedens bestiegen und von diesem herab den Frieden zerstört, indem Du Untergebene gegen Vorgesetzte bewaffnest, die von Gott berufnen Bischöfe verachten lehrst und Laien Gewalt über Priester gegeben hast. Auch Mich, obgleich Ich unwürdig unter den Gesalbten zum Reiche gesalbt bin, hast Du angegriffen, da doch die heiligen Väter lehren, daß nur Gott Mich richten und Ich um kein anderes Verbrechen abgesetzt werden kann, als wenn Ich vom Glauben weiche. Der heilige Leo, ein wahrer Papst, sprach: fürchtet Gott, ehret den König. Weil Du aber Gott nicht fürchtest, ehrest Du auch seinen Gesalbten nicht. Du also, mit Deiner Bischöfe Fluch behaftet und durch Unser Gericht verdammt, steige herab, verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl, ein Anderer soll auf den Stuhl S. Peters steigen, der nicht seine Gewaltthaten mit Religion umhüllt. Ich Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle Bischöfe sagen Dir, steige herab.“

Ein ähnlicher Brief an Senat und Volk von Rom rief sie zur Empörung. Gregor erklärte sofort, Nichts in der Welt werde ihn abhalten von Abschaffung der Mißbräuche, seien sie unterstützt, von wem es auch sei. Am nächsten Tage setzte er sein ganzes Verfahren gegen Heinrich IV aus einander, die Bischöfe und Cardinäle erklärten einmüthig, sie würden den Papst, ihren Vater, nicht verlassen, selbst den Tod für ihn nicht scheuen. Es waren 110 meist italienische Bischöfe. Mit ihnen selbst die Kaiserin-Mutter Agnes, die mit ihrem Sohn gebrochen hatte. Am Schlusse der

Verhandlung erhob sich der Papst zu diesem Spruche: „Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, höre Mich, Deinen Knecht, den Du von Kindesbeinen an ernährt und aus der Hand der Gottlosen errettet hast, die Mich wegen der Treue zu Dir hassen. Du selbst bist Mein Zeuge, daß Deine heilige Kirche Mich wider Meinen Willen an ihr Steuerruder gesetzt hat, und daß Ich lieber Mein Leben in der Fremde beschließen wollte, als mit weltlichen Ränken Deinen Sitz an Mich reißen. Kraft Deiner Gnade, nicht um Meiner Werke willen, gefiel es Dir, daß das Dir anvertraute Volk Mir als Deinem Weltvertreter gehorche, und um Deinetwillen ist Mir von Gott die Macht verliehen zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. Demnach in Kraft Deiner Vollmacht, zur Ehre und zum Schutze Deiner Kirche, im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, untersage Ich dem König Heinrich, Kaiser Heinrichs Sohn, der gegen Deine Kirche mit unerhörtem Stolze sich erhoben, die Regierung des deutschen Reichs und Italiens, entbinde alle Christen des Eides, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und untersage hierdurch, daß irgend Jemand ihm als einem Könige diene. Weil er wie ein Christ zu gehorchen verschmäht, nicht zum Herrn zurückkehrt, den er durch Gemeinschaft mit Gebannten und durch viele verkehrte Thaten verlassen, und Meine Ermahnungen zu seinem Heile verachtet, so binde Ich ihn mit den Banden des Fluches, auf daß die Völker erkennen, daß Du bist Petrus und daß der Sohn des lebendigen Gottes auf diesen Fels seine Kirche erbaut hat, und die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden."

Dasselbe verkündete ein offener Brief an alle Gläubige, anzuschlagen an die Pforten aller bischöflichen Kirchen. Auch wurde der Bann gegen die Häupter der Wormser Versammlung ausgesprochen, die andern Theilnehmer nach Rom geladen. Heinrich feierte das Osterfest 1076 in Lüttich bei seinem Freund, dem Bischof Wilhelm, als die Bannbulle ankam. Der Bischof hielt die Osterpredigt, nach wenig Worten über den heiligen Text sprach er von des Papstes Herrschsucht, Meineid, Verachtung des Ehestands, falschem Apostelamt und schloß mit den Worten: von solch einem sei der König gebannt, solch ein Bann sei ein lächerlich Ding. Gleich nach dem Feste fiel er in schwere Krankheit, auf seinem Sterbebett sagte er dem Könige: „Ich und alle, die Eure Verkehrtheit begünstigen, wir sind ewig verdammt." Als seine Kleriker ihn beruhigen wollten, sagte er in Phantasien: „Seht, die Geister umstehn mein Lager, mich zu fahen, wenn ich scheide. Mühe sich Niemand nach meinem Tod mit Gebet um mich." So ist er in Verzweiflung gestorben.

Aus den Klöstern der neuen Weltentsagung kam über das deutsche Volk diese Stimmung, welche den gebannten König als einen verlornen ansah. Gregor wußte, was er vermochte. Die Sachsen harrten nur des Winks zum neuen Aufstande. Deutsche Bischöfe eilten nach Rom, um bußfertig Verzeihung zu erlangen. Die Fürsten des Reichs waren lüstern nach Unabhängigkeit. So sah der Gebannte sich plötzlich von Allen verlassen. Der Fürstentag zu Tribur war in offner Empörung gegen den König. Die Fürsten erklärten: obwohl vielfach durch ihn verletzt, wollten sie doch nicht Richter sein in eigner Sache. Der Heilige Vater solle, zu einem Fürstentag auf Mariä Reinigung nach Augsburg eingeladen, zwischen ihnen entscheiden. Bis dahin solle Heinrich als eine Privatperson in Speier leben, sei aber der Bann binnen Jahresfrist, also bis zum 22. Februar 1077 nicht von ihm genommen, jedenfalls den Thron verwirkt haben. Er hat bis um Weihnachten still in Speier gesessen. Dann erfüllt ihn nur das Eine, sich mit der Kirche zu versöhnen um jeden Preis. Da die andern Alpenpässe ihm verlegt waren, ging er zu dieser Winterzeit unter unsäglichen Mühen über den Mont Cenis. Die Königin, die jetzt ihre Treue bewähren konnte, hat ihn begleitet, mit allem, was sie noch besaßen, ihrem dreijährigen Knaben. Als er ankam in der lombardischen Ebene, haben sich doch Freunde um ihn gesammelt und die Lombarden den Gebannten jubelnd empfangen. Auch Gregor war soeben auf dem Wege nach Deutschland in Oberitalien angelangt, und überrascht, ungewiß über die Absicht des Königs, flüchtet er in die feste Burg der großen Gräfin nach Canossa. Aber Heinrich fühlte nur den Fluch der Kirche auf seinem Haupte brennen. Gregor war entschlossen den Gebannten nicht vor sich zu lassen: es zieme sich nicht den Beklagten in Abwesenheit der Kläger zu hören. Er hat nicht Lust sein Schiedsrichteramt aufzugeben und so die deutschen Fürsten zu verletzen. Es war doch des Königs eignes Drängen, daß er im härnen Bußhemd, barhaupt und barfuß, im Schloßhof von Canossa erschien. So hat er gestanden den langen Wintertag am 23. Januar, nur in der Nacht erwärmt und gespeist, und den nächsten Tag und den dritten Tag. Er wollte den Papst moralisch nöthigen, ihn vom Banne loszusprechen. Mathilde selbst nannte Gregor einen Tyrannen, wenn er dem also Bußfertigen die Gnade des Himmels noch länger versage. Da hat der endlich nachgegeben unter der alten Bedingung, daß der König auf dem Fürstentage sich dem päpstlichen Spruch unterwerfe, der über seine Krone entscheiden solle. Am Morgen des vierten Tags lag König Heinrich noch im Bußkittel zu den Füßen Gregors, der die Absolution über ihn sprach. So waren die Beiden

einander gegenüber gestellt, welche der Volksglaube des Mittelalters für die Träger aller Gewalt achtete, die Gott zwischen ihnen vertheilt habe. Der Papst kannte seine Härte. Er wollte, wenn er doch einmal nachgeben mußte, den Königen eine Lehre geben, indem er die höchste irdische Gewalt demüthigte. Leo, der Royalist, hat davon geurtheilt: „ein gekrönter Bube stand vor dem größten Manne des Jahrhunderts." Ich möchte doch nur sagen: die höchste weltliche Gewalt in der Hand eines leidenschaftlichen Jünglings lag tief gebeugt vor der geistlichen Gewalt. Es ist der Sproß einer glorreichen Ahnenreihe, eines Kaisers Sohn, der König des mächtigsten Volks der Erde, erwählter römischer Kaiser. Der Mönch Hildebrand, eines Handwerkers Sohn, schreitet in furchtbarer Größe des Geistes über der Könige Haupt; und das Demokratische der Theokratie tritt offen an den Tag.

Nachdem Gregor auch das königliche Gefolge vor dem Thor durch einen Bischof hatte absolviren und eintreten lassen, hielt er ein feierliches Hochamt. Lambert von Hersfeld erzählt: Als der Papst die Hostie geweiht hatte, sprach er zum Könige: „Vorlängst sind Mir von Dir und Deinen Günstlingen Berichte zugekommen, in denen Du Mich beschuldigst, daß Ich durch simonistische Ketzerei den apostolischen Stuhl erstiegen, und durch andre Verbrechen Mein Leben befleckt hätte. Wiewohl Ich durch viele gute Zeugen, die den ganzen Verlauf Meines Lebens kennen, diese Anschuldigungen widerlegen könnte, will Ich doch mehr auf göttlichen, denn auf menschlichen Beweis bauen, und jedem Zweifel über solches Ärgerniß ein Ende machen. Siehe, der Leib des Herrn, den Ich nemen werde, sei das Zeugniß Meiner Unschuld, auf daß der allmächtige Gott Mich heut durch sein Gericht von allem Verdacht eines Verbrechens frei spreche, wenn Ich schuldlos, und durch plötzlichen Tod Mich verderbe, wenn ich schuldig bin." Er nahm die Hälfte der Hostie und fuhr fort: „Thue also, Mein Sohn, wenn es Dir gefällt, was Du Mich thun gesehn hast. Die Fürsten des deutschen Reichs haben Dich solcher Verbrechen bei Mir angeklagt, für die Du nicht nur von aller Verwaltung des Staats, sondern auch von der Kirchengemeinschaft und von jedem Umgange im weltlichen Leben ausgeschlossen zu werden verdientest. Du weißt, daß menschliches Urtheil trügt. Ich wünsche Dir beizustehn, weil Du in Deiner Noth des päpstlichen Stuhles Schutz angefleht hast. Bist Du also von Deiner Schuldlosigkeit überzeugt, so befreie Dich von aller weitern Untersuchung, die Kirche von jedem Anstoße: nimm den übrigen Theil vom Leibe des Herrn, damit vor Gott Deine Unschuld bewährt, die Verleumdung Deiner Feinde widerlegt und der Friede des Reichs wieder hergestellt werde." Der König er-

schrak vor dieser Zumuthung und erklärte nach einigem Bedenken, in Abwesenheit seiner Ankläger werde doch kein Zeugniß seiner Unschuld genügend sein, daher sein Wunsch, daß diese Erweisung auf den Fürstentag verschoben werde. Es war ein Gottesurtheil. Auch abgesehen von allem Aberglauben, hätte Gregor sein Gewissen nicht rein gewußt, so war's ein Meineid und unnöthig in seiner siegreichen Stellung. Es ist der Höhenpunkt seines Herrscherlebens. Doch hat er sich desselben nicht erfreut, denn er sah voraus, daß dadurch seinem großen Richterspruch in Deutschland vorgegriffen sei.

Durch den Eindruck der lombardischen Volksstimmung kam Heinrich IV wieder zu sich selbst, und erkannte, daß er zu früh verzweifelt hatte. „Er war gelöst vom Bann der Vorurtheile." Die lombardischen Bischöfe, an ihrer Spitze der kluge Erzbischof Guibert von Ravenna, in voller Auflehnung gegen den Papst, gewährten ihm eine mächtige Hülfe. Er verlegte dem Papst die Alpenpässe nach Deutschland unter dem Vorwande, ihn gegen die Lombarden zu schützen, und nach langem Harren kehrte Gregor unter Mathildes Schutze in seine Stadt zurück. Die deutschen Fürsten, die sich vom Papste verlassen sahen, wählten den Herzog Rudolf von Schwaben zum Könige. Heinrich eilte nach Deutschland. Der Bürgerkrieg begann. Die Fürsten, die Sachsen, das Landvolk und ein Theil der Bischöfe hielten zum Gegenkönige, das Bürgerthum der Reichsstädte, ein Theil der Bischöfe zu König Heinrich. Es war eine Lösung aller natürlichen Verhältnisse, eine ungeheure Spaltung, je nach dem Vorwalten kirchlicher oder nationaler Gefühle. Das Kriegsglück schwankte. Auch Gregor schien eine Zeit lang zu schwanken, er wollte nicht unbedingt Heinrich stürzen. Erst 1080 hat er denselben abermals gebannt, der jetzt ein kriegsgewaltiger Fürst den Bannstrahl mit dem Schilde auffing. Dem Pfaffenkönige, dessen Anhängern Gregor ohne weitres Vergebung der Sünden und das ewige Leben zusicherte, wurde in der Schlacht an der Elster die rechte Hand abgehauen. Sie lag vor ihm auf seinem Sterbelager. „Das ist die Hand, — sagte er, — mit der ich meinem Könige Treue gelobt hatte!" Schwarz verknöchert sahn wir sie noch an seinem Grabmal im Dom zu Merseburg angeheftet.

Siegreich in Deutschland zog Heinrich über die Alpen zum Gericht und zur Rache. Durch die lombardischen Bischöfe ließ er Guibert von Ravenna zum Gegenpapst erwählen, Clemens III, und zog mit ihm gen Rom. Drei Jahre lang dauert der Kampf mit den Rittern der großen Gräfin und gegen die alten Mauern von Rom. Die leonische Stadt, welche die Peterskirche umgibt, wird erstürmt. Noch hält sich

die große Stadt jenseit des Tiber. Endlich müde des langen Kampfes und ausgehungert schlossen die Römer ihren Frieden. Gregor hatte von dem Erdkreis, den sein Fluch und Segen beherrschen wollte, nichts mehr übrig, als die Stätte eines Grabes, aber eines altrömischen Kaisergrabes, im Mittelalter die Burg von Rom, die Engelsburg. Hier ward er von den Römern selbst belagert, sie wollten ihn zum Frieden zwingen. Der König hätte wohl den Gegenpapst, den nur seine Hand hielt, fallen lassen: aber Gregor blieb unerschütterlich; nur wenn Heinrich abermals sich bußfertig unterwirft, und die freien Bischofswahlen zusichert, will er ihn vom Banne lösen und als Kaiser krönen. Er muß es mit ansehen aus seiner Grabesburg, wie die Krönungsprozession zur Peterskirche zieht und Clemens III Heinrich in alterthümlicher Weise zum Kaiser krönt. Seine Augen starren Tag für Tag südwärts nach den Bergen, von denen ihm Hülfe kommen soll. Endlich auf dem Latinergebirg eine Reiterschaar, hinter ihr Robert Guiscard mit dem großen Normannenheer. Der Kaiser, dessen Schaaren unter der Sonne Italiens geschmolzen waren, mußte sich zurückziehen. Räuberische Rotten unter den Normannen, auch Saracenen aus Sicilien, erfüllten Rom mit Raub und Mord. Die Bevölkerung erhob sich in Verzweiflung, der Normannenherzog war eine Stunde in Gefahr. Da ließ er Feuer einwerfen und überließ die Stadt ihrem Geschick. Gregor sah von der Engelsburg einen Flammenstrom über die ewige Stadt sich hinwälzen, so groß wie Nero das einst gesehen hat. Noch liegen von diesem Brande weite Strecken in Trümmern, und der Weinstock trägt dazwischen seine Frucht. So furchtbar wütheten seine Befreier, daß Gregor die Unmöglichkeit erkannte vor dem Grimme der Römer, so viel ihrer noch übrig waren, zu bleiben, und er sah sich genöthigt dem abziehenden Normannenheer zu folgen. Tief gekränkt von Robert Guiscard, der die Noth des Papstes benutzen wollte, ihm kirchliche und politische Zugeständnisse abzupressen, vergeblich nach einem Christenheere rufend zu seiner Rückkehr, hat er in Salerno sieben Monate lang das Brot des Exils gegessen. Dort ist er 1085 gestorben, im Dome steht sein steinerner Sarg, der Sarg des Apostels Matthäus daneben, beide Patrone von Salerno, wenn auch dieser nur einen mythischen Leichnam enthält. Als ich vor Jahren dort stand, drängte sich der Gegensatz doch recht auf, das einfache Urchristenthum der apostolischen Lehre mit seinen Seligsprechungen der Bergpredigt, und doch auch das andre ein Christenthum, durch Gregor dargestellt, diese verweltlichte, weltherrschende Macht, eine Theokratie mit ihren Verfluchungen.

Sigbert von Gemblours gedenkt eines Buches, das bald nach

Gregors Tode in Deutschland erschien, darnach auf dem Sterbebett hat er bekannt Gott und dem h. Petrus, daß er im geistlichen Amte sehr gesündigt und auf vieles Zureden des Teufels gegen das menschliche Geschlecht Zorn und Haß erregt habe. „Er hob und löste alle Bannflüche gegen den Kaiser und gegen alles christliche Volk, Lebende und Todte.“ Dagegen berichtet Paul von Bernried, auf die Frage ob er Absolution ertheilen wolle, seine Antwort: „Ich segne und absolvire alle diejenigen, die fest glauben, daß Ich solche Macht habe; nur den Heinrich, den sie König nennen, den Usurpator des apostolischen Stuhls Guibert, und die vornehmsten Personen ausgenommen, die denselben bei ihrer Gottlosigkeit behülflich sind.“ Seine letzten Worte zu den Getreuen, die um sein Lager knieten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, deßhalb sterbe Ich im Exil. — Dorthin geh Ich nun, und will euch der Gnade des allmächtigen Gottes empfehlen.“ Jenes ist Fabel mit der Furcht vor seinen Bannflüchen; daß Paul von Bernried das Wahre bezeugt, wird durch den Charakter der Männer bewiesen, die er als seine Nachfolger empfohlen hat. Sigbert fügt auch dieses Urtheil über Gregor hinzu: suis fantasiis turbat omne saeculum, in unserm Deutsch, mit seinen Ideen hat er die Welt bewegt. Was Pseudo-Isidor trügerisch ersonnen, hat Gregor im Glauben an sein Recht mit mächtiger Persönlichkeit verwirklicht, soweit es verwirklicht werden konnte, aber scheinbar machtlos endend, erscheint auch er von der göttlichen Gerechtigkeit getroffen, als ein Faust, der mehr von Gott und der Welt verlangt hat, als dem Menschen gestattet ist.

§ 98. Gregors Nachfolger und der erste Kreuzzug.

Während Gregor im Exil starb, eroberten seine Gedanken die Welt der abendländischen Christenheit. Wie er die Päpste vor ihm gewählt hat, so die unmittelbar nach ihm. Von den Dreien, die er genannt hat, sind die beiden Ersten verunglückt, ohne daß er sich in ihrem kirchlichen Charakter getäuscht hätte. Desiderius, der Abt von Monte Cassino, Victor III (1085—87), ein eminenter Mönch, der immer nach seinem Kloster zurückverlangte, und hierdurch seine Wirksamkeit beschränkte, sonst streng die Bahn seines verklärten Freundes wandelte. Hierdurch ist Hugo, Erzbischof von Lyon, auf die Meinung gekommen, daß sein Tag bereits angebrochen sei: er hat sich mit der Macht wieder versöhnt, aber durch sein Vorgreifen auf immer um die Herrschaft gebracht. Otto hatte als Canonicus in Rheims glänzend

gelebt, dann unter Bußübungen zu Clugny unbekannt der Welt, Gre gor hat ihn wie so manchen Mönch gegen seinen Wunsch emporgeho ben. Er hat als Legat Deutschland aufgeregt, als Papst hat er, Ur ban II (1088—1099), wie schon Gregor gerühmt hatte ihn setzen z wollen in den Schoß des h. Petrus, den jungen Herzog Welf m der Mathildis vermählt (1089), und dieser hat so nach kurzer Verbin dung mit der gealterten Gemahlin der Gregorianischen Partei in Ite lien den perennirenden Namen der Guelfen gebracht gegen den Name der Ghibellinen von einem schwäbischen Schloß der Waiblinger Konrad, der deutsche Thronfolger, König von Italien, ist durch de Vater selbst mit ihm zerfallen, als der seine Geburt in Zweifel stellte und ebenso mit dem h. Vater, als er ihm entgegenhielt, dem Gebann ten sei nicht Recht noch Treue zu halten: er ist in Florenz durch Gi oder Kummer gestorben. In Italien wurden die Guelfen naturgemä die vaterländisch freisinnige Partei, welche die bischöflichen Land vom Kaiser immermehr ablöste, daher wohl auch deßhalb die deutsch Nation am ersten Kreuzzug wenig theilnam.

Die Könige von Frankreich sind öfter mit den Päpsten in Zwiespal gekommen durch ihre ehelichen Verhältnisse. Philipp I hatte di Königin Bertha als wegen Blutsfreundschaft verstoßen. Der Stamm baum war erdichtet, das Gelüst lernte doch auch des kirchlichen Vor urtheils sich zu bedienen. Der König entschädigte sich durch Bertrada die junge Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou, eines mürrische Greises. Auf der Synode zu Clermont hat Urban II den Bann übe Philipp gesprochen. Auf einer Schenkungsurkunde Fulcos findet sic die Notiz: „Solches geschah im Jahre des Herrn 1095, da Urba Papst und Frankreich mit dem Ehebruch des unwürdigen König Philipp befleckt war." Also ist, daß es geschah, zum Vorwurf gege den Papst gewandt, der doch den Bann über den König gesprochen hat

Die Normannen, kriegerische Nachbarn, waren als Feinde dro hend durch die saracenisch gebliebne Bevölkerung, welche sie gegen de Papst loslassen konnten. Als Freunde waren sie gerade dadurch ein Macht gegen die Deutschen. Daher das päpstliche Zugeständniß beson derer kirchlicher Rechte für ihre Fürsten: wie Ernennung ihrer Bischöf und landesherrliche Jurisdiction über kirchliche Personen. Diese „sicilianische Recht" soll der Landesherr zwar nur üben als im Auftra des Papstes, als Legatus natus; doch wurde es anerkannt als Attribu der Landesherrlichkeit.

Die Geschichte des Kampfes zwischen Kirche und Staat ist zu unter brechen durch einen Blick auf die Kreuzzüge. Wir haben über sie di

Sammlung zeitgenössischer Schriften: Gesta Dei per Francos. Mit diesem hohen Titel: „Thaten Gottes durch die Franken" hat Bongars, ein französischer Rechtsgelehrter, (1611) einige Quellenschriften zusammengestellt, besonders die Schrift Wilhelms von Tyrus bis 1180; Michaud ist meist orientalischen Quellen gefolgt und hat sich hineingelebt in die Poesie dieser Kämpfe; Wilken, Oberbibliothekar in Berlin, hat ein Denkmal deutscher Gründlichkeit geliefert, Sybel in der Darstellung des ersten Zugs ein Zeugniß aufgestellt, daß er Geschichte zu schreiben verstand. Man hat die Kreuzzüge betrachtet als unternommen zur Ausbreitung des Christenthums. Das war nur beiläufig ihr Zweck und der Erfolg gering. Sie bezeichnen ein großes kirchen- und welthistorisches Ereigniß, an dessen Spitze der Papst steht, den trojanischen Krieg der zum frischen Leben erwachenden Christenheit gegen das mohamedanische Asien. Wie jener ohne besondern materiellen Gewinn, aber wie jener tiefe geistige Einwirkungen und hohe poetische Erinnerungen zurücklassend. Aus der sinnlichen Frömmigkeit des Mittelalters, die sich an Örtlichkeiten hält, sind sie hervorgegangen. Noch heute erscheint uns unnatürlich, daß jene Stätten so großer Verheißungen und Erfüllungen, zum Theil verödet in der Hand der Unchristen liegen; für kriegerische Völker, deren ganzes Leben vom Christenthum getragen wurde, war es ein fast nothwendiges Unternehmen sie dem herrschenden Christenthum wiederzugewinnen. Doch hat es sich sehr allmälich vorbereitet. Über dem Grabe des Heilandes hatte Constantin die Auferstehungskirche erbaut, fast alle Kirchen und Secten haben sich darin getheilt, Harun al Raschid hat den Schlüssel des heiligen Grabes an Karl d. G. gesandt. Alljährlich zum Osterfest wiederholte sich durch ein kleines Kunststück eine ziemlich rasche Erleuchtung von der Grabhöle aus. Lambert von Hersfeld erzählt, wie um diese Zeit eine Wallfahrt zur Schlacht geworden ist. Die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Günther von Bamberg mit einem ritterlichen Zuge waren bis Palästina gekommen [1065]. Durch den Glanz ihrer Waffen waren Saracenen herbeigelockt worden, aus der Neugierde wuchs die Begierde, aus ihr der Angriff auf die Pilger. Diese flüchteten in einen festen Thurm nahe Capernaum, nicht ungeschickt zur Vertheidigung gegen ungefähr 12000 Feinde. Aber nach drei Tagen geht ihr Proviant zu Ende und sie mußten sich ergeben. Die feindlichen Obern, sieben Emire, wurden zu einer friedlichen Vertheilung der Beute zugleich mit Speisevorräthen in den Thurm eingelassen. Als man noch stritt und verhandelte, machte der Saracenenfürst aus seinem Turban einen Strick, den er um den Hals des Bischofs

von Bamberg schlang. Dieser in plötzlichem Zorn, daß seine gotteslästerliche Hand den Priester Christi überwältige, warf sich auf ihn, dem Beispiel folgen die Andern, die so im Gefängniß Gefangenen werden auf die Zinne des Thurms gebracht, und mit ihrer Lebensbedrohung Zeit und Luft gewonnen, um die Unterhandlungen mit einem andern Saracenenstamm zum Abschluß zu bringen, dadurch sie sich billiger loskauften (ita ut Satan Satanam ejiceret) und noch am Ostertage das Festmahl mit ihren Genossen halten konnten.

Gregor hat wohl zuerst den Gedanken einer großen Hülfe ausgesprochen, die das Mittelalter nur mit dem Schwert zu bringen denken konnte, in der Zeit, da sie noch so weit einig waren, in einem Schreiben an Heinrich IV: die Christen unter dem unerträglichen Joch der Ungläubigen hätten um seine Hülfe gebeten, auf daß in diesen unglückseligen Ländern das Christenthum nicht gar ausgerottet werde. Durch ihr Elend gerührt, habe er sich bemüht alle wohlgesinnte Christen zu erwecken, um ihr Leben zur Vertheidung ihrer Brüder zu wagen. In Italien und jenseit der Gebirge hätten mehr als 50000 seinen Ermahnungen Gehör gegeben, er sei entschlossen sich an ihre Spitze zu stellen, und mit dem Schwerte gegen die Feinde Gottes bis zum Grabe des Heilands vorzudringen. Dazu erbittet er des Königs Genemigung und Beistand. Man hat dies als ein bloßes Vorgeben angesehn. Doch ist nicht unbekannt, durch welche Kämpfe König Heinrich abgehalten worden ist. Auch geschieht meist, daß die, welche Großes vollbracht haben, noch Größeres im Sinne hatten, denn große Thaten werden in der Phantasie geboren; das Gesetz der wirklichen Dinge setzt ihnen Maß und Ziel. Von den Arabern wurden die christlichen Wallfahrer begünstigt, das jenen nachfolgende Geschlecht der Türken war gleich dem Wilden, der die Palme nach von ihr genoßner Mahlzeit umhaut.

Lange hat Peter von Amiens, der Eremit, dafür gegolten, daß er die kriegerischen Nationen Europas aufgerufen habe. Ein alter Soldat hat er in der Auferstehungskirche zu Jerusalem gelebt, hier hat sich seine Sehnsucht zu Erscheinungen des Auferstandnen umgesetzt, und auf deren Gebot hat er dann auf seinem Esel das Abendland durchzogen mit seiner Verkündigung der Noth, des Kampfes und der Siegesverheißung, wie er war, klein, eine verächtliche Person, doch lebhaften Geistes, mit durchdringenden Augen und nicht ohne ergreifende Beredtsamkeit. Neuere Untersuchungen haben nachgewiesen, daß auch die volksmäßige Gestaltung dieser Kriege vielmehr von Urban II ausgegangen ist. Er hat die Synode von Clermont [1095] berufen, und hat was die Volksmenge mit sich brachte, das Überschreiten aller bau-

lichen Schranken, wenigstens zugelassen zu einer Synode in altgermanischer Weise. Da er nun in der unübersehbaren Volksversammlung mit mächtiger Stimme sprach, übertönte ihn plötzlich wie eine einstimmige Antwort ein: Deus lo volt! Er schwieg einen Augenblick, winkte sich Stille und als sie eingetreten fuhr er fort: „Gott will es in der That. Mag dies denkwürdige Wort, eine Eingebung des h. Geistes, auf immer das Feldgeschrei sein. Das Kreuz ist das Sinnbild eurer Erlösung. Tragt es, ein blutrothes Kreuz, zum Unterpfand einer heiligen unwiderruflichen Verpflichtung!" Auf der rechten Schulter getragen, soll es alle andern Unterschiede aufheben, unter Christen auch von Freund und Feind. So ist es geschehn, zwei Jahrhunderte durch sind Hunderttausende über's Meer oder in weiterer Wanderung nach demselben Ziel in einen andern Welttheil gezogen, um dort nichts zu finden als ein Grab oder eine Muschel, des Pilgrims Wahrzeichen auf seinem Leichenstein. Es war dieselbe Zeit, die das Unsinn nannte, und doch für untadlig achtete, daß Tausende dafür starben, ob ein paar Meilen diesem oder jenem Fürsten zugetheilt würden. Man darf Alles zugestehn, daß durch das Kreuzeszeichen die Schuldner, Leibeignen und Mönche meist frei wurden, daß der Aberglaube Sündenvergebung eincassirte, dazu die romantische Lust an Abenteuern, immer blieb ein mächtiger Zug der Andacht, und wohl dem Zeitalter, das sich für einen Gedanken in die Waffen wirft. Zur schönen Sehnsucht kam eine große politische Bedeutung: was einst rühmlich gewesen wäre gegen den Islam, war es noch immer, das alte Christenland wieder zu gewinnen.

Der Kreuzzug hat ein Vorbild an der Völkerwanderung, doch in entgegengesetzter Richtung: die Germanen suchten ein mildes fruchtbares Land, die Kreuzfahrer verließen ihr Land um ein Grab und die ewige Seligkeit zu erobern. Im Glauben der Zeit wurde die Natur mitbewegt von dem, was die Herzen bewegte; man sah Schwerter, Ritter, Heere am Himmel kämpfend, man sah Kreuze auf den Körpern der Menschen, wer hat sie untersucht? Phantastische Sagen haben sich dreingemischt, man werde trocken über das Meer gehn, Karl d. G. voranziehn. 400000 sollen Peter von Amiens und einem, den sie Walther von Habenichts nannten, gefolgt sein.

Die erste That noch in der Heimath war die Ermordung der Juden am Rhein, als welche die Mörder Christi gewesen. Die Führer des geordneten Heeres waren Boemund, ein Sohn Robert Guiscards, ein selbstsüchtiger, listiger Normanne, Tancred, der Achill der Kreuzzüge, und Gottfried von Bouillon, so nach einem unbedeutenden Schloß genannt, Herzog von Lothringen, deutscher Reichsfürst, der vollkommne

Ritter, der vor Antiochien einen Türken mit einem Schwerthieb ge spalten hat bis auf den Sattel. Er hatte das Reichspanier getragen gege Rudolf von Schwaben. In seinem Lager lebte man wie im Kloster Gehemmt wurde der Zug durch den Mangel einer Flotte, nicht selte durch den Zwiespalt der Fürsten, durch den Mangel an Proviant un durch das Klima, zwei Jahre lang.

Vor Jerusalem lag das Heer 40 Tage, bis durch eine Zugbrück ein Thurm erstiegen wurde. Wie von hier aus die heilige Stadt ge nommen wurde, watete das Heer in Blut, der Schlachtzug ward unte Psalmengesang zur Processíon, unsäglich war die Freude auch in Abendlande. Gottfried von Bouillon wurde als der erwählte Köni von Jerusalem ausgerufen, obwohl sein frommer Heldensinn verwei gerte da eine Königskrone zu tragen, wo der Sohn Gottes die Dornen krone getragen habe; er nannte sich Vertheidiger und Baron des h Grabes. Wilhelm von Tyrus erzählt (VIII, 22): Der Legat, der Bischo Ademar, ein heiliger Mann, der vor Antiochien gefallen ist, wurd von Vielen gesehn, wie er zuerst die Mauer von Jerusalem bestieg un die Andern ermuthigte. „Auch Andre, die auf dem Zuge gefallen waren wurden gesehn, wie sie zu den heiligen Stätten wallten; wodurch offen bar wurde, daß sie, obwohl aus dem leiblichen Dasein geschieden, doc nicht in ihrem Verlangen getäuscht werden sollten, sondern, was si im frommen Eifer gesucht, das haben sie noch vollkommen erlangt. Sinnvolle Sage nach dem Vorbilde der Heiligen bei der Auferstehun Christi.

§ 99. Der Investiturstreit.

Paschalis II (1099—1118), von Gregor aus Clugny zum Car dinal erhoben, war zwar entschieden für die Freiheit der Kirche: „Durc Christi Blut frei gemacht, darf sie nicht die Magd des Staates sein" aber in ihm, der diese Freiheit bewahren sollte, war etwas Halbes Geknicktes, der Wille ohne die That, der Enthusiasmus ohne den Ver stand und Charakter, etwas von der Größe, die Gieseler allein al christliche Größe anerkennen wollte, unbekannt, unbekümmert um di Bedingungen des wirklichen Lebens. Noch einmal erhob sich gege Heinrich IV ein Sohn, die Kirche mit ihren Flüchen zerriß die hei ligen Bande der Familie: es ward ihm vorgestellt, er könne dem ge bannten Vater nicht succediren. Heinrich war müde geworden, un hat er auch nicht am Dom zu Speier eine Pfründe gesucht, die er nich erhalten konnte, so ist doch dieses Wort von ihm überliefert: „Wa

ich auch gegen die Kirche gethan, durch einen Sohn kann mich Gott nicht strafen wollen." Er ist bei seinem alten Freunde, dem Bischof von Lüttich, gestorben (1106), im 55. Lebensjahre. Er war gewaltthätig, leidenschaftlich, der Wollust ergeben, achtete kein hergebrachtes Recht, aber tapfer und gnadenreich ist er gewesen. Die Kirche hat dem unter dem Bann Gestorbenen fünf Jahre lang das Begräbniß verweigert.

Heinrich V verband die einstmalige Energie seines Vaters mit scharfem kaltem Verstande. Paschalis setzte als Bedingung der Kaiserkrönung, daß der König verzichte auf die Investitur der Bischöfe. Aber Heinrich war mit großem deutschen Heere über die Alpen gekommen und drohte. Da ist in seiner Noth Paschalis auf den Gedanken gerathen: da aus den Lehnsgütern der Bischöfe das Landesfürstenrecht ihrer Besetzung stamme, so möchten sie auf das verzichten, wodurch sie zu Hofdienern und Kriegsmännern geworden seien. Den Geistlichen sei nicht geziemend, sich in weltliche Angelegenheiten zu mischen, sie sollen sich begnügen mit Zehnten und freiwilligen Abgaben. Heinrich war's zufrieden, wenn Bischöfe und Fürsten zustimmten. Aber auch die Fürsten wurden von Schrecken ergriffen über die plötzliche Übermacht des Kaisers, wenn alles Kirchenland ihm zufiele; und die Bischöfe versicherten, Spiritualien (kirchliche Macht) und Temporalien (weltliche Macht) gehörten zusammen wie Leib und Seele.

Bei den Verhandlungen in der Peterskirche rief ein deutscher Soldat: „Was braucht es vieler Worte? Ihr sollt wissen, daß unser König gekrönt sein will, wie ehemals Karl d. G. und die andern Kaiser." Auf diese Stimmung im Heere hin brach der König die Verhandlung ab und ließ mitten in Rom den Papst und seine angesehnsten Rathgeber verhaften. Ein Aufstand der Römer zu ihrer Befreiung wurde leicht überwunden. Der Papst, als sein Leben bedroht schien, antwortete, er werde eher sterben als den Rechten des h. Petrus entsagen. So erfreute sich das deutsche Heer seines Lebens in Stadt und Umgegend, und es mag bös gewirthschaftet haben, zwei Monate hindurch, bis endlich innerlich gebrochen Paschalis in diesen Vergleich willigte: „Der Papst soll dem König Heinrich in Ansehung des Rechts, den Bischöfen und Äbten seines Reichs die Investitur zu ertheilen, keine Schwierigkeit machen, noch je den König in den Bann thun, weder deßhalb, daß er ihm dieses Recht verwilligt hat, noch wegen der Beleidigungen, die der König aus Anlaß dieses Streites ihm oder seinen Anhängern zugefügt hat. Auch soll er ihn sofort zum Kaiser krönen". So hat sich das Papstthum durch dieses Privilegium besiegt gegeben. Heinrich versprach dagegen nur, nächste Mittwoch den Papst, Cardinäle, Bischöfe und an-

dere Personen, die seinethalben mit gefangen, frei zu lassen und die Erbgüter der römischen Kirche, die er weggenommen, zurückzustellen. „Ich will nach dem Beispiele meiner Vorfahren ihr beistehn, so daß sie Alles, was ihr von Rechts wegen zukommt, wieder erlange. Ich will dem Paschalis, doch unbeschadet Meiner königlichen und kaiserlichen Würde gehorchen, wie die katholischen Kaiser den katholischen Päpsten gehorcht haben." Ein Freund des Kaisers, der Abt von Auersberg, vergleicht Heinrich V mit Jakob, der den Engel Gottes festhielt und ihn nicht ließ, bis er ihn segnete.

Der Papst hatte sich unterworfen und den Kaiser gekrönt, aber sofort wurde offenbar, daß das Papstthum unabhängig von der Persönlichkeit des Papstes ist, ein Gedanke, eine ideale Macht, der Papst machtlos, sobald er aus der Atmosphäre dieser Idee heraustritt. Paschalis ist vielfach von den Seinen geschmäht worden. Nach zwei Jahren entschuldigte er sich auf der Lateransynode durch den Nothstand jener Zeit, indem er seine Schwachheit bekannte: „Wie ich einsehe, daß übel gethan worden ist, so bekenne ich die üble That, und wünsche sie unter Gottes Beistand zu verbessern." Aber die Synode gab sich nicht damit zufrieden, daß der Vertrag mit dem Kaiser cassirt und excommunicirt wurde, der Papst sah sich genöthigt ein Glaubensbekenntniß abzulegen, damit Niemand an seiner Rechtgläubigkeit zweifle, insbesondere bekennt er sich zu den Decreten seiner Vorfahren, vor allen Gregors VII. Noch war sein Vergehen nicht gesühnt, auf der Lateransynode von 1116 erneuern sich die alten Vorwürfe; seine Schuld bekennend, steht der Papst vor der Synode: „Nachdem der Herr mit seinem Knechte gethan hat, was er wollte, und mich und das römische Volk in die Hand des Königs gegeben hat, sah ich, daß täglich Raubanfälle und Feuersbrünste geschahn, Mord und Ehebruch. Diese und der Art Übel wollte ich abwenden von der Kirche und vom Volke Gottes; und was ich gethan, habe ich für die Befreiung des Volkes Gottes gethan. Ich hab es gethan als ein Mensch, weil ich Staub bin und Asche. Ich bekenne, daß ich übel gethan habe, und bitte euch Alle, betet für mich zu Gott, daß er mir vergebe. Jene üble Schrift aber, die unter den Zelten gemacht worden ist [quod in tentoriis factum est], die nach ihrer Schlechtigkeit [pro sua pravitate] ein Pravilegium genannt wird, verdamme ich unter ewigem Fluche." Hierauf erhob sich der Bischof Bruno von Segni, um Gott zu danken, daß sie gehört hätten den Papst aus eignem Munde jenen Vertrag verdammen, der Schlechtigkeit und Ketzerei enthalte. Bitter spottend fügte er hinzu: „Wenn jenes Privilegium eine Ketzerei enthielt, so war, der es gemacht hat, ein Ketzer."

Solche Demüthigung mußte sich der Papst in seinem eignen Hause gefallen lassen, weil er unpäpstlich gehandelt hatte. Dessen weigerte er sich jedoch standhaft wegen seines dem Kaiser gegebenen Eides, den Bann über ihn auszusprechen, daher geschah es durch seinen auswärtigen Legaten, den Erzbischof Guido von Vienne, mit dieser Formel: „Den Heinrich, der den Herrn Papst wie ein anderer Judas verrathen und ihm eine abscheuliche Schrift abgetrotzt hat (extorsit), excommuniciren Wir und schließen ihn aus (sequestramus) vom Schoß der Mutterkirche."

Der Tod der Mathildis [1115] mehrte die Gegenstände des Streits zwischen Kaiser und Papst. Sie war zweimal vermählt gewesen, nach der kirchlichen Überlieferung als Jungfrau gestorben, jedenfalls kinderlos. Ihr Besitz theils Lehen, theils Allodium (freies Besitzthum), nur dieses testirbar. Der Kaiser nahm als Blutsverwandter auch dies in Anspruch. Eine Schenkungsurkunde der Mathildis an den Papst [1102] spricht von einer Überlassung noch bei ihren Lebzeiten (a praesente die dono et offero). Man hat dagegen eingewandt: sie habe ihr Besitzthum frei verwaltet bis an den Tod, auch Vieles noch an Andere vergabt. Indessen der Papst mochte das von der mächtigen Bundesgenossin hinnehmen. Jedenfalls ist ihr Wille, ihre Güter der römischen Kirche zu hinterlassen, nicht in Zweifel zu stellen, eingedenk der Worte Damiani's: „Gib hin die Erde, nimm dafür den Himmel!"

Der Volksverstand begann zu merken, daß der Bann des Kaisers Haupt nur treffe, weil er die Rechte des Reichs bewahre. Heinrich V nahm die verfallenen Lehen mit Gewalt und vertrieb den Papst aus Rom, der von den Normannen zurückgeführt unter Kriegsrüstungen starb. Gelasius II, von der kaiserlichen Adelspartei überfallen, gemißhandelt, nach kurzem Siege flüchtig, starb schon 1119 in dem befreundeten Frankreich. Nach seinem Rath wurde der Erzbischof Guido von Vienne, ein Prinz von Burgund, sein Nachfolger als Calixtus II, in Frankreich gewählt und geweiht, denn in Italien herrschte der Kaiser. Er erneute auf der Synode zu Rheims den Bann wider Heinrich. Die kaiserliche Partei hatte in Rom den Erzbischof Burdinus von Braga gewählt, Gregor VIII, der von den Normannen überwältigt, vom römischen Volke grausam verhöhnt, in den päpstlichen Kerkern endete. Des Unglücks müde, das durch den funfzigjährigen Zwiespalt seiner Häupter über das Reich gekommen war, forderten die Völker den Frieden, vornehmlich in den Städten erwachte das deutsche Volksgefühl. So ward endlich auf Bedingungen, wie sie schon in Frankreich

und England anerkannt waren, auf dem Reichstag zu Worms [1122] ein Concordat abgeschlossen und auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran [1123] bestätigt, in Form persönlicher Verwilligung von beiden Seiten, ein Muster diplomatischer Kürze und Genauigkeit, des Inhalts: „Der Kaiser übergiebt Gott, dem h. Petrus und Paulus und der katholischen Kirche alle Investitur mit Ring und Stab. Er gestattet, daß in allen Kirchen die Wahl und Weihe frei nach den Kirchengesetzen geschehe. Der Papst genemigt, daß die Wahl deutscher Prälaten in Gegenwart des Kaisers ohne Gewalt und Simonie vollzogen werde. Bei zweispältigen Wahlen hilft der Kaiser dem gerechten Theile nach des Erzbischofs und der Bischöfe Rath. Der Gewählte empfängt die Reichslehen durch das kaiserliche Scepter gegen Leistung dessen, was Rechtens ist. Aus andern Theilen des Reichs empfängt der Geweihte in gleicher Weise binnen sechs Monaten die Belehnung." Über die Leistung des Lehnseides (homagium) ist absichtlich geschwiegen, aber sie liegt in den Worten der päpstlichen Verwilligung. Danach war der Gewählte schuldig, Lehnseid und -pflicht zu übernemen. Die Prälaten aus dem Regnum Teutonicum werden unterschieden von denen in Burgund und in Italien; in Deutschland ist die Belehnung vor der Weihe nachzusuchen, also leichter zu versagen.

Scheinbar hat der Kaiser, der Staat in diesem Vertrage nachgegeben: die kirchlichen Insignien, Ring und Stab, nicht mehr durch die Hand des Laien zu vergeben. Auch daß die bischöflichen Capitel den Bischof wählen und je nach dem Herkommen ihn die benachbarten Bischöfe weihen mögen. Allein da einfache Stimmenmehrheit die Wahl nicht entschied und fast jede Wahl zwiespältig gemacht werden konnte, so konnte der Kaiser selbst die gerechte Partei bezeichnen und der ungerechten das Lehen versagen. Daher hierarchische Eiferer wie der Erzbischof Konrad von Salzburg das Concordat ein Sacrilegium nannten. Doch war die Freude so groß, daß in manchen Urkunden das Jahr 1122 als neue Ära bezeichnet wird. Die Kirche hatte das Princip der Wahlfreiheit gerettet, und doch hat sie dem Kaiser persönlichen Einfluß zugestanden. Indessen durch das nachfolgende, allgemeine Übergewicht der päpstlichen Macht ist doch der kaiserliche Einfluß mehr und mehr gelähmt worden. Das Capitel wagte nicht zu wählen, und der Gewählte behauptete sich selten, wenn der Papst ihn nicht anerkannte. So hat der Erfolg allmälich für den Papst entschieden. Das Concordat war nicht der Beschluß des großen Kampfes zwischen Kirche und Staat, aber ein Waffenstillstand, ein Ruhepunkt.

§ 100. Arnold von Brescia und Bernhard von Clairvaux.

Das fränkische Kaiserhaus war mit Heinrich V [1125] ausgestorben. Er hatte keinen Sohn, der ihn ersetzen konnte. Ein König der freien Wahl mußte der Sachsenherzog Lothar II die Krone von den weltlichen und geistlichen Reichsständen erkaufen und erkämpfen. Er ertrug es, daß unter ihm das ursprüngliche Verhältniß zwischen Kaiser und Papst sich umkehrte: die streitigen Güter der Mathildis nahm er von Innocenz II, der doch, von einem Gegenpapst bedrängt, auf kaiserliche Hülfe angewiesen war, zu Lehen; dieser bezog's auf's Kaiserthum. Nachdem er Lothar zum Kaiser gekrönt hatte, ließ er im Lateran die Krönung im Bilde verewigen: er selbst auf dem Thron, Lothar knieend empfängt die Kaiserkrone. Dazu der übermüthige Vers: „Der König kommt vor die Thore, wird, nachdem er zuvor die Rechte der Stadt beschworen, Lehnsmann des Papstes, als dessen Gabe er die Krone empfängt".*) Das Concordat hatte eine genaue Bestimmung enthalten, daß der noch Ungeweihte die Lehen zu nemen habe. Das ward jetzt zwiespältig, weil die deutschen Erzbischöfe, welche die Wahl Lothars vermittelt hatten, ein Versprechen von ihm erhalten haben wollten, daß auch die deutschen Bischöfe sich ohne Weiteres weihen lassen dürften, was jedoch der Kaiser in Abrede stellte.

Statt der unbedeutenden Päpste unmittelbar nach Calixt gedenkt unsere Geschichte zweier Männer, die unbefriedigt vom Papstthum, wie es war, protestantisch und prophetisch nach einem Ideal desselben blickten. Der Eine ist ein Ketzer, der Andre ein Heiliger geworden. Arnold von Brescia hatte aus der Schule Abälards das freie Denken, aus seiner lombardischen Heimath seine revolutionären Behauptungen. Im Kampfe der Hierarchie und Lehnsmonarchie waren die Keime der städtischen Freiheit gepflanzt, wie einst aus beider Grabe der Baum der Volksfreiheit erwachsen sollte. In den meisten größeren Städten waren Bischöfe, mit fürstlichen Rechten über dieselben belehnt, und fast jede Stadt in Italien und Deutschland hatte einen päpstlichen und einen kaiserlichen Bischof. Von Beiden nam man Gelegenheit sich unabhängig zu machen. Die Erinnerung römischer Municipalrechte kam hier zusammen mit germanischer Freiheit und Corporationsgeist. So erhob sich ein Bürgerthum, das trotzig war gegenüber den weltlichen Ansprüchen auch des Klerus, sein Wortführer Arnold.

*) Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores,
Post homo fit Papae, recipit quo dante coronam.

Was Paschalis aus Nothbehelf ergriffen, hat er als das an sich Rechte verkündet, die Armuth des Klerus, auch Papst und Bischöfe sollen wieder Proletarier werden wie die Apostel gewesen. Sein Charakter ist durch einen Geschichtschreiber und durch einen Heiligen geschildert, und sie haben ihm nicht geschmeichelt. Otto von Freisingen schrieb: „Er zog das geistliche Kleid nur an um zu betrügen, schmähte Alles, benagte Alles, schonte Niemand. Er verfolgte Priester und Mönche, und schmeichelte nur den Laien. Denn er sagte, daß weder Priester, welche etwas Eignes besäßen, noch Bischöfe, welche Lehngüter empfangen hätten, selig werden könnten." Der h. Bernhard urtheilt: es sei zu wünschen, daß seine Lehre ebenso gesund sei, als sein Leben streng. Er sei ein Mensch, der nicht ißt noch trinkt, aber mit dem Teufel allein nach dem Blute der Seelen dürste, einer von denen der Herr sagt, daß sie in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig sind sie reißende Wölfe. Arnold hatte mit der Steigerung seiner Lehre in Brescia die Mehrzahl auch des Volks verloren und, vertrieben, sie auch in andern Städten nicht wiedergefunden; als er aus Rom von einem Gemeinwesen hörte, das doch mehr altrömisch als apostolisch seiner Idee zu entsprechen schien, ist er 1145 dorthin gekommen, und mit seiner Energie rasch an die Spitze der Bewegung getreten, deren doctrinelle Rechtfertigung er brachte. Er hat begonnen hier Ritterschaft und Senat zu erneuen, auch den Kaiser eingeladen nach Rom zu kommen, nach dem alten Kaiserrechte dem von Gott geordneten Sitz der Weltherrschaft. Der Papst habe genug an seinem geistlichen Regiment. Lucius II führte Truppen gegen das Volk und starb an einem Pflastersteine bei der Erstürmung des Capitols. Seinen Nachfolger, Eugenius III [1145—1153], wollten die Gegner nicht anerkennen, bis er der weltlichen Gewalt entsagt habe. Er flüchtete nach Frankreich in das stille Kloster seines Lehrers Bernhard, dieses Ideal-Mönchs, der mächtiger war als der Papst. Als Eugen durch die Normannen nach Rom zurückgeführt wurde, hat Bernhard ein Erbauungsbuch für seinen erhabnen Schüler geschrieben, die Betrachtungen über das Papstthum [de Consideratione], auf was der h. Vater seine Betrachtung richten solle, wodurch sich die vier Theile des Büchleins ergeben: auf sich selbst, auf das was unter ihm ist, auf das neben ihm, endlich auf das was über ihm steht. Geschrieben mit der Freimüthigkeit der Liebe, die von keinem Herrn weiß. Vorerst ist in biblischen Bildern seine Größe geschildert: „Du bist der Fürst der Bischöfe, an Erstgeburt Abel, an Patriarchat Abraham, an Stand Melchisedek, an Ansehn Moses, an richterlicher Gewalt Samuel, an Macht Petrus, an Salbung Christus. Dir sind die Schlüssel über-

geben und die Schafe anvertraut. Es giebt zwar noch andre Thürhüter des Himmelreichs und Hirten der Heerden: aber Dir ist die ganze Heerde übergeben. Denn da Christus Petro seine Schafe zu weiden befahl, hat er keine ausgenommen." Daraus folgt nur die Größe seiner Pflichten. „Wie Christo sind Dir Arbeit und Leiden zugetheilt. Nicht Silber und Gold hat er Dir hinterlassen; und ist das doch einmal Dir zugefallen, so um Andern zu helfen; von Haus aus bist Du ein armer Mönch." Er soll sich fragen, ob er als Papst zugenommen habe an Tugend? Doch soll er sich selbst nicht vergessen, nämlich sein inneres Leben. Sodann, was unter ihm liegt, die Welt, aber nicht zum Besitz, nicht zur Beherrschung, sondern zur Verwaltung nach Gottes Gesetz. Er soll Achtung tragen auch vor der Kirchenverfassung: „Du irrst, wenn Du glaubst, daß die apostolische Gewalt allein von Gott gestiftet sei! auch die Kirchenverfassung ist ehrwürdig und hat ihr Vorbild im Himmel." Drittens, was um ihn ist, da schildert er die schlimmen Sitten des römischen Klerus und Volks. Endlich was über ihm: Gott und sein Gesetz. So kommt er zum Schluß: „Ein Herrscher willst Du das Amt eines Apostels, ein Apostel die Herrschaft. Willst Du beide zugleich haben, so wirst Du beide verlierend unter denen stehn, von welchen geschrieben steht: sie herrschen nicht durch mich; sind Fürsten, ich kenne sie nicht." So erfahren wir aus diesem Handbuch des h. Bernhard zunächst für den Papst, was die bessern und doch kirchlich gesinnten Zeitgenossen von einem Papst erwarteten.

Bernhard, der nur mit der Macht seines Worts im Sinne seiner Zeit eine große Wirksamkeit übte, ist im Frieden seines Klosters als der anerkannte Heilige des Zeitalters gestorben (1153), Arnold, der eine Weltumgestaltung wollte, ist sofort, als er seinen Römern vorwarf: ihr habt aus dem Tempel Gottes durch eure Sünden eine Räuberhöle gemacht, in die Hand eines schlimmern Feindes gerathen, der ihn nach Rom zurückbringen, daselbst hängen, seinen Leib zu Asche verbrennen und dieselbe in den Tiber zerstreuen ließ, um ihn der Heiligenverehrung bei der etwa wechselnden Volksstimmung sicher zu entziehn (1155).

Ein andres Beispiel davon, wie die Hierarchie noch immer eine Leiter hielt, wenn auch nicht bis in den Himmel, doch zu wohlverdienten Ehren auf Erden, giebt der englische Mönch Nicolaus Breakspear, den sein Vater ohne ihm einen Bissen Brots zu gönnen, mit unnatürlichem Haß verfolgte. Der begabte Junge nährte sich von den Bettelsuppen der Klöster, bis ihm gelang Mönch und mit der Zeit Abt zu werden. Endlich Cardinalbischof von Albano hat er als päpstlicher

Legat die verworrnen kirchlichen Angelegenheiten in Schweden und Norwegen geordnet und einen klaren Bericht darüber eingesandt. Dies hat zuletzt ihn selbst 1155 als Hadrian IV auf den päpstlichen Stuhl geführt.

Seit die Eroberung Jerusalems einen, wie es schien festen und sogar heiligen Punkt der Wallfahrt begründet hatte, entstand dorthin allmälich eine Völkerwanderung aller Unzufriednen, deren jeder die Ansprüche seines Standes hier erfüllt zu sehn hoffte. Die Verhältnisse und Gegensätze Europas wiederholten sich gesteigert am Jordan: eine Lehnsherrschaft, deren Haupt, der König, nur der erste Baron des Reichs war, im Hader mit der Hierarchie, deren Haupt, der Patriarch von Jerusalem, des Königs Papst sein wollte; zwischen beiden unabhängige Genossenschaften der Städte und des geistlichen Ritterthums. Gegen den griechischen Kaiser blieb Argwohn und geheime Feindschaft, die christlichen Eingebornen ein fremdes, unterdrücktes Volk. Auch die Völker Mohammeds, die damals in Vorderasien noch in jugendlicher Begeisterung lebten, kämpften im Gefühl, daß sichs um Religion, Ehre und künftige Weltherrschaft handle. Als nun Edessa, in Folge des ersten Kreuzzuges eine christliche Stadt und Vormauer des Reiches, wieder in die Hände der Ungläubigen fiel [1144], ging ein Schrecken durch das christliche Abendland, aber zugleich mit dem Ruf nach einem neuen heiligen Zuge. Was man Kreuzzüge nannte und als solche zählte, war nur das Aufgebot größerer Massen. Eugenius scheute sich nicht einzugreifen in den Privatbesitz, für den Kreuzfahrer sollten alle Zinsen stille stehn, und wo der Lehnsherr nicht Geld hat es seinem Vasallen, der den Kreuzzug gelobt hat, vorzuschießen, darf das Lehnsgut auch an den Fremden verpfändet werden. Der Heilige des Zeitalters an die Spitze der Unternemung gestellt, hat als ein Bote Gottes unfehlbaren Sieg verkündet. Einst als er auf freiem Felde den Kreuzzug predigte, fehlt es an dem heiligen Zeichen, da hat er sofort seine Kutte hergegeben, Kreuze daraus zu schneiden, die also nicht roth sein mußten. Über den Erfolg dieser Predigt meldet Otto von Freisingen: eine so große Menge Freibeuter und Straßenräuber habe das Kreuz genommen, daß jedermann erkannte, diese plötzliche Veränderung rühre von Gott her. Freilich eine bedenkliche Zusammensetzung des Heeres. Bernhard empfahl doch tüchtige Befehlshaber, damit es nicht gehe wie unter Peter dem Eremiten, und er war verständig genug, das ihm selbst angetragne Commando abzulehnen. Von der Art seiner Beredsamkeit haben wir ein Beispiel in seinem Briefe an Klerus und alles Volk in Ostfranken und Bai-

ern: „Jetzt ist der Tag des Heils, die Erde zittert, weil der Gott des Himmels angefangen hat sein Land zu verlieren, wo er ehemals als Mensch mit den Menschen umgegangen ist. Was thut ihr tapfere Männer, Knechte des Kreuzes! Meinen wir etwa, die Hand des Herrn sei verkürzt, weil er zur Beschützung seines Erbtheils so kleine Würmer ruft? Nein, sondern der Herr euer Gott versucht euch, ob es jemand verstehn möchte. Bedenkt, welchen Kunstgriff er anwendet, um euch zu retten. Denn ist es nicht eine ausgesuchte Gelegenheit eurer Rettung, die Gott allein erfinden konnte, daß der Allmächtige Mörder, Räuber, Ehebrecher, Meineidige und andere Verbrecher nicht anders als ein tugendhaftes Volk an seinen Dienst zu erinnern würdigt! Wollte er euch strafen, er würde euern Dienst nicht allein nicht verlangen, sondern nicht einmal annemen. Er macht entweder, daß er ein Bedürfniß hat, oder stellt sich an, als ob er eins hätte, indem er einem Bedürfniß abzuhelfen sucht. Er will für euern Schuldner gehalten werden, damit er seinen Soldaten den Sold, nämlich Vergebung der Sünden und ewige Herrlichkeit zahlen könne. Erwidert also den Reichthum der Gnade des Allmächtigen." Die Zuchtlosigkeit der Soldaten, die Uneinigkeit der Franzosen und Deutschen, die Verrätherei der Griechen, die falsche Wegweiser gaben und Kalk in das gelieferte Mehl, die schweren Reiter von den leichten Truppen der Saracenen umschwärmt und überfallen, das Alles richtete zwei große Heere zu Grunde, mit jedem derselben hätte Alexander ganz Asien erobert. Tapfere Männer wissen, daß der Sieg nicht immer gleichzeitig ist mit Muth und Begeisterung. Bernhard war verlegen wegen seiner Weissagung. Am besten tröstet sich Otto von Freisingen, der den Zug mitgemacht hat: „Wenn die vorbesprochne Unternemung nicht gut war für die Erweiterung der Gränzen und für die Bequemlichkeit der Leiber, so war sie doch gut für das Heil vieler Seelen." Der rechte Trost bei jedem Unternehmen für eine Idee.

§ 101. Die Hohenstaufen.

Wie das Papstthum in Gregor VII zum vollen Bewußtsein gelangte, so das Kaiserthum in dem Hohenstaufen Friedrich dem Rothbart. Mitten in Schwaben liegt ein Ausläufer der rauhen Alp, der Staufen. Vom stolzen Schloß hat nur eine kleine gothische Kirche aus jener Zeit sich erhalten. Kein Königsgeschlecht hat in Deutschland größere Thaten vollbracht, größere Charaktere entfaltet: im Kampfe gegen die beiden geistigen Mächte des Zeitalters, gegen Papstthum und Volks-

freiheit, sind sie tragisch untergegangen, nach einem Jahrhundert voll Siege und Niederlagen hat ihre Herrlichkeit geendet auf dem Schaffot. Ihre Geschichte von v. Raumer, der 90jährig gestorben ist (1873), viel gerühmt, noch mehr getadelt, er hat jedenfalls die Blicke der modernen Bildung auf dieses hohe Kaisergeschlecht hingewandt. Als wiederum ein Kaiser erwählt werden mußte, ist Herzog Konrad III in Folge seiner schwäbischen reichen Besitzungen spät von den Fürsten zum Kaiser erkoren worden. Er hatte den Kreuzzug mitzumachen durchaus keine Lust und entschuldigte sich mit seiner Pflicht die deutschen Angelegenheiten zu ordnen. Da ist der h. Bernhard selbst nach Speier gekommen und hat ihn an das erinnert, was Gott für ihn gethan, und gefragt, was er dem Herrn Christus dafür vergolten? Der Kaiser unterbrach die Rede und rief in Thränen: „Ja ich erkenne die Gnade Gottes, und will nicht länger undankbar sein." Und im Angesicht des Todes hat er vaterländisch groß genug gedacht, nicht seinen Sohn, der noch ein Kind war, sondern seinen Neffen Herzog Friedrich von Schwaben, von dessen Tugend schon Heldenthaten erzählt wurden, zum Nachfolger zu empfehlen, ihn hat Italien von seinem blonden Barte Barbarossa genannt. Otto von Freisingen hat nach eignen Aufzeichnungen des Kaisers, seines Oheims, seine Schrift über die ersten Regierungsjahre desselben verfaßt.

Friedrich I, der Rothbart, hat den Thron bestiegen in der Absicht und mit der Kraft den Kaisergedanken endlich zu verwirklichen, doch nicht unbekannt, wie der gute Wille des Papstes dazu gehöre. Seine erste Gesandtschaft an Eugen sprach es aus: mit des Papstes Hülfe wolle er leicht das Reich reformiren und den Erdkreis wieder römisch machen: urbi subicere orbem, dafür den, gegen welchen der Kaiser das weltliche Schwert ziehe, solle der Papst mit dem geistlichen Schwerte treffen. Unter Freundschaftsbezeugungen für Hadrian hält er [1155] seinen Römerzug. Beim Zug zur Kaiserkrönung, als der Papst der deutschen Schaar feierlich entgegenkam, versäumte der Kaiser ihm den Steigbügel zu halten. Da meinte Hadrian: „Weil du mir die schuldige Ehre nicht erwiesen hast, die deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, unsern Vorfahren aus Ehrfurcht vor den Aposteln Petrus und Paulus erzeigt haben, werde ich dir den Friedenskuß nicht geben, bis ich Genugthuung habe." Friedrich erwiderte, die Sache sei ihm nicht bekannt gewesen, er wolle es mit seinen Fürsten überlegen. Die nun erklärten, es sei so Sitte. Da hielt der Kaiser den Bügel, aber den falschen, den linken. Der Beschwerde Hadrians galt als Antwort, die deutschen Fürsten hätten das Halten der Steigbügel eben nicht sonderlich betrie-

ben. Wie derart ein kaiserliches Scherzwort ein Versehen ausglich, so sollte das Bild Lothars aus Rom entfernt werden, damit in Rom kein Denkmal bestehe des Zwiespalts zwischen Kaiser und Papst. Doch war's eine zweifelhafte Eintracht. Seinen Gränzstreit mit den Normannen zu schlichten bedurfte der Papst der kaiserlichen Hülfe; er hat dennoch sich einseitig mit ihnen versöhnt. 1157 als ein Legat nach Deutschland kam wegen eines Friedensbruchs am Erzbischof von Lund begangen, der auf dem Wege nach Rom in Deutschland durch deutsche Ritter beraubt und gefangen worden war, stand in dem päpstlichen Schreiben: „Es gereut Uns nicht deinen Willen in Allem erfüllt zu haben. Ja, Wir würden Uns freuen, und nicht mit Unrecht, falls es möglich wäre, wenn deine Hoheit noch größere Beneficien aus Unserer Hand empfangen möchte" [si maiora beneficia excellentia tua de manu nostra suscepisset]. Gefragt, was beneficia bedeute, antwortete der Legat: „nun von wem hat der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" Da befahl der Kaiser, er möge hingehen, wo er hergekommen sei, und Hadrian deutete in einem zweiten Brief beneficium als bonum factum, denn es sei ein gutes Werk gewesen den Kaiser zu krönen. In Oberitalien, nachdem er Mailand mit Heeresmacht unterworfen hatte, ließ sich Friedrich die Herstellung der monarchischen Rechte angelegen sein, und das im Sinne des römischen Rechts, ein Recht der unbedingten Monarchie, den germanischen Sitten fremd. Das nutzte der Kaiser, daß alle Gebildeten die Sucht ergriffen hatte aus den neu gefundenen römischen Rechtsbüchern zu lernen, und Bologneser Rechtsgelehrte legten ihm sein Kaiserrecht aus. Der Erzbischof von Mailand als er den Kaiser begrüßte sprach: Dein Wille ist das Recht; denn, wie es heißt, was dem Fürsten gefällt ist für Gesetz zu achten. Man nennts jetzt Cäsarismus, immer noch freisinniger dem Gedanken nach als das Legitimitätsprincip, denn das Volk habe alle seine Rechte übertragen auf den Herrscher. Der Kaiser hat damals geantwortet, er wolle keine Willkürherrschaft, „Wir suchen vielmehr das legitime Recht zu bewahren". Dennoch nach römischem Rechte führte er Zölle in den Städten ein, besteuerte die Gebiete und übte durch Belehnung und Lehnseid großen Einfluß auf die Bischofswahlen, daher Hadrian die Abstellung des Lehnseides forderte. Der Kaiser hielt ihm die Consequenz des Paschalis entgegen: „Ich schreie nicht nach dem Lehnseide der Bischöfe, wenn auch sie Nichts zu haben wünschen von unsern Lehnsgütern. Hören sie gern vom Papst: was habt Ihr mit dem König zu schaffen? so darf sie's auch nicht kränken vom Kaiser zu hören; was habt Ihr mit den Gütern zu schaffen?" Immer bittrer wurde der Briefwechsel zwischen Kaiser und Papst.

Friedrich berief sich auf biblisches Staatsrecht: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gotte, was Gottes ist." Und was Paulus und Petrus über die der Obrigkeit schuldige Ehrfurcht geschrieben haben, obwohl damals ein Nero herrschte, das forderte er nun für sich, für das Kaiserthum.

Im Geiste des Kaisers scheint doch aufgetaucht zu sein der Gedanke einer gänzlichen Trennung der Kirche des deutschen Reiches vom Papste, mit dem Bischof von Trier als dem Haupte dieser Nationalkirche, wie sie angedeutet ist in einem zwar bezweifelten, doch sicher im Sinn des Kaisers geschriebnen Brief an jenen Bischof: Man habe lange gelacht über die Einfalt der Deutschen den Aussprüchen eines fremden Bischofs zu gehorchen, während der Erdkreis der Gewalt ihrer Schwerter nicht widerstehen könne. Seine Metropole Trier sei das Herz des Reiches, ausgezeichnet vor allen Städten durch den Besitz des ungenähten Rockes des Herrn, während der Papst das Kleid des Herrn zerrissen habe. Er solle für Deutschland an die Stelle des Papstes treten. Jedermann aus dem Reich diesseits der Alpen solle sich nach Trier wenden.

Alexander III, schon in vollem Streit mit dem Kaiser auf den päpstlichen Stuhl erhoben [1159], erwählte die Bahn Gregors VII*); ein Demagog, nur nicht in der modernen Vorstellung dieses Wortes, hat er sich an die Spitze der jungen bürgerlichen Freiheit der lombardischen und toskanischen Städte und der Hierarchie gestellt gegen die kaiserliche Macht. National gesinnt, wollte er Italien unter päpstlichem Patronate gegen die Fremdherrschaft der Deutschen, der Barbaren, bewahren, Mittelitalien als Kirchenstaat, Unteritalien das normannische Lehnsreich, die Städte von Oberitalien eine dem Papste verpflichtete Republik, deren Waffen im Kriege gegen den Kaiser er gesegnet hat. Fünfzehn Jahre lang hat er den Kampf geführt, mehrmals aus Rom vertrieben, flüchtig durch Italien eilend, auch nach Frankreich, seinem Herrn wenigstens darin ähnlich, daß er zuweilen nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte. Dem Bund der Städte, wie er genannt wurde der lombardische, und seinem mächtigen Heere stand der Kaiser gegenüber. Vor der Schlacht von Legnano [29. Mai 1176] von Heinrich dem Löwen, dem Welfen, verlassen, den die Übermacht des Kaisers besorgt machen mochte, wenn er diesen Gegensatz vernichte, war ihm am Abende Nichts übrig geblieben als die Ehre und der ungebeugte Geist. Besiegt und im Bann noch furchtbar schloß er zu Venedig [1177] mit Aufopferung seines Papstes [Victor IV] Friede und Freundschaft mit

*) Sein Leben von Reuter, Gesch. Alex. III u. d. K. s. Zeit, Brl. 860—864, zumal in der 2. Auflage quellenkundig dargestellt.

Alexander, mit dem König von Sicilien auf fünfzehn Jahr, mit den Lombarden auf sechs Jahre einen Waffenstillstand, der nach Alexanders Tod zum Constanzer Frieden wurde [1183]. Bei dem Friedensschlusse mit der Hierarchie wurde das Wormser Concordat, im Frieden mit den Städten der Zustand Italiens vor dem zweiten Römerzug des Kaisers als Grundlage genommen, diese Städte als Republiken den Vasallen der Krone gleichgestellt, die mathildischen Güter sollte der Kaiser noch fünfzehn Jahre bis zu einer schiedsrichterlichen Entscheidung besitzen. Dieser Friede ist auf venetianischen Bildern dargestellt: vor dem Hauptportal der hohen Kuppelkirche von Venedig der Papst auf seinem Thron, der Kaiser seinen Fuß küssend, daneben der Doge und die Abgeordneten der Städte, im Reichthum phantastischer Trachten, seitwärts das Meer mit den geschmückten Gondeln. Daran hat sich die Sage geheftet, der Papst habe damals seinen Fuß auf des Kaisers Nacken gesetzt mit den Worten des 91. Psalms: „Über Schlangen und Basilisken werde ich schreiten, Löwen und Drachen mit Füßen treten." Darauf der Kaiser: Petro, non tibi, „Das thue ich dem Petrus, nicht Dir." Aber der Papst: et Petro et mihi. Doch Niemand der Gegenwärtigen hat es bezeugt, und schon Baronius hat es geleugnet. Wenn es geschehen wäre, es wäre nicht ärger als der Vorgang in Canossa; der Papst hätte es zur Verherrlichung der Kirche gedeutet. In Deutschland hat Friedrich der Rothbart durch schwere Rache an den Welfen seine Übermacht wiederhergestellt, nach Anerkennung der beiden jung heranwachsenden Mächte, der freien Städte und der mächtigen Stammfürsten, in hoher Herrlichkeit geherrscht, und durch Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Constantia, der Erbin beider Sicilien [1186], die Aussicht gewonnen über ganz Italien zu gebieten.

§ 102. Thomas Becket.

In England war durch die normännischen Eroberungen der Klerus abhängig geworden von der Krone. Anselm von Canterbury, der berühmte Scholastiker, hat sein ganzes Leben im Widerstreit mit seinem König gestanden. Einst als dieser ihn vertrieben hatte, wurde im Consistorium des Papstes darüber verhandelt. Der englische Gesandte sagte: „Ich mache allen Gegenwärtigen bekannt, daß mein Herr sein königliches Recht sich nicht nehmen läßt, sollte es ihm auch seine Krone kosten." Darauf Paschalis: „ich schwöre vor den Augen Gottes das Recht der Kirche nicht aufzugeben und sollte es meinen Kopf kosten." Es ist doch zum Friedensschlusse gekommen [1106]. Danach, Wahl

und Investitur sollte geschehen durch den Klerus, die Belehnung durch den König, der doch seine Stimme geben mußte, oder es wurde ein Bischof gewählt ohne Bisthum. Endlich geschah doch die Katastrophe. In protestantischer Kirchengeschichte lange so dargestellt: der König sei zu einer schimpflichen Buße auf dem Grabe des schändlichen Becket genöthigt, dies obwohl wesentlich nicht unwahr, ist doch modern und ungenau. Thomas war kein reiner Charakter, untreu seinem Herrn und seiner Vergangenheit. Sein Wechsel war mehr die Macht des hierarchischen Gemeingeistes als persönliche Unbeständigkeit. Dies eben war die Macht der mittelalterlichen Hierarchie über die Geister. Seine Umkehr ward ihm unter den Zeitgenossen nicht als Schmach angesehn, er ist ein Volksheiliger geworden. Er war der Sohn eines Bürgers in London, an den sich die Sage gehängt hat, daß ihm als Kreuzfahrer, als Gefangenen und Sklaven ihres Vaters eine Fürstentochter unter unsäglichen Mühsalen nach England gefolgt sei. Er hat in Paris Studien gemacht und in der höchsten weltlichen Würde als Reichskanzler ein glänzendes weltliches Leben geführt, im französischen Krieg hat er dem König 700 Ritter zugeführt, der Liebling des Königs, der einst beim Schmause ihm zurief: „Du mußt Erzbischof von Canterbury werden!" Becket wies auf den Kranz über seinem Haupte: „Welch einen frommen Mann wollt Ihr auf den heiligen Stuhl und über eine so heilige Schaar von Mönchen setzen!" Ernsthaft fügte er hinzu: „Sicherlich weiß ich, wenn das geschähe, Ihr würdet mir Eure Gunst entziehen, denn Ihr würdet vieles verlangen, was der Erzbischof nicht gewähren könnte." Der König hielt fest an seinem Worte, der Kanzler ergab sich darein, indem er ein entsagendes Leben anhob, aber auch der hierarchische Herrschergeist erhob sich in ihm, der die Pläne des Königs durchkreuzte. Zwar die Beschlüsse der Synode von Clarendon, nämlich: „Die Wahl der Prälaten geschieht in der Kapelle des Königs nach seinem Rath, in allen bürgerlichen Sachen und im Streite mit Laien steht der Klerus vor des Königs Gericht, ohne seinen Willen darf kein Proceß ins Ausland gezogen werden, kein Kleriker ins Ausland gehn, noch der Bann über Vasallen und Räthe gesprochen werden," welche der König als „Feststellung der althergebrachten Gewohnheiten" betrachtete, hat er von den weltlichen Ständen gedrängt, von den geistlichen meist verlassen, noch angenommen. Aber bald bereute der Erzbischof in öffentlicher Buße seine Zustimmung zu diesen Beschlüssen, die auch Alexander III verwarf, und der Streit wurde noch geschärft, als er eingezognes Kirchengut zurückforderte, und einen Priester, der die Tochter eines Pächters zu Fall

gebracht und ihren Vater erschlagen hatte, dem königlichen Gericht entzog. Da entbrannte des Königs Zorn so heftig, daß der Erzbischof auf einem Kahn nach Frankreich geflüchtet ist, und sieben Jahr hat er dort im Exil gelebt, bis die Volksstimme endlich den König zu einem Vergleich nöthigte, durch welchen der Erzbischof zurückkehrte. Er wurde vom Volke wie ein siegreicher Feldherr empfangen. Als er einzog in London, läuteten alle Glocken, in das Tedeum hallte das Jubelgeschrei des Volks, doch auch die Stimme eines Wahnsinnigen: „Erzbischof, hüte dich vor dem Schwerte!" Der König hatte drei Bischöfe gewonnen, die während der langen Zeit des Interdicts für die Fortdauer des Gottesdienstes in England sorgten. Becket brachte die päpstliche Excommunication derselben mit sich. Hierdurch erneute sich sogleich der Streit, da der König die nicht preisgeben konnte, welche ihm treu gedient hatten. Da rief der König einmal in Mitten seiner Hofleute: „Ist denn Niemand hier, der mich von jenem unruhigen Priester befreite!" Vier Ritter aus der Normandie haben sich das zu Herzen genommen. Am 1. Weihnachtsfeiertage 1170 hielt der Erzbischof seine letzte Predigt über den Text: „Wir haben hienieden keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir." Am Schluß verkündet er die Excommunication einiger Rathgeber des Königs, weist auch hin auf die Grabstätten der Erzbischöfe längs der Mauer und spricht: „Bereits steht ein Märtyrer unter ihnen [ein durch die Dänen einst Umgebrachter]: es ist wohl möglich, daß sie bald sich mehren werden."

Die vier Ritter mit ihren Leuten hatten den erzbischöflichen Palast zu Canterbury besetzt, der Erzbischof flüchtete in die Kirche, verbot aber sie zu schließen, „denn die Kirche ist Gottes Haus, und kein Castell." Als die Ritter eindrangen, trat er ihnen entgegen. Sie riefen: „Auf der Stelle absolvire des Königs Bischöfe, die du excommunicirt hast!" „Ich kann und werde keinen absolviren, der nicht Buße gethan hat." „Dann soll der Tod dich treffen, den du verdienst." „Ich bin bereit für meinen Herrn zu sterben, rührt meine Leute nicht an!" Die Kleriker sind entflohn bis auf wenige. Die Ritter wollten den Erzbischof aus der Kirche reißen, er klammerte sich an eine Säule am Altar der h. Jungfrau. Als er die Streitäxte geschwungen sah, faltete er die Hände und neigte das Haupt. Seine Hirnschale wurde zerschmettert. Einem Priester, der einen Schwerthieb auffing, wurde das untere Armgelenk abgehauen. So hat ein Augenzeuge, Edwin Grim, die entsetzliche Abschlachtungsscene beschrieben.

König Heinrich hat beschworen, daß er das nicht gewollt hat. Das gewiß nicht, die Rache mußte zu sicher auf sein Haupt fallen, aber schwer

wiegen die unbedachten Worte der Könige. Zur Sühnung des Volkszorns hat der König sich barfuß im Bußhemd am Grabe des verhaßten Bischofs geißeln lassen. Dem Volksglauben entsprachen Wunderheilungen am Grabe, mehr noch in den ersten Monaten Erscheinungen des Lebenden. Bald sind es Einzelne, bald ganze Schaaren, welche überzeugt sind ihn gesehen, ja seine Worte vernommen zu haben. Dieser phantastische Glaube wie der Nachklang eines Ereignisses von weit höherer Bedeutung, das Sinnbild einer Thatsache, der Auferstehung eines neuen Volksheiligen, zu dessen Grabe über ein Jahrhundert lang Tausende wallfahrteten.

§ 103. Der Kreuzzug Saladins. Heinrich VI und Coelestin III.

Saladin hat alle Kraft von Vorderasien und Ägypten unter seiner hohen Gesinnung mit dem Schwerte vereinigt. Nach einer mörderischen Schlacht ist ihm Jerusalem übergeben worden [3. Oct. 1187]. Schmerzlich bewegt hörte das Abendland auf den Ruf Gregors VIII zum Kreuzzuge, zu dessen Ausrüstung von allen, die zu Haus blieben, auch von der Kirche „der Zehnte Saladins" eingefordert wurde. Friedrich I war einst als Jüngling mit seinem Oheim Konrad nach Palästina gezogen, nun 70jährig, hielt er sich nicht für zu alt das Heldenleben seiner Jugend zu erneuern, durch das griechische Reich und Kleinasien brach er sich Bahn; da hat die Welle eines armseligen kleinen Flusses die mächtige Herrscherkraft hinweggespült; im Kalykadnus, in welchem der Kaiser erhitzt sich gebadet hatte, ist er ertrunken, sein Heer ist den Seuchen erlegen. Sein großer Kampf gegen Hierarchie und städtische Freiheit war vergeblich, aber ein reiches Leben ist in ihm und um ihn gewesen. Die Kunde seines Todes erschien in Deutschland so unglaublich, daß lange noch im Volk die Hoffnung seiner Heimkehr bestand, später phantastisch aufgefaßt, mit großen nationalen Hoffnungen verbunden, mit politischen der Art wie solche religiöser auf die Rückkehr Christi gestellt worden sind. In demselben Sommer hatten die Könige von Frankreich und England durch die Vermittlung der Kirche ihre Streitigkeiten vertragen, führten ihre Völker zur See nach Palästina und eroberten Akkon, nachdem Richard Löwenherz unterwegs einem griechischen Rebellen Cyprus abgenommen hatte. Die Eifersucht der Fürsten und Volksstämme machte ihre Tapferkeit erfolglos. Philipp August kehrte als krank nach Frankreich zurück und rüstete wider England. Dem kranken Richard, dem tollen Ritter, hatte der Sultan seinen Arzt gesandt, und der König trug kein Bedenken die Arznei von ihm zu

nemen. Der milde heldenmüthige Saladin hat nur ein Goldstück hinterlassen, sein ganzes Vermögen zu gleichen Theilen den Juden, Mohammedanern und christlichen Armen vertheilt. Richard von allen Seiten verlassen, daheim bedroht, schloß mit seinem edlen Gegner einen dreijährigen Waffenstillstand, durch den das Küstenland von Palästina der christlichen Herrschaft gesichert und Jerusalem den Pilgern geöffnet wurde. Auf der Heimfahrt ward er durch Leopold von Östreich gefangen, an den Kaiser verkauft, und von seinem Volke losgekauft. Der Papst bewährte wenigstens seinen guten Willen das christliche Völkerrecht für einen Kreuzfahrer zu behaupten: er bannte den Herzog und alle welche an den König von England ihre räuberischen Hände gelegt hatten.

Heinrich VI, der 23jährige Thronerbe, war auf dem Zuge durch Italien, um das ihm zugefallne Erbe beider Sicilien in Besitz zu nehmen [1189], ein Fürst, recht dazu angethan das Papstthum zu erschüttern, als er die Todeskunde aus dem Morgenlande erhielt, und von den Römern die sofortige Kaiserkrönung durch Aufopferung der getreuen Stadt Tusculum erkaufte. Die Sicilianer hatten scheu vor der ausländischen Herrschaft einen natürlichen Sohn ihres ausgestorbenen Königsstammes auf den Thron gehoben, den Grafen Tancred, den der Papst zu belehnen eilte. Aber nach dessen Tode [1194] ergaben sich beide Sicilien an Kaiser Heinrich, der mit dem mächtigen Herrschergeist seines Vaters ohne dessen ritterlichen Sinn, gleichgültig über die Mittel, Italien sammt dem Papste unterjocht hielt, die Erbfolge seines Hauses im deutschen Reiche, einen Kreuzzug und die Eroberung des griechischen Reichs vorbereitete. Er hat sicilianische Große und Bischöfe, die sich widersetzten, enthaupten, andere blenden lassen; doch war er beliebt beim Volke. So war's geschehen, daß Deutschland und ganz Italien in der Hand eines Fürsten vereinigt waren, der da dachte: ein Mann genüge den Erdkreis zu beherrschen, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen. Da griff die Allmacht dazwischen, welche der Menschen Pläne wie Spinnweben zerreißt. Heinrich starb [28. Sept. 1197] zu Messina, 32 Jahre alt, fast gleichzeitig der 90jährige Coelestin III, der ihn gekrönt hatte, und während die Macht der Hohenstaufen in Italien nur durch ein Kind, den dreijährigen Friedrich II, vertreten war, bestieg jener gewaltige Mensch den päpstlichen Stuhl, welcher recht eigentlich die Incarnation des Papstthums genannt worden ist.

§ 104. Innocenz III. 8. Jan. 1198 bis 16. Juli 1216.

Sein Leben als Papst liegt vor in der reichen Sammlung seiner Briefe.[a]) In der Zeit der Befreiung Deutschlands von Napoleon I studirte ein Schaffhausener in Göttingen, Friedrich Hurter, der mit seiner Lust an alten Büchern in einer Auction als wohlfeilen Kauf die Sammlung dieser Briefe von Bréquigny erwarb darin blätternd immer mehr in die Tiefe gezogen die Grundfeste seines literarischen Lebens fand und nach 20 Jahren den ersten Band seines Werkes über Innocenz III herausgab,[b]) denselben darstellend als Erkenntniß und Verwirklichung der höchsten Bestimmung des Pontificats als einer zum Heil der Kirche, hiermit zum Heil der Menschheit von Gott selbst geordneten Anstalt. Ein gründliches Werk im Sinne der Anerkennung, die wir bereits an Gregor VII geübt haben: aber fortgerissen durch den Gegenstand ist der Autor vom freien Standpunkt des Historikers auf den des katholischen Dogmatikers gerathen: „Der Thron Petri der Fels, auf den die Völker in allen Stürmen blicken sollen." Hierdurch ist er als erster Geistlicher in seiner Vaterstadt mit seiner protestantischen Stellung zerfallen, gedrängt worden, vielleicht gegen seine Neigung, katholisch zu werden; er ist Hofrath und Historiograph der östreichischen Monarchie geworden. Die ersten Bände bewahren die Form von Annalen, dem Autor bequem, da die Urkunden für jedes Jahr in dem betreffenden Buch der Briefe beisammen liegen, aber z. B. die Ehestreitigkeit des Königs von Frankreich wurde dadurch in 13 Bücher versplittert. Nicht selten ist der feststehende Curialstyl als individuelle Äußerung des Papstes genommen, das Decorum des Papstes als das Innerliche der Person.

Der Cardinal Lothar aus dem erlauchten römischen, im Gebirg von Anagni begüterten Geschlecht der Conti, in Paris und Bologna gebildet, als Theolog wie als Jurist hochgeachtet, wurde noch in männlicher Jugend zum Haupte der Kirche erhoben, Innocenz III. Es ist das Recht des Wahlreichs, ein durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit verherrlichtes Talent rechtzeitig an die rechte Stelle zu setzen. Bei seiner Weihe hat er gepredigt über den Text: „Der heißt ein treuer und kluger Knecht, den der Herr über sein Gesinde setzt, daß er ihm Speise reiche zu seiner Zeit"; darin er darstellte die Größe wie die Verpflichtung des Knechtes der Knechte Gottes, wie er Alles zu ver-

---

a) Par. 791 T. II. *b*) Gesch. Inn. III u. sr. Zeitgenoss. Hamb. [834—842] 3. A. 845. ff. 4 B. Der 3. u. 4. B. enthält die kirchlichen Zustände, Abfälle von Quellenstudien.

sorgen habe. Die Befestigung des Kirchenstaats, die Befreiung Italiens von ausländischer Herrschaft, die Fernhaltung beider Sicilien vom deutschen Reiche, die Rettung der Kirche im Morgenlande, die Bevormundung des christlichen Staatenvereins, die Ausrottung der Ketzer und die strenge Ordnung der Kirche waren die Gedanken dieses reichbegabten Priesterfürsten.

An der Regierung des Kirchenstaates war Gregor gescheitert. Innocenz hat sich auf die bürgerliche Freiheit gelehnt, nam den lombardischen Städtebund in seinen Schutz und vertrug sich mit einem ähnlichen Städtebund in Toscana, durch den er die deutschen Statthalter, welche Heinrich VI über die Länder der Kirche in Italien gesetzt hatte, vertrieb oder zu seinen Lehnsleuten machte. So hat er das Volk und den Adel des Kirchenstaats an Gehorsam gewöhnt, der doch zuweilen nachließ und ihn veranlaßte, sich auf die Höhen von Anagni zurückzuziehn, ohnedem gern der Sommeraufenthalt des päpstlichen Hofs im Volskergebirg.

In der Politik gegen die Hohenstaufen galt es das normannische Reich von Deutschland zurückzugewinnen. Friedrich II war als zweijähriges Kind geborner König beider Sicilien, König von Deutschland, erwählter römischer Kaiser. Es ist charakteristisch für sein Geschick, daß der ihm geleistete Eid der deutschen Fürsten für ungültig erklärt werden sollte, weil er einem noch Ungläubigen, jedenfalls Ungetauften geleistet worden sei. Der wahre Grund liegt doch tiefer, wie ihn der Papst selbst ausgesprochen hat: Die Kirche werde erschüttert, wenn das Reich beider Sicilien an Deutschland komme. Constantia, die letzte normannische Fürstentochter und Erbin, hat sterbend Innocenz III zum Vormund ihres Kindes eingesetzt und der Papst hat diese Vormundschaft feierlich angetreten. Nach dem Tode der Mutter hat er an den jungen König geschrieben: „Wie der Vater der Barmherzigkeit, der Gott alles Trostes seine Lieblinge züchtigt, durch die Züchtigung aber eine heilsame Frucht erwachsen läßt ihn durch klare Beweise zu bezeugen, ordnet er nach seiner Gnade seinen Stellvertreter zu deinem Beschützer und ersetzt nach der Fülle seiner Barmherzigkeit den Verlust des Vaters durch jenen würdigeren Vater und schenkt dir eine bessere Mutter, nämlich die, um welche seine Rechte sich schlingt. Wir aber werden nicht nur Unsres Hirtenamtes wegen, vermöge dessen Wir aller Waisen Diener sind, sondern auch, weil deine Mutter, die Kaiserin Constantia, dich Unsrer Obhut anempfohlen hat, weil auch das Erbgut von Sicilien zum Erbgut der Kirche gehört, die Pflicht dich zu schirmen und zu lieben auf Uns nemen,

für die Sicherheit des Reiches und die deine treulich sorgen. Mögest du alle Traurigkeit ablegen und dich freuen in dem Herrn, der dir statt eines weltlichen einen geistlichen Vater und beim Tode der Mutter den mütterlichen Segen der Kirche dir beut, damit du als Mann auf dem gesicherten Königsthron sitzen kannst". Er hat das zerfallende Reich seinem Mündel gerettet, und dessen freie reiche Bildung ist ein schönes Zeugniß für den päpstlichen Vormund.

In Deutschland stritten um die Krone Herzog Otto, der Sohn Heinrichs des Löwen, das politische Haupt der Welfen, und Philipp von Schwaben, der jüngste Sohn Kaiser Friedrichs I, als solcher zum geistlichen Stande bestimmt, bereits Dompropst von Aachen und erwählt zum Bischof von Würzburg. Nach dem Ableben eines ältern Bruders hatte Heinrich VI ihn zurückgeführt in den weltlichen Stand. Als der milde Philipp erkannte, daß er seinem Neffen Friedrich dem Knaben die Kaiserkrone nur so bewahren könne, nam er sie für sich selbst. Als nun Otto sich an den Papst wandte, erklärte dieser, das sei der rechte Weg, ihm komme die Entscheidung zu. Die Fürsten nannten das einen Eingriff in ihr Wahlrecht. Innocenz hat dem die juristische Distinction entgegengestellt: nicht in die Wahl wolle er sich mischen, aber weil er den Erwählten zu krönen habe, komme ihm auch zu, die Würdigkeit zu prüfen. Sonach erließ er eine Deliberatio Domini Papae de tribus electis, indem er zu den Zweien den durch die Natur selbst Erwählten, seinen Mündel gesellt. Nach scholastischer Methode hat er für Otto und Philipp erst die Gründe vorgebracht für ihr gutes Recht, dann stärkere dagegen. Also hebt er über Friedrich an: „Gegen die Wahl des Knaben, Kaiser Heinrichs Sohn, scheint durchaus keine Einwendung statt zu finden, da sie durch den Eid der Fürsten bekräftigt ist. Mag dieser erzwungen sein, so ist er doch ebenso bindend, wie der erschlichne Eid der Israeliten gegen die Gibeoniten es war. Auch mag nicht zulässig scheinen, daß derjenige, welchem die Vormundschaft des apostolischen Stuhles anvertraut ist, durch diesen, der ihn bei seinem Rechte schirmen sollte, des Reichs beraubt werde, zumal es heißt in göttlicher Schrift: Du wirst des Waisen Beistand sein. Indeß war die Wahl unbesonnen. Sie fiel auf eine untaugliche, nicht bloß dem Reich, sondern jedem Geschäft unangemeßne Person, auf einen zweijährigen noch nicht einmal der Wiedergeburt durch die Taufe theilhaftig gewordnen Knaben. Sollte der Andre leiten, der selbst der Leitung bedarf! Sollte der das Christenvolk schützen, der fremdem Schutze vertraut ist! Sagt nicht die Schrift: wehe dem Lande, dessen König ein Knabe ist! ꝛc." Für Philipp sprach seine Wahl durch die angesehensten Fürsten; gegen ihn, was

sein Geschlecht bereits gegen die Kirche verübt hatte. So fiel die Entscheidung für Otto, obwohl er nur von der Minderzahl erwählt war. Auch Gott entschied gegen Philipp durch eine ruchlose Hand. Seine Ermordung durch den Pfalzgrafen von Wittelsbach war Privatrache, Fürstenrache. Jetzt wurde Otto IV, nachdem er die Freiheit der kirchlichen Wahlen, der Appellationen nach Rom und den Kirchenstaat in seiner vollen Unabhängigkeit anerkannt hatte, ohne Widerspruch gekrönt [1209]. Als er aber schrieb: „Wenn der Papst die Rechte des Reichs ungerecht zu besitzen verlangt, so mag er von dem Eide, welchen zu leisten er am Tage meiner Weihe zur kaiserlichen Würde mich genöthigt hat, mich freisprechen, daß ich nämlich die dem Reich entzognen Rechte zurücknäme", da hat Innocenz, dem Moment hingegeben, die unpolitische Maßregel vollzogen, die schwer auf seinen Nachfolgern lastete: im Zorn gegen Otto hat er Friedrich II, den achtzehnjährigen, das apulische Kind, wie ihn die Deutschen nannten, als Kaiser anerkannt. Wie ein Adler stürmte der über die Alpen, alle Freunde der Hohenstaufen fielen ihm zu. Zur Erbitterung gegen Otto ist beim Papste auch die Liebe zu seinem hochstrebenden Mündel gekommen. Durch dies moralische Band war Friede zwischen Kirche und Reich, so lange Innocenz gelebt hat.

Auch einen Kreuzzug trug er auf dem Herzen, aber der kräftigste Wille und hohe Macht ist an den Verhältnissen gescheitert. Ein König! war zu dieser Zeit nicht aufzubringen. Da hat Fulco von Neuilli, von dem gerühmt wurde, daß er in den Straßen von Paris Räuber, Wucherer, Buhldirnen, selbst Lehrer und Scholaren der Universität bekehrt habe, sich an den Adel von Frankreich gewandt, den er zu einem großen Turnier zu Ecris versammelt fand, und seine Jugend statt nutzloser Kampfspiele zu hellerem Ruhm und besser lohnenden Waffenthaten fortgerissen für Gottes Sache. So wurde der vierte Kreuzzug durch den Adel Frankreichs beschlossen. Um den Landweg zu ersparen, wurden von der Republik Venedig 50 Galeeren um 85 000 Mark Silber gedungen, und als Geld zur Zahlung nicht vorhanden oder nicht willig war, hat der 80jährige blinde Doge Dandolo vorgeschlagen: „so helft uns Zara für den h. Marcus erobern", die Stadt auf dem jenseitigen Ufer des adriatischen Meeres, mit der Ahnung des künftigen Triest. Der Papst hat zwar den Kampf des Kreuzheeres gegen eine christliche Stadt mit dem Bann bedroht, denselben auch ausgesprochen, den er doch wieder aufheben mußte, wenn das Heer seine kirchliche Bestimmung erfüllen sollte. Aber es wurde hierdurch in die Angelegenheiten des griechischen Reichs verwickelt. In

Constantinopel hatte ein Bruder den Bruder vom Thron gestoßen und geblendet. Der Sohn des Geblendeten Isaak Angelus hatte sich an das Kreuzheer gewandt und ist durch dessen Hülfe zur Macht gelangt. Während er die dafür verheißnen Bedingungen nicht sofort erfüllen kann, hat sich das Heer vor Constantinopel gelagert, wo er und sein Sohn durch den Usurpator ermordet worden sind. Gegen diesen hat nun das Kreuzheer Constantinopel erstürmt und das griechische Reich sein eigen genannt. Allerdings um Palästina ohne Seemacht zu behaupten ein nothwendiger Besitz. Aber die in der Hauptstadt aufgespeicherten Schätze des alten römischen Reichs kamen dadurch in die Hände des Heeres, das mit Reichthum beladen sich weigerte weiter zu ziehn. Aus dem Heer und aus dem Adel Frankreichs ging eine neue Dynastie hervor, ein Kaiser des oströmischen Reichs, ein König von Thessalien, ein Herzog von Athen. Wohl sah nun Innocenz mit dieser Eroberung den Tag herannahen, da Ein Hirt und Eine Heerde sein werde, doch vermochte er nicht die Volksbegeisterung wieder zu einem Kreuzzug zu erwecken. Nur das Alter, das nicht rechnet, erhob sich noch in Masse zur Eroberung eines Grabes. In Frankreich und Deutschland sah man Kinderzüge anwachsen bis zu 20000. Man wagte nicht ihnen zu wehren. Innocenz sagte: „Diese Kinder machen uns zu Schanden, während wir schlafen, ziehn sie munter aus das heilige Land zu gewinnen.“ Viele sind den Mühsalen des Weges erlegen. Andre wurden von treulosen Schiffsführern verkauft zu Eunuchen der Harems. Die bis Rom gelangten, um sich lossprechen zu lassen, erhielten die Lösung ihres Gelübdes unter der Bedingung, es bei reifem Alter zu erfüllen.

Die Sittenpolizei des Papstes fand auch jetzt wieder den vornehmsten Gegenstand am französischen Hofe in den Ehestreitigkeiten des Königs. Die für den König Philipp August geworbene dänische Prinzeß Ingeburgis war in Freude empfangen worden. Am Morgen nach der Hochzeit sprach er von einem unbezwinglichen Widerwillen gegen seine Gemahlin. Der Grund ist nie klar geworden. Der Glaube des Mittelalters behauptete Zauberei, die den König hindere ihr zu nahen. Um nicht sowohl eine Scheidung als Nichtigkeitserklärung dieser Ehe zu erlangen, wurde eine Stammtafel erdichtet, daraus eine nahe Verwandtschaft hervorgehen sollte, und die französischen Bischöfe haben daraufhin die gewünschte Erklärung abgegeben. Als die der Prinzessin verlesen ward, rief sie: **Mala Francia! mala Francia! Roma!** Man sah darin mit Recht eine Apellation an den Papst. Da sie heimzukehren sich weigerte, ward sie in ein Kloster gesperrt, und der König vermählte sich mit Zustimmung nationaler

Geiſtlichen [1196] mit Agnes, Tochter des Herzogs von Meran, einer edlen deutſchen Frau, die ihm liebevoll verbunden zwei Kinder gebracht hat. Aber Innocenz, wie ſchon ſein Amtsvorfahr Cöleſtin, ſtand feſt für die unbedingte Heiligkeit der Ehe, ein gemißhandeltes Weib ſoll nicht vergeblich nach ihm ſchreien. Es geſchah nicht ohne Abſichtlichkeit, wir leſen in einer Inſtruction an den Legaten: dieſe Sache recht durchgeführt, werde zur Erhebung des apoſtoliſchen Stuhls beitragen. Doch auch da, wo ihm an des Königs freundlichem Willen gelegen war, zum Kreuzzug oder gegen England, bleibt er bei ſeiner Satzung: Trennung ſei hier gegen Gottes Geſetz, gegen das er nichts vermöge. Der Papſt ſprach das Interdict über Frankreich, und durch dieſe Niederlegung alles Gottesdienſtes iſt das Volk geängſtet und drohend geworden. Auf der Reichsverſammlung von 1200 erſchien auch Agnes, bleich, abgehärmt, hochſchwanger. Der König ſtellt die Frage: was denn zu thun ſei? und erhält die Antwort der Stände: dem h. Vater gehorchen, Agnes von Meran entfernen, Ingeburg annehmen. Der König fragt ſeinen Oheim, den Erzbiſchof von Rheims: ob es wahr ſei, was der Papſt geſchrieben, daß ihre Scheidung nur ein Poſſenſpiel? Der Erzbiſchof wagt nicht, es zu leugnen, und der König herrſcht ihn an: So ſeid Ihr ein Geck, daß Ihr den Spruch ergehn ließt! Auch Agnes ſchrieb an den Papſt: ſie berief ſich auf ihre Jugend und Unerfahrenheit, auf ihr Herz, das an ihrem Gemahl hänge, auf ihre Kinder. In ſeiner Antwort nennt er ſie Ehebrecherin, ein deutſches Kebsweib. Als der König, um die Aufhebung des Interdicts zu erlangen, ſich einem Rechtsverfahren unterwarf, wurde eine Synode nach Soiſſons berufen [1201], wo das Recht der Ingeburg durch den däniſchen Geſandten vertheidigt und das Nichtvorhandenſein irgendeiner Verwandtſchaft erwieſen wurde. Am Morgen des Tages, an welchem der Legat den entſcheidenden Spruch thun wollte, erſchien der König vor den Schranken der Synode zu Pferde, Ingeburg hinter ſich, und ritt mit ihr davon. Dies wohl verabredet wurde als thatſächliche Unterwerfung unter den vorauszuſetzenden Spruch gedeutet, und die Synode ging aus einander, ohne Erlaſſung eines Spruchs. Agnes iſt bald nach der Geburt eines Sohnes den ſie Triſtan nannte, in ihrem Kummer geſtorben. Der König hat ihr ein Denkmal geſetzt, ein großes Nonnenkloſter, ihre früheren Kinder Philipp und Maria ſind nachmals durch den Papſt für erbfähig erklärt worden. Ingeburg ſcheint die Ehe an ſich geliebt zu haben, nicht den König insbeſondere. Sie war zufrieden als Königin anerkannt zu ſein und tröſtete ſich beſcheiden. Innocenz lobt ſie dafür in einem mit chriſtlichem Ernſt geſchriebenen

Brief, darin es heißt: „In väterlicher Theilname empfinden Wir das Herbe deines Geschicks. Aber durch das eheliche Band mit deinem Gemahl zur Herrschaft über Andre berufen, ermahnen Wir dich, daß du zu deinem Trost dich selbst beherrschest in dem Kampfe, in welchem Gott deine Tugend prüfen will. Schicke dich in alle Widerwärtigkeit, trag es mit geängstetem Geiste, nicht bloß als unabweisliche Nothwendigkeit, unterwirf dich nicht sowohl dem göttlichen Willen, als pflichte demselben bei." Endlich 1213 hat der König sie zu sich genommen zur Freude des französischen Volks, das voll Mitleid auf ihre Vereinsamung blickte, in seinem Testament nennt er sie bene merita Uxor.

Innocenz ist überall glücklich gewesen gegen die Könige, indem er sich auf ihre Völker stützte. So gegen den König von Aragonien, der eine Zollstätte eingerichtet hatte: als die Bevölkerung sich beschwerte, hob der Papst die Zölle auf, denn die Erde sei des Herrn und unter Christen müsse freier Verkehr stattfinden. Doch einmal hat er auch den Kampf gewagt gegen ein Volk.

In England war ein Zwiespalt ausgebrochen über die Wahl zum Erzbisthum von Canterbury, dem ersten kirchlichen Sitz von England. Die jüngern Stiftsherren haben in der Nacht vor der gesetzmäßigen Wahl den Subprior Reginald erwählt, unter der Verpflichtung sofort nach Rom zu eilen, um durch die Zustimmung des Papstes die Mängel dieser Wahl zu ergänzen, auch bis dieses geschehn nicht die Insignien seiner Würde zu tragen. Er trug sie dennoch schon auf dem Weg in Flandern und erregte so den Unwillen seiner Anhänger. In England wurde nun im Einverständniß mit der Krone der Bischof von Norwich gewählt und eilte gleichfalls mit den Seinen nach Rom. Innocenz hat beide Parteien vorgeladen, ihre zwiespaltigen Wahlen aufgehoben, und sie unter Androhung des Bannes dazu gebracht seinen einstmaligen Studiengenossen Cardinal Stephan Langton zu erwählen. Der sei eine würdige Person, ein gelehrter Theolog, auch ließ er nachweisen, daß ursprünglich und oft das Haupt der anglicanischen Kirche in Rom erwählt worden sei. Der König Johann verwarf solche Wahl eines unbekannten Fremdlings gegen seinen Willen. Dieser König hatte sich treulos gegen Richard Löwenherz erwiesen, er wurde der Ermordung seiner Neffen beschuldigt, und war ohne sittlichen Halt. Doch rühmt er sich die Freiheiten seiner Krone bis auf den Tod zu vertheidigen, auch alle Rechts- und Dispenssachen den päpstlichen Behörden zu entziehn. Innocenz trug dem Bischof von London auf den König zu warnen,

daß er sich nicht von Gott wende, er müsse sonst schärfere Mittel gebrauchen, da die Sache dessen durchaus siegen müsse, der zum Heil der Welt auch die Teufel besiegt habe. Nach seiner Weise schwur Johann bei Gottes Zähnen, wenn Langton den Boden von England betrete, werde er ihn sofort hängen lassen. Er meinte das Interdict mit Gewalt zu hindern, er werde dann alle Priester aus England nach Rom senden, alles Kirchengut einziehen, allen Römern in England Nasen und Ohren abschneiden. Dem Archidiakonus von Norwich, der sich wegen des Interdicts weigerte vor ihm eine Messe zu lesen, ließ er einen Mantel von Blei umlegen, unter dessen Last der Unglückliche gestorben ist, und in der Furcht vor solchen Gewaltthaten sind an 3000 Priester nach Frankreich entflohen. Innocenz entband das englische Volk vom Eid der Treue und reizte den König von Frankreich zur Eroberung von England. Der Geschichtschreiber Matthäus Paris erzählt, damals habe König Johann sogar Hülfe in Afrika gesucht, und sich zum Islam erboten, „wie es heißt" [ut dicitur]. Eine andere Anekdote ist doch nur ein roher Naturlaut: ein fetter Hirsch wurde vor dem König ausgeweidet, welcher ausrief: „Wie erquicklich hat dieser gelebt, und hörte doch sein Lebtag keine Messe!" Mit seinem Volke zerfallen, hatte der König Grund zu fürchten. Dazu kam ein Volksprophet, Peter, welcher im Frühling 1212 verkündete: Himmelfahrt übers Jahr werde König Johann nicht mehr König sein, sondern die Krone an einen Andern übertragen. Der König ließ ihn vor sich bringen, und frug: wie er die Krone verlieren solle? Ob sterben, oder wie sie verlieren? Antwort: „das weiß ich nicht. Aber zuverlässig werdet ihr nicht mehr König sein. Werde ich der Unwahrheit überwiesen, so thut mit mir, was euch beliebt." Der König ließ ihn ins Gefängniß bringen. Die Spannung war allgemein. Als Himmelfahrt 1213 nahe war, unterwarf sich der König dem Legaten Pandolfo, um vom Banne losgesprochen, in der Westminsterabtei am Vorabend vor dem Feste, nachdem er seinen Reichen England und Irland entsagt hatte, dieselben aus den Händen des Legaten als päpstliche Lehn wieder zu bekommen, um für die der h. Kirche zugefügten Beleidigungen Gottes Barmherzigkeit zu erwerben und sich vor demjenigen zu erniedrigen, der bis zum Tode sich erniedrigt hat.*) Zu Himmelfahrt ließ der König guten Muthes den Propheten zugleich mit seinem Sohn hängen; doch hörte man auch die Rede, genau besehn, sei die Weissagung nicht falsch

*) Hierüber hat der König eine Urkunde ausgestellt, welche durch Hurter B. II, S. 486 mitgetheilt worden ist; sie enthält auch die jährlichen Geldleistungen an den päpstlichen Lehnsherrn.

gewesen, da der König ja seinen Reichen entsagt habe. Einem verächtlichen Fürsten und einem Papst unterworfen, der das Volk für die Sünden seines Königs zahlen ließ, hat das tief verletzte Nationalgefühl sich eines alten nie vollzognen Freiheitsbriefes bemächtigt, den Heinrich I ausgestellt hatte. Auf der Grundlage desselben haben Barone und Bischöfe, und nicht ohne Langton einen Bund geschlossen. Dieses ist die **Magna Charta**, das Grundgesetz der Freiheit Englands, welches die gesetzgebende Gewalt und die Besteuerung in die Hand des Parlaments legte, damals noch eine Behörde von zweifelhafter Macht. Aber der Lehnzins wurde nicht gezahlt, als vom Parlament nicht bewilligt. Als der Papst sich deßhalb beklagte, entschuldigte sich der König, dieser Vertrag sei ihm durch Bischöfe und Barone abgedrungen worden, vergeblich hab' er vorgestellt, daß das Reich dem h. Petrus gehöre, also nichts ohne denselben und zu dessen Nachtheil verändert werden könne. Der Papst forderte das Parlament auf, diesem schändlichen Vertrag zu entsagen, indem es ihm und dem König Genugthuung dafür leiste. Eine Antwort darauf hat er wahrscheinlich nicht erhalten. Aber im Volksverstande zeigte sich die Macht, die der päpstlichen Gewalt auf ihrem Gipfel eine Gränze zog, und schon darauf hindeutete, daß einst das Nationalgefühl der Felsen sein werde, an welchem das Schifflein Petri strande.

Vor seinem Tode hat er die große Lateransynode gehalten als Rathsversammlung zur Ordnung der Kirche und zur Einwirkung auf die öffentliche Meinung. Die Ausschreiben an alle christlichen Stände in allen drei Theilen der Erde haben am Tage des h. Martin 412 Bischöfe, 800 Äbte, die Patriarchen von Constantinopel und Jerusalem persönlich, von Alexandrien und Antiochien durch Abgeordnete im Lateran vereinigt. Der Papst begrüßte in seiner allegorischen Weise und wie im Vorgefühl nahen Scheidens die Versammlung mit einer Predigt über Luk. 22, 15: „Herzlich hat mich verlangt dieses Passahlamm mit euch zu essen, bevor ich leide, d. h. bevor ich sterbe. Da Christus mein Leben, Sterben mein Gewinn ist, weigere ich mich nicht nach Gottes Fügung den Kelch des Leidens zu trinken, sei es, er werde mir dargereicht in Vertheidigung des katholischen Glaubens, sei es im Kampfe für das heilige Land oder für die Freiheit der Kirche stehend; obwohl ich wünschte, im Fleische zu wandeln, bis das angefangene Werk vollendet wäre. Doch nicht mein, sondern Gottes Wille geschehe! Darum sage ich zu Euch: Mich verlangt dieses Osterlamm mit Euch zu essen, bevor ich leide." Passah bedeute auf hebräisch Übergang. Ein dreifaches Passah will er mit ihnen feiern, ein körperliches, ein geistiges, ein ewiges: das körperliche

im Übergang von Ort zu Ort zur Befreiung des bedrängten Jerusalems; das geistige, ein Übergang der Kirche von Lastern zu Tugenden; das ewige, ein Übergang von Leiden zu ewiger Herrlichkeit. Die 70 Sermones, welche damals erlassen worden sind auf Grund des Herkommens, enthalten eine Gesetzgebung des kirchlichen Glaubens und Lebens. Innocenz ist im 55. Jahre gestorben auf einer Reise zur Versöhnung von Pisa und Genua, in Perugia; dort in der Domkirche liegt er begraben.

Vor seinem Papstthum hat Innocenz eine Schrift verfaßt de miseria humanae conditionis, über das Elend des Menschendaseins, voll ernster, trüber Lebensansicht. Es wird geschildert der Jammer des Lebens in allen Ständen und Bestrebungen, schließend mit dem Jammer ewiger Verdammniß. Der Verfasser, bestimmt ein gutes Stück der Welt zu beherrschen, verachtet sie und fühlt so tief ihr Elend. In solcher Stimmung würde ein entschiedener Charakter sich zurückziehen hinter Klostermauern oder in jener um eignes Gefühl unbekümmerten Weise für einen Gedanken leben. Innocenz hat gepredigt bald im Latein der Priester, bald in der Volkssprache, als Papst hat er eine Sammlung von Festpredigten und eine Auslegung der sieben Bußpsalmen veröffentlicht. Es heißt in der Vorrede: „Ich werde durch den Zudrang von Rechtsfällen so überhäuft, daß ich unter mancherlei Ansprüchen allem Einzelnen nicht genügen kann. Überirdischem nachzusinnen habe ich keine Muße; so sehr habe ich anderen zu leben, daß ich beinahe mir selbst entfremdet bin. Damit ich aber die Sorge um Geistliches, die Verpflichtung des apostolischen Amtes nicht gänzlich versäume, habe ich einige Predigten an Geistliche und Volk gehalten und niederschreiben lassen." Das Alttestamentliche sagte seiner Gesinnung besonders zu. In dem Bannspruch gegen den König von Frankreich ergeht er sich über Ezech. 21. 10: „Das Schwert ist geschärft, daß es schlachten soll; es ist gefegt, daß es blinken soll." Vorherrschend in seinen Predigten das Erhabene, Unaussprechliche in der Religion. Die Predigt zu Mariä Verkündigung hebt also an: „So ich ernstlich erwäge, was ich bin, der ich rede, und wovon ich zu reden habe, so meine ich eher schweigen als sprechen zu sollen. Denn ich der Stumme soll von dem Wort, ich Erde vom Himmel, ich Sünder vom Heiland sprechen. Sagt doch der Herr zum Sünder: Warum verkündigst Du meine Gerechtigkeit und nimmst meinen Bund in Deinen Mund? Aber weil das Geschöpf zum Lobe seines Schöpfers nicht stumm bleiben darf, so sei es mir, geliebteste Brüder! vergönnt, zu dem reichen Schatz des Lobes unseres Erlösers einiges hinzuzufügen."

Der sittlichen Würde dieses Papstes scheint der Vorwurf der Habsucht Eintrag zu thun. Matthäus Paris versichert: „Seine Geldgier war unersättlicher als die eines anderen Sterblichen", und in England entstand die Volksrede: „Mit englischem Blei werden die Kirchen gedeckt, mit römischem entblößt", wiefern die päpstlichen Bullen ein Bleisiegel tragen. Hurter hat solchen Vorwurf auf die Legaten abwälzen wollen; doch ists wohl Sache des Papstes die Vollstrecker seines Willens in Aufsicht zu halten. Dem steht gegenüber seine großartige Wohlthätigkeit, und hat er das Geld für seine Zwecke zusammengerafft, so hat er doch einfach gelebt wie Cincinnatus, und keines hinterlassen. Bei seiner Klugheit durfte er seiner Aufrichtigkeit sich rühmen. Als einmal ein Botschafter von ihm mit wichtigen Briefen durch Feinde gefangen und der Papst deßhalb beklagt wurde, lautet seine Antwort: „Sorget euch nicht, denn in diesen Briefen wird nichts gefunden werden, was des Tadels würdig wäre, und nicht vielmehr des Lobes, indem durch dieselben offenbar wird, daß Wir nicht in gefährlicher Zweizüngigkeit verfahren, sondern in reiner Einfachheit, nicht abweichend zur Rechten noch zur Linken."

Er hat mehr durchgesetzt als Gregor VII, auf dessen Schultern er stand. Er war unterstützt durch die Aristokratie, welcher er angehörte, und durch das Nationalgefühl Italiens. Man mag urtheilen, Gregor habe mehr Charakter gezeigt, Innocenz mehr Geist. Durch ihn hat jedenfalls das Papstthum eine Einigung christlicher Völker vorbereitet und fast bewirkt, wie das Kaiserthum sie nur in der Phantasie erreicht hat. Das Unglück hat ihm nicht die Prüfungen aufgelegt, in denen sich ein großer Charakter bewährt. Günstige Verhältnisse hat er mit altrömischer Besonnenheit benutzt, und noch einmal hat Rom durch ihn die gebildete christliche Welt beherrscht. Dennoch scheiterten seine größten Unternehmungen, oder trugen in sich den Keim des Verderbens.

Seltsame Sagen haben sich über sein jenseitiges Geschick gelegt. Die h. Lutgard, sonst nicht geschichtlich berühmt, erzählte: Bald nach seinem Tode habe sie ihn erblickt in Mitten einer großen Flamme. Sie frug: warum der Vater der Christenheit so gepeinigt werde? „Um dreier Ursachen. Ja er wäre der ewigen Pein verfallen, wär er nicht durch Fürbitte der Mutter Gottes, der in der Todesstunde er ein Kloster gelobt, dem Gericht entronnen, doch bis dahin werde er gepeinigt. Mir sind die drei Ursachen geoffenbart, die ich doch aus Ehrfurcht vor einem so großen Papst nicht bekannt machen will". Ein deutscher Mönch im 15. Jh. erzählte: „Sein Abt sah Gott auf dem

Throne sitzen. Zu dem flüchtete ein Mönch mit der päpstlichen Krone, und flehte seine Barmherzigkeit an, verfolgt von einem Drachen, der Gott um sein Recht anrief. Bald hernach kam die Kunde vom Ableben Innocenz' III." Grade bei der sittlichen Achtbarkeit dieses Papstes hat sich in solchen Sagen vielleicht ein dunkles Volksgefühl ausgesprochen von der Gefahr einer solchen Macht für die eigne Seele.

Cap. II. Gesellschaftliche Verfassung der Kirche.

§ 105. Gratian und seine Vorgänger.

Was sich in lebendiger Bewegung meist persönlich gezeigt hat, ist auch als ein gewordner Rechtszustand zu betrachten. Die Sammler vor Gratian sind nur wichtig als seine Vorgänger und Quellen. Im Decret Ivos, Bischofs von Chartres, liegt die ganze Masse der Rechtsgedanken vor, wie sie gegen Anfang des 12. Jh. bekannt waren: Stellen des A. und N. Testaments, der Kirchenväter, Canones griechischer Synoden, Decretalen nach Dionysius und Dichtungen Pseudo-Isidors, Capitularien italienischer, deutscher, spanischer Nationalconcilien, alles bunt durcheinander. Das römische Recht war nie ganz untergegangen, in Ravenna hat immer eine Schule desselben bestanden, in italienischen Städten lebten noch römische Rechtsverhältnisse, aus abgeleiteten Quellen. Da wurden im 11. Jh. die Pandekten aufgefunden, rechtskundige Entscheidungen alter römischer Juristen, redigirt unter dem Kaiser Justinian, zu deren neuem Verständniß sich in Bologna eine Schule bildete, naturwüchsig die erste Universität. Wie verderblich dieses Recht auch den germanischen Volksrechten geworden ist, es enthält die scharfsinnigste Ausbildung des Civilrechts, ein Muster für alle Zeiten. Die Kirche, damals an der Spitze ihrer Zeit, durfte gegen dieses weltliche Rechtsstudium nicht zurückbleiben. Dieses an sich Nothwendige geschah um 1150 durch Gratian, Benedictiner aus Chiusi in Hetrurien, im Kloster S. Felice zu Bologna. Die Eigenthümlichkeit dieser ersten wissenschaftlichen Bearbeitung des Kirchenrechts ist durch dreierlei bestimmt: 1) durch Nachahmung der Pandecten; wie diese ein System des bürgerlichen Rechts enthalten, so das Werk Gratians des kirchlichen; 2) durch die Scholastik: wie durch sie die Glaubenslehre ausgestaltet wurde als Zergliederung von Begriffen, so hier das Recht in Aufstellung künstlicher Rechtsfälle; 3) durch die Vermittlung der Gegensätze des vor und nach Pseudo-Isidor gültigen Rechts, daher der ursprüngliche Name Concordia, der bald verloschen ist vor der Bezeichnung

Decretum. Vorangestellt sind allgemeine meist schon den Kirchenväte entlehnte Grundsätze über göttliches und menschliches, natürliches u positives Recht. Unter jedem Rechtsverhältniß, so Wahl der Bischöf kirchliche Gerichte, Ehe, ist Alles was er von Rechtsbestimmungen au gefunden hat, zusammengestellt, das Ganze ein Rechtssystem auf hist rischen Grundlagen. Dieses Decretum Gratiani ist angeblich genemi als Gesetzbuch und zu Vorlesungen empfohlen durch eine Bulle Eugen I 1152, die sich doch nur findet im untergeschobenen Calendarium d Universität Bologna. Auch hat Gratian manchen freien Rechtsgedank bewahrt, den man man in Rom gern vergessen hätte. Nicht durch d Päpste ist das Buch eingeführt, sie haben sich nur in die Thatsac ergeben. Der Inhalt war großentheils bereits rechtsgültig. Die Juge Europas studirte in Paris oder Bologna, sie brachte diese Rechtskun mit in alle kirchlichen Länder. So ist durch die Auctorität der academ schen Wissenschaft ein allgemeines Gesetzbuch geworden. Wie es in d Kirche des Abendlandes *einen* Glauben gab, so auch *ein* Recht. D wissenschaftlichen Zwischensätze Gratians haben im Gerichtsbrauch kei Anerkennung gefunden. Sein Decretum bildet die erste Hälfte d nachmals sogenannten Corpus Juris Canonicum. Die kirchliche Recht kunde, mit Ausname der historischen Kritik, hat sich aufs kräftig daran entwickelt.

§ 106. Staat und Kirche. Kaiser und Papst.

In der Betrachtung des Staats gegenüber der Kirche halten w uns an das römisch-deutsche Reich, denn nachdem das Reich Karls d. G in Trümmer zerfallen war, ist das germanische Stammvolk, d deutsche, das erste und herrschende geworden. In der vorigen Perio bestand es aus Genossenschaften freier Krieger und Grundeigenthüme nun immermehr aus Lehnsherren, Vasallen und Hörigen, weil in d gewaltthätigen Zeit jeder den Schutz eines Mächtigern suchte oder übe wältigt wurde; so ist der *Lehnsstaat* entstanden, nicht durch ein allgemeinen Willen zusammengehalten, obwohl auf nationalen Grun lagen, eine Sammlung von Privatverhältnissen, jeder Genosse dur Pflicht und Treue gebunden, in seinem besondern Stand. Das Köni thum nur ein oberstes Seniorat; der oberste Lehnsherr einerseits der Qu aller nutzbaren Besitzthümer, andererseits nachdem sie vergabt, verlieh sind, von der Treue, d. h. vom guten Willen seiner Vasallen abhängi Über das christliche Königthum hat eine deutsche Nationalsynode in Mai 888 unter Arnulf verordnet: „Durch das Christenthum ist die königli

Würde veredelt worden: ein christlicher König soll dem Volke durch Übung jeglicher Tugend ein gutes Beispiel geben, soll keusch, gerecht und mäßig sein; er soll nicht mehrere Frauen haben, soll den Frieden im Lande aufrecht erhalten, Witwen und Waisen schützen, die Diener der Kirche ehren, Übelthäter strafen, und sorgfältig Aufsicht üben, daß auch die von ihm eingesetzten Beamten thun was recht ist." Der fast allgemeine Kampf um Freiheit war nicht ein Kampf um Gleichheit vor dem Gesetze, und dies als aus dem Volkswillen hervorgehendes Gesetz, sondern ein Kampf der königlichen und der priesterlichen Gewalt, des Adels, Bürgerthums und der Krone; jede Genossenschaft wollte für sich frei sein, nicht sowohl in politischer Freiheit, als in ihren besonderen Freiheiten, in ihren Privilegien. Wenn Staat und Kirche auseinander gingen, hat der Staat als die äußerliche sichtbare Macht im einzelnen Fall oft gesiegt, im Ganzen siegte die Kirche; wo diese einmal offenkundig unterlag, hatte sie zum Schaden wohl auch den Spott. So erzählt Lambert: Graf Werner erlangte vom Kaiser das dem Kloster Hersfeld zugehörige Dorf Kirchberg, „für dessen Wiedererlangung wir Tag und Nacht einen schweren Kampf bestanden haben, gegen die Wuth eines so großen Feindes nicht mit fleischlichen Waffen, aber mit häufigen Fasten und Gebeten ankämpfend". Daher jener Graf sich rühmte, der Kaiser sei ihm großen Dank schuldig, daß seine Mönche, vorher so faul zu frommen Werken, nun entzündet seien zu Fasten und Kasteien. Seltsam, wie Ähnliches unter ganz verschiednen Verhältnissen wiederkehrt. Ein mächtiger Ritter hatte Güter des Bisthums Brixen im 12. Jh. eingezogen. Der Bischof Hartmann zog mit seinem Klerus, Kreuze in den Händen, vor die Burg des Gegners, und erklärte, nicht von dannen zu gehn, hier zu sterben, bis das Geraubte zurückgegeben sei; und sie haben ihren Zweck erreicht. Die englische Regierung in Calcutta hatte 1832 einen Befehl erlassen, der die religiösen Vorurtheile der Hindus verletzte: an 50000 derselben haben sich am bestimmten Tage vor dem Regierungspalast versammelt, mit der Erklärung hier zu sterben, wenn jener Befehl nicht zurück genommen werde, und im Glauben, daß die so Gestorbenen als Rachegeister ihren Mördern keine Ruhe lassen werden; die englische Regierung mußte nachgeben.

Die Mächte, zwischen denen Gott nach altkirchlicher Anschauung die Welt vertheilt hat, sind Staat und Kirche, persönlich gedacht Kaiser und Papst. Man unterscheidet des Kaisers reale und ideale Macht, jene ist gering ohne eigne Hausmacht, diese in der Meinung der germanischen Völker kommt nahe der Weltherrschaft. Otto von Freisingen schrieb noch: „Dem Kaiser gehört die Oberaufsicht über den ganzen Erd-

kreis".*) Seit Otto III erschien der Reichsapfel im kaiserlichen Siegel als Bild des Weltalls, doch über demselben das Kreuz. So oft ein Herrschergeist auf dem Throne saß, ist er durch die Idee des Kaiserthums gefördert worden. Das römisch-deutsche Reich war ein Wahlreich, alle Fürsten und Bischöfe wählten, das Volk, repräsentirt durch ihr Gefolge, gab seinen Beifall. Doch durch das Ansehn des Vaters wurde insgemein bei seinen Lebzeiten der Sohn gewählt. Der Gedanke des Erbkönigthums ist auch an heiliger Stätte ausgesprochen worden. Zur Zeit der fränkischen Dynastie betete der Erzbischof von Köln bei der Krönung: „Herr, laß die Könige der folgenden Zeit aus seinen Lenden hervorgehn, um dieses gesammte Reich zu regieren!" Der Papst sprach: „Empfange von Gott dem Herrn die Krone, die dir vorherbestimmt war; bewahre und hinterlasse sie deinen Nachkommen dereinst in Ehren unter dem Beistande Gottes." Aber die sächsische und die fränkische Dynastie ist an uns vorübergegangen, nachmals ist auch die hohenstaufische gebrochen worden durch die Ungunst der Natur und durch die Verwicklung mit Italien. So wurde das Königthum immer wieder zurückgeworfen aufs Wahlreich, wie einst das alte römische. Durch die deutsche Wahl wurde nur ein deutscher König erwählt, nicht Kaiser, aber verpflichtet es zu werden durch die Einname von Oberitalien und die päpstliche Krönung. Italien ist so schön und ruhmvoll, daß, wer es einmal sein genannt, es nie wieder lassen will. Im modernen Streit deutscher Geschichtsforscher durfte man wohl an Sybel zugestehn, daß im Kaiserthum, in der Übertragung des Schwerpunktes nach Italien, wie sie mit Otto I anhob, eine antinationale Tendenz lag, das deutsche Königthum durch den Weihrauchduft des heiligen römischen Reichs etwas umnebelt, durch den dämonischen Reiz einer geweihten Weltkrone von den wahren vaterländischen Interessen abgezogen, während man doch mit Giesebrecht und dem katholischen Ficker anerkennen muß, daß eine großartige Entwicklung und Lebensherrlichkeit der deutschen Nation dadurch bedingt war.

Das Schwert war dem Mittelalter das Sinnbild der Gewalt. Jene beiden Schwerter, welche die Apostel besaßen in der Passionsnacht, und von denen der Herr spricht: es ist gut [Luk. 22, 38], galten als Sinnbild der beiden Gewalten. „Gott hat eins dem Papste, eins dem Kaiser geliehn", so die althergebrachte Ansicht im Sachsenspiegel, jener Sammlung der Rechtsgewohnheiten des sächsischen Volksstammes, darin des Volkes Recht und Sitte sich spiegelt. Neben der Weltflucht oder

*) Ad Imperatorem spectat totius orbis patrocinium.

Entsagung innerhalb der Kirche steht das Streben nach der Weltherrschaft. Beide wachsen auf demselben Grunde. Wo die Welt nicht als Offenbarung und Abbild göttlichen Lebens erkannt wird, sondern als etwas Profanes, Gottwidriges, da gilt es Flucht aus ihr oder ihre Beherrschung. Beides stand im Mittelalter schroff neben einander, Mönch und Papst. Hierdurch ist seit Gregor VII eine neue Theorie entstanden; im Papst sei der Quell aller Herrschaft, die fürstliche Gewalt nur entlehnt. So steht es im Schwabenspiegel: „Seit Gott des Friedens Fürst heißt, ließ er zwei Schwert auf dem Erdreich, da er zu Himmel fuhr, zu schirmen die Christenheit, die befahl Gott S. Peter beid, Eins vom weltlichen Gericht, das Andre vom geistlichen Gericht. Das weltliche Schwert des Gerichts, das leiht der Papst dem Kaiser, das geistliche ist dem Papst gesetzt, daß er damit richte zu bescheidlicher Zeit auf einem blanken Pferde, und der Papst soll darauf sitzen, so soll ihm der Kaiser den Stegreif halten, daß sich der Sattel nicht entwinde. Dabei ist bezeichnet, was dem Papst widersteht, das er mit der geistlichen Gewalt nicht bezwingen mag, das soll der Kaiser zwingen mit der Acht". Das Gleichniß von Sonne und Mond, wie willkürlich es war, machte doch tiefen Eindruck, wiefern durch die unabänderliche Ordnung der Natur ausgesprochen erschien, was sich darstellte in der Kaiserkrönung durch den Papst, damals nicht eine bloße Ceremonie. Doch meinte auch diese Rechtstheorie nicht, daß in des Papstes Willkür stehe, das weltliche Schwert zu behalten. Honorius III sagte: „Durch die Fürsten wird die Maschine dieser Welt zeitlich regiert." Gegen die Zusammenfassung beider Schwerter ist im Vridank das Bedenken ausgesprochen:

„Zwei Swert in einer Scheide
Verderben leichte beide;
Als der Papst Reiches begehrt,
So verderben beide Swert."

Doch ward meist anerkannt, daß ein bescheidnes Stück der Welt, der Kirchenstaat, Rom mit der nächsten Umgebung, dem Papst zu eigner Verfügung stehe, um nicht einem Fürsten Unterthan zu sein. Was ursprünglich ein Lehen war, ward allmälich zum vollfreien Besitzthum. Doch wurden noch bis auf Gregor römische Münzen geprägt mit des Papstes (oder Petrus) und des Kaisers Bildniß, und eine Zeit lang hat auch die Stadt Rom Münzen geschlagen mit der Aufschrift: Roma Caput Mundi. Gregors Behauptung von der Einsetzung der Fürsten auf Anweisung des Teufels blieb ein vereinzeltes Extrem, obwohl ebenso sehr eine religiöse Consequenz der profan gedachten Welt, wie eine politische der demokratischen Gesinnung.

Die Städte in Ober- und Mittel-Italien waren seit dem 12. Jh. blühende Gemeinwesen; in Rom hatten es Crescentius und Arnold mit ihren Phantasien einer altrömischen Republik nur zu flüchtiger Pöbelherrschaft gebracht. In den Städten ist der Klerus durch den bürgerlichen Gemeinwillen am frühsten beschränkt, zuweilen vertrieben oder verhöhnt worden, wo er sich den Gemeindelasten entziehn wollte. Mitunter wurde Unehrerbietigkeit gegen örtliche Heiligthümer als Ausdruck bürgerlicher Freiheit angesehn. Innocenz III beklagt sich, daß in Bergamo öffentliche Aborte an die Domkirche angebaut wurden; Saracenen ehrten mehr ihre Heiligthümer.

Johannes Müller hat die Frage aufgeworfen: Was ist der Papst? und hat geantwortetet: „Man sagt er ist nur ein Bischof. Ebenso wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, Ludwig XIV Graf zu Paris, der Held von Roßbach einer von Zollern. Man weiß, welcher Papst Karl d. G. zum ersten Kaiser gekrönt hat, wer aber hat den ersten Papst gemacht! Ein Bischof war der Papst, und er war der heilige Vater, der die wilde Jugend unsrer Staaten durch Gottesfurcht gezähmt hat." Die Geschichte hat ihn sehr allmälich gemacht, wie jede andre in den Jahrhunderten aufgewachsene, durch Zeitverhältnisse begünstigte Macht des Geistes. Die sinnliche Frömmigkeit des Mittelalters hat ihr Theil dazu gethan, die auch ihren Christus äußerlich, gegenwärtig haben wollte in seinem Stellvertreter. Dieser Glaube der Päpste an sich selbst war es vor allem, was seit Gregor sie so sicher und mächtig machte, so lang ihr Streben war, wenn auch noch so gemischt mit ihren Leidenschaften, Gottes Gesetz auf Erden geltend zu machen. Alle Macht der Kirche versammelt sich in Rom. Nie vorher wie nachher hat es innerhalb der bekannten Welttheile solch ein Reich gegeben, von einem Geist durchdrungen, von Island bis Jerusalem, von Portugal bis Norwegen. Der altrömische Glaube näherte sich seiner höchsten Erfüllung.

Indem jeder Bischof als ein Vicar des Papstes angesehn werden sollte, der Papst als Vicar S. Peters, oder auch in schwebenden Übergängen als Stellvertreter Christi und Gottes, war hierdurch, ideal verstanden, jede Willkür ausgeschlossen, die als Herrschaft sich ohnedem selten über ein Menschenalter erhält. Der h. Bernhard konnte daran erinnern, daß auch Bischöfe und Pfarrer auf 'apostolischer Einsetzung stünden; Innocenz schrieb: „Wir sind verpflichtet die Rechte Aller zu beobachten", und selbst der arme Paschalis II hat diese Überzeugung ausgesprochen: „Deßhalb sind Wir in der Kirche eingesetzt, daß Wir die Ordnung der Kirche und die Vorschriften der Väter bewahren sollen." Das Kirchen-

recht als Wissenschaft unterscheidet im Papstthum das eigentliche Pfarramt, die Potestas ordinaria, als vornemlich in Verwaltung der Sacramente bestehend, von der Potestas jurisdictionis, dem Richteramt über alle kirchliche Streitigkeiten, und nur für diese galt die päpstliche Curie als letzte Instanz. Doch haben sich allmälich gewisse casus reservati gebildet, unbestimmte excessus enormes, die nur der Papst vergeben könne. Dieser Rechtssatz aus der Phantasievorstellung entstanden, der ferne große Bischof mit den Beschwerden der Pilgerfahrt nach Rom sei besonders kräftig zur Vergebung der Sünden, wie dies Schiller in Wilhelm Tell für seinen Parricida benutzt hat. Eine Infallibilität des Papstes als Ausdruck seiner kirchlichen Souveränetät schwebt damals nur in der Luft. Das Mittelalter hat sich dafür berufen auf das Wort des Herrn zu Petrus: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht fehle.“*) Dieses offenbar gemeint im sittlichen Sinne, „dein Vertraun auf mich nicht wanke“, wurde genommen im ausschließlich confessionellen Sinne. Gegen diese Consequenz des Katholicismus erhob sich doch immer wieder die Persönlichkeit der Päpste, daher der Gedanke noch ganz unbestimmt geblieben ist. Dazu konnte in Rom selbst nicht verborgen gehalten werden, daß ein offenbar rechtmäßig erwählter Papst, Honorius I, von seinem eignen Nachfolger feierlich als Häretiker verdammt worden ist, und daß gerade der angesehenste Papst des Mittelalters in Glaubenssachen das Gericht der Kirche über sich anerkannt hat, wenn er predigt: „So sehr ist mir der Glaube nothwendig, daß, wenn ich für die übrigen Sünden Gott zum Richter habe, ich allein wegen der Sünde, die gegen den Glauben geht, von der Kirche gerichtet werden kann.“ Auch hat sich im Herkommen die Rechtsform einer Appellation a Papa male informato ad melius informandum gebildet, und es fehlte nicht an Remonstrationen. Innocenz schrieb an den Erzbischof von Mailand: „Wir werden nicht wenig bewegt, daß du, so oft Wir an dich oder deine Untergebenen etwas schreiben, jedesmal zurückschreibst, du wundertest dich darüber, als ob Wir in der That etwas Unschickliches gesagt hätten.“ Wie hoch auch zu Zeiten die Macht des Papstes reichte, sie vermochte doch nichts gegen die öffentliche Meinung und war gebunden an des Volkes Glauben und Gewohnheiten. Wir haben an Paschalis gesehen, wie wenig ein Papst vermochte gegen hierarchische Interessen.

Noch Gregor hielt auf die Freiheit der Bischofswahlen. Er hatte den Bischof von Chartres wegen Simonie entsetzt und forderte Clerus

*) Luk. 22, 32 nach der damals allein gültigen lateinischen Bibel: Ego rogavi pro te, ut non deficiat fides tua.

und Volk zu neuer Wahl auf. Als der König von Frankreich ih ersucht, einen gewissen Abt zu diesem Bisthum zu verhelfen, frag er bei seinem Legaten an, ob diesen wohl die canonische Wahl treffe werde. Aber die kirchliche Macht des Papstes war dadurch bedingt daß nur ergebene Männer Bischöfe wurden. Noch die Lateransynod 1080 beschloß, daß der Metropolit oder der Papst dem Erwählte die canonische Einsetzung, d. h. die Anerkennung von Seiten de Gesammtkirche als die legitime Weihe bedingend zu ertheilen habe Bald hernach ist es ausschließlich durch den Papst geschehen, und da durch sein Veto gegen jeden ihm mißfälligen Bischof begründet. Dahe der Vasalleneid aller Bischöfe, wie ihn Bonifatius für Deutschlan eingeführt hatte, Gehorsam, Hülfe, Ehrerbietung versprechend. Gege Ende des 11. Jh. nannten sich einige Bischöfe von Gottes und de apostolischen Stuhles Gnaden.

Rom wurde das Jerusalem des Abendlandes, zumal nach der Verluste Jerusalems die Stätte der Wallfahrt. Nicht bloß der Aber glaube fand hier seine Rechnung, sondern auch eine Fülle von An schauungen, eine Reise nach Italien war ohne viel Kosten, die Klöste des Weges standen dem Wanderer meist offen, und weit mehr wa noch übrig von den Prachtbauten des alten Rom als auf unsere Zei gekommen ist, auch vor der letzten Zerstörung. Doch hatten gerad dafür die Menschen des Mittelalters wenig Sinn, sie wollten nur bete und anbeten bei den Gräbern der Apostel.

Die alten Heiligen, Apostel, Märtyrer, verehrte Kirchenlehre sind nie heiliggesprochen (canonisirt) worden. Vielmehr das war Sach des Volks und der Volkssage, wie das Volk dem Namen eines Fürste den Beinamen des „Großen" anhängt. Bei einer römischen Synode [998 hat Bischof Ludolf von Augsburg seines hl. Vorfahren, Bischof Ulrich Lebenslauf mitgebracht und verlesen, um so seinem Ansehen zu größere Verbreitung zu verhelfen. Das ward das Vorbild derartige Wünsch nach Rom zu bringen, und für solche gesetzliche Form der Heiligsprechun war der Papst die naturgemäße Behörde. Allmälich ist diese Heilig sprechung geschehen in Form eines Processes. Ein Gegner ward auf gestellt, der advocatus diaboli, und die feierliche Verkündigung de neuen Heiligen war ähnlich der altrömischen Apotheose. Daraus er wuchs dann weiter der Gedanke einer gewissen Gewalt über die himm lischen Regionen, wohl auch im Zusammenhang mit Petrus den himmlischen Thürhüter. Wer Heilige macht scheint mehr als ein Hei liger zu sein. Doch sind nur wenige Päpste des Mittelalters heili gesprochen worden, und gerade nicht die großen. Nicht Alexander

nicht Innocenz, und Gregor erſt 1727, doch wurde die Bulle ſeiner Heiligſprechung nicht anerkannt in Frankreich, Deutſchland und Neapel wegen ihres politiſchen Inhalts.

Die Krönung des Papſtes als ſeine Weihe iſt nur eine Gleichſtellung mit dem Königthum, kraft der Legende, daß Conſtantin dem Papſt Sylveſter Italien geſchenkt habe, die Krone die er bei hohen Feſten trug oder ſich nachtragen ließ, eine Biſchofsmütze, ähnlich der phrygiſchen Mütze, mit einem Diadem, die Tiara liegt erſt jenſeit unſrer Periode. Der Fußkuß iſt nach römiſcher Legende unter Leo I eingeführt: als eine junge Frau ihm nach damaliger Sitte etwas zärtlich die Hand küßt, ſpürt er etwas Menſchliches und er ſelbſt haut ſie ab. Da er aber nicht mehr Meſſe leſen kann, murrt das Volk, und auf ſein Gebet iſt die Hand ihm wieder gewachſen. Zur Zeit des Ratherius war es noch Sitte in Verona dem Biſchof den Fuß zu küßen und er verbat ſich's. Indem auch ehernen Statuen in Kirchen die Füße geküßt werden, hat ſich eine Gelegenheit ergeben die verzehrende Macht dieſer Küſſe zu meſſen. Der ſehr alten Petrus-Statue in der Peterskirche iſt der vorgeſtreckte rechte Fuß merklich geſchwunden, der ſchönen Statue Chriſti in der römiſchen Kirche Sopra Minerva von Michel Angelo iſt der Fuß ſo abgeküßt, daß er bei der allgemeinen Erneurung dieſer Kirche ſchon 1860 einen metallnen Vorſchuh erhielt. Derzeit und ſo weit hiſtoriſche Kunde reicht, iſt auf dem Schuh des Papſtes ein kleines goldenes Kreuz befeſtigt. Cardinäle, auch angeſehne Fremde küſſen nur die Hand oder das Knie des Papſtes.

Die Legaten, Nuntii, wie die missi dominici Karls d. G., beſtehen als allumfaſſendes Inſtitut ſeit Gregor VII. Von den Kirchen ihres Aufenthalts zu unterhalten, griffen ſie oft in das Amt der Biſchöfe ein als wie der gegenwärtige Papſt. Durch die Entfernung von Rom waren dabei Täuſchungen nicht ausgeſchloſſen. An Eugen III kam die Nachricht von einem Pſeudo-Nuntius, der in Frankreich ſich köſtlich unterhalten laſſe, und der Papſt gebietet ihn zu fangen. Stehende Nuntii ſind nur auf beſondern Anlaß eingerichtet worden. Schon Leo I hatte in Conſtantinopel einen responsalis, einen Correſpondenten am kaiſerlichen Hofe. Wo ein Biſchof oder Erzbiſchof ſich weigerte, hergebrachtes Recht in Folge der pſeudoiſidoriſchen Neuerungen aufzugeben, da machte man ihn zum Legaten, dem im Auftrag des Papſtes vergönnt war, was ihm als Biſchof nicht zukommen ſollte. Die Päpſte ſeit Gregor erſcheinen phantaſtiſch und klug, man weiß oft nicht, ob mehr das Eine oder das Andere. In der Peterskirche wird ein hölzerner Lehrſtuhl S. Peters bewahrt, jetzt in einen bronzenen

Überzug eingeschlossen, auf dem alten sind die Thaten des Herkules dargestellt, ein nicht unwürdiges Sinnbild mittelalterlichen Papstthums.

§ 107. Hierarchische Gliederung.

Clerici incardinati wurden seit dem 5. Jh. Priester genannt, welche in eine Kirche, vornehmlich bischöfliche Kirche, „eingezapft", ihr fest verbunden sind; ordinarii im Gegensatz der Hülfsgeistlichen und der presbyteri vagi. Die römische Bedeutung der Cardinäle wohl mehr im altrömischen Sinn, primarii. Erst durch das Wahlgesetz Nicolaus II sind ihre eigenthümlichen Rechtsverhältnisse festgesetzt worden. Sie sind nicht der Klerus der Pfarrkirche des Papstes, des Laterans oder der Peterskirche, sondern 14 römische Diaconen nach der Zahl der römischen Stadttheile, dazu 4 Palast- (Lateran-) Diaconen, 28 Vorsteher der römischen Pfarrkirchen, presbyteri, endlich 7 Bischöfe der umliegenden Ortschaften, deren Erzbischof der Papst: Ostia, Porto, Albano (Alba Longa), Tusculum, Palestrina (Präneste), Sabina, Silvia Candida. An Würde unter einander nicht wesentlich verschieden, daher nicht selten ein Cardinaldiacon Papst geworden ist. Ihre Zahl stets wechselnd, selten über 50, die höchste Zahl unter Pius IV 76, durch Pius V 1580 auf 70 beschränkt, nach der Zahl der Jünger Christi. Unter wichtige Bullen wurde gesetzt consilio venerabilium fratrum nostrorum, das galt als geziemend. Ernannt durch den Papst, wurden sie doch selbst über den zu Ernennenden gefragt. Nach der Idee ein Rathsversammlung aus allen christlichen Völkern, doch haben die Päpste insgemein ihre Freunde, Landsleute und Nepoten dazu erwählt. Durch solches Collegium ist eine gewisse Einheit des Papstthums vermittelt worden, sie haben oft vermocht Unpäpste zu verhindern; ihre wesentliche Bedeutung lag doch in der Verwaltung während der Vacanz und in der Wahl des neuen Papstes. Bei allen andern kirchlichen Wahlen war üblich die Entscheidung durch einfache Mehrheit. Als Motiv für die Verordnung Alexanders III, daß zur gültigen Wahl eines Papstes die Einstimmigkeit von zwei Drittheilen der gesetzmäßig versammelten Cardinäle gehöre, wird angeführt, daß bei bloßer Majorität leicht Streit entstehe, kein Oberer aber zur Entscheidung da sei. Der Zweck ward doch nur unvollständig erreicht, die Folge waren langwierige Papstwahlen, oft Monate, ja Jahre lang, bis die widerstrebende Partei ermüdet, ausgehungert war.

Im 9. Jh. wurden Gesetze gegen die Chorbischöfe (Bd. I, S. 425) erlassen, die von den Königen oft benutzt wurden, um bischöfliche Sitze

lange erledigt zu lassen. Andere Synodalgesetze wollten ihnen nur gewisse dem Bischof vorbehaltene Handlungen untersagen, namentlich die Priesterweihe, ohne Zustimmung des ordentlichen Bischofs. So bestand strengere und mildere Praxis. Sie haben fortbestanden in einzelnen großen Bisthümern als Vicare des Bischofs für geistliche Handlungen (Weihbischöfe). Der Bischof galt als Ordinarius seines ganzen Sprengels, wiefern nicht ein Patronatrecht, das sich Laien durch Gründung einer Kirche oder geistlicher Stelle erwerben konnten, entgegenstand. Der Streit der Patrone gegen die Bischöfe geht neben dem Investiturstreit der Fürsten gegen die Päpste her und wurde unter Innocenz III dahin entschieden: das Patronat haftet am Grundbesitz, der Patron ernennt, der Bischof prüft und weiht; es hat zu geschehn unentgeltlich, ohne Bedingung und in bestimmter Zeit, zwischen dem Patron und dem durch ihn Erwählten besteht die Pflicht gegenseitigen Schutzes in Gefahr und Unterhalt in der Noth. Den Erzbischöfen blieb nur die Bestätigung und Weihe der Bischöfe nebst dem Vorsitz auf Synoden ihres Sprengels; auch hierin concurrirten die Päpste oder ihre Legaten. Allein sie besaßen meist große Bisthümer und gewannen durch ihren Ehrenrang besondere politische Rechte.

Das Ansehn der rheinischen Erzbischöfe ruht auf kirchlich politischer Grundlage, nicht ganz gesichert gegen sagenhafte Einwirkung. Trier als das älteste deutsche Bisthum, gegründet durch einen Schüler des h. Petrus und berühmt durch den Besitz des h. Rockes, jedenfalls einst die gallische Hauptstadt des römischen Reichs, Köln, die kirchliche Metropole von Lothringen, mit Aachen, der Hauptstadt Karls d. G., Mainz in der Nachfolge des h. Bonifatius. Keiner der großen Stammherzöge war der Nachbar dieser Bischöfe, so daß der Rhein die Pfaffengasse genannt wurde, und ihre Bischöfe eine Zeit lang die drei Reichstheile als deren Kanzler unter sich vertheilen konnten: Deutschland, Italien und Lothringen, dennoch als Wahlfürsten um die Einheit des Reichs wohlverdient.

Adalbert, Erzbischof von Bremen, ein geborner sächsischer Graf, hat sich viel bemüht an ihre Seite gestellt zu werden als der Patriarch des Nordens; wir besitzen ein lebendiges Bild seines Lebens durch einen seiner Kleriker, Adam von Bremen, in der Weise Plutarchs, in fast gutem Latein. Er war schön und beredt, ein Mann die Menschen zu gewinnen, der Vertraute Kaiser Heinrichs III, zuweilen der Liebling Heinrichs IV, dessen Verziehung zum Theil auf seinem Gewissen liegt. Er wusch armen Pilgern die Füße und trat Fürsten trotzig entgegen; eifrig in kirchlichen Geschäften, aber von Gauklern und Possenreißern

umgeben, that er Einiges zur Ehre vor der Welt, viel aus Furcht vc Gott, homo diversus, wie sein Biograph ihn nennt, der widerstrebend Meinungen in sich trug, doch führt er auch seine Rede an: „Ich schon Niemand, weder mich, noch meine Verwandten, noch das Geld, no die Kirche selbst," wo es gelte sein Bisthum groß zu machen. Wirkli hat er sich Verdienst erworben um die Ausbreitung des Christenthum nach dem germanischen Norden. Hierzu hat er päpstliche Briefe an di Könige von Dänemark und Schweden erlangt, in denen geschriebe steht, sie sollen ihm demüthig gehorchen. Sein Plan war, die Völke des Nordens sollten nach Bremen strömen, wie die des Südens na Rom. Er sah noch das Scheitern seiner glänzenden Entwürfe und i mit dem Gefühl gestorben seine Tage verloren zu haben [1072].

Man spricht von einer Unterjochung der Bischöfe durch den Papst aber ihm gehorchend waren sie frei gegenüber den Landesfürsten. J ihrer Macht und ihren Einkünften findet große Verschiedenheit stat Es gab Bischöfe mit fürstlichen Einnamen wie der Bischof von Bam berg, der über das Herzogthum Franken gebot, und Alexander II erzählte in Rom von einem schottischen Bischof, dessen ganze Einnam in drei Kühen bestand, die seine Gemeinde ihm hielt. Nur die deut schen Bischöfe sind zu voller fürstlicher Gewalt gelangt, wozu i Frankreich und England die Könige, in Italien die großen Städt es nicht kommen ließen. Cäsar von Heisterbach will von einem Prie ster die Rede gehört haben: „Alles kann ich glauben, aber ich kan nicht glauben, daß ein deutscher Bischof selig werde." Gefragt, warur nicht? war seine Antwort: „Weil fast alle deutsche Bischöfe beide Schwer ter führen, das geistliche und das weltliche, daher sie Blut vergieße und Kriege führen, sonach mehr besorgt sein müssen um den Sold ihre Krieger als um das Heil der Seelen." Diese fürstliche Macht de deutschen Bischöfe gegenüber der aufstrebenden bürgerlichen Freiheit de Städte führte mitunter zu schweren Verwicklungen. So das tragisch Ereigniß in Mainz, das durch die Hand eines Augenzeugen uns zu klaren Anschauung bewahrt ist [Martyrium Arnoldi].*) Friedrich hatte seinen Kanzler Arnold von Selenhofen 1153 zum Erzbischo von Mainz eingesetzt, einen Mann von hoher weltlicher und theo logischer Bildung, auch mild gegen die Armen, doch seine Regierung wie er gegen einen Vertrauten äußerte: „Das Mainzer Volk ha einen harten Nacken und kann auf den Weg der Rechtschaffenhei nicht zurückgeführt werden, wenn man es nicht mit Ruthen un

*) Nach dieser Urkunde Wegele, Arn. v. Selenh. Jena 855.

Scorpionen peitscht; der Mainzer Bischof muß daher wie ein Tyrann sein.“ In der Stadt waren zwei mächtige Geschlechter, das eine, das Selenhofische, dem der Erzbischof angehörte, war aristokratisch, das andre, Meingottsche, an der Spitze der Volkspartei. Bei der Forderung einer Kriegssteuer zum Römerzug mit dem Kaiser kam es zu einem Tumult, indem sich das Stadtvolk auf alte Privilegien berief. Der Kanzler berief dagegen seine Vasallen aus Thüringen, und die Stadt unterwarf sich. Da entließ er sofort seine kriegerischen Schaaren und behielt nur ein mäßiges Gefolge, mit dem er sich jedoch im Kloster S. Jacob auf der Anhöhe vor der Stadt einlagerte, um hier mit städtischen Deputirten über eine Genugthuung und über Geiseln, die er forderte, zu unterhandeln. So kam noch unbefriedigt der Johannestag und man sah die Meingotts mit einer bewaffneten Volksmasse heranziehn, offenbar zur Gewalt. Der Erzbischof weigerte die Flucht, da sie noch möglich war, er lag im Gebet vor dem Altar. Als die Mauer erstürmt wurde, flüchtet er mit seinem Bruder und einigen Getreuesten auf den Thurm. Als die umliegenden Gebäude durch Pechkränze angesteckt waren, wurden die Flüchtigen durch Rauch und Flammen bedrängt, und wie Einer nach dem Andern aus der engen Pforte heraustrat, ward er von der wüthenden Rotte ihrer Belagerer, zuletzt der Erzbischof, Haar und Gewand schon versengt, erschlagen. Erst nach drei Jahren konnte der Kaiser Gericht halten, die Führer des Aufstandes waren entflohen, Mainz verlor alle städtischen Rechte.

Die Wahl der Bischöfe war verschieden nach örtlichem Herkommen. So lange sie durch die Könige geschah, walteten politische Rücksichten vor, mitunter auch Willkür. Otto I wollte in Folge eines Traumes den zum Bischof von Regensburg wählen, dem er früh zuerst begegnete. Doch schlug er den Weg zum Kloster Emmeran ein, damit es womöglich ein Geistlicher werde. Lambert erzählt: Zu dem erledigten Bisthum Trier ernannten Heinrich IV und der Erzbischof von Köln einen Kölner Domherrn Kuno. Volk und Klerus in Trier waren dieserhalb erbittert, Graf Dietrich, Vogt der Kirche, meinte: es sei Christenpflicht an dieser Schmach ein Exempel zu statuiren. Am Tage, für welchen der neue Bischof seinen festlichen Einzug angekündigt hatte, zog Graf Dietrich mit seinen Leuten ihm entgegen, überwältigte und tödtete seine Gefährten, ihn selbst ließ er durch den Henker von einem Felsen herabstürzen. Sein Leichnam wurde von einigen frommen Menschen aufgehoben und in einem benachbarten Kloster bestattet. Wir vernemen nichts von irgendeiner Bestrafung,

in aller Gemüthsruhe fährt Lambert fort: „Im Episcopat ist ihm Uto gefolgt, indem sowohl der Klerus als das Volk mit dessen Wahl übereinstimmte.“ Erst durch die große Lateransynode von 1215 wurde die Wahl des Bischofs ausschließlich in die Hand der Domherren gelegt, d. h. der ordentlichen Geistlichen der bischöflichen Kirche, in der die Cathedra, der Lehrstuhl des Bischofs steht, wenigstens dem Gedanken nach, und nur wenn die Wahl sich drei Monate verzögere, sollte der nächste Kirchenobere eingreifen. Seit Friedrich I wurde wieder streng auf das Wormser Concordat gehalten, daß in Deutschland die Weihe nicht vor der Belehnung stattfinden könne, und in dieser Periode verwarfen Könige noch zuweilen Erwählte als nicht tüchtig zu Lehnsträgern.

Die Versammlung der Domherren, Capitel genannt, weil sie durch Verlesen eines Capitels der h. Schrift eröffnet werden sollte, begründete in den karolingischen Thronstreitigkeiten, als die Bischöfe oft politisch bedrängt wurden, gewisse Rechtsverhältnisse gegenüber den Bischöfen, so z. B. Einkünfte, Vergebung von Pfründen. Wie die Cardinäle wurden die Domherren zu Rath und Wahl herangezogen. Die Pflicht des Gottesdienstes löste sich in den Kathedralkirchen meist in Horasingen auf, und auch das konnte durch Vicare geschehen. In den Domcapiteln besonders Deutschlands kam es zu einem Bunde der geistlichen und weltlichen Aristokratie, indem darin, daß die Capitel meist durch den umwohnenden Adel mit Gütern begabt worden waren, ein Anrecht auf die Besetzung der Domherrenstellen begründet wurde. Dadurch geschah, daß die bloßen Pfarrer leicht ausgeschlossen blieben, und so wars der Anfang die Hierarchie vom Volke zu trennen. Doch aus den Klöstern und durch academischen Ruhm erhoben sich immer noch Niedriggeborene, auch Bischöfe, und von Seiten der Universitäten wurde behauptet, der Doctorat verleihe persönlichen Adel, 10 Jahre mit Ehren geführt die ritterliche Würde, 20 Jahre die gräfliche. Zuweilen hat eine große adlige Familie sich in den Besitz einer Domkirche gesetzt, so daß nur ihre Anverwandten in ihre Domherrnstellen einrücken konnten. Innocenz III hat dies aufgehoben mit dem Grundsatz: die Ehren der Kirche gehören nicht dem Blut, sondern den Verdiensten.*) Und jenseits unserer Periode schrieb Clemens IV (1266) an den König von Ungarn, der einen Bischof nicht zulassen wollte, weil er nicht adliger Geburt war: „Alle Menschen sind gleichen Ursprunges, kommen gleich nackt von Mutterleibe. Bei dem unendlichen Abstand zwischen Gott und Mensch kommt der kleine Unterschied

*) Honores ecclesiastici non sunt sanguinis, sed meriti.

zwischen König und Knecht in keinen Betracht. Die wahre Herrschaft über das Laster gebührt dem Geiste, der Tugend. Gott hat nicht darauf verzichtet, die Gaben des Geistes nach seinem Wohlgefallen zu verleihen: darum muß ein König sich so hoch zu stellen wissen, daß Adlige und Unadlige als gleiche Unterthanen in seinem Dienste stehn." Dagegen vornemlich der fromme deutsche Adel ließ gern einen seiner Leibeignen zum Burgcaplan weihen, der dadurch die Stellung, und wenn es glückte den Einfluß des Kammerdieners erhielt, de familia Domini, dies im altrömischen Sinne, zum Hausgesinde gehörig, mit der Amtspflicht bei Tisch zu dienen, den Zelter der Frauen zu führen und die Hunde zu füttern.

§ 108. Kirchliche Jurisdiction und Kirchengut.

Der Klerus, gewaltsam wie seine Zeit, war auch der Gewalt ausgesetzt. Als Heinrich V mit geringem Gefolge in Limburg durch den Erzbischof von Mainz belagert wurde, trat Mangel ein und der Kaiser verlangte ans dem Kloster, wo er dergleichen vermuthete, Nahrung. Die Mönche lassen sagen, sie hätten nichts. Darauf der Kaiser: „So gebt uns den Fettesten von Euch, den wollen wir essen, so wird er ein Märtyrer und uns ist geholfen." Und Heinrich V war der Mann dazu so etwas durchzuführen. Einige Hülfe gegen solche Vergewaltigung bot die eigne kirchliche Gerichtsbarkeit. Kleriker wollten nur vor bischöflichem Gericht stehen. Der Staat machte gegen die Gelindigkeit und Parteilichkeit dieser Gerichte sein Strafrecht meist vergeblich geltend, wenn nicht die verletzten Interessen der Kirche selbst eine Auslieferung degradirter Priester verlangten. Solche Gerichtsbarkeit gehörte zur Selbständigkeit des Priesterthums, dem auch Mönche und Kreuzfahrer, als die sich der Kirche gelobt hatten, zugerechnet wurden.

Auch über die Laien entstand eine Gerichtsbarkeit der Kirche durch irgend eine religiöse Beschaffenheit des Gegenstandes, so gegen Wucher, dahin alles Nemen von Zinsen gerechnet wurde als in der Schrift verboten. Bei der Mischung des Rechtlichen und Sittlichen griff das kirchliche Gericht zuweilen tief ein in das Familienleben. Strafen wurden verhängt wegen schlechten Betragens gegen die Ältern, wegen mangelhafter Kinderzucht. Ein Gesetz gegen das Halten von Ammen wurde erlassen, es sei unnatürlich, daß die Mutter sich ihrem Kinde entziehe. So auch verfuhr die Kirche gegen Thierquälerei. Becket hat einen Ritter gebannt, weil er seinem Pferde den Schwanz abgehauen hatte. Die Fürsten, die Ritter auf ihren Burgen waren mitunter von

Niemandem zu erreichen als von der Kirche. Sie gewährte Schutz ge unrechtliche Auflagen, gegen neue Zölle, gegen Kriege mit vergifte Waffen. Die Strafen, die sie den Laien auferlegte, waren insgem geistige, die Excommunication, welche den Betroffenen allem bürg lichen Verkehr entzog. Bei eigentlichen Verbrechen erging der Spr wohl auch auf Einmauerung. Doch galt der Grundsatz: ecclesia i sitit sanguinem, und auch die Todesstrafe durch Verbrennen, w auf sie erkannt wurde, ward insgemein durch den weltlichen Arm v zogen, der meist dazu bereit war. Das kirchliche Gericht gestat keine Anwälte, aber auch keine Folter, und wußte von keiner Stand ungleichheit der Zeugen, wie sie ausgesprochen war in der Gesetzgeb Friedrichs II: Das Zeugniß zweier Grafen gleich dem von vier Ba nen, acht Rittern, sechszehn Bürgern, und wie in England ein E länder fünf Irländer galt. Honorius III sah darin Tyrannei.

Der Rechtsgang war genau geordnet, namentlich an der geistlic Curie. Keine heimliche Klage ward zugelassen, ein Nachspüren n geheimen Fehltritten fand nicht statt, die Beweise des Klägers wur dem Beklagten mitgetheilt, auch hatte er das Recht, anrüchige Zeu zu verwerfen. Aber die Appellationen, die von jenseits der Alpen den Papst ergingen, sie gingen in ein fremdes Land, oft nur um d Proceß aufzuhalten oder der Kosten wegen unmöglich zu machen, d auch der Ehrlichste zu seinem Rechte gelange. Kraft der durch In cenz III geltend gemachten Denuntiatio evangelica würde der Kle alle Strafgerechtigkeit an sich gezogen haben. Seine Decretale laut „Der kirchliche Richter kann vermittelst der evangelischen Anzeige ge jeden Sünder, sei er auch Laie, einschreiten, insbesondre wegen Me eid und Landfriedensbruch.“*) In jedem Verbrechen ist doch auch e Sünde zu finden, daher jedes Verbrechen vor ein kirchliches Ger gezogen werden könnte. Doch wie schon im päpstlichen Erlasse E bruch und Friedensbruch hervorgehoben ist, so sind solche Processe dem Widerspruch der weltlichen Gerichte nur selten durchgesetzt word

Einst war die Kirche groß gewesen durch ihre welterobernde Armu Nun hat sie ihre Macht mehr auf den Reichthum gestellt, und a dieser recht benutzt kann zur Macht werden. Er bestand in Grun besitz und in Zehnten, gefordert selbst von Kaufleuten als Gewe zehnten, doch dieser selten durchgesetzt, weil dagegen immer die Ausr galt, daß sich nichts davon finde im alten Testament. Juden und C

*) Judex ecclesiasticus potest per viam denuntiationis evangelicae proced contra quemlibet peccatorem, etiam laicum, maxime perjurii vel pa fractae.

racenen verweigerten den Zehnten oft als nicht bürgerlicher Natur, nicht selten auch die eignen Leute der Kirche kraft des Satzes: clericus clericum non decimat. Der Reichthum wurde noch gemehrt durch Schenkungen aus Andacht, oder gegen Leibrenten. Kreuzfahrer gaben nicht selten ihr Landgut gegen ein Capital zur Ausrüstung an den Bischof, die Nutznießung diente als Zins, kehrten sie nicht zurück oder vermochten doch nicht das Pfand auszulösen, so war es verfallen. Wie freie Männer ihr Gut einem Mächtigen übergaben, um es von ihm zu Lehn zu tragen, so auch der Kirche, und es entstand das Sprichwort: Unter dem Krummstab ist gut wohnen.

Im ganzen hatte die Hierarchie weit reichere Einkünfte als der Staat. Doch war dafür gesorgt, daß sie nicht all zu reich werde. Die Bischöfe mußten zu ihrem Schutz und zur Führung ihrer Kriegsleute Vögte halten [Advocati, Majores Domus], das Vogtthum wurde nicht selten erblich und seine Inhaber bemächtigten sich der Güter der Kirche, ihnen gebühre das Weltliche. Die Klöster pflegten Bettelsuppen zu vertheilen, sie waren Gasthöfe für Wanderer aller Art, doch mußten sie zuweilen seltsame Gäste beherbergen. Der umliegende Adel bürdete ihnen auf, seine Schweine und Hunde zu füttern. Fürsten, selbst Kaiser lagerten sich zuweilen mit dem ganzen Hofstaat bei ihnen ein. Die päpstlichen Legaten verglichen einen Bischof dem Teufel im Buche Hiob, der vom Angesicht des Herrn ausgeht, die Kirche zu züchtigen; wo sie grade kein Geld vorfanden, wird ihnen nachgesagt, daß sie auch Kirchengeräthe mitnamen. Weltliche Herren ließen sich von der Kirche belehnen auch mit Zehnten, obwohl Päpste versicherten, es geschehe nicht ohne Schaden für die Seele. So blieb manchen Bisthümern nichts als ein glänzendes Verzeichniß vornehmer Vasallen. Dazu das Jus spolii et regaliae, wie es aus dem Lehnsrecht folgte: wenn der Vasall ohne legitime Kinder stirbt, so ist der Lehnsherr sein Erbe und Nutznießer bis zur Neubesetzung. Daher sobald ein Prälat erkrankte, fürstliche Beamte erschienen wie Leichenkrähen. Auf die Spolirung machte auch der niedere Klerus und armes Volk Anspruch, nach dem apostolischen Spruch: Das Gut der Kirche das Erbtheil der Armen. Selbst die Öfen wurden aus dem bischöflichen Palast weggeschleppt. Daher der Scherz dieses Volksrecht nannte das Recht rapite! capite! Dann folgte mitunter eine lange Vacanz mit böser Wirthschaft fürstlicher Beamten, so daß der neue Bischof wirklich Gelegenheit hatte, einige Jahre in apostolischer Armuth zu leben.

Zufällig hat sich eine Urkunde über die Einkünfte des h. Vaters aus der Zeit seiner höchsten Macht [1192] erhalten von dem päpstlichen

Kämmerer, unsre Zeit würde sagen Finanzminister, nachmaligen Cardinal Cencius, zwar nur seine Privatarbeit doch nachmals als öffentliche Heberolle gebraucht, deren auch die Geschichte gedenkt, nicht um eine bestimmte Gesammtsumme päpstlicher Einkünfte festzustellen, was unthunlich ist, sowohl durch Unbekanntschaft mit den damals gebrauchten Münzen, als auch hinsichtlich der bekannten wie Solidi, Denare, Pfunde, weil sie sehr verschieden geprägt wurden. Doch giebt's eine Übersicht der Quellen, von denen ein mittelalterlicher Papst lebte. Nach Sitte der Zeit sind es meist Naturalien und Fabrikate mancher Art, wie sie in italienischen Gütern und Klöstern erzeugt wurden. Geld kam mehr aus fernen Landen. Jene lieferten besonders Wachs, Claret, Schinken, Pfeffer, auch Hufeisen. So erhielt der Papst 1) als Pfarrer am Lateran und S. Peter, so oft er zum Gottesdienst kam, 40 Solid und 4 Schläuche Claret; wenn er selbst die Messe hielt noch 2 Pfund Silber. Jede Woche 21 Pfund Wachs, 1 Pfund Weihrauch, 1 Schlauch Öl; Weihnachten und Ostern das Doppelte. 2) als Fürst des Kirchenstaats von Staatsgütern die Einname von Zöllen und Regalien. 3) von Landgütern, die auswärts ihm vermacht waren, bezog er den Zins, sei es, daß sie ausgelehnt wurden oder in Erbpacht standen; ebenso von Kirchen und Klöstern, die sich ihm unmittelbar unterworfen hatten, ebenso von Lehnsreichen, besonders aus beiden Sicilien. 4) der Peterspfennig [Denarius S. Petri], eine bestimmte Abgabe, zuerst von England für jede Feuerstätte bewilligt noch in der Zeit der römischen Begründung des Christenthums. In Dänemark durch Kanud der Großen, Schweden und Norwegen sind diesem Beispiel gefolgt. Der Betrag hat wohl gewechselt, am meisten scheint üblich ein Denar jährlich Wie viel dies werth war, läßt sich ohngefähr abnemen aus einer Verordnung von Innocenz III: jeder Insasse des römischen H. Geist-Spitals solle zu Pfingsten erhalten drei Denare zu Brot, Fleisch und Wein Also wars das Drittheil etwa eines Tagelohns, gezahlt jährlich aus Ehrfurcht vor dem h. Petrus, oder wie Gregor VII es allgemeiner ausdrückt, kraft frommer Devotion. Als Spanien zum Theil den Saracenen abgenommen worden war, hat Gregor den Pfennig erbeten, weil Gott den Spaniern beigestanden habe, doch blieb die Bitte unerfüllt Ein Landbischof wurde mit der Einziehung betraut; wir vernehmen viele Klagen wegen Zurückhaltung des Geldes, oder doch verspäteter Zahlung, oder in schlechten Münzen. 5) Sporteln für Processe, Dispense, Gnadenausfertigungen fielen der Curie zu, d. h. dem Hofhalt des Papstes, insbesondere auch dem päpstlichen Gerichtshofe. Doch vernemen wir in dieser Periode Nichts von angehäuften Reichthümern

auch nicht von Bereicherung der Papstfamilien, aber auch Nichts von Schulden des Papstes.

Unter den Stolgebühren [iura stolae] ist zu verstehen, was ein Priester in der Stola, der geistlichen Amtstracht, erwirbt. Zwar galt als Grundsatz, daß alle geistlichen Amtshandlungen unentgeltlich zu verrichten seien. Aber dieser Widerspruch fand seine Lösung in der Betrachtung der Stolgebühren als freiwilliges Almosen. Gegen eine Besoldung in Geld und vom Staat zeigte sich die Kirche sehr vorsichtig. Nach der Eroberung Cyperns auf dem Wege nach Jerusalem bat Richard Löwenherz den Papst, ihm einige Geistliche zu senden. Honorius III frug, wovon er sie ernähren wolle. Der König antwortete: sie sollten ein gutes Einkommen haben jährlich aus der Staatskasse. Das erklärte der Papst als unzulässig, er möge ein bestimmtes Grundeigenthum sichern. Geld wechselt im Werthe und der Besoldete kommt leicht in Gefahr von dem abzuhängen, der ihn besoldet. Für eine Corporation, die unsterblich sein will, ist nur Grundeigenthum die feste Grundlage, das sichere immer gleich werthvolle Besitzthum.

Eine regelmäßige, unmittelbare Besteuerung freier Eigenthümer war nicht üblich. Fürsten lebten von ihren Stammgütern, von Zöllen, Regalien. Zuerst in den großen Städten die freien Genossenschaften mußten für gemeinsame Bedürfnisse zusammenlegen, da erschien auch der Klerus als Glied der Genossenschaft. Meist hat er sich dagegen gewehrt und mit dem Bann gedroht gegen die Beraubung des Heiligen. Dann wurde ihm etwa die Nahrung abgesperrt, und selbst zu persönlichen Frohnden, etwa zu Wachdiensten ist er gebracht worden. Doch auch die Fürsten wandten sich bei außerordentlichen Bedürfnissen, etwa in Kriegszeiten an die Reichthümer der Kirche. Dagegen hat Alexander III den großen Rechtsgrundsatz der constitutionellen Monarchie für den Klerus ausgesprochen: nur dann solle er etwas bewilligen, wenn er Einsicht in das Bedürfniß erhalten habe, und dann als freie Gabe. Doch was vermochte der einzelne Bischof gegen den König? Vom Bischof von Rheims hatte der König von Frankreich eine Unterstützung verlangt, der antwortete, Geld habe er nicht, aber er wolle für ihn beten. Darauf hat sich der König an einige Ritter gewandt, die rasch zur Hand waren, auf solche Aufforderung hin den Erzbischof zu bedrängen, so daß er sich mit ähnlicher Bitte an den König wandte und ähnliche Antwort erhielt für ihn beten zu wollen. Der Papst vermochte einigen Schutz zu gewähren und Innocenz III hat denselben wenigstens durch das Gesetz seines großen Concils gewährt (can. 46): „Wenn ein Bischof zugleich mit seinen Klerikern eine so große Nothwendigkeit und Nütz-

lichkeit erkennt, daß in den Kirchen Subsidien gesammelt werden, sollen vorgenannte Laien sie demüthig, gottselig und mit Bezeugung des Dankes in Empfang nemen. Doch wegen der Unklugheit gewisser Leute soll der römische Bischof, dem es zukommt auf den gemeinen Nutzen zu sehn, erst befragt werden." Aber wie auch die besten Gesetze dem Mißbrauch unterliegen, konnte dadurch einem selbstsüchtigen Bischof Gelegenheit werden sich hinter den Papst zu verstecken, andern- theils ist einigen Päpsten nachgesagt worden, daß sie mit ihren Nuntien sich berathen und mit ihnen getheilt hätten.

Als die weltlichen Reichslehen im 10. und 11. Jh. erblich wurden, haben auch Bischöfe und andere Kleriker versucht, Kirchengut an ihre Kinder zu vererben. Dagegen erhob Benedict VIII die Klage: „Große Güter, reiche Erbtheile und was sie nur Gutes in ihre Gewalt bringen, erwerben infame Väter für infame Söhne. So ist die Kirche einst die reichste jetzt die ärmste geworden." Man erkennt in dieser Klage die Bedeutnng des Cölibats und die gewaltige Hand Gregors. Es wurde Rechtsgrundsatz: Kleriker, die ohne Testament sterben, haben den Erben in ihrer Kirche, und: aus Kirchengut Erworbenes fällt an die Kirche zurück. Beides hat zugleich mit dem Cölibat zu den reichen Stiftungen und Bauten der Kirche geführt. Wiefern die Beamten derselben wußten, daß sie wenig oder nichts von ihrem Reichthum auf Verwandte bringen können, haben sie denselben gern auf Monumentales gewandt. Man wollte sogar bemerken, daß die Deutschen Ritter insgemein stattlichere Kirchen bauten als die Johanniter, denen eine größere Freiheit über die Verfügung ihres Vermögens vergönnt war. Fragt man aber noch heut nach der Stiftung eines alten schönen Hauses, so ist's die Kirche gewesen, Waisenhäuser, Hospitäler, auch Leprosenhäuser, durch welche man dem Umsichgreifen dieser entsetzlichen Krankheit gewehrt hat.

Cap. III. Das kirchliche Leben.

§ 109. Der religiöse Volksgeist.

Fast in jeder Zeit trägt der Einzelne, zumal ein bedeutender Mensch die Farbe seiner Zeit, er ist ihr meist ähnlicher als seinem Vater und seiner Mutter. Im Mittelalter scheinen Staat und Kirche eine besondere Energie der Art geübt zu haben, als objective Mächte, welche wie mit göttlicher Nothwendigkeit das ganze Leben des Einzelnen beherrschen, die Vasallentreue des Vermögenden wie die Ergebung in Armuth

und Gehorsam des an die Scholle gebundenen Hintersassen, ein durch die Geburt gegebenes sittliches Verhältniß. Auch der religiöse Glaube ist nicht das Werk inneren und individuellen Erlebnisses, sondern ein unbedingt Vorliegendes, in das sich das Gemüth nur schicken und versenken kann. Der Wille, selbst die Phantasie ist durch diese Mächte insgemein beherrscht. Über diese Unfreiheit der Geburt und des Standes hat nur die Hierarchie Einzelne zuweilen hinausgehoben, doch auch sie nur in ein neues ihr eignes Standesgefühl. Dennoch ein religiöses Volksleben ist etwas so Allgemeines, schwer zu Erfassendes, daß es nur durch Einzelnes als Sinnbild dieses Allgemeinen anschaulich wird. In alten Kindermärchen hat ein Kind dem lieben Gott, der damals noch auf Erden incognito spazieren ging, sich gefällig erwiesen, beim Abschied fordert er es auf sich drei Gnaden zu erbitten. Es ist ein junges Mädchen, sie erbittet vorerst zeitlebens schöne Kleider. „Sollst sie haben", antwortet der liebe Gott. Zweitens zur rechten Zeit einen schönen, guten und reichen Mann! „Soll dir auch nicht fehlen, aber nun vergiß das Wichtigste nicht!" lautet die Antwort; und sie erwiedert: „Dereinst die ewige Seligkeit bei den lieben Heiligen!"

Das ist das mittelalterliche Volksleben! Es will die Welt genießen, diese böse schöne Welt, aber die ewige Seligkeit nicht daran verlieren, welche nur durch die Kirche gewährt nnd verbürgt wird. Oder wie Cäsarius von Heisterbach erzählt: Ein sündenbeladener Weltmann will, seine Seele zu erretten endlich ins Kloster gehn. Als er den Klosterberg hinansteigt, es ist Frühling, hört er den Kuckuk 22 mal schlagen. Da sagt er vergnügt vor sich hin: Ach wenn ich noch volle 22 Jahre zu leben habe, was soll ich die lange Zeit im Kloster mich quälen! Da will ich lieber noch 20 lustig leben, die andern 2 ist Zeit genug mich zu kasteien. Cäsarius hat als Prior eines Cistercienser-Klosters († um 1230) ein Geschichts- und Sitten-Buch geschrieben, überwiegend das Düstere, doch mit humoristischen Zwischenspielen. Zu dem lustigen und gewaltthätigen Leben verhielt sich die Hierarchie wie ein ernster, lästiger Vormund, der bald selbstsüchtigen Absichten folgt, bald munter mitmacht.

Jedermann war berechtigt zu ehrlich angesagter Fehde. Was Walter Scott im Ivanhoe erzählt, wie Kurt der Narr und Ralf der Sauhirt einander feierlich Fehde ansagen, entspricht ganz dem Zeitgeschmack. Diesem allgemeinen Faustrechte ist aus den Klöstern Frankreichs der Gedanke eines allgemeinen ewigen Friedensstandes im Namen Gottes entgegengetreten. Als 1032 nach einer Hungersnoth eine nicht mehr gehoffte Fruchtbarkeit kam, ging der Ruf: Friede! Friede! durch das

Land. So ist der Gottesfriede zu Stande gekommen, ein Vergle
mit dem kriegerischen Leben, eine Art Waffenstillstand, Treuga D
oder gallisch treve Waffenstillstand, altsächsisch trewa Treue. D
Gedanke kam aus dem französischen Volk, in voller Bestimmtheit fint
er sich zuerst in einer Schrift der aquitanischen Bischöfe an die Prieſ
von Frankreich und Italien: Die Waffen sollen ruhen zu Ehren des L
dens Christi von Mittwoch Abend bis Montag Sonnenaufgang. Da
im Advent, während der Fasten und an einigen Heiligentagen. In Tag
der Fehde ward unter den Schutz der Kirche gestellt der friedliche Lan
mann, Kaufmann und Wandrer, auch Hausthiere, und alles im frie
lichen Sinne Gesäte und Gepflanzte. Briefe vom Himmel gefalle
Schreckensgeschichten vom Untergang der Friedensbrecher, Bann u
Interdiction vertheidigten diesen Gottesfrieden gegen die kriegerisc
Lust. In Deutschland zuerst vom Bischof Heinrich von Lüttich 10
eingeführt, ist er von Urban II auf dem Concil zu Clermont [109
als allgemeines Gebot der Kirche verkündet, doch nur theilweise dur
gedrungen, bis er im 15. Jh. durch den Landfrieden ersetzt ward, d
mit den Kräften des Staats auch den andern Tagen der Woche eini
Rechtssicherheit schaffte, während er selbst die längsten menschenmorde
den Kriege begonnen hat.

Es geschah nicht selten, daß die Mächtigen ihre weltlichen Absicht
gegen die Kirche nicht aufgeben, doch auch von der Kirche nicht laſſ
wollten. Der Herzog von Aquitanien war gebannt worden, weil
sich an Kirchengut vergriffen hatte. Als Bernhard Messe hielt, sta
der Herzog an der Thür. Da trat ihm Jener mit der geweihten Hos
entgegen: „Sieh hier den Gottmenschen, der einst Rechenschaft von T
fordern wird. Noch ist es Zeit!“ Und der Herzog unterwarf sich. T
Veräußerlichung der Kirche zeigt sich auch in den neuen Bedeutunge
welche einige Ketzernamen des kirchlichen Alterthums erhalten: Unt
Simonie verstand man jetzt den Verkauf oder Erkauf eines Kirche
amtes; als Nicolaitismus galt die Priesterehe; als Manichäismus d
unbedingte Trennung von geistlicher und weltlicher Gewalt.

Seltsam ist das Todesgefühl, das am Abende des ersten Jah
hunderts durch das Abendland ging, unmittelbar vor dem Anbru
eines reichen Lebens, wie ein düstrer Morgentraum des Jüngling
der in diesem Frühling zu sterben meint, während ein beglücktes Dase
sich vor ihm aufthut. Anlaß ist eine Überlieferung, die wir schon b
Augustinus finden, daß die 1000 Jahre bis zum letzten furchtbar
Kampfe des Satan gegen Christus nach Off. Joh. 20, 7 von der ird
schen Erscheinung des Herrn an zu rechnen ist. Die Kirche ist rei

dabei geworden durch eine Menge von Schenkungen. Die Vorstellung vom nahen Weltuntergang hat sich mythisch mit Nachklängen aus dem Heidenthum bereichert. Nach einer Schrift des 12. Jh. wird der Antichrist geboren zu Babylon von einem Bischof und einer Nonne, mit dem Teufel erfüllt von Mutter Leib an. Von Zauberern groß gezogen bemächtigt er sich der Pfaffheit, baut Jerusalem und den Tempel wieder auf und läßt sich in demselben als Gott anbeten. Seine Weltherrschaft wird drei Jahre sechs Monate dauern, dann vermißt er sich gen Himmel zu fahren, Elias ihm entgegen, erschlägt ihn, selbst eine tödtliche Wunde empfangend, durch sein herabfließendes Blut gerathen die Berge in Brand, und der jüngste Tag hebt an. Elias ist Thor, im Kampf mit der Weltschlange, dem Midgardwurm, dem jüdischen Leviathan.

Über das weibliche Geschlecht haben sich zwei Ansichten entwickelt: die germanisch-ideale Verherrlichung, welche ihren Höhepunkt im Mariencultus erreicht, ihre rechtliche Form in den französischen Liebeshöfen, 12.—15. Jh. Sie waren von Damen besetzt und richteten über wirkliche Liebesbeschwerden, aber auch über erdichtete, künstliche Fälle, so daß eine Scholastik der Galanterie sich daran entwickelte. Die andere mönchisch-asketische Ansicht war schon durch Tertullian vertreten, der das Weib nannte eine Thür des Teufels. Noch zur Zeit der Merowinger berichtet Gregor von Tours, daß diese cölibatarischen Bischöfe ernsthaft darüber verhandelt hätten, ob die Frauen als Menschen anzusehn seien; von Engeln war da nicht die Rede. Nicht selten finden sich in Schriften des Mittelalters Klagen der Art: Das weibliche Geschlecht ist hinfälliger Art und gegen Besserungsmittel ungeduldig. Das Weib ist die Ursache des Übels, die Pflegerin der Sünde. Sie stirbt entweder jung, was Schmerz verursacht, oder gefällt dann Niemand. Man soll aber nicht lieben, was so bald mißfällt, oder so bald verfällt.

Mit den Kreuzzügen entwickelte sich die volle Eigenthümlichkeit des Zeitalters: die schrankenlose Herrschaft der Empfindung und des Gemüths, das Zerfallen des Lebens in eine derb sinnliche und eine ideale, über alles Irdische hinausstrebende Richtung, die Mischung aller abendländischen Volkseigenthümlichkeiten unter einander und mit den Anschauungen des Morgenlandes; der beschränkte Gesichtskreis wurde weit aufgethan. Die Sage vom Grafen Ernst von Gleichen zeigt doch, daß nicht alle ungestraft unter Palmen wandelten. Als Kreuzfahrer gefangen, Sclave uud Gärtner des Sultans, wird er von dessen Tochter geliebt, und sie flieht mit ihm, nach einer andern Wendung der Sage, sie folgt dem Flüchtigen bis in seine Heimath. Da aber waltet Ottilie

von Kefernberg als seine Gemahlin. Gregor IX tauft die Heidin, be der heiligen Handlung schlägt sie den Schleier zurück, wodurch der h Vater so gerührt wird, daß er ihr Dispensation giebt, gleichzeitig di zweite Frau zu werden. Dieses wäre nicht unmöglich, da die h. Schri kein göttliches Gesetz für die Monogamie darbietet, wenn auch das dritt Bett auf der Wachsenburg keinen zureichenden Beweis dafür enthäl Man hat in der Zeit der französischen Herrschaft über Erfurt die Grab stätte des Grafen geöffnet und ein männliches Skelett mit zwei weib lichen darin gefunden; nach ärztlichem Bericht zeigte der eine Schäd die asiatische Form. Möglich ist ja, daß die Türkin nur Concubine wa oder die zweite Gemahlin nach dem Tode der ersten. Doch ist die Sag erst ein Jahrhundert später aufgezeichnet worden.

Die Kreuzzüge haben eine Art Auferstehung der Todten gebracht indem Gebeine wirklicher oder vermeinter Heiligen aus dem Morgen lande in das Abendland übergeführt wurden. Aber auch eine Mass von Reliquien anderer Art brachten die Kreuzfahrer mit nach Hau zurück, seltsame Kleinodien als: Manna, den Bart Noah's, die Hörne Mosis, Hemden, Haar, Milch von der Jungfrau Maria, die Nabel schnur des Christkindes und Thränen, die er geweint hat über Lazarus Grabe, Strahlen vom Stern der Weisen, den Pfahl im Fleische Pauli Da drängt doch die Frage sich auf, wie man dergleichen Kleinodien bewahrt dachte? Manches haben wohl lustige Kreuzfahrer für Dumm köpfe mitgebracht. So war die fromme Priorin von Fretelsheim über zeugt, zwei Reliquien des Esels zu besitzen, auf dem unser Herr in Jerusalem eingezogen ist. Die rationalistische Erklärung findet sich in einem durch Leibnitz herausgegebenen guten Geschichtsbuch, den Annales Corbejenses, mit den Worten: „Ein arger Spitzbube hat zwe Hinterlassenschaften des Esels ꝛc., durch die Länge der Zeit zu Stein verwandelt, der Becka der Priorin zu Fretelsheim verehrt, wie ich selbst von ihr gehört habe." Eine besondere geschichtliche Bedeutung hat de ungenähte Rock Christi erhalten, geachtet als Symbol der untheil baren Kirche, als Reliquie zuerst erwähnt von Gregor von Tours in 6. Jh., enthalten in einer verschlossenen Gruft einer Kirche Galatiens Fredegar im 8. Jh. berichtet, daß er 589 feierlich, durch Wunder ver herrlicht, nach Jerusalem übertragen sei. Die Schrift eines gelehrten Trierer Geistlichen aus dem Anfang des 12. Jh. spricht mit großen Interesse von der tunica inconsutilis, aber als in Jerusalem befindlich Sein Dasein in Trier wird zuerst durch die Gesta Trevirorum zwischen 1106—24 bezeugt. Danach wäre das Heiligthum von der h. Helena der Mutter Constantins, dorthin verehrt worden, dieser Rock, von

Maria gesponnen aus der Wolle eines Lammes für das Jesuskind und mit ihm groß geworden. Schon in der Zeit Friedrich Barbarossas wird diese Tunica zur Verherrlichung Triers benutzt (vgl. S. 162), doch erst seit Maximilian, der letzte Ritter, davon gelesen hatte, ist er so hochgehalten und zeitweilig ausgestellt worden. Aber schon seit dem 12. Jh. wollte man denselben Rock im Kloster Argenteuil besitzen, bald darauf auch im Lateran, und über zwanzig dieser Röcke sind von Gildemeister und Sybel nachgewiesen worden*), eine ganze Garderobe, wahrscheinlich Gewande, die einer Christusstatue umgelegt wurden. Gregor von Tours erzählte, in Jerusalem würden Gewebe verfertigt und auf der Säule geweiht, an der Christus gegeißelt worden ist. Aus diesen Geweben würden Kleidungsstücke hergestellt, die sich auf Leben und Leiden Christi beziehen, Windeln und Schweißtücher. So mag denn auch einmal ein Talar gefertigt sein, den der Volksglaube später für jenen Rock geachtet hat, den die Kriegsknechte unter sich verlosten. Für die Bewahrung solcher Reliquien berief man sich darauf, Gott könne solche Dinge, welche die Andacht stärkten, nicht verloren gehen lassen. Einzelne Täuschungen sind zuweilen auch in den gläubigsten Zeiten aufgedeckt worden. Auf dem Jahrestage einer Heiligen wurde ein Bettler, der an den furchtbarsten Zufällen litt, plötzlich geheilt, worüber große Wunderfreude entstand. Im nächsten Jahre fand sich derselbe wieder ein, um abermals ein Wunder an sich geschehn zu lassen, wurde aber erkannt und durch kräftige Mittel zum Eingeständniß des frühern Wunders gebracht. Er war nicht angestellt, nur um reichliches Almosen zu erhalten.

Das Gottesurtheil ist heidnischen Ursprungs, unter Männern insgemein durch Zweikampf entschieden, und nur wo nicht auf anderm Wege die Wahrheit sicher gefunden werden konnte. Die Kirche ist darauf eingegangen: über glühende Pflugscharen hingehen, glühendes Eisen in der Hand, oder den Arm in siedendes Wasser tauchen. Auch das ist vorgekommen, daß zwischen zwei brennenden Scheiterhaufen hindurchgetragen wird. Wir haben einige Berichte, daß die Sache geglückt sei, der sicherste: in Florenz um den Erzbischof der Simonie zu überweisen, habe ein Mönch diese Feuerprobe bestanden, vom Volk fortab Petrus Ignous, der Feuerpeter, genannt und durch Gregor Cardinal. Diese supernaturale Jurisprudenz hatte zur Unterlage den Glauben, der gerechte allwissende Gott werde die Unschuld beschützen und offenbaren. Doch haben sich Nationalconcilien auch dagegen erklärt als ein Gott-versuchen.

*) Der h. Rock in Trier u. die 20 andern h. ungenähten Röcke. Düsseld. 844. 3. A. 845.

Einige neue Heilige sind durch ein Mißverständniß entstanden In Niedersachsen wurde S. Hülpe als ein h. Nothhelfer angerufen Besonders bei Bremen sind ihm Capellen und Standbilder errichtet worden. Karl d. G., der sich am liebsten an den lieben Gott hielt, h doch im Sachsenkriege auf zwei Walstätten Capellen erbaut zur dan baren Anerkennung S. Adjutorii, des h. Hülpe. Das Volk hat s S. Hülpes-Capellen genannt, und so ist eine besondere Person daraı geworden, S. Hülpe. Der h. Hund ist gestorben und geboren a ein Landmann mit seinem Töchterchen und seinem Hund nach de Walde bei Lyon ging, und da das Kind ermüdet war, er es am Walde saum zurückließ unter dem Schutze des treuen Hundes. Als er a dem Walde zurückkehrte, fand er das Kind eingeschlafen, aber m Blut bedeckt und in seinem Zorn erschlug er mit der Axt das gleic falls schlafende Thier. Nun erst als das Kind aufschrie und er ei große todte Schlange daneben liegen sah, erkannte er was geschel war, das Volk nannte den Hund, der nicht ein Mörder, sondern e Märtyrer war, S. Guinefortis, und arme Mütter riefen ihn an fi ihre schwächlichen Kinder. Gieseler nannte dies lästerlichen Unsinı ich möchte es lieber naiv nennen, man lächelt darüber, und fühlt do den frommen Sinn. Wohl aber ersieht man daraus die Nothwendigke einer geordneten Heiligsprechung.

Die Nonnen hielten sich gern an Christus als Bräutigam oder a Kind. In mancher Zelle sind Wiegen für das Christuskind gefund worden. Männer machten sich lieber mit der Himmelskönigin schaffen. Im höchsten Unnatürlichen immer bricht die Natur wied durch. Sie sucht ihr Recht, wenn auch nur im Reich der Phantasi Erst in der germanischen Kirche ist es zur vollen Vergottung der Mutt Gottes gekommen, wahrscheinlich in Folge eines Zuges, dessen schı Tacitus gedenkt, daß die Germanen in weissagenden Frauen etwı Göttliches verehren.

Je unbedingter eine Religion alles Sinnliche verwirft, desto sinı licher ist insgemein ihr Gott und ihre Ewigkeit, eben weil sie die große Bedeutung auf die Opferung der Sinnlichkeit legt und daher si nach jenseitigem Ersatz umsehen muß. Maria, schon in der A schauung der Kirchenväter das Ideal der Weiblichkeit, die Eva, welc nicht gefallen ist, sie vereinigt in sich, was die Natur als die beid höchsten Stände des Weibes unmittelbar neben einander gestellt ur doch auf immer getrennt hat, die Jungfrau und die Mutter. D Jungfrau hat das Opfer des Fleisches gebracht, das Aufgeben irdisch Liebe, dafür wird sie selbst zum Gegenstand derselben als die Götti

der Liebe, die Rose ohne Dornen, Himmelskönigin und Herzenskönigin, notre Dame und traulich unsre liebe Frau. Die strengsten Mönche phantasieren von der Seligkeit an Marias jungfräulichen Brüsten zu liegen. Was ist der Unterschied zwischen irdischen und himmlischen Brüsten als daß diese nur gedachte sind und der Phantasie um so reizender. Der harte Damiani, der selbst kein Weib ansah, versichert: Gott sei durch die Schönheit der h. Jungfrau in Liebe zu ihr entbrannt und habe den verwunderten Engeln von ihr erzählt.

So ward Maria die Göttin des Mittelalters, der Religion der Sinnlichkeit wie der Entsagung gleich entsprechend. Dazu war es die Zeit ritterlicher Galanterie. Ihr Verhältniß zu Gott Vater wurde gedacht als ein minnigliches, daher billig, daß er ihr die Verehrung widme, wie jeder Ritter seiner Dame. Im Verhältniß zu ihrem göttlichen Sohn war sie die Mutter, will er ihren Fürbitten Einhalt thun, wird er auf das vierte Gebot verwiesen. Die schöne Göttin stand den Menschen näher als Gott in seiner Unendlichkeit. An ihre weiblichen Schwachheiten hält man sich, nach der Volkssage ist sie voll Milde und Geschehenlassens. Im Kloster vertritt sie einmal die Stelle der Pförtnerin, als die beauftragte Nonne mit ihrem Liebsten durchgeht, und verrichtet die Function unter deren Gestalt, bis diese müde der sündentrunknen Welt zurückkehrt. Sogar hülfreich ist sie der unvernünftigen Creatur: Ein Staar in den Klauen eines Habichts ruft was er gelernt hat: ave Maria! und er fliegt frei davon, wie die sündige Seele gerettet wird aus den Klauen des Satans. Daher im Minnelied die h. Jungfrau selbst geneckt wird mit der göttlichen Trinität:

„Doch weiß ich deiner Hulde drei, die du verstohlen pflegest.
Der Bote war der Gabriel."

Auch von Gott Vater heißt es:

„Durch Minne ward der Alte jung, der ja ward alt am Ende,
Vom Himmel that er einen Sprung herab in dies Elende."

Dem Schutze Gottes und seiner Heiligen gegenüber stand der Satan mit seinem dämonischen Heer, verletzend und verführend, als Gegner Christi und Gottes. Doch hat die Volkssage in ihrem Humor sich auch erhoben über die eigne Angst und läßt den Teufel fast überall erscheinen als angeführten, dummen und armen Teufel. Da hat er den schweren Bau der Brücke zu Regensburg vertragsmäßig übernommen gegen die Seele des Ersten, der darüber gehe. Und der Baumeister trieb einen Esel vor sich her als diesen Ersten. Nach der Edda wird ein Riese bei ähnlichem Bau ähnlich getäuscht. In Salamanca liest er ein philosophisches Collegium, bedungenes Ho-

norar ist die Seele eines Zuhörers. Der Letzte im Gedränge verwei auf seinen Schatten, auf den der Teufel zufährt; seitdem warf diese Student keinen Schatten mehr; ernster wär es freilich, wenn ein Vorlesung oder ein Buch ihn um seine Seele gebracht hätte.*) E scheint, daß die Menschen zuweilen nach Ernst und Arbeit eine Ze froher Thorheit bedürften. Die alten Saturnalien sind übergegange in den Carneval, vor den großen Fasten. Die jüngeren Kleriker wähl ten einen Episcopus Stultorum, in eximirten Kirchen einen Narren papst, eine lächerlich feierliche Weihe wurde gehalten, ins Weihrauchfa wurde Gestank geworfen, gewürfelt und geschmaust auf den Altären Ursprünglich war es wohl eine Verspottung heidnischer Gebräuche als daran kein Interesse mehr war, hat es sich gegen die Kirche selb gewandt. Man feierte ein Festum asini, der Palmeneinzug wurd dargestellt, der Esel mit der Mitra vor den Altar geführt eine Mes zu lesen. Hiernach die Liturgie, im Chor riefen Alle I-ah, die Hier archie stellte sich als Esel dar, sie konnte das zulassen, sie war klug ge nug. Guerike nannte dies die tiefste Erniedrigung des Aberglaubens es lag doch auch eine Erhebung darin: die Kirche kanns wagen, si wird doch nicht verachtet. Es ist der Humor des Jugendmuthes, der i froher Stunde über etwas lacht, das er dennoch verehrt. Wo ist meh Spötterei als auf deutschen Universitäten, wenn die Alten etwas pe dantisch geworden sind, und wo zugleich treuere Anhänglichkeit! Endlic wars ein Keim, der nach Jahrhunderten emporgewachsen, die alte Kirchengewölbe zersprengt hat, die Reformation als tändelndes Kind als harmlos ausgelaßne Jugend, ein Lächeln der Kirche über sich selbst

§ 110. Sitte des Klerus.

Das kriegerische Leben der Bischöfe war bedingt durch die Art ihre Einsetzung bis zu Ausgang des Investiturstreites. Der Widerspruc mit der friedlichen Würde ihres Amtes blieb freilich auch dieser Zeitalter nicht verborgen. Richard Löwenherz hatte den Bischof vo Beauvais, einen Verwandten des Königs von Frankreich, in de Schlacht gefangen genommen. Der Papst bemühte sich um die Frei lassung des Gefangenen, denn er sei Diener des Herrn und Sohn de Kirche. Da schickte der König den blutigen Panzer, in dem der Bischo gefangen war, mit den Worten aus der Geschichte Josephs: „Diese haben wir gefunden, siehe zu, ob es Deines Sohnes Rock ist.“ De

*) Th. Körner hat das in Reime gebracht: Der Teufel in Salamanca.

Erzbischof Christian von Mainz hat nach der Chronik des Abtes von Stade im lombardischen Krieg mit seinem Morgenstern 9 Kämpfer getödtet, 38 die Zähne ausgeschlagen. Er war so freigebig und so habsüchtig, daß die Frauenzimmer und die Esel (zum Fortschaffen der Beute) ihm höher zu stehen kamen, als dem Kaiser sein Hofstaat. Nach dem Kirchengesetz war den Priestern erlaubt Krieg zu führen gegen die Saracenen und zur Vertheidigung seiner Kirche. Hier galt auch das Kriegführen als ruhmvoll, wie grade deßhalb der Bischof Ulrich von Augsburg heilig gesprochen worden ist, daß er im bischöflichen Ornat die Vertheidigung leitete, die Nacht einige Stunden im Gebet vor dem Altar hinbrachte, am Morgen seinen Mannen das Abendmahl reichte und sie ermahnte auf den Herrn zu hoffen, der mit ihnen sein werde auch im Schatten des Todes.

Neben den kriegerischen gab es vor Gregor auch kindische Bischöfe. In gleichzeitiger Chronik wird von Knaben erzählt, welche Bischöfe waren durch den Einfluß ihrer Familien: „Sie sind geneigter Grad und Ungrad zu spielen, auf einem langen Rohr zu reiten, oder Mäuse vor Kinderwagen zu spannen, als für das Wohl der Kirche zu sorgen.“ Eine Gestalt anderer Art ist Dunstan († um 990), ein Vorläufer Gregors und einer der Nationalheiligen des katholischen England. Sein Oheim, der Erzbischof von Canterbury, hat den Jüngling am Königshofe Wessex erzogen, wo er den trübsinnigen König mit Harfenschlagen erheiterte. Im Kloster Gladstonbury erhielt er eine gelehrte Erziehung; er hat einige Kirchenväter gelesen, die alten Heldenlieder der Sachsen gesungen und Arbeiten in Erz machen gelernt, Glocken und Orgeln. Dabei schlägt er sich mit Visionen herum. Als er Nachts schmiedet, guckt Satan als Jüngling in die Werkstätte, versucht ihn mit schlüpfrigen Reden von schönen Frauen, und läßt nicht ab, bis Dunstan aus der Schmiedeesse eine glühende Zange nimmt und den Satan an der Nase packt, der unter Gebrüll entflieht; das Gegenstück zum Tintenfleck auf der Wartburg. Als Abt von Gladstonbury gründet er eine Schule strengen Mönchthums, seine Mönche bestiegen Bischofsstühle, er selbst den von Canterbury. Der junge König Edwin der Schöne hat sich mit Elgiva vermählt, auch sie aus königlichem Geschlecht. Dunstan entdeckt zwischen beiden eine weitläufige Verwandtschaft und fordert Trennung. Der König ergiebt sich darein, vermag es aber nicht zu ertragen, und nimmt das geliebte Weib zurück. Da läßt der Erzbischof ihr das Gesicht mit glühenden Eisen entstellen, endlich ihr die Sehnen und Flechsen der Füße zerschneiden. Er ward von Edwin verbannt, aber nach einer Empörung der Mönche zurück-

gerufen. Edwin ist mit gebrochnem Herzen gestorben. Ihm folgte dreizehnjähriger Bruder Edgar, ganz unter Dunstans Herrschaft, es unternam die vermählten Priester auszutreiben, und dabei w scheint auch seine mechanischen Künste übte: als er eine Versamm widerstrebender Priester hielt, stürzte der Boden unter ihnen ein, der bischöfliche Stuhl blieb stehn, den jungen König hatte Du abgehalten in die Versammlung zu kommen. Aus dem Zustand englischen Klerus im 11. Jh. wird doch offenbar, daß er nichts N haltiges durchgesetzt hat.

Ein zweiter Eiferer gegen den Cölibat war Damiani, de eigene Sinnlichkeit durch eine Kaltwasserkur überwunden hat: in Winternacht stürzt er sich in einen Teich und verharrt darin bis Glieder erstarrt sind. Er war in Ravenna als Lehrer werth geha wurde Abt in Gubbio, Cardinalbischof von Ostia, legte seine Wü nieder, damit beschäftigt hölzerne Löffel zu schnitzen, doch durch H brand mehrmals hervorgezogen als Gehülfe zur Durchführung des libatgesetzes. In dieser Absicht ist sein Liber Gomorrhianus ver von den geschlechtlichen und ungeschlechtlichen Thaten des Klerus, Nachweisung, daß es im Klerus hergehe, wie einst zu Sodom Gomorrha. Dieses Buch macht den Eindruck, als sei es geschri von einem der sich selbst einst im Pfuhl des Lasters gewälzt hat seine Phantasie noch in den Tagen der Reue mit diesen schändl Bildern erfüllt. Aber nichts aus seinem Leben Bekanntes bere zu dieser Anname, die Ohrenbeichten, welche ein beliebter Prieste einer großen Stadt und aus ihren Klöstern erhielt, mochten vollste ausreichen. In der Vorrede rechtfertigt er sich: wer ihn deßhalb An und Verräther nenne, — er wolle lieber wie Joseph, der den Frevel s Brüder dem Vater anzeigte, unschuldig in die Grube geworfen we als mit Eli, der den Frevel seiner Söhne sah und schwieg, dem göttl Zorne verfallen. Alexander II erbat sich die Handschrift und schloß si Damiani erhebt darüber bittre Klage: er habe das Buch wie s einzigen Sohn in den Armen gehalten. Seine bildlichen Ausd machen einen fast komischen Eindruck, so wenn er an den Pap richtet über seine Verhandlung mit einer Versammlung von Bischi „Ich wollte den heiligen Schenkeln derselben Schlösser anlegen habe versucht an den Genitalien der Priester Maschinen anzubrin Alles vergeblich!“ Solch ein Mann möchte die ganze Natur kehren. In seiner Abhandlung, daß der Anblick der Frau fliehen ist, beruft er sich auch auf alte naturhistorische Fal daß die Geierweibchen Eier legen ohne Befruchtung, die Bi

königin ohne König, das Wiesel empfange durch den Mund und gebäre durch's Ohr.

Nach Gregor bestand noch lange ein schwerer Kampf um die Priesterehe. Man sagte ihm nach, daß er Ehefrauen verfolge, unzüchtige Weiber begünstige. Es war der hierarchische Standpunkt, daß Priesterehe schlimmer sei als Unzucht! Diese erschien als ein Unfall, ein Vergehen, einer leidenschaftlichen Stunde angehörig und durch die nächste Beichte zurückgenommen, jene mit der Behauptung ihres Rechtes war Auflehnung gegen die heilige Ordnung der Kirche. Gute Sitten hat die Kirche in dieser Beziehung nicht verbreitet. Petrus Comestor, Kanzler der Universität Paris, sprach es aus in großer akademischer Versammlung: Nie habe der Erbfeind die Kirche mehr betrogen als mit dem Gebot des Priestercölibats. In Paris mochten die Folgen besonders grell hervortreten. Jacob de Vitriaco erzählt in der Historia occidentalis (12. Jh.): In den Straßen der Stadt zogen öffentliche Damen die Priester wie mit Gewalt in ihre Anstalten. Wenn sie einzutreten sich weigerten, riefen sie sofort ihnen nach: Sodomiten! In der Wormser Chronik wird erzählt: ein Judenmädchen war mit einem Geistlichen zu Falle gekommen, aber sie blieb dabei, nichts von einem Manne zu wissen. Nachts rief ihr Freund durch ein Sprachrohr in die Synagoge: freut euch ihr Gotteskinder, der jungfräuliche Leib eurer Tochter wird den Messias gebären, Sie glaubten daran und rüsteten sich zum festlichen Empfange. Ein Mädchen wurde geboren und ihr Köpfchen an der Mauer zerschmettert. Unter dem Namen des h. Ulrich von Augsburg ging ein Brief gegen den Cölibat von Hand zu Hand, er könnte ihn wohl geschrieben haben, da der Heilige als ein Vertheidiger der Priesterehe aus der H. Schrift und andern guten Gründen galt; aber die Schrift stammt erst aus der Zeit Gregors. Soweit sie die Macht hatte, scheute die Kirche auch furchtbare Mittel nicht. Ein Diakon von Straßburg war mit der Schwester des Grafen von Flandern vermählt. Innocenz hat ihn, da er die Trennung versagte, gebannt. Zur Sühne schloß er sich an einen Kreuzzug. Nach glücklicher Heimkehr nahm er doch Weib und Kind wieder zu sich. Er ist deßhalb unter Honorius III in Gent enthauptet worden. Andre verstanden dem päpstlichen Strafgericht Schlimmeres als die Ehe listig zu entziehn. In Durham hielt der Bischof eine böse Hofhaltung. Ihm sandte der Papst zur Besserung als Legaten den Cardinal Johann von Cremona. Aber der Bischof fesselte den Legaten durch die Reize einer seiner Damen; nach einem nächtlichen Schmause führt er seinen Klerus in Procession dahin, wo er den Cardinal in den Armen seiner Schönen wußte, und verwirrt, trank man nach des

Bischofs Gebot, wie Landessitte es mit sich brachte, an dieser Sti
auf die Gesundheit der Neuvermählten.

Walter Mappes, der Kaplan Heinrichs II, der das Lied gedic
hat mihi est propositum in taberna mori, das man singen wird
lang es eine muntre Jugend gibt, wenn sie auch nicht gemeint
wörtlich darnach zu thun, erzählt von einem Priester, den er ein
Kreise junger Frauen diese Maxime vorreden hörte: „Keine von
wird zur Seligkeit gelangen, die nicht von ihrem Körper den Zehn
gezahlt hat." Der Bischof von Toul, Bruder des Herzogs von Lo
ringen, lebte wie ein Heide, seine letzte Buhlerin war nach dem Ger
seine eigne Tochter von einer Nonne. Nach langem Proceß durch
nocenz III entsetzt, ließ er seinen bestellten Nachfolger vor seinen Au
ermorden; endlich ward er durch seinen Neffen, den jungen Her
von Lothringen, niedergestoßen. Andre Bischöfe zeigten hohe evan
lische Tugenden, Verachtung alles Weltlichen, bis zur harten Sitt
strenge. Hugo, Bischof von Lincoln, bemerkte auf einer Visitatio
reise in der Abtei Gladston ein prächtiges Grabmal. Auf die Fra
wer hier bestattet sei? lautet die Antwort: „Rosamunde von Cliffo
König Heinrichs Freundin, der zu Ehren er der Kirche viel Gutes
than." Da rief der Bischof: „Heraus mit dem Leichnam! fort
der Kirche! sie war eine Metze! Das Christenthum darf anderen V
bern nicht eine Beschönigung ehebrecherischer Gelüste anbieten."

Von der Gewaltthätigkeit dieser Zeit giebt Lambert von Hers
ein Bild aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft, und echt deut
Heinrich IV hielt das Pfingstfest in Goslar. Zunächst dem Erzbis
von Mainz hatte der Fürst-Abt von Fulda seinen üblichen Sitz,
welchen der Bischof von Hildesheim Anspruch machte als innerhalb sei
Sprengels. Darüber entstand am Morgen ein lebhafter Streit zwis
den Dienstmannen beider Prälaten; die Hildesheimer wurden hina
gedrängt. Zur Vesper hatte sich Graf Ekbert, der Vogt des Hild
heimers, hinter dem Hauptaltar mit Gewaffneten verborgen und n
die Fuldenser hinaus, die nun auch gewaffnet zurückkehrten, der Ch
gesang wurde unterbrochen durch das Klirren der Schwerter, der Ka
gebot lange vergeblich Frieden, und Blut ist geflossen. Am näch
Morgen wurde Gericht gehalten, Graf Ekbert, der Vetter des Kais
wurde entschuldigt, und alles auf den Abt von Fulda geschoben, mi
viel Kriegern sei er gekommen um diese Händel anzufangen; er mu
sich loskaufen mit den Schätzen seiner Abtei. Daheim war der Abt n
beliebt, als sein Unfall am Hofe bekannt wurde, riefen die jun
Mönche, jetzt sei die Zeit ihre Drangsale zu rächen, und begaben

in langem Zuge, das Kreuz voran, nach dem kaiserlichen Hofe. Dort aber galt jetzt der Fürst-Abt mehr als die Mönche, sie wurden gebunden zurückgesandt, auf Befehl des Abtes mit Ruthen gehauen und benachbarten Klöstern als Gefangene übergeben.

Es hält doch schwer aus einzelnen Thatsachen und Persönlichkeiten über ganze große Gemeinschaften zu urtheilen. Für die allgemeine Verworfenheit beruft man sich auf Damianis Urtheil. Als er einen Bischof, seinen Wandergenossen, Abends beim Bretspiel traf, nennt er das eine Todsünde. Ihm war eines Priesters würdiges Leben sich zu geißeln und in einsamer Zelle über die Schönheit der h. Jungfrau nachzudenken. Oder man beruft sich auf die Troubadours. Allein in diesen Weltkindern war doch auch mitunter ein sehr starker Sinn des Neides und der Mißgunst über die hohe Stellung des Klerus. Von den Schlimmsten erfahren wir, indem das Gericht der Kirche sie trifft. Dies aber scheint entscheidend: eine hergebrachte geistige Macht wird noch eine Zeit lang festgehalten auch durch unwürdige Träger, aber sie wird nicht mehr gesteigert wie die Macht des Klerus seit Gregor. Er fühlt sich als Mittler zwischen Gott und Menschheit, die Schlüssel des Himmels in seiner Hand, selbst die kecke Rede war im damaligen Glauben begründet: Gott hat sechs Tage gebraucht die Welt zu erschaffen, ein Priester erschafft in dem einen Moment der Messe den Gottmenschen. Auf den Klerus dieser Zeit könnte mit geringer Veränderung angewandt werden, was unser Dichter die Soldaten Wallensteins von sich sagen und singen läßt: „Hat Alles 'nen großen Schnitt, Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben, Reißet gewaltig, wie Windesweben, Auch den untersten Priester mit." Und so durfte auch das Folgende der h. Vater sich gefallen lassen: „Da tret ich auf mit beherztem Schritt, Darf über die Laien kühn wegschreiten, Wie der Feldherr über der Fürsten Haupt."

§ 111. Kirchenzucht.

Die Macht des Papstthums ist zunächst auf die Sünde gegründet, unter priesterlicher Vermittlung zu sühnen durch eigne oder stellvertretende Buße. Das Unrecht hoffnungsloser Versagung der Sühne ist volksthümlich in der Sage vom Tannhäuser dargestellt. Er hat mit Frau Venus im Hörselberg gelebt. Bang um seine Seele erbittet er sich Urlaub und pilgert nach Rom. Als Urban II vernimmt, er hat mit einer Teufelin gelebt, steckt er seinen Hirtenstab in das Erdreich und spricht mit der Ironie des Unglaubens: „Wenn dieser Stecken Blätter trägt, sind

deine Sünden dir verziehn." Am nächsten Morgen wird dem Papst meldet: dein Hirtenstab grünt. Nun wird nach dem Tannhäuser geschickt, er ist verzweifelt hinweggegangen und wird nicht mehr gefun das Lied schließt mit der Nutzanwendung:

Das soll nimmer ein Priester thun,
Dem Sünder Mißtrost geben,
Will er dann Buß und Reue thun,
Die Sünde sei ihm vergeben.

Die Nothwendigkeit werkthätiger Buße ist auch von den weltli Dichtern anerkannt, so heißt es im Parzival:

Büße deine Missethat,
Daß wenn einst das Ende naht,
Ird'sche Drangsal dir erwirbt,
Daß dort die Seele nicht verdirbt.

In Pönitenzbüchern standen für beide Theile die aufzulegenden un ertragenden Bußen. Manches war sehr derb, so in Polen hieß es: die (gesetzlichen) Fasten bricht, dem sollen die Zähne ausgebrochen den. Daneben stand ermäßigend der Spruch, die aufzulegende Si sei res arbitraria, in des Priesters Willkür gestellt, je nach se Pastoralweisheit, um den Sünder zu bessern, soll er sie auflegen. kam die Möglichkeit einer Stellvertretung auf: der Knecht ko fasten für den Herrn; arme Leute übernemen bestimmte Fasten die Reichen.

Das Recht der Sündenvergebung ward immer auf den Ausspr des Herrn gestellt (Matth. 18, 18 ff.): „Was ihr bindet auf Erden, wird auch im Himmel gebunden sein, und was ihr löset auf Er wird auch im Himmel gelöst sein." Dies auf die Sündenvergebung zogen ist zweideutig: entweder nur eine Verkündigung des Prie welche wahr oder irrig sein kann, je nachdem sie dem göttlichen G im Himmel entspricht, oder das Wort, wie einst der Apostel, so des Priesters, bewirkt Sündenvergebung oder auch Verfagung selben. Die Hierarchie nach ihrem Wesen mußte sich für diese Deut entscheiden, obwohl noch Scholastiker sich dagegen erklärt haben, Pet Lombardus schreibt: „Die Priester haben nicht Macht zu binden zu lösen, sondern zu zeigen, daß die Menschen gelöst sind".*) N kirchlichem Herkommen galt nur der Priester für berechtigt, ei Excommunicirten zu absolviren, der ihn excommunicirt hatte, a in Todesgefahr. Daher es für sehr schwer geachtet wurde, wenn

*) Sacerdotes non habent potestatem ligandi et solvendi, sed ostende homines esse solutos.

excommunicirende Prieſter ſtarb, ehe er den Bann gelöſt hatte. Man erzählt von einem alten kränklichen Biſchof, der einen benachbarten Ritter, weil er ihm ein Kirchengut entzogen, bannte, und der dann jeden Abend den Bann aufhob, weil er in der Nacht zu ſterben fürchtete, und jeden Morgen den Reueloſen wieder hineinthat. Excommunication oder Bann ſind urſprünglich als gleichbedeutend genommen worden, allmälich hat ſich ein Unterſchied gebildet: die Excommunication nur Ausſchließung von den Sacramenten, der Bann aus der Kirche überhaupt. Regino hat in ſeiner Sammlung den Fluch gegen Kirchenräuber mitgetheilt: „Den Kirchengeſetzen und dem Beiſpiel der heiligen Väter zufolge im Namen Gottes des Vaters ꝛc. Kraft der Auctorität, die den Biſchöfen von dem erſten Apoſtel ertheilt worden, ſtoßen Wir die Kirchenräuber aus den Schoß der Kirche und belegen ſie mit dem Anathem des ewigen Fluches. Sie ſeien verflucht in der Stadt, verflucht auf dem Lande, verflucht ſei die Frucht ihres Ackers und verflucht die Frucht ihres Leibes. Verflucht ſei ihr Eingang und verflucht ihr Ausgang. Kein Chriſt ſage ihnen einen Gruß, kein Prieſter leſe ihnen eine Meſſe, das Grab eines Eſels ſei ihr Grab und ihr Leichnam Koth. So wie dieſe Lampen jetzt, umgeſtürzt von Unſern Händen, verlöſchen, verlöſche ihr Licht auf immerdar, falls ſie ſich nicht beſſern und der heiligen Kirche durch angemeßne Buße Genugthuung leiſten.“ Man muß geſtehn, die Kirche hat fluchen gelernt, und Alles iſt auf Erſchütterung der Phantaſie angelegt.

Der Volksverſtand hat ſich oft gegen den Bann aufgelehnt, daß ein Menſchenwort von Chriſto losreißen könne, da doch der Bann auch aus rein irdiſchen Gründen ausgeſprochen worden iſt. Das galt noch mehr vom Interdict, der Excommunication für Viele, der Unterſagung des Gottesdienſtes für eine ganze Gemeinde, für eine Stadt, für ein Land. Im Mittelalter das letzte Mittel des Papſtes, wenn ein Volk ſeinen gebannten Fürſten nicht verlaſſen wollte und dadurch theilzunehmen ſchien an ſeiner Schuld. Doch ſchon der h. Auguſtin hat gegen den drohenden Gedanken es ausgeſprochen: „Ihr habt kein Recht den Segen des Chriſtenthums den Schuldloſen zu entziehen.“ Ein paar Jahrhunderte ſpäter in einer Sache mit ſtarkem politiſchen Beigeſchmack ſchrieb Gerbert unmittelbar an den Papſt: „Abraham unterhandelte mit Gott, ob er in Sodom die Gerechten verderben ſolle mit den Gottloſen: und du, Paſtor, trägſt kein Bedenken, den Gerechten derſelben Strafe zu unterwerfen wie den Ungerechten!“ Die Ankündigung geſchah insgemein unter düſterm Lärmen und Bußgeſängen, die Bilder wurden verhüllt, die Lichter gelöſcht, endlich die Kirchen geſchloſſen. Meiſt ausgenommen von dem

Interdict waren Kinder unter zwei Jahren, auch Geistliche und Bettle
Leichen wurden an der Heerstraße begraben, Kinder getauft, auch Eh
eingesegnet, doch alle Glocken stillgestellt. Einige Klosterorden erhielt
wohl das Recht, hinter verschlossenen Thüren Gottesdienst zu halte
Uns würde solch ein Zustand doch unheimlich werden, wieviel me
dort, wo alles geistige Leben auf der Kirche ruhte. Die Folge w
insgemein Priester-Verfolgung und -Flucht, da das Volk sie zur Fe
des Gottesdienstes zwingen wollte. Innocenz III hatte Gelegenh
zu bemerken, daß die Gemüther durch das Interdict nur indociore
trotziger würden. Im Sachsenspiegel heißt es: „Bann schadet nur d
Seele." Daher die Forderung der Kirche, daß nach bestimmter Fr
dem Bann die Acht folge, die Ausstoßung aus dem Staate, dadu
der Betroffne rechtlos und ehrlos wurde. Aber die Fürsten wurd
selbst zu oft davon betroffen, als daß sie diese Macht des Staats u
bedingt der Kirche geliehn hätten.

Der Ursprung der Indulgenzen, des Ablasses, liegt im a
germanischen Wergeld, ein Wergeld an Gott gezahlt und in die Ha
der Kirche, der Ablaß im kirchlichen Sinn eine Verwandlung der Bu
in irgend ein frommes Werk. So ließ im Interesse der Kreuzzü
Alexander III 1185 verkündigen: „Wer das Geld, welches ausgeschr
ben ist zur Hülfe Jerusalems, zahlt, soll von auferlegter Buße z
Jahre Erlaß erhalten." Seit Gregor verkündigten die Päpste Abl
von allen Sünden für ihre politischen Zwecke. Einzelne Heiligthün
erhielten das Recht, den Besuchenden allezeit oder zu bestimmter Fe
zeit Ablaß für eine gewisse Bußzeit zu ertheilen. Kirchenbau, Kreuzzu
Klosterleben wurden als zur Sühne geboten. Immer war bei G
oder Werk die Buße des Herzens und Besserung des Lebens voran
gesetzt; aber erleuchtete Kirchenlehrer erkannten, daß sich die Kirche
eine schwere Versuchung begeben habe. So hatte Abälard eine Kir
zu bauen unternommen. Ein Freund rieth ihm, er solle dazu v
Papste einen Ablaß erbitten: wer Geld zum Bau zahle, solle ihn
halten. Da hat er geantwortet: „Wir wollen eine solche Gewohnh
nicht einführen, daß wir den Völkern ein Ärgerniß, uns aber e
Schmach bereiten, durch Spenden von Indulgenzen, die Niema
geben kann als Gott allein." Nach hergebrachter, doch nicht unwid
sprochener Ansicht konnten Todsünden nur in der Beichte verge
werden, wenn auch, was eine Todsünde sei, nie genau bestim
worden ist; zuweilen galt schon Diebstahl, ja Trunkenheit dafür. S
Innocenz III gebot die Kirche, daß jeder Christ „beiderlei Geschlech
mindestens einmal im Jahre alle bewußten Sünden dem eignen Prieste

beichte. Die Ohrenbeichte ward ein ungeheures Mittel geistlicher Herrschaft: denn wessen Innerstes mir offenbar ist, zumal wenn's ein düsteres Geheimniß ist, der ist mir mehr oder minder unterthan.

§ 112. Der Cultus.

Im Kloster Wessobrunn ist ein Urdenkmal deutscher Sprache und Frömmigkeit gefunden worden, die älteste Gebetsformel*) in zwei Theilen, der erste mit seinen Alliterationen scheint entlehnt aus einem alten Schöpfungshymnus, ein hehres, dichterisches Bild vom vorweltlichen Dasein Gottes: „Das erfuhr ich unter den Menschen als der Weisheiten größte, daß die Erde nicht war, noch der Himmel oben, noch Baum noch Berg nicht war, noch irgend ein Stern, noch die Sonne nicht schien, noch der Mond nicht leuchtete, noch der Meersee: da nichts da war von Enden und Grenzen, und da war der eine allmächtige Gott, der Männer Mildester und da waren auch mit ihm manche gottgleiche Geister." Der zweite Theil enthält das eigentliche Gebet, eine demüthige Bitte um geistliche Güter: „Und Gott, heilig Gott allmächtig, der Du Himmel und Erde geschaffen hast, und der Du den Menschen so manches Gut gegeben hast: gieb mir an Deinen Gnaden rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Tüchtigkeit, und Kraft Teufeln zu widerstehen, und das Arge abzuwerfen, und Deinen Willen zu wirken". Spezifisch christlich ist hier fast nichts, kaum die Teufel.

Die Predigt, an Kleriker lateinisch, an deutsches Volk deutsch, gehörte nicht wesentlich zur Festordnung. Wo gepredigt wurde, war der Inhalt meist sinnlich-phantastisch, voll von Fegefeuer, Himmel und Hölle, und Wunderlegenden. Ein Bischof eiferte einmal gegen die langen Schleppen, die also auch damals Mode waren: „Bedürftet ihr solcher Schweife, sicher würde euch die Natur mit etwas der Art gesegnet haben." Indessen haben doch Synoden und Päpste auf Anstellung lehrfähiger Männer hingewirkt, einzelne Prediger, die vom Geiste getrieben als Herzenserschütterer aufstanden, wurden von der Kirche begünstigt und beweisen des Volkes Empfänglichkeit für das Wort. Die Päpste behaupteten die römische Liturgie als Band der Einheit für die ganze Kirche. Die gothische Liturgie, wie sie seit den Westgothen in Spanien bestand, setzt tägliche Communion mit Austheilung des Kelches an alle Gegenwärtigen voraus. Nach einer spanischen Überlieferung ist einmal ein Exemplar der gothischen und eines der römi-

*) W. Wackernagel, Das Wessobr. Gebet. Berl. 827.

schen Liturgie auf einen Scheiterhaufen gelegt worden; die gothis
blieb unverletzt, doch hat sie sich nur in Toledo in einer Capelle erh
ten als Antiquität.

Maria, Freya, Venus sind verwandte Vorstellungen geworde
wenn auch Frau Venus dem Mittelalter als schöne Teufelin gi
Selbst in die Sprache ist dies übergegangen, ein Pflänzchen, vor Alt
zu Liebestränken gebraucht, hat nach einander die Namen geführ
capillus Veneris (Venushaar), Freyaskraut, Mariägras. Freya
Naturgöttin galt auch als Regen spendend von der Mythe, daß
verlassen von ihrem Gemahl, weinend die Welt durchzog. So wi
in der Lütticher Chronik erzählt, daß einst bei langer Dürre eine Rege
processionangestellt wurde. Weil Maria vergessen worden war,
regnete es nicht, nun ertönte ihr das Salve Regina, und sogleich stür
der Regen herab. Neben Freya galt auch Hulda als Naturgöttin, u
noch heute sagen die Kinder wenn es schneit: Frau Holle schüttelt ih
Betten. Auch Maria hat im Mittelalter zum Schnee eine Beziehu
erhalten. An manchen Kirchen, besonders des Hochlandes, steht
Aufschrift: Maria ad nives, Maria zum Schnee. In Rom geht
Legende, daß S. Maria Maggiore erbaut worden ist auf der Stätte,
man nach einer Augustnacht mit Schnee bedeckt fand. In der Ve
ehrung der Maria ist der Trieb zu erkennen, alle Momente der Ap
theose Christi nachfolgend an ihr zu vollziehen. Ihre Jungfräulichk
bei der Empfängniß des göttlichen Sohnes war schon im kirchlich
Alterthum anerkannt. Doch noch Paschasius [9. Jh.] fragte, ob ni
durch das Gebären das zarte Zeugniß verletzt worden sei, durch welch
die Natur den jungfräulichen Stand bekundet. Die Kirche leugn
das, doch hat sie nie zu widerlegen vermocht, daß dann Christus n
ein Geist durch die Mutter gegangen sei. Gegenüber dem Erbsünde
dogma Augustins erhob sich der Gedanke der unbefleckten Em
pfängniß der Maria, nämlich im passiven Sinn, daß sie selbst v
ihrer Mutter sündlos empfangen worden sei. Erst in unserer Perio
ist die kirchliche Theologie auf diese Frage gebracht worden. Aber m
wollte doch nicht wagen, den Ursprung der Maria als vaterlos i
irdischen Sinne zu bezeichnen, und so blieb diese Frage nach ihrer u
befleckten Empfängniß unentschieden für große Streitigkeiten künftig
Jahrhunderte.

Ein Mönch von Clugny auf der Wallfahrt nach dem gelobt
Lande wurde nach Sicilien verschlagen, wo ein Einsiedler ihm e
zählte, daß auf einer nahen Insel oft Feuer aus dem Boden leucht
hier sei der Eingang zum Fegfeuer, hier höre man den Jammer d

Seelen, neuerlich auch das Heulen des Teufels, daß so viel Seelen ihm durch das Gebet von Clugny entrissen würden; in Folge davon hat der Abt ein Gebet für die Todten im Fegfeuer eingesetzt (2. Nov.). In diesem Ursprunge des Allerseelenfestes ist Wirklichkeit und Märchen gemischt: zu Zeiten sind die Liparischen Inseln nahe der Nordküste von Sicilien durch einen Feuerschein umgeben, diese ganze Gegend ruht auf Vulcanen, so lag der Volksglaube nahe, wie schon in römischer Zeit an der neapolitanischen Küste der Eingang zum Hades geglaubt wurde. Christliche Liebe machte aus dem Fegfeuerfest ein Fest der Erinnerung und bekränzte die Gräber geliebter Todten. Um diese Zeit entstand auch das Gregoriusfest im Frühling, das noch jetzt in die Kindheit alter Leute reicht. Die alten Römer feierten da der Minerva ein Fest, zu dem die Kinder ihren Lehrern das Schulgeld (Minervale) brachten. Nachdem es sich in Rom bis ins 9. Jh. erhalten hatte, verschwand das Interesse an der heidnischen Göttin, an ihre Stelle trat Gregor d. G. Nicht gerade ist bekannt, daß er sich des Jugendunterrichts besonders angenommen, doch hat er Gesangschulen gehalten, daher ziehn am Feste seines Namens die Kinder singend umher, selbst in protestantischem Lande voran ein Knabe angeputzt als Gregor.

Mysteria nannte man ursprünglich alles Geheimnißvolle, dann besonders die Sacramente. Erst die Scholastik hat einen Schulbegriff aufgestellt: heilige, von Gott eingesetzte Handlungen, auf welche die Mittheilung göttlicher Gnade beschränkt ist. Bei der alten Unbestimmtheit lag gar kein Interesse einer Zählung vor, und als man sie zu zählen anfing, finden sich Zahlen von 2 bis 12. Auf die Siebenzahl scheint zuerst Otto von Bamberg bei der Bekehrung der Pommern Gewicht gelegt zu haben, es war eine alte heilige Zahl, man unterschied sieben Gaben des H. Geistes, und es paßte ungefähr für die der Kirche bedeutendsten heiligen Handlungen. Doch haben erst Petrus Lombardus und Gratian die Siebenzahl wirklich festgestellt. Die Zeit der Taufe eines unter Christen gebornen Kindes ist durch ein fränkisches Capitular von 789 bestimmt: „Wer innerhalb eines Jahres sein Kind nicht zur Taufe bringt, zahlt: ein Edler 120 Solidi, ein Freier 60, ein Leibeigner 30 an den Fiscus"; also wohl als Verwahrung gegen das Heidenthum. Friedrich II wurde zum Kaiser gewählt im zweiten Lebensjahre noch ungetauft. Heinrich der Löwe ist geboren 1128, getauft 1136. Da die Kirche auf diesem Gebiete schwerlich ein fürstliches Privilegium anerkannt hat, war die Taufzeit damals noch frei, obwohl die Kindertaufe allgemein üblich. Bei dem Abendmahl wurde nur hier und da den Laien der Kelch nicht gereicht. Thomas von Aquino schreibt:

„Vorsichtig wird in einigen Kirchen beobachtet, daß dem Volke das Blu- zu genießen nicht gereicht wird." Anderwärts im Sinne dieser Vorsich- brauchte man sogenannte Fistulae eucharisticae, ausgehölte Rohrstäb- chen um aus dem Kelche den geweihten Wein zu saugen, oder man tauchte das Brot in denselben, also auf der einen Seite übergroße Vor- sicht, auf der andern ein sich Lossagen von der Überlieferung. Das ist der harmlose Weg zur Kelchentziehung gewesen. Als nun in späterer Zeit das Volk ausgeschlossen wurde, da hat man diese Aussperrung der Laien gerechtfertigt durch das Dogma der Concomitanz, nämlich, das Blut sei doch jedenfalls im Fleische.

Der natürliche Geschlechtstrieb ist edel menschlich durch Liebe und Treue, und so geweiht durch die Segnungen der Kirche. Ein edles Weib wird sich nur auf immer und unbedingt hingeben, das ist die Idee der E h e wie sie Christus ausgesprochen hat, und eine Ehe, die nicht in dieser Absicht geschlossen wird, schon ein Ehebruch. In der Wirklichkeit bringt doch nicht bloß Herzenshärtigkeit, sondern auch Irrthum und menschliche Schwäche die innerliche Lösung mancher Ehe; hiernach das Verlangen, sie auch äußerlich zu lösen, das zum dringenden sittlichen Bedürfniß werden kann. Die Kirche hat diese Idee der Ehe anerkannt, Innocenz III hat selbst nach doppeltem Ehebruch Gatten wieder zusammengefesselt, aber sie hat auch menschlicher Schwachheit in dieser Zeit viele Zugeständniss gemacht, durch die halbe Hülfe einer Scheidung von Tisch und Bett, andrerseits durch Nichtigkeitserklärung. Das war nur eine Rechtsfiction als habe die Ehe nie bestanden, da sie wegen irgend einer Verwandtschaft nie hätte bestehen sollen. Die war unter Landsleuten leicht aufzufinden oder zu erfinden, seit Innocenz die Verwandtschaftsgrade bis zum 7. Grade zählte. In solchen Ehen erzeugte Kinder galten als unehelich, doch wurden sie meist nachträglich legitimirt. Der Papst hat das als sein alleiniges Recht in Anspruch genommen, die Fürsten widersprachen, doch haben sie ihre eignen Kinder meist für echt erklärt der Erbfähigkeit wegen. Die Kirche hat Ehen mit gewesenen öffentlichen Dirnen begünstigt. Innocenz verordnete: „Wir setzen fest, daß Allen, welche Dirnen aus dem Buhlhaus hervorholen und als Gattinnen heimführen, diese ihre That zur Sündenvergebung angerechnet werden soll." So hat er auch zur Beendigung einer großen Fehde erlaubt, daß Sohn und Tochter der beiden streitenden Häuser trotz verbotener Verwandtschaft sich heiratheten. Gegenüber dem Fluch der Kirche sind vielfach kirchliche Einsegnungen üblich geworden, doch mehr von Dingen als von Menschen: so die Benediction des Salzes, der Brunnen, der jungen Saat, der Waffen. Manches schreibt sich noch her aus heidnischer Sitte.

§ 113. Das Klosterleben.

Ein Zweig des kirchlichen Lebens ist das Klosterleben, welches in dieser Zeit sich besonders reich entwickelte. Die Klöster sind wie die Bisthümer vor Gregor und noch weniger durch das Bedürfniß der Kirche geschützt sehr herabgekommen. Nicht selten hat ein Landesherr seinen Töchtern ein Kloster als Mitgift gegeben und zur Vererbung, oder es wurden weltliche Äbte eingesetzt. Daher wir aus dem 9. Jh. die Klage vernehmen: „Die heiligen Mauern ertönen vom Geschrei der Weiber, Kinder, Söldner und Hunde". Die Reform der Klöster ist gleichzeitig geschehen mit dem allgemeinen Aufschwung des kirchlichen Lebens und demselben noch vorangegangen. Hier in den Klöstern sind die Anfänge dessen sichtbar, was Gregor vollbracht hat. Ursprünglich stand jedes Kloster unter dem Bischof des Sprengels, in welchem es stand. Einzelne haben sich dem h. Petrus als besonderes Eigenthum übergeben, zur eignen Ehre und Freiheit, vom Papste begünstigt. So sind infulirte Äbte entstanden, Mönchsbischöfe von des Papstes Gnaden.

Die Mönche galten als Religiosi im eminenten Sinn, das Klostergelübde als zweite, höhere Taufe. Wiefern viele Mönche doch auch Priester wurden, entstand die Unterscheidung von clerici regulares d. h. Mönchspriestern und saeculares, Weltgeistlichen. Man bezog darauf das Verhältniß von Maria und Martha, und Maria hat das beste Theil erwählt. Durch ihren volksthümlichen Charakter sind die Klöster dem Volke werth gewesen. Verfolgte fanden hier eine Freistätte, der Niedere hatte die gleiche Berechtigung wie der Fürstensohn; und aus den Klöstern stand der Weg zu den Höfen der Hierarchie offen.

Wer durch Süddeutschland wandert, trifft mitunter auf einen Berg oder Hügel, der die Umgegend beherrscht. Da sieht er jetzt Ruinen oder Fabrikgebäude mit rauchenden Schloten oder ein fürstliches Lustschloß. Wie nun solch ein Kloster der landschaftliche Mittelpunkt einer Gegend gewesen ist, so auch der gesellschaftliche. Hierher ging die Wallfahrt, hier war der Jahrmarkt, hier traf man eine gebildete Gesellschaft, hier fand der Arme seine Bettelsuppe, die Jugend Unterricht, in Herzensnöthen auch Rath und Hülfe. Klöster sind gegründet worden auf der Stätte eines heidnischen Heiligthums oder als Grabstätte eines erlauchten Geschlechts, wie der Mons Serenus, der Petersberg, der sich aus der Hallischen Ebene erhebt und dessen Kirche noch lange die Heidenkirche genannt wurde. Seit dem 12. Jh. sind in derselben die erlauch-

ten Todten des Hauses Wettin bestattet worden. Ein Kloster wu
auch gegründet in neuen Christenlanden zur Sicherung des Christ
thums oder auf der Stätte eines tragischen Ereignisses, etwa auf
Wahlstatt oder wo Eltern den Leichnam eines geliebten Kindes gefun
haben, zum Andenken eines Todten, wie das Denkmal der Agnes
Meran. Das Kloster des deux amoureux in der Normandie hat sei
Namen nach altem Bericht durch diese Geschichte erhalten: Ein ar
Ritter wirbt um die Tochter eines reichen Hauses. Der Vater a
wortet höhnisch, du sollst sie haben, wenn du sie bis auf den Gipfel
hohen Berges trägst ohne auszuruhen, in deinen Armen. Er hat
hinaufgetragen und oben war er todt, sie ihm nach, der Vater hat z
Andenken der beiden Liebenden das Kloster auf der Höhe gegrün
Nachmals hat man das allzu weltlich gefunden und beide Liebe
gedeutet als den Heiland und die h. Magdalena. Manche Wildniß
durch das Kloster zum blühenden Land geworden. In den Ruhm
Reben am Rheingau theilen sich Karl d. G. und die Mönche von Ful
die wenigstens den Johannisberg zuerst bepflanzt haben. Die Erg
zung der Klostergemeinden geschah oft durch von Seiten der Elt
dargebrachte Kinder, sogenannte Oblati, aus Frömmigkeit oder Fa
lieninteresse, um das Vermögen für die Erstgebornen beisammen
halten, mit der Berufung auf Samuel. Gültig war das Gelübde
Mädchen nicht vor dem 13., bei Knaben nicht vor dem 14. Jahr;
gültiges Gelübde sollte nur der Papst lösen können. Eheleute soll
nur in Klöster treten dürfen, wenn beide darüber einig sind. Man
Klöster hielten darauf, daß Mädchen nur mit einer bestimmten Mit
wie zu einer geistlichen Ehe aufgenommen würden. Für geistliche
schäfte wurde in Nonnenklöstern ein Propst eingesetzt, denn der Äbti
ist nicht erlaubt zu predigen noch die Beichte zu hören. Wenn a
Maria würdiger sei als alle Apostel, so habe ihr Christus doch n
die Schlüssel des Himmelreiches übertragen.

Die besonderen Orden sind entstanden als Reformen der Be
dictinerregel und Geltendmachung einer kräftigen Individualität. Du
diese Individualität des Gründers oder eines bedeutenden Geistes
der Gründungszeit als Vorbild wird der Charakter eines Ordens
lange hinaus bestimmt. Insgemein war der Verlauf der Geschi
eines Klosterordens dieser: entstanden in Armuth und Enthusiasm
wird er allmälig eine legitime Macht ohne innere Lebenskraft,
prachtvollen Klöster Gräber des Mönchthums. Einige Äbte in de
schen Landen sind sogar Reichsfürsten geworden. Die Kräftigung
Klosterlebens im 10. Jh. war vorerst bedingt durch die Energie

sinnlichen Christenthums, dem als das Höchste erschien der Bruch mit der sinnlichen Welt. Nur scheinbar ist das Gegentheil eingetreten, denn immer noch ist es die sinnliche Auffassung, die darauf den höchsten Werth legt. Dazu kam die Meinung eines besonderen Verdienstes durch Hingabe des irdischen Gutes. Die Reichen, die Großen, die nicht Lust hatten, selbst einzutreten, gaben doch einen Theil ihres Besitzthums dazu. Man berief sich auf das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, wollte sich Freunde erwerben durch den Mammon. Für den Mönch wie für den Schenker war das Kloster eine Leiter aufzusteigen zum Himmel. Endlich der germanische Corporationsgeist, der zu einem gemeinsamen, geordneten Leben führte.

Mit der Gründung von Clugny beginnt diese Erhebung und feste Ordnung des abendländischen Mönchthums. Berno, aus dem Geschlecht der Grafen von Burgund, hatte in zwei ihm untergegebenen Klöstern die Regel Benedicts kräftig erneut. Zur Errichtung eines Klosters nach ihrem Vorbilde durch den Herzog Wilhelm von Aquitanien eingeladen gründete er ein Kloster im Walde von Clugny (910) und übergab es unmittelbar dem Papst. Unter dem zweiten Abt Odo hat sich der eigenthümliche Geist des jungen Ordens entwickelt. Am Hof des Herzogs von Aquitanien erzogen, erzählt er von sich: „Je mehr ich mich in das Spiel des Weltlebens einließ, desto trauriger und ermüdeter kehrte ich in mich zurück." Vom 16. Jahr an litt er furchtbare Kopfschmerzen. Als er in Ärgerniß an der freien Sitte der Domherren zu Tours nach Clugny kam, merkt er, daß er schon jahrelang nach der Regel des Ordens gelebt hat, so ist er ein Mönch durch die Wahrheit seiner Natur; auch verlor sich damals sein Kopfschmerz. Als ein Kloster ihm durch den Landesfürsten zur Reform übergeben worden, kam er dahin mit großem Gefolge, auch von Gewaffneten, denn er hatte vernommen, daß die Mönche auf einen alten Freiheitsbrief sich gegen ihn bewaffnet und befestigt hatten. Nach dreitägiger vergeblicher Belagerung zieht er ab. Nach ein paar Tagen kommt er wieder ganz allein auf seinem Esel, kein Hinderniß erhebt sich gegen die Öffnung des Thores, und durch die Macht seines Geistes ist bald aller Gegensatz überwunden. In einer Ahnenreihe von Äbten, deren starre Klugheit ihrer Heiligkeit keinen Abbruch that, ist die Ordensregel dahin ausgebildet worden, daß durch schwere, geistlich mechanische Beschäftigungen die Individualität vernichtet und der klösterliche Gemeinsinn großgezogen wurde. Durch die allgemeine Bewunderung getragen oder durch ihre Führer und Beschützer gezwungen ergaben sich die meisten Klöster Frankreichs der Regel und Regierung von Clugny. Hierdurch

entstand eine Benedictiner-Congregation, welche in der Mitte des 1
Jh. an 2000 Klöster meist in Frankreich umfaßte. An ihrer Spi
der Abt von Clugny, von den Mönchen daselbst erwählt, aus d
nen er den andern Klöstern Prioren bestellte; durch ein Genera
capitel derselben, das sich jährlich in Clugny versammelte, geschah d
Oberaufsicht und Gesetzgebung. Vornemlich aus der enthusiastisch
Zucht von Clugny ist der neue Aufschwung des katholischen Lebens he
vorgegangen, in den Händen dieser Mönche lag das Herz des franzi
sischen Volks, bis der Orden im 12. Jh. sich auf geschenkte Reichthüm
zurückzog. In Deutschland wurde durch den Abt Wilhelm nach de
Vorbild von Clugny die Congregation von Hirschau [1071] als R
form eines verwilderten Zustandes gegründet, und ein halbes Jah
tausend erhielt sich dort die stattliche Abtei. Im Bauernkriege ist s
zerstört worden, doch so, daß noch mächtige Ruinen dastehen. Aus de
durchbrochenen Klosterdach ist eine Ulme herausgewachsen, die no
jeden Frühling grünt. Uhland sah in ihr das Sinnbild Luthers.

In Unteritalien hatte sich noch griechische Nationalität erhalte
aus ihr entstammt Nilus. Als Mönch lebte er mit andern oh
Klosterbau in Hütten und Zelten, er unter Entsagungen, Visio
und Kämpfen mit dem Satan, eingedenk des Lebens des h. Antoniu
das er als Knabe gelesen hatte. Den Hochbejahrten hat das entsetzlic
Verfahren Ottos III und Gregors V wider den Gegenpapst, sein
Landsmann, den unglücklichen Papst Philagathos (vgl. S. 11
nach Rom geführt. Er kam zu spät ihn zu retten, wie er gewünsc
hatte. Als der junge Kaiser sich abmühte den zürnenden Einsiedler m
Kirche und Staat zu versöhnen, war dessen Antwort: „Wie ihr eu
Jenes nicht erbarmtet, den Gott in eure Hand gegeben hat, so wi
sich der himmlische Vater über eure Sünden nicht erbarmen." A
Otto später seine Lustfahrt nach Unteritalien unternahm, kam er au
nach Gaeta, wo Nilus lebte. Er fiel dem Heiligen zu Füßen, leg
die Krone in seine Hände, und jetzt hat er den Segen erhalten. A
er ihn aber bat, irgend ein werthvolles Andenken von ihm zu nehmer
da antwortete jener: „Ich kann nichts brauchen von Allem Reichthu
deines Reichs als deine Seligkeit." Endlich hat er sich ein kleine
Stück Land an den Abhängen des Mons Latinus gefallen lasse
um seinen Jüngern eine Klosterheimath zu bauen. Wie sie auf un
gekommen ist, mag sie von nachfolgenden Zeitaltern gegründet sei
eine Klosterburg, deren das Mittelalter bedurfte, mit Wall und Gr
ben, Grotta Ferrata. Sie hat bis auf unsre Tage bewahrt eine
Schatz altgriechischer Literatur und neurömischer Kunst, griechisch

Mönchthum und ein Meisterstück Domenichinos: Otto III wie er in all seiner kaiserlichen Jugend und Herrlichkeit den alten Nilus besucht.

Romualdo, aus dem Haus der Herzoge von Ravenna, hat bis ins 20. Jahr in weltlicher Freude gedankenlos gelebt. Da tödtet sein Vater einen Verwandten im Zweikampf, er übernimmt zugleich mit dem Sohne eine 40tägige Buße im Kloster des h. Apollinaris, durch dessen Erscheinung Beide zu Mönchen werden. Wegen seiner strengen Forderungen verfolgt, flieht Romualdo in den nahen Wald zu einem musikalischen Einsiedler, mit dem er täglich den ganzen Psalter singt, er die Antistrophen, bei jedem Fehler schlägt ihn der Genosse mit dem Stab hinter's Ohr, und er bittet ihn künftig auf's rechte zu schlagen, da das linke davon taub sei. Ihre Regel ist einfach, stets zu hungern. Als er Nachricht erhält, daß der Vater das Kloster verlassen, will er hin. Die Landleute, welche ihn für einen Heiligen halten, wollen ihn lieber erschlagen, um wenigstens seinen Leichnam zu behalten. Durch sein gieriges Essen wird er für wahnsinnig gehalten, in Ravenna mißhandelt er den Vater und bringt ihn gebunden in's Kloster zurück; Damiani nennt sein Verfahren impia pietas. Otto III hofft durch ihn eine Reform der italienischen Klöster und übergibt ihm dazu einen Hirtenstab über Alle. Er hat ihn angenommen, nach schlimmen Erfahrungen seiner Klosterweisheit wirft er den mächtigen Hirtenstab vor des Kaisers Füße. Bei Arezzo wird ihm durch fromme Hand ein Grundstück geschenkt, nach dem frühern Besitzer genannt campus Maldoli [1018] und hier baut er um's in der Enge zu versuchen ein Bethaus und fünf Zellen darum, im Traume sieht er eine Jakobsleiter zum Himmel gelehnt, voll Mönche in weißen Kutten. In der Regel dieses Ordens geht Manches über das Mönchische hinaus: ein Psalm im Herzen ist mehr werth als hundert mit zerstreuten Sinnen; wo nur die rechte Richtung des Gebets ist, sind willkürliche Gedanken nicht zu fürchten. Einer groben Vergehung beschuldigt, verharrt Romualdo im Schweigen, und wird fünf Jahre lang vom Gottesdienst ausgeschlossen. Bald nach seinem Tod ist ein Altar über seinem Grab errichtet worden, und der Cardinal Damiani schrieb seine Legende. Auf der Höhe über Neapel wohl auf dem schönsten Aussichtspunkt in Europa sah ich die Camaldolenser noch kurz vor ihrer Zerstreuung schweigend sitzen.

Der Orden von Vallombrosa ist durch den Florentiner Johannes Gualbert [um 1038] gegründet worden. Als Jüngling war er auf seines Vaters Gebot wehrhaft ausgegangen, um eine Blutrache zu vollziehen. Er trifft den gesuchten Gegner in einem Hohlweg, aber wehrlos,

die Arme über der Brust gekreuzt ihm entgegenhaltend und sich verneigend. Dies als ein Verneigen des lebendigen Kreuzes zugleich mit der unwiderstehlichen Lust der Verzeihung hat ihn in's Waldgebirge getrieben, und als Schüler sich zu ihm sammelten, hat er ihnen den Weg zum Gekreuzigten nicht leicht gemacht; ein Jahr lang soll der Novize die Schweine hüten und den Stall ohne Schaufel reinigen, vor der Aufname drei Tage in eine Kapuze verhüllt über das Leiden Christ nachdenken.

Stephan von Tigerno kam aus Weltüberdruß in den Wald bei Limoges, von dessen Kräutern und Wurzeln er lebte, bis er von Hirten entdeckt wurde, und Gregor VII ihm so viel Jünger wünschte als Stern am Himmel stehn. Auf die Frage, zu welchem Orden er gehöre, lautete seine Antwort: zur christlichen Religion; nicht Basilius noch Benedict sei der Gründer ihrer Genossenschaft, sondern Christus, er selbst wollte nicht Abt genannt werden, sondern Correcteur, seine Regel sei Gott über Alles lieben. Zwei feste Bretter in die Erde gesteckt sollten eines Jeden Bett und Sarg bilden, seine Jünger waren überzeugt Er kannte unsre Gedanken, sah unsre Versuchungen voraus und gab uns Mittel dagegen. Sie waren noch beisammen im Kloster Muret das sie seit 50 Jahren besaßen, als benachbarte Benedictiner dasselbe beanspruchten. Sofort bereit zu weichen bitten sie Gott ihnen den Ort anzuzeigen, wohin. Da vernimmt man eine Stimme: nach Grammont. Das wird auch der Name des Ordens. Sie namen nichts mit sich als die Gebeine ihres Gründers. Als durch dieselben an der neuen Stätte Kranke geheilt wurden und großer Zulauf entstand, sprach der damalige Correcteur zum Todten: „Hüte dich solche Wunder zu thun die deine Heiligkeit preisen, aber unsre Demuth gefährden, so versichern wir dir bei dem Gehorsam, den wir dir versprochen haben, daß wir deine Gebeine herausheben und in den Fluß zerstreuen werden Hätte man anderwärts heilige Wunder mit solchem Ernst bedroht, so würden sie wahrscheinlich ehrenvoller ein Ende genommen haben. Der Grammont galt auch alles Besitzthum als ein nothwendiges Übel, daher für die Verwaltung Laienbrüder angenommen wurden, und durch die Einmischung derselben ist der Orden in Uneinigkeiten früh zerfallen.

Der Gründer der Carthäuser, Bruno von Köln, ein ernster deutscher Gelehrter, Rector der Domschule und Kanzler von Rheims hat nach der Legende mit der Welt gebrochen, als er in dem Dom bei der Bestattung eines hochangesehnen Gelehrten mit ansah, wie der Todte sich aus dem Sarge aufrichtete mit dem Rufe: Ich komme vor Gericht! zum zweitenmale: Ich stehe vor Gericht, und zum dritten

male hoch aufgereckt mit erschrecklicher Stimme: Ich bin verdammt. In Wahrheit nam er Anstoß am Leben seines Erzbischofs, der gelegentlich sagte: Rheims ist ein schöner Posten, wenn man nur nicht soviel Messen dabei lesen müßte. Bruno hat in einem wilden Gebirgsthal, der Chartreuse, sich und einigen Genossen nahe bei Grenoble Hütten erbaut (1084); durch Urban II, einst seinen Schüler, nach Rom gerufen ist er des Papstes Rathgeber gewesen, bis er in Calabrien eine neue Einsamkeit fand. Sein Orden hat sich in der alten Carthause wieder zusammengefaßt um in stechender Kutte (pungente cilicio) zu leben und als Geschenke neben dürftigster Nahrung nur Ochsenhäute zu nemen, zum Vollschreiben.

Als Frankreich von einer Pest, im Volksmunde genannt das Feuer des h. Antonius, weil dieser Heilige als Helfer dagegen angerufen wurde, heimgesucht war, stiftete Gaston, ein reicher Edelmann der Dauphinée, für die Genesung seines Sohnes den Orden der Hospitaliter des h. Antonius zur Krankenpflege (1095), anfangs Laienbrüder, später Canonici nach der Regel Augustins. Nach Deutschland verpflanzt gingen ihre Genossen bettelnd umher, meist gefolgt von einem jungen Schwein mit einem Glöckchen, das von den Leuten richtig genährt wurde, daher sich die Volksrede schreibt von Einem, der sein irdisch Theil ohne viel Arbeit wohl versorgt: er läuft umher wie eine Antonius-Sau.

Mächtig wie Clugny ist nur Citeaux geworden. Die Mutter Roberts sah in einem Gesicht, wie die h. Jungfrau dem Kinde unter ihrem Herzen einen Ring ansteckte. Mit solchen Vorstellungen erzogen, im 15. Jahre Mönch, wegen strenger Forderungen verfolgt sammelt er eine Mönchsgemeinde im Walde von Citeaux. Bald nach der Gründung trat der Gegensatz wider Clugny hervor: die Regel der Cistercienser, die Charta charitatis, verbietet Bilder, kostbare Halter an den Büchern, Hirsche, Bären, Kraniche zu halten, um nicht den Armen ihr Theil zu entziehen. In Clugny wurde die Reihe würdiger Äbte von Pontius durchbrochen, er verschwendete die Klostergüter, deßhalb im Streit mit den Mönchen hat er verzichtet auf sein Amt und sich einem Kreuzzug angeschlossen. An seine Stelle trat Petrus Venerabilis, der die Ordnung wiederherstellte und seine Mönche zum Studiren und Copiren anhielt: es sei besser gute Bücher lesen und abschreiben, als schlechte verfassen, der Copist sei ein schweigender Prediger für Viele. Er selbst hat zwar nicht den Koran übersetzt, doch die Übersetzung in's Latein veranlaßt, um die Ungläubigen mit dem Schwerte des Geistes widerlegen zu können. Sein Buch „von den Wundern" ist hingegeben

an alle Sagen und Visionen seiner Zeit, er denkt die Natur dämonischen Gewalten unterworfen, so daß Gott nur durch Wunder in ihr wirksam sei; er selbst galt als ein Wunderthäter, von dem erzählt wurde, er habe einen Prior, der ohne Beichte gestorben und deßhalb vom Teufel in Anspruch genommen wurde, auferweckt um nochmal zu beichten. Im Streit gegen die Armseligkeit von Citeaux hat Petrus geltend gemacht: Das Christenthum bestehe nicht im äußeren Anzug nicht in Entbehrungen; man könne mitten in der Welt so fromm sei wie im Kloster, in Gallien wie in Jerusalem. Nach einigen Jahren kam Pontius aus Palästina zurück, erstürmte mit den Bauern, welch ihn als einen Heiligen ansahn, das Kloster und vertrieb daraus all Widerstrebenden. Honorius II hat ihn gebannt als einen zweite Pontius Pilatus, der Christum in seinen Gliedern morde. Er entgegnete: „Ich kann von niemand gebannt werden als von Petrus im Himmel.“ Doch durch den päpstlichen Spruch gebrochen ist er im Kerker gestorben. Sein Name ist unter die Heiligen der Benedictine gerathen.

Die Entwicklung und der Sieg der Cistercienser geschah durch einen Jüngling, der bald nach der Gründung des Klosters an seine Pforten pochte, Bernhard.*) Sein Vater Tesselin gehörte dem Adel von Burgund an. Die Mutter Aleth träumte vor seiner Geburt, sie werde ein treuer Wächter im Hause des Herrn werden. Der Knabe sah in einer Vision die Geburt Christi. Als er eine Dame lang betrachtet und dabei ein ganz neues Gefühl ihn überkommt, wirft er sich in einen kalten Teich. In ihm war etwas Herrschendes: in das Kloster führte er gleich fünf Brüder und dreißig andere Verwandte mit sich, so daß der Raum zu eng erschien und man sich behalf durch die Erbauung von Clara Vallis, Clairvaux. Hier hat Bernhard das Ideal des Mönchthums verwirklicht. Jeder weltlichen Lust hat er entsagt, sogar den Geschmack verloren. Das war doch nicht blos erkünstelt, es lag ein hoher Ernst darin. Einen jungen Mönch, der in seiner Kränklichkeit nach etwas stärkender Speise verlangt, ermahnt er: „Mein Sohn wäre dir die Verbindlichkeit eines Mönchs bekannt, du würdest jeden Bissen, den du issest, mit Thränen begießen: denn wir sind im Kloster um unsre und des Volkes Sünden zu beweinen. Indem wir das Brod essen, das sie mit ihrer Arbeit erworben haben, essen wir auch ihre

*) Nach Gaufridus und Alanus de Insulis hat Neander den h. Bernh. dargestellt [Brl. 843. 848. 863] mit Sympathie, soweit sie einem Gelehrten und Protestanten möglich ist. Ratisbonne [Par. 843. Tüb. 843. 2 B.] nur mit dem Enthusiasmus eines bekehrten Judenchristen.

Sünden, um sie wie unsre eignen zu beklagen. Unsre Vorfahren haben feuchte Thäler zur Erbauung von Klöstern aufgesucht, damit die öfter kranken Mönche, den Tod vor Augen, nicht zu sicher leben möchten. Haben sie Mittel der Kränklichkeit aufgesucht, warum forschest du nach Mitteln herrlich zu leben? Gewiß, mein Bruder, deine Seele ist kränker als dein Leib." Auch der Geschmack an der Natur ist ihm abhanden gekommen. Einmal ist er einen ganzen Tag am Genfersee hingeritten; am Abend ist die Rede davon, aber er hat nicht bemerkt, daß der Weg an einem Wasser hingeführt hat.

Er hat Wunder gethan nach der Überzeugung seiner Zeitgenossen und seiner eignen. Gaufridus erzählt davon: „Der Heilige war anfangs selbst mit sich nicht einig, wie er diese Gabe betrachten solle. Endlich sprach er zu einigen Mönchen: Ich wundre mich sehr, was diese Wunder anzeigen, und wiefern es Gott gefallen hat dieselben durch mich zu vollbringen. Bisweilen sind Wunder durch vollkommen heilige Menschen, bisweilen durch Scheinheilige geschehen. Ich bin mir weder der Vollkommenheit, noch der Verstellung bewußt. Ich habe keine solche Verdienste der Heiligen, die durch Wunder in's Licht gesetzt werden müßten, hoffe aber auch nicht in die Classe derer zu gehören, welche Wunder im Namen des Herrn wirken, von denen doch der Herr sagt: „Ich kenne sie nicht." Endlich hat er diesen Ausweg gefunden. „Diese Wunder sind nicht auf die Heiligkeit eines Einzelnen, sondern auf das Heil von Vielen gerichtet, und Gott sieht in dem, durch welchen er sie wirkt, nicht sowohl auf die Vollkommenheit, als auf die Meinung der Menschen, um ihnen die Tugend zu empfehlen, von welcher sie meinen, daß sie sich in ihm befinde. Denn diese Wunder geschehn nicht für den, durch welchen sie geschehn, sondern mehr für diejenigen, welche sie sehn oder von ihnen hören." Berühmt war die Erzählung von der Heilung einer Herzogin von Lothringen, aus welcher er sieben Teufel ausgetrieben habe. Warum soll es nicht eine Nervenkrankheit gewesen sein, in der sich die Macht des entschiednen religiösen Geistes über den erkrankten menschlichen Leib bezeugte? Er war getragen von der Verehrung der Volksmassen, welche ihn umgaben, und wenn diese Wunder riefen, so wird er, sich als unmittelbares Werkzeug Gottes fühlend, kaum geneigt gewesen sein, durch eine genaue Untersuchung diesen Glauben zu erschüttern. Wir haben von Beckets Tafel her ziemlich genauen Bericht von Einem, der als Gast des Kanzlers kürzlich Erlebtes erzählte. Der Vorgang im Freien, man habe einen Dämonischen gebunden gebracht, der heftig wider diese Bande sich wehrte, Bernhard habe über ihn gebetet und den Teufel ausgetrieben. Aber

der Dämonische habe Steine aufgegriffen und nach seinem Retter hefti geworfen, der sich eilig davon machte. Der große Kanzler hat an die ser Erzählung kein Wohlgefallen gehabt. Andere mehr zauberartig Wunder machen noch geringern Eindruck: eine Schaar junger Edel leute, die ins Kloster eingebrochen, habe Bier gefordert, auch erhalten Alle diese hätten nachmals begehrt Mönche zu werden. Aber ob wirk lich Alle? und in welcher Nähe des Symposiums ist nicht bemerkt Oder der h. Bernhard habe eine Anzahl Fliegen in einer Capelle, di sich dem frommen Besuch sehr beschwerlich erwiesen, excommunicirt Wie sie das aufgenommen haben, wird nicht erwähnt.

In ihm ist offenbar ein reicher Geist gewesen. Er hat selbst gesag das Wenige, was er wisse, habe er gelernt unter den Eichen und Buche des Waldes. So ist er wohl ein „Waldweiser" genannt worden gegen über den „Weltweisen". Seine Schriften erscheinen uns weitschweifig gekünstelt, doch sind es nur lateinische, die sich erhalten haben, au mag geschehen, daß der Mann des Wortes und der That nicht imm zugleich ein Mann der Feder ist. Von der Macht seiner Beredsamk haben wir viele Zeugnisse, so sein Sturm auf Kaiser Konrad, den wider seinen Vorsatz zum Kreuzzug bewegte. Gaufrid meint, auch d Deutschen, die ihn nicht verstanden, schlugen an ihre Brust, sein blos geistiges Ansehen riß sie hin.*) Er ist ein Eiferer für den Glauben g wesen, so gegen Abälard engherzig, frei gegen die Hierarchie. In i war eine Sehnsucht nach dem ursprünglichen Christenthum, wie er's der Vorzeit erblickt, er schreibt an den Papst Eugen: „Wer gäbe m bevor ich sterbe, die Kirche zu sehen, wie sie war in den Tagen Vorzeit." Daher sein Gegensatz wider das heitre Leben im d zeitigen Clugny, wo das Fleisch gemästet werde und die Se abstерbe. Seine Macht erklärt sich innerhalb einer Hierarchie, die a theokratischem Grunde ruht, er erscheint da als ein erwähltes We zeug Gottes, auch in seinem eignen Gefühle. Es war sehr klug, d er über Bischöfe und Päpste herrschte, ohne ihres Gleichen sein wollen, in seiner Demuth war ein hohes Selbstgefühl. Auch die Sag hat dies sehr fein bemerkt und gesteigert. Er hat verheißen in ein Marienkirche die Messe zu lesen, aber die Gläubigen müssen lang warten, bis er kommt. Da bei seinem Eintritt ruft das Marienbild Sancte Bernarde, unde tam tarde? woher kommst du so spät? E aber verweist sie mit dem bibliſchen Worte zum Schweigen: Taceat mu lier in Ecclesia! Durch ihn ist die bleibende Gestalt der Cistercien

*) prius persuadet visus quam auditus.

ſer entſtanden, nach ihm auch Bernhardiner genannt. Sie ſind es noch immer, die auf dem Gipfel des großen Bernhards mit ihren klugen Hunden den verirrten Wanderer geleiten und gelegentlich aus dem Schnee erretten.

Norbert war im Vertraun auf Adel und Reichthum weltlich, doch immer hierarchiſch geſinnt. Als Caplan Heinrichs V hat er die Füße des Papſtes Paſchalis benetzt, aber das reiche Bamberg wegen der Inveſtitur anzunehmen verſchmäht. Unter ſtolzen Entwürfen will er einmal nach Verden, als ein Blitz neben ihm niederfährt und er dieſe Stimme vernimmt: „Warum verfolgſt du mich? Richteſt du dich nach dem, wozu die Vorſehung dich beſtimmt hat, oder gebrauchſt du den Reichthum und den Verſtand, den ich dir gegeben, zu Entwürfen deines Stolzes? Ich habe dich zur Erbauung der Kirche in die Welt geſetzt und du wirſt das Werkzeug des Verderbens. Halt ein, Norbert, und erkenne, daß du meiner Macht vorgreifſt, indem du dich gegen die Beſchlüſſe meiner Weisheit auflehnſt.“ Man erkennt leicht, daß hier eine langweilige Umdeutung des Ereigniſſes vorliegt, das Lucas von Paulus erzählt. Aber Paulus iſt dadurch auf die entgegengeſetzte Bahn geführt worden, Norbert blieb auf der hierarchiſchen, nur daß er ſeine Größe auf Armuth und Entſagung gründete. Als er ſich dem unterzog, ward er von ſeinen Standesgenoſſen bei dem Legaten verklagt als ein unruhiger Kopf, der ſich ohne Beruf zum Reformator der Klöſter aufwerfe. Endlich fand er eine Stätte für ſein Ideal im Thal Prémontré bei Laon. Er iſt nicht ohne Klarheit des Geiſtes, als Graf Theobald von der Champagne, ein Reichsfürſt, ganz in ſeine Ideen über Prémontré eingegangen, auch um die wirkliche Aufnahme bat, war ſeine Antwort „Fern ſei es von mir das Werk Gottes in dir zerſtören zu wollen.“ Doch ging er als Begleiter des Grafen mit ihm auf den Reichstag nach Speier. Dorthin kommen Abgeordnete von Magdeburg um wegen einer ſtreitigen Erzbiſchofswahl die Entſcheidung des Reichstags ſich zu erbitten. Als man darüber ſich berieth, erſchallte eine Stimme Norbert, und Alles ſtimmte bei. Vergeblich behauptet er ſeine Unwürdigkeit zu dieſem hohen Amte, ſeine Unentbehrlichkeit für Prémontré, und muß ſich endlich ergeben. So zieht er barfuß auf ſeinem Eſel mit der Magdeburger Geſandtſchaft fort. Sie wird vor Magdeburg glänzend eingeholt. Aber der Eingang in den erzbiſchöflichen Palaſt will der Thurhüter ihm wehren, der er für einen Bettler hält, und wie er nur ſich vor ihm niederwirft, auf den Zuruf es iſt der neue Erzbiſchof ſagt der „Fürchte dich nicht mein Bruder du kennſt mich und meine Unfähigkeit zu dieſer Würde

besser als Alle, die mich in diesen Palast zu treten nöthigen." S
aber auch in Magdeburg die strenge Klosterzucht einführen w
entstand ein Aufstand gegen ihn, der sein Leben bedrohte. Nur
Vorstellungen, daß auch der Erlöser sich zuweilen seinen J
entzogen habe, ward er bewogen, nach dem Petersberg bei Ho
flüchten. Die Bevölkerung führte ihn bald reuig ehrenvoll z
Sein Leichnam wurde gegen die Forderung von Prémontré al
Heiligthum von Magdeburg bewahrt, daß erst nach dem Bran
Stadt unter Tilly als ein nicht mehr geachtetes noch bewährtes
ladium der Stadt nach Prag überführt wurde.

Die Vorgeschichte der Carmeliter geht von einer natü
optischen Täuschung aus. Wenn ein sinniger Wanderer eine
betritt, wo ein ausgezeichneter, ihm sympathischer Mensch einst ge
hat, redet gleichsam die Stätte von ihm. So auf dem Carm
Erinnerung des Elias. Gott befahl ihm, er soll sich am Bache
verbergen, dies wurde gedeutet als Ruf die Welt zu verlassen
rauhe Fell, der lederne Gürtel erschien als Mönchstracht, sell
kahler Kopf paßte dazu: so hielten sich denn einige Einsiedler, d
auf dem Carmel niederließen, in gutem Glauben für Jüng
Elias. Jesuiten haben im 17. Jh. aus griechischen Berichte
Zeitgenossen nachgewiesen, daß erst in Folge der Kreuzzüge jene N
lassung in den vielfachen Höhlen des heiligen Bergs geschah,*) u
ist das Eliaskloster der Carmeliter entstanden, die noch lieber sich
ten unsrer lieben Frauen Brüder und Schwestern. Als der Or
general Simon Stock zum Ersatz der in Palästina verlornen Be
gen sich ein Gnadenzeichen erbat, erschien ihm die h. Jungfra
Modell, in kurzem Obergewand von grauer Wolle ohne Ärme
der Verheißung, jedes Jahr am Sabbath nach ihrem Todestage
zusteigen, um ihre Brüder und Schwestern, die in solchem G
gestorben sind, aus dem Fegfeuer zu befreien. Statt Thatsache
Phantasien zu beschreiben, wenn es Thatsachen des kirchlichen
geistes sind; das Scapulier ist ein reeller Besitz geworden, ind
darin Sterbenden oder ihre Nachgelassenen sich dankbar erwiesen h
Als Eugen IV 1431 die Regel milderte, entstand die Unterschi
der beschuhten und unbeschuhten Carmeliter, der Barfüßer.

Johann de Matha, ein ernster Gelehrter in Paris, sah bei
Priesterweihe auf dem Altar einen Engel stehn im weißen Tal

*) Papebroch [Acta SS. April. O. I. p. 774] hat gegen dicke Bände b
meliter die historische Wahrheit dargethan.

rothem und blauem Kreuz auf der Bruſt, die Hände auf zwei Männer in Ketten gelegt; er beſchloß nach Rom zu gehen, um dort zu erfahren, was es bedeute. Aber ſcheu vor der Aufname bleibt er bei einem Einſiedler im Walde von Meaux. Sie leben unter ſtrengen Bußübungen, da ſehn ſie einen Hirſch, zwiſchen ſeinen Geweihen ein blaues und rothes Kreuz. Nun zweifeln ſie nicht, daß Gott ein Beſondres von ihnen wolle, und daß ſie um es zu erfahren nach Rom gehn müſſen. Innocenz III nimmt ſie gütig auf und lieſt eine Meſſe vor ihnen in Hoffnung, daß Gott ſeinen Willen offenbaren werde. Wiederum erſcheint der Engel mit den Gefangenen. Da erklärt der Papſt: Gottes Wille iſt die Gründung eines Ordens zur Erlöſung gefangener Chriſten, die Tracht des Engels, die Tricolore weiß, blau, roth, das künftige Ordenskleid. Wir haben es erzählt nach den Ordensberichten als objectiv geſchehn und von mehreren geſehn, wahrſcheinlich eine Geſichtstäuſchung, hallucinatio des Einen, Matha. Jedenfalls lag ein tüchtiger Zweck zu Grunde, auch ohne ein Wunder. Neben den Kreuzzügen der Chriſten gingen Raubzüge der Moslim her, man wußte, daß viele Chriſten als ſaraceniſche Gefangne ſchmachteten, ſie wollte man loskaufen. Innocenz weihte den neuen Orden nicht einem Heiligen, ſondern der vollen Gottheit in ihrer dreifachen Offenbarung, daher der Name Trinitarier; weil ſie nach der Ordensregel ihre Reiſen auf Eſeln machten, Frères aux ânes, Eſelsbrüder genannt. Zwei Jahre nach der Gründung gingen Ordensbrüder nach Marokko und kehrten mit 186 befreiten Chriſten zurück, welche ſie das Crucifix voran in frommen Geſängen durch Italien führten. Der Orden hat ſich raſch durch Süd-Europa verbreitet, erbaute auch Frauenklöſter, und noch in neueſter Zeit konnte man in Italien den Brüdern häufig begegnen, wie ſie Geld einſammelten. Jetzt freilich iſt durch die Kanonen der Engländer und Franzoſen für die Befreiung der Chriſtenſclaven ſicherer, wenn auch nicht chriſtlicher geſorgt.

Durch das Bedürfniß einer engern Gemeinſchaft im weltlichen Leben als die große Kirche zu geben vermag, entſtand im 11. Jh. die Gemeinde der Humiliaten, Demüthigen, vorerſt ein frommer Verein vertriebener Mailänder im Exil, allmälich über die Lombardei verbreitet, Handwerker, meiſt Wollenweber, zu frommen Übungen und gemeinſamer Arbeit verbunden, mit Gütergemeinſchaft. Als im 13. Jh. Prieſter und Mönche theilnamen, haben dieſe die Regel Benedicts angenommen, erhielten 1246 einen Großmeiſter und wurden durch Pius V 1571 als bloße Gewerksanſtalt aufgelöſt, vielleicht auch wegen der weſentlichen Gleichſtellung von Prieſtern, Mönchen und Laien.

§ 114. Stiftung der Ritterorden.

Die Grundlage des Ritterthums ist das Heeresgefolge der Comites, und das Vorwalten der Reiterei, deren Tacitus gedenkt; das Pferd hat hierdurch eine politische, selbst eine kirchliche Bedeutung erhalten. Der Ritter ward nicht als solcher geboren, doch gab adlige Geburt dazu eine nähere Berechtigung und Verpflichtung, aber jeder Freigeborne konnte diesen Adel mit dem Schwerte gewinnen. Fragt man nach der Blüthe der Ritterzeit, so weist fast jedes Jahrhundert des Mittelalters auf ein Jahrhundert über das eigne zurück bis auf König Arthur und Kaiser Karls Tafelrunde. Diese Blüthe ist nur in der Poesie gewesen, und hat sich in der Wirklichkeit nur verkümmert dargestellt. Aber auch darin war etwas Ideales: die wilde Kraft und rohe Tapferkeit ermäßigt durch Ehre, Galanterie und Lehnstreue. Die Feste dieses Ritterthums waren Turniere, nicht ungefährliche Spiele; von den Päpsten mehrmals verboten als nicht eine militia, sondern malitia, die darin Gefallenen sollen nicht begraben werden, mehrmals sind ihre Witwen nach Rom gewandert und haben da allerdings Gnade erlangt. Richard Löwenherz und Friedrich II haben ei[ne] Saracenen auf dem Schlachtfeld zu Rittern geschlagen, Ludwig d[er] Heilige hat vorher ihre Taufe gefordert. Allerdings hatte der Ritterschlag auch eine kirchliche Bedeutung, und wo er nicht auf dem Schlachtfelde geschah, erfolgte er vor dem Altar; dann ging eine einsame nächtliche Waffenwacht in der Kirche voran. Die Weihe wurde erth[eilt] durch einen Schlag mit dem Schwert irgend eines angesehnen Ritters als Sinnbild jeder für Christus zu ertragenden Mühsal und Schma[ch].

Als das höchste in der damaligen Schätzung galt in der Welt d[as] Ritterthum, in der Kirche das Mönchthum; durch die heiligen Kri[ege] ward beides verbunden: ein ritterliches Mönchthum und ein mönchisches Ritterthum. Mitveranlassend mochte der Assassinenstaat sein, ei[ne] Häresis des Islam, von deren Lehre nur dies grauenvolle Wort v[er]lautet: „Nichts ist wahr, und Alles ist erlaubt.“ Festgesetzt in ein[er] Reihe von Burgen auf der Höhe des Libanon, das gemeinsame Oberhaupt der Alte vom Berge, welcher den Seinen als Incarnation d[er] Gottheit galt. Seine Macht bestand in seiner Leibgarde, genannt „d[ie] sich Aufopfernden“, aber auch bereit zu jedem Mord auf seinen Befeh[l]. Dieses soll bewirkt worden sein vornehmlich durch den Haschisch-Tran[k], dem eine Wirkung gleich dem des Opiums zugeschrieben wird. Jung[e] Männer, welche zur Aufname bestimmt waren, wurden, nachdem

ihre Phantasie aufgeregt ist durch Bilder der Freuden des Paradieses, durch einen Schlaftrunk betäubt, aus dem sie erwachen mit vollster Kraft und Lust des Genusses in einer Herrlichkeit, welche ihnen als das geträumte Paradies erscheint. Nachdem sie einen Tag in seinen Genüssen geschwelgt haben und wirklich ermüdet eingeschlafen sind, erwachen sie am nächsten Morgen in der gewohnten Umgebung, aber mit dem vollen Glauben an die Wirklichkeit ihrer Genüsse, die durch einen freien Tod nach dem Befehl des Alten vom Berge für immer gewonnen werden können, daher ihre Opferfreudigkeit zu erklären ist aus der Sehnsucht nach dem Paradies. Eine Gesandtschaft der Kreuzfahrer an den Alten vom Berge wollte gesehen haben, daß ein schöner Jüngling, der die üblichen Erfrischungen credenzte, auf einen Wink des Alten einen Dolch in seine Brust stieß und leblos zu ihren Füßen lag. Auch wandte der Alte die Blicke seiner Gäste nach einer Schildwache, die hoch auf steilem Felsenberg über ihnen stand, und auf einen schrillen Ton sich ebenso tödtete, so daß der Leichnam über den Felsen herabstürzte.

Solchen Thaten und Geschichten gegenüber mochte wohl der Gedanke kommen, daß nur eine ähnliche strenggeschlossene Verbindung auf rein religiösen Grundlagen dieser verruchten und doch auch todesfreudigen Macht gewachsen sei, sie ist fast gleichzeitig in drei Zweigen entstanden, und der Heerstamm der Kreuzfahrer geworden. Vorerst die Johanniter haben mit Gastfreundschaft und Krankenpflege begonnen, 1118 erscheinen sie zuerst in der Schlacht als milites hospitales S. Johannis. Ordenstracht über der Rüstung ein rother Mantel mit weißem Kreuz. Die Templer so genannt wegen ihrer ersten Herberge neben dem einstmaligen Tempel, Ordenstracht auf weißem Mantel rothes Kreuz, in ihrem Wappen zwei auf Einem Pferde, zum Andenken an ursprüngliche Armuth und Brüderlichkeit. Auf der Synode zu Troyes 1128 wurden sie bestätigt als durch den h. Bernhard gerühmt, nicht daß er ihre Regel geschrieben hätte, aber im Tractatus de nova militia hat er sein Ideal dessen was dieses Ritterthum sein sollte, ausgesprochen. Der dritte Orden, die Deutschen Ritter, hat wieder mit einem Spital begonnen, durch Bürger von Bremen und Lübeck gegründet, aber bald von Rittern in Beschlag genommen. Sie hatten zur Tracht den weißen Mantel mit schwarzem Kreuz.

Das stehende Heer der Kirche im Morgenlande, erlangten diese Orden als allgemeine Adelsverbindung auch große Besitzungen im Abendlande, die beiden ersten unter romanischen Völkern, der dritte im deutschen Osten. Ihre Disciplin war rein militärisch, aber auch

klösterlich streng. Die Ritter allein waren die Regierenden. Geistliche haben sie unter sich gehabt, doch nur um unabhängig zu bleiben von fremden Priestern. Sie weigerten sich von ihrem Grundeigenthum den Zehnten zu zahlen, erlangten Exemption von dem Einflusse des betreffenden Bischofs und päpstliche Freibriefe gegen Bann und Interdict. Früh schon vernemen wir Klagen des Bischofs von Jerusalem und des morgenländischen Klerus gegen ihre Übermacht, und dieses geistliche Ritterthum verstand gegen den Klerus mit gleichen Waffen zu kämpfen. In seiner Unabhängigkeit, doch auch durch das Zerfallen mit dem Klerus hat es begonnen sich loszureißen von seiner Wurzel.

Der spanische König Sancho III schenkte die von den Mauren bedrohte große Stadt Calatrava den Cistercienſern 1156 unter Bedingung der Gründung und Erhaltung eines Ritterordens als Ordo de Calatrava mit dem Gelübde immer wach zu sein und den Schwachen gegen den Mächtigen zu vertheidigen. Vom Mönchthum sollten sie verschont bleiben, jeder Ritter könne sich ein Weib nemen um Unzucht zu meiden. Dieser Orden hat nur eine städtische, allenfalls nationale Bedeutung erlangt.

Cap. IV. Die kirchliche Wissenschaft.

§ 115. Wissenschaftliche Bildung des 9. Jahrhunderts.

In der Zeit der Kirchenväter waren die Dogmen der Kirche wesentlich festgestellt worden, seitdem die Grundlage alles Glaubens und religiösen Denkens in der Kirche. Die mittelalterliche Theologie ist nur Verarbeitung dieser Dogmen als eines Stoffes, an welchen sie sich gebunden fühlt. Unser Gegenstand ist das allmäliche Herauswachsen einer neuen kirchlichen Literatur und Wissenschaft aus den Trümmern der antiken kirchlichen Bildung. Rabanus Maurus ist durch den Wunsch die Örtlichkeiten der Schrift aus eigner Anschauung kennen zu lernen jung nach Palästina gekommen. Als Alles von Ludwig dem Frommen abfiel, hat er ihn getröstet, in den Thronstreitigkeiten der Söhne ist er aus Fulda, seiner Abtei, vertrieben worden. Fast über alle Bücher des A. und N. Testaments hat er Commentare verfaßt. Einige Festhymnen stammen von ihm, so das Veni Creator Spiritus. Sein großes encyklopädisches Werk de Universo enthält die Weltkunde der Kirchenväter, bloß gelehrte Überlieferung; nach seinem Dafürhalten, daß heilsamer sei die Auslegung der Kirchenväter zu wiederholen, als anmaßend Eignes an den Tag zu fördern. So ohne litera-

rische oder wissenschaftliche Eigenthümlichkeit hat er in deutschen Landen große Wirksamkeit geübt.

Der Literatur des 9. Jh. ist eigenthümlich ein gemäßigter Gegensatz gegen Bilderdienst und seine Gegenstände, angemessen der Stellung Karls d. Gr. zu diesen Dingen, darin etwas Protestantisches uns anheimelt.*) So hat Agobard, Erzbischof von Lyon [†841], gegen die Verehrung von Engeln und heiligen Menschen geschrieben: man solle sie ehren durch Liebe, nicht durch Cultus. Unsre Hoffnung soll auf Gott gestellt sein, nicht auf Menschen, damit nicht das Wort des Propheten uns treffe: Verflucht wer sich auf Menschen verläßt! Auch hat er gegen allerhand Volksaberglauben als Heidenthum geschrieben, vornemlich gegen das Land Magonia, woher Schiffe aus den Wolken kämen, die den Hagel brächten, um dann die damit niedergeschlagenen Früchte wegzuschaffen. Bei Lyon sind drei Menschen gesteinigt worden als aus solchen Schiffen herausgefallen. Gesteigert wurde dieser Gegensatz zu den Äußerlichkeiten des Aberglaubens durch Claudius, Lehrer an der Hofschule, seit 830 Bischof von Turin. Nur Fragmente seiner Schriften sind auf uns gekommen. So gegen die Anbetung des Kreuzes: „Sollte man das Kreuz anbeten, weil Christus daran gestorben ist, so auch vieles Andre, das nach dem Fleische ihm nah verbunden war, wie der Esel, auf dem er geritten ist. Gott aber hat befohlen das Kreuz zu tragen, nicht es anzubeten." Er hat Kreuz und Bilder aus seiner Kirche entfernt. Als Paschalis I kraft apostolischer Gewalt dieses mißbilligte, hat er demselben entgegengehalten: Apostolicus sei nicht derjenige, der auf dem Lehrstuhl des Apostels sitze, sondern der die Pflicht eines Apostels erfülle, mit der Hindeutung auf eine unsichtbare Kirche. Dagegen Jonas, Bischof von Orleans, hat die Bilder in der Kirche zum Andenken und als Verschönerung vertheidigt, auch die Wallfahrten als schöne Sitte, wiefern ein frommer Sinn darin sich zeigt. In seiner Laienanweisung wies er nach, wie man auch in hohen weltlichen Verhältnissen ein gottgefälliges Leben führen könne. Hinkmar, Erzbischof von Rheims, hat in seinen Briefen und Streitschriften bald gegen die Krone für die Freiheit der Kirche, oder für das Recht der mißhandelten Königin, bald gegen den Papst für die fränkische Nationalkirche, bald

*) Reuter, Prof. in Göttingen, hat die Geschichte der religiösen Aufklärung im MA. [2 B. Brl. 875. 877] geschrieben, anhebend mit Claudius und Agobard und bis auf Friedrich II. Wenn man dieses Werk als etwas ganz Neues gerühmt hat, so ist allerdings die Zusammenstellung einzelner Blitze des Geistes und der Vernunft ihm eigenthümlich. Aber die Kirchengeschichte hat doch solche Sonnenblicke der religiösen Vernunft bisher nicht unbeachtet gelassen. Es ist eine fleißige geschichtliche Untersuchung ohne besondere Gunst für die Aufklärung.

gegen Kleriker und Bischöfe für die erzbischöfliche Macht geschrieben, deren Untergrabung durch Pseudo-Isidor er erlebte.

Einsam auf einem Berggipfel im Reich des Geistes steht Joh. Scotus, von England um 850 nach Frankreich gekommen, auch Erigena genannt als aus Irland. Er war Hausgenosse Karls des Kahlen; nach der bekannten Anekdote fragt der König, als sie einander gegenüber bei Tafel saßen, welcher Unterschied sei zwischen einem Scot und einem Sôt. Dieser habe geantwortet: der Tisch. Er ist Vorsteher der Hofschule geworden und wohl erst nach dem Ableben seines Königs ist er über's Meer in die Heimath zurückgekehrt, um der durch König Alfred gegründeten Klosterschule Malmesbury vorzustehn, hier auch begraben, nach später Sage durch die Griffel seiner Schüler erstochen. Sein Werk De Divisione Naturae ist die erste christliche Philosophie in der germanischen Kirche, in der Form eines Gesprächs zwischen dem Lehrer und seinem Schüler. Erigena denkt groß über die Bedeutung des Unterrichts, über seine Geistesgemeinschaft in der höchsten Beziehung. So spricht der Lehrer: „Wir, indem wir disputiren, werden gegenseitig in einander verwandelt. Sofern indem ich einsehe, was du einsiehst, werde ich deine Einsicht und auf eine gewisse unaussprechliche Weise bin ich in dich verwandelt worden. Auf ähnliche Weise, wenn du rein einsiehest was ich einsehe, bist du meine Einsicht geworden, und aus zwei Einsichten wird Eine." Also die Einheit des Gedankens, wie sie durch rechten Unterricht entsteht, wird zur Gemeinschaft der Geister und bewirkt, was wir sonst nur als Einheit der Herzen in gegenseitiger Liebe denken. Divisio naturae ist ihm Entwicklung alles Seins in vier Arten des Daseins, Welt- oder Naturgeschichte zugleich Geschichte der Gottheit. Man könnte dies in neuerm Sinne pantheistisch nennen, doch nicht so grob als wenn alles sinnlich Bestehende Gott sei, vielmehr er schreibt: Deus non est, sed superest, er ist nicht in der gewöhnlichen Existenz, sondern über ihr, über jeden menschlichen Gedanken erhaben, die Welt seine Erscheinung, er ihr Wesen. Solche Anschauung war unvereinbar mit der biblischen Vorstellung der Schöpfung, gegen die es heißt: „Wenn wir hören, Gott ist der Schöpfer aller Dinge, so dürfen wir das nur verstehen, er ist in Allem, ist der Grund in allem Dasein." Offen behauptet er das Recht der Vernunft, über alle Überlieferung zu entscheiden. Wie nun verhält sich eine solche Philosophie zur Kirche, ja selbst zur h. Schrift? Erigena antwortet: „Die in der Form der Überlieferung verhüllte Philosophie ist Religion, die aus der geschichtlichen Offenbarung durch die Vernunft enthüllte Religion ist Philosophie." Der Schüler er-

ſchrickt vor dem Gedanken, daß von Gott weder Handeln noch Bewegtwerden, weder Liebe noch Geliebtwerden auszuſagen ſei, mit wieviel Stellen der H. Schrift dies im Widerſpruch ſtehe, welches Ärgerniß es den Einfältigen geben müſſe, da ſelbſt die Ohren der als weiſe Geltenden davor ſchauderten. Der Lehrer beruhigt ihn: wie allerdings die H. Schrift die Offenbarung göttlicher Wahrheit enthalte und nicht willkürliche, ſondern für uns nothwendige Symbolik der Selbſtoffenbarung des Abſoluten ſei, ſo müſſe man, um auf die rechte Weiſe von Gott zu reden, ſich an die Darſtellungsweiſe der H. Schrift halten, aber wohl bedenken, daß ſie durch vielfältige Sinnbilder der menſchlichen Schwäche zu Hülfe komme. Hiernach zu unterſcheiden zwei Seiten der Wahrheit: Philoſophie die Wahrheit an ſich oder doch auf der Suche nach ihr, Religion die der menſchlichen Beſchränktheit angemeſſene verhüllte Wahrheit. Angeſchloſſen mit eigenem philoſophiſchen Tiefſinn an die Schriften des Dionyſius Pſeudo-Areopagita, des großen göttlichen Offenbarers, hat Erigena die Chriſtianiſirung des Neuplatonismus fortgeführt: der Begriff des Gottmenſchen als Urmenſchen, die Einigung des Endlichen und Unendlichen; alles Seiende hat aus Gott ſeinen ewigen Ausgang und ſeine ſtete Rückkehr zu Gott iſt Verſöhnung. So gleicht er dem Januskopf, das eine Geſicht nach den griechiſchen Kirchenvätern zugewandt, das andre mit dem Blick auf die kommende Scholaſtik, denn auch mit Ariſtoteles iſt er wohlbekannt. Seine Philoſophie ſcheint ſeinem Zeitalter fremd und unbekannt geblieben zu ſein, doch in der Aufſchrift eines Gedichtes heißt er Sapientissimus. Als im 13. Jh. die Kirche ſich verwahrte gegen pantheiſtiſche Secten, iſt ſein Andenken erneuert und nunmehr verdammt worden, ſein Hauptwerk blieb vergeſſen bis ins 17. Jh.

Das 9. Jh. hat noch den Anfang einer deutſch-evangeliſchen Poeſie des Lebens Jeſu gebracht, das Evangelienbuch Otfrieds von Weißenburg, evangeliſche Geſchichte in anmuthigem Deutſch: „thaz wir Kriſte ſungen in unſere Zungen.“ Noch mehr den Heliand, altſächſiſche Evangelien-Harmonie in der epiſchen Sprache des Heldenliedes: Chriſtus als milder Volkskönig, der durch das Land zieht um zu rathen, zu kämpfen und in dieſem Kampfe für die Seinen zu ſterben. Die Apoſtel ſeine Gefolgsleute, der Glaube die Treue zu ihm, die Berge Paläſtinas nordiſche Felſen, die Wüſte urdeutſche Waldeinſamkeit. Es war doch eine Morgenröthe ohne Tag, denn noch manche Jahrhunderte mußten vorüber gehn, bevor eine deutſche vom Chriſtenthum durchdrungene Literatur erſchien.

Alle Gelehrſamkeit hieß Clergie als Wiſſenſchaft des Klerus, Karls

d. G. Söhne groot clercs, Cassandra, Priamus' Tochter, groot clergesse; so gab selbst die Sprache Zeugniß, daß die germanische Kirche im Alleinbesitz der Wissenschaft sei. Alfred, dieser Karl d. G. Englands, hat im Kampfe gegen die Einfälle der Normannen auch die geistigen Kräfte zu Hülfe gerufen: er hat die nationalen Sagen und Lieder gesammelt und des Boethius Buch vom Trost der Philosophie übersetzt. Sein und Karls d. G. Werk ist nach doch nur scheinbarem Schlummer im 11. Jh. mächtig aufgelebt.

In den beiden dogmatischen Streitigkeiten des 9. Jh. ist die Ahnung großer kirchlicher Kämpfe enthalten.

§ 116. Abendmahls- und Prädestinationsstreit.

Die alte Kirche hat immer ein Verhältniß angenommen zwischen dem Brot und dem Leib des Herrn, das sie bald symbolisch, bald mystisch faßte. Nach der römischen Liturgie wird Leib und Blut des gegenwärtigen Christus geopfert und gespendet. Dies mit der Absicht ihm begriffliche Gestalt zu geben, hat Paschasius Radbertus, Abt von Corvey, derb sinnlich gefaßt durch den Begriff der Verwandlung: Brot und Wein werden in denselben Leib, den die Jungfrau Maria geboren und der am Kreuze gehangen hat, verwandelt durch das Zauberwort hoc est corpus meum. In dieser Theorie: wie der Wille Gottes die Ursache der Schöpfung ist, so bleibt er die einzige Ursache aller Veränderung in der Welt. Alles geschieht unmittelbar durch Gott; und darin besteht das Wesen eines jeden Dinges, daß es dem göttlichen Willen gehorcht. Durch einen in der H. Schrift verheißnen göttlichen Willensact wird nun das Brot vernichtet, der Leib des Gottmenschen gleichzeitig geschaffen, die äußeren Scheinbilder, die Accidentien von Brot und Wein bleiben. So hat er nicht die Macht des Priesters bei dieser Wandlung hervorgehoben, sondern die allumfassende Schöpferkraft Gottes. Als Motiv, warum die Wandlung nicht auch äußerlich sichtbar wird: es sei ein Mysterium für den Glauben, nicht ein Miraculum für den Unglauben. Dazu die göttliche Herablassung zu dem menschlich natürlichen Schauder, wirkliches Fleisch und Blut zu verzehren. Da die Vorstellung irgend einer wunderbaren Gemeinschaft zwischen Brot und Leib Christi galt, so wollten die Gegner, voran der gelehrte Rabanus Maurus, dieses Unbestimmte festhalten gegen die Neuerung. Doch war die Lehre des Paschasius die scheinbar frömmere, auch faßlicher dem Volksverstand, wie sie sich berufen mochte auf Erzählungen von wirklich sichtbarer Verwandlung. Von Gregor d. G.

erzählt ſein Biograph im 8. Jh.: eine fromme Römerin kommt zum Altar, ihr will der Papſt die Hoſtie ſpenden mit den Worten der Liturgie: corpus domini nostri. Sie ſpottet deſſen: „Ach, ich habe ja ſelbſt das Brot gebacken und muß am beſten wiſſen, daß es nicht der Leib unſeres Herrn iſt.“ Da betet Gregor um ein Zeichen gegen ihren Unglauben. Er legt die Altardecke auf die Hoſtie, und als er ſie aufhebt, ſiehe da, ein blutiger Finger liegt an der Stelle. Wieder legt er die Decke darauf und ſein Gebet um Verwandlung wird erhört. Dies entweder hierarchiſches Kunſtſtück oder ſpätere Legende. Damals iſt über den Streit der Gelehrten nichts kirchlich entſchieden worden, das 9. Jh. ſcheint wie überraſcht den unbeſtimmten Inhalt ſeines Glaubens in ſolcher bedeutſamen Schärfe zum Ausdruck gebracht zu ſehen.

Das Geſchick Gottſchalks iſt ein Zeichen für die dauernd zweideutige Stellung der Kirche zum Andenken Auguſtins. Ein junger Mönch aus edlem ſächſiſchen Geſchlecht, als Knabe dem Kloſter zu Fulda geopfert, hatte die Befreiung vom Mönchsgelübde auf einer Synode zu Mainz erlangt, insbeſondere kraft dieſes Rechtsgrundſatzes: weil bei ſeiner Darbringung nur fränkiſche, nicht ſächſiſche Zeugen zugegen geweſen wären, wenn doch nach ſächſiſchem Recht ein Freigeborner ſeine Freiheit nur verlieren könne durch das Zeugniß von Männern des eignen Stammes, ſo zugleich eine Principienfrage über deutſches Stammrecht. Der Abt Rabanus machte doch erfolgreich ſeine Anſprüche geltend: Gottes Recht über den Mönch geht über das Volksrecht. Durch Verſetzung nach dem Kloſter Orbais kam der deutſche Mönch in den Sprengel Hinkmars von Rheims. Im Kampf um ſeine perſönliche Freiheit, im Leben unter Verhältniſſen, deren Druck ſchwer auf ihm lag, iſt er veranlaßt worden zum Nachſinnen über die menſchliche Freiheit überhaupt, und nachdem er ſie vergebens geſucht im eignen Leben, hat er ſie verleugnet im allgemeinen und höchſten Sinne. Was zufällig in ſeinem beſonderen Zuſtande, hat er gefaßt als metaphyſiſche Nothwendigkeit. Seine Lehre, an Auguſtin angeſchloſſen, iſt doch anders gewendet. Jener bei ſeiner Leugnung der Freiheit, ging aus von Sündenfall und Erbſünde, als durch welche alle ſittlich religiöſe Kraft gebrochen ſei, alſo das ganze Geſchlecht Adams in Sünde hingegeben, davon einige nach Gottes ewigem Rathſchluß gerettet werden aus dieſem allgemeinen Elend, andere dem Verderben überlaſſen bleiben. Dagegen Gottſchalk ausgeht von der Unveränderlichkeit Gottes. Gott weiß, wer ſich bekehren werde, aber ſein allmächtiges Vorherwiſſen, ſeine Präſcienz iſt Prädeſtination, und zwar eine zweifache, der Einen zum Guten, der Andern zwar nicht zum Böſen, aber zum

Tode, nach seiner Gerechtigkeit zur ewigen Verdammniß, nach seiner Barmherzigkeit zum ewigen Heil. Hierauf haben die Gegner den alten Vorwurf erhoben, daß diese Lehre zur Verzweiflung führe, unvereinbar mit der Güte Gottes sei, und Rabanus deutete sie so: auch wer gut und fromm sein will, ist er prädestinirt zum ewigen Unheil, so ist doch alles vergeblich. Wenn Augustin einst durch seine Person seine harte Lehre schirmte, so hat Gottschalk die entgegengesetzte Wirkung geübt. In sich verbittert, unter aufgezwungenen Verhältnissen hat er einen Traum: der Erzbischof Hinkmar als Antichrist, er selbst auf dem bischöflichen Stuhle. Er erzählt das Hinkmar und fordert die Feuerprobe, über vier Fässer brennenden Pechs will er hinweggehn, Gott werde ihm seine Hand reichen. Hinkmar schalt das prahlerische Versprechen des neuen Simon Magus und ließ ihn auspeitschen, bis Gottschalk seine Schriften ins Feuer warf. Auf seine Appellation blieb Papst Nicolaus unthätig, wie die römische Kirche sich immer zu diesem Dogma schweigend verhalten hat. 20 Jahre hat Hinkmar jenen nicht im Kloster, sondern im Kerker gehalten. Auf dem Sterbebette hat er ihm Aufhebung des Bannes und Frieden angeboten, wenn er seine Verwünschungen gegen ihn zurücknemen und ein Glaubensbekenntniß unterzeichnen wolle. Dennoch, „ungebeugt, aber auch unversöhnt ist Gottschalks Seele gegangen an ihren Ort."

§ 117. Anregung unter den Ottonen.

Man nennt insgemein das 10. Jh. das dunkle, doch auch in der Literatur ist es nicht gänzlich ohne Sterne. Durch die Verbindung des sächsischen Kaiserhauses mit Constantinopel erwachte am Hofe die Erinnerung des classischen Alterthums bis zum Traume der Erneuerung des römischen Kaiserthums in ursprünglicher Gestalt. Das Strafgericht der Kaiser über die Päpste gab einem freisinnigen Urtheil über die Gebrechen der Kirche Raum. Kaiser Heinrichs jüngster Sohn **Bruno**, Erzbischof von Cöln [† 965], der noch culdeische Einwirkung in sich aufgenommen und in seinem ernsten christlichen Herzen neben den Reichsgeschäften Raum gefunden hat für die Andacht zu den Classikern, war die Seele des Kaiserhofes. Aus diesem Bildungskreis nationaler Tüchtigkeit im römisch-christlichen Gewande stammt die Nonne von Gandersheim Hroswitha [† um 984], gebildet durch die Äbtissin Herberga, eine Nichte Ottos I. Sie hat die Thaten Ottos d. G. auf Wunsch seines kaiserlichen Sohnes als Epos geschrieben, der Schluß jedes Buches in gereimten Hexametern. Da die Nonnen ihres Klosters die sitten-

losen Komödien des Terenz, es ist nicht gesagt ob lasen oder auch aufführten, hat sie sechs christliche Komödien verfaßt, Allegorien oder Erzählungen, ihr Inhalt Bekehrung der Heiden, Märtyrerthum, die Liebe von der Religion überwunden, und das ist die Geschichte jeder aufrichtigen Nonne. Das komische, sogar burleske Element fehlt nicht durchaus: Als Diocletians Statthalter gefangene heilige Jungfrauen in seinem Sinn gebrauchen will, umarmt er, durch göttliche Schickung verwirrt, statt ihrer in der Nacht allerlei Kochgeschirre und Bratpfannen und kommt so geschwärzt und zerrissen wieder heraus, daß seine eignen Leute ihn für einen Teufel halten, ihn verfolgen und durchprügeln. Die Nonnen von Gandersheim mögen sich mit Aufführung dieser Komödien unterhalten und erbaut haben, wenn schon die Darstellung übersinnlicher Sprödigkeit etwas lebhafte Farben des Gegentheils erfordert hat. Diese Komödien, 1501 von Celtes herausgegeben und nur in einer Handschrift erhalten, sind als humanistische Erdichtung verdächtigt worden, nicht Hroswitha, sondern Celtes und seine Genossen hätten sie gemacht.[a]) Wir haben allerdings keine genaue Kunde von den Zeitgenossen, doch im Inhalt ist nichts, was dem 10. Jh. widerspräche.

Ratherius[b]), geboren im Gebiet von Lüttich, als Knabe dem Kloster Laubes dargebracht, in Kirchenvätern und Classikern nach Möglichkeit belesen, und durch König Hugo Bischof von Verona. Doch an Kirchengut benachtheiligt, öffnet er das Thor von Italien einem deutschen Fürsten. Zur Strafe im Thurm von Pavia, verfaßt er dort sein Kampfbuch, Agonisticum, sittliche Anweisungen für alle Stände. Nach mehrjähriger Gefangenschaft flüchtig erhält er durch Otto I das Bisthum Lüttich; wegen strenger Forderungen vertrieben, wird er durch Otto in Verona wieder hergestellt, bis ihn auch hier der Klerus vertreibt. Mit Schätzen beladen kehrt er nach Deutschland zurück und kauft sich eine Abtei nach der andern in den Niederlanden. In seiner Schrift de contemptu canonum hat er ein verzerrtes Bild der Sittenlosigkeit des Klerus aufgestellt. Seine Forderungen bezeugen allerdings die damalige Verwilderung, Kleriker sollen nicht mit Sporn und Schwert an den Altar treten, nicht berauscht die Messe lesen. Er klagt, daß die Geistlichen ihre Söhne zum Altar führen und ihre Töchter an Geistliche verheirathen, so daß sich das ungeistliche Leben ins Unendliche fortpflanze. Sie dagegen: er mache den Weg ins Himmelreich zu eng. Seine Rechtfertigung hat er in der satirischen

a) Aschbach, Rosw. u. Celtes. Wien 868. Dagegen R. Köpke, Hrotsuit. Berl. 869.
b) Vogel, Prof. d. Theol. in Wien, Rather. u. d. 10. Jh. Jena 854. 2 B.

Form einer Selbstanklage[a]) geführt, in der weder er selbst noch sein Jahrhundert geschmeichelt ist. Weil seine Feinde ihn beim Kaiser anzuschwärzen suchen, habe er selbst die Vorwürfe gegen sich gesammelt: „Er befiehlt unerhörter Weise seiner Gemeinde Gott zu dienen, er verheißt nur den Mühseligen und Beladenen das Reich Gottes. Immer steckt er die Nase ins Buch, lobt Niemand, tadelt immer sich selbst, freilich ohne die Sünden, die er bekennt, zu lassen. In seinem Vaterland war er vielleicht ein Stallknecht, darum ist ihm alle Ehre so werthlos; vielleicht ist er der Sohn eines Zimmermanns, und darum so eifrig im Bauen von Kirchen. Er ruft oft Wehe über sich. Man hat ihn sagen gehört: was willst du wieder von mir, Teufel, bin ich dir nicht schon genug ergeben! Er dient dem Kaiser nicht, kommt nie zum Heer, und geht nur, wenn er muß, an den Hof. Er bittet den Kaiser um nichts und läßt vielmehr die Güter seiner Kirche verloren gehn. Von Würfelspiel, Hunden und Falken will er gar nichts wissen, und möchte am liebsten mit seinen Büchern den ganzen Tag allein sein. Er sagt, daß er schon um die Sünden seiner Diöcesanen die Verdammniß verdient habe. Es rührt ihn so wenig, wenn man übel von ihm redet, daß er neulich einem Verläumder zwölf Goldstücke gab, damit er dafür den ganzen Tag auf ihn schimpfte." Am Ausgang seines bewegten Lebens bestellt er sich die Grabschrift: „Zertretet Füße der Menschen das nutzlos gewordene Salz". So stellt sich an ihm dar eine seltsame Mischung von höherer Bildung und Geschmacklosigkeit, von sittlichem Ernst und unruhigem leidenschaftlichem Treiben.

Die Araber hatten seit dem 8. Jh. die Naturwissenschaften als die naturgemäße Blüthe ihrer Civilisation und das dahin Gehörige aus der griechischen Literatur sich angeeignet; ihre Schule zu Cordova [s. 980] erregte die Aufmerksamkeit der christlichen Nachbarländer. Mathematik, Naturkunde, Sternenkunde wurden vornehmlich in Spanien getrieben, letztere als Astrologie, Sterndeutung hat in das Mittelalter Eingang gefunden, ihre Aussagen als vorbedeutend für menschliches Geschick. Der arabische Einfluß wird uns durch Gerbert repräsentirt. Er hat das arabische Zahlensystem in das christliche Abendland eingeführt, für Kaiser Otto hat er die berühmte Sonnenuhr in Magdeburg aufgestellt und dabei zur Richtigstellung Beobachtungen über den Polarstern gemacht. Aus der Nachrede von seinem Bunde mit dem Teufel hat man zuviel geschlossen auf eine gänzliche Entfremdung jenes Zeitalters mit der Wissenschaft. Er ist zuletzt doch Bischof

a) Qualitatis coniectura cuiusdam.

und Papſt geworden, und die Bedeutung, welche die Schule von Rheims unter ihm erlangte, ſowie ſein Anſehen in Frankreich und Deutſchland erweiſt, daß er nicht ſo einſam in ſeiner Zeit geſtanden hat, als nach der italieniſchen Nachrede ſcheinen möchte.

Zur Bildung des Klerus gehörte das Glaubensbekenntniß, das Vaterunſer und die Zehn Gebote auswendig herbeten zu können, auch etwas Leſen und Schreiben, weil ſie Briefe und Urkunden aufzeichnen mußten. Beiſpiele der Unkunde und Verdumpfung zeigen ſich in Menge. In Vicenza fand Ratherius Anthropomorphiten, die dabei blieben, daß Gott in menſchlicher Geſtalt zu denken ſei, mit Berufung auf den Spruch: „Die Augen des Herrn ſind gerichtet auf die Gerechten und ſeine Ohren auf ihre Gebete.“ In den Kloſterſchulen ward das Latein als eine lebendige Sprache getrieben, und Unkunde dieſer Sprache galt jedem Kleriker als Vorwurf. So erklärt ſich die Neckerei Kaiſer Heinrichs II mit ſeinem Schulfreunde, dem angeſehnen Biſchof Meinwerk von Paderborn. Er ließ durch deſſen Caplan in ſeinem Meßbuch in der Formel Oramus te pro famulis et famulabus tuis die Anfangsbuchſtaben verlöſchen und bat unerwartet den Biſchof ihm eine Meſſe zu leſen für die Seelen ſeiner Eltern, der Biſchof betete richtig Oramus te pro mulis et mulabus tuis. Meinwerk war ein wunderlicher Charakter, ſein Leben durch einen Zeitgenoſſen iſt ein Muſter für das Leben eines künftigen Heiligen und hat doch nichts verborgen. Anlaß jener Neckerei war die Habſucht des Biſchofs, wenn auch nur in Kirchenſachen. Er fahndete derzeit auf einen geſtickten Mantel des Kaiſers. Als der ihn einmal abgelegt hat, prakticirt er ihn weg und hängt ihn auf in ſeiner Kirche. Als der Kaiſer ſich darüber beklagt, erhält er die Ausrede: Beſſer im Tempel Gottes hängen, als deine ſterblichen Gliedmaßen bedecken! Heinrich mußte ihm eine Domäne dafür geben. Als der Kaiſer ihm die Urkunde dieſer Schenkung mit unfreundlichen Worten über ſeine Unerſättlichkeit übergibt, hebt ſie der Biſchof jubelnd über ſein Haupt: „Selig biſt du o Kaiſer, und für ſolche Schenkung wird dir der Himmel offen ſtehn! Seht es alle Völker und betrachtet es alle Gläubige! ſolche Darbringung iſt die Verlöſchung der Sünden, ſolches Opfer gefällt dem Herrn wohl und bürgt der Seele Heil!“ Ihn zu prüfen und zu ſtrafen, ließ der fromme Kaiſer durch einen Notar auf einen Pergamentſtreifen mit goldnen Buchſtaben ſchreiben: Meinwerce Episcope dispone domui tuae, morieris enim quinta die, „beſtelle dein Haus, denn nach fünf Tagen wirſt du ſterben.“ An der kaiſerlichen Tafel wurde dieſer Streifen von der Decke genau auf ſeinen Platz herabgelaſſen, es überlief ihn kalt, er ging hinaus, überall fand

er ähnliche Todesworte. Er vergabt und verschreibt all das Seine den Armen, unter Fasten und Gebet nimmt er Abschied und bringt die fünfte Nacht auf dem Boden seiner Kirche zu. Als er früh nichts vom nahenden Tode fühlt, merkt er die Absicht und stärkt sich mit Speise. Kaiser und Kaiserin kommen zur Kirche und gratuliren dem neuen Lazarus. Aber Meinwerk hält eine heftige Rede ans Volk: das bischöfliche Ansehen sei verspottet, das Kirchengut verschleudert. Alle die darum wissen bedroht er mit dem Bann. Kaiser und Kaiserin verließen sogleich die Kirche, der Bischof wurde besänftigt durch reichlichen Ersatz.

Wenn es gemeine Rede geworden ist: Christus habe im 10. Jh. geschlafen, so ist er im 11. erwacht.

§ 118. Die Universitäten.

Die frische Erhebung im geistigen Leben der Kirche war nicht bloß äußere Anregung, sondern Entwicklung eines innerlich bereits Vorhandenen. Schon in Chroniken des 11. Jh. ist es ausgesprochen, daß mit der Herrschaft, dem Kaiserthum, auch die Wissenschaft auf das Abendland übergegangen sei. Die Burgen derselben waren die Universitäten.

Ihre Veranlassung war das Aufblühen einiger Städte, die durch Einrichtung eigner Schulen die Klosterschulen überboten, das Auffinden des alten römischen Rechtsbuches der Pandekten und die neue Bekanntschaft mit Aristoteles. Nach früherer Ansicht ist Aristoteles durch die Araber im christlichen Abendlande bekannt geworden. Doch hat Jourdain erwiesen: bis ins 13. Jh. kannte man im Abendlande das Organon nur nach der lateinischen Übersetzung des Boethius, dann erst ist man mit dem griechischen Text bekannt geworden. Die ersten Universitäten waren städtische Schulen, die durch einen berühmten Lehrer eine große Anzahl Scholaren versammelten. Zu Universitas ist nicht literarum zu ergänzen, auch mit studium generale wird nur bezeichnet, daß jeder Fremde Zutritt hat. Vielmehr ist es gleich Corporatio, eine Genossenschaft der Lehrenden und Lernenden, also Universitas magistrorum et scholarium, Anfangs in freier Selbstverwaltung. In Bologna wählten die Studenten aus ihrer Mitte den Rector; Friedrich I, der Hohenstaufe, gab ihnen die Wahl in Civil- und Criminalsachen Recht zu nehmen vor dem Rector oder dem Bischof. In Paris sind gleich von Anfang an strengere Formen eingeführt worden, noch verschärft, als gegen das Ende des 13. Jh. Robert von Sorbonne eine Anstalt (bursa, Convict) für Lehrer und Studenten

nach Art klösterlichen Zusammenlebens auf dem Berg der h. Genovefa begründete, jetzt Quartier latin, und die theologische Facultät von Paris heißt seitdem Sorbonne. Im Mittelalter war sprichwörtlich diese Vertheilung der höchsten Güter der Menschheit: Romae Sacerdotium, Germaniae Imperium, Parisiis Studium, da selbst Päpste sich in wissenschaftlichen Fragen an die Sorbonne wandten. Die Macht der mittelalterlichen Universitäten war das mündliche Wort, als es noch keine Presse gab, also die Bücher selten und theuer, daher sie auch Dictir-Anstalten werden konnten, wiefern nicht ein geistvoller Docent die Vorlesung belebte; dazu das Imponirende der Massen von Studirenden, deren Bologna zuweilen mehr als 10000 zählte. Hier wurde die öffentliche Meinung gebildet, hier die Generation erzogen, die theils schon in hohen Ämtern stand, theils gewärtig war solche einzunemen in Kirche und Staat. Eine lange Studirzeit wurde gefordert. In Paris galt fünf Jahre Logik und Philosophie zu studiren, Theologie vier Jahre. Die Universitäten galten als kirchliche Institute, da man gewohnt war, die Wissenschaft als Eigenthum der Kirche anzusehn. Auch Bologna erhielt durch das kirchliche Recht eine kirchliche Färbung. Die Päpste haben zuweilen in den natürlichen Verlauf eingegriffen, so hat Honorius 1216 die Landsmannschaften in Bologna verboten, die naturgemäß als Volks- und Sprachgenossen zusammenhielten: wenn sie auch guten Anfang hätten, so nämen sie gewöhnlich ein schlechtes Ende; das ließ sich doch nicht durchführen. Dagegen die Gunst der Päpste erweist, daß sie ihre Stellung und die wahren Grundlagen ihrer Macht damals verstanden, akademische Studien galten auch für Bischöfe als ehrenvoller Grund ihrer Abwesenheit aus der Diöcese. Gegen Übertheuerung und Haftname Schulden halber haben die Päpste Decrete erlassen und in den zuweilen blutigen Wirren mit den Städten gern der Universität beigestanden. Auch übten diese selbst eine Art Bann durch Einstellung ihrer Lectionen, dieser Strike wurde von Städten und Staaten gescheut, wiefern er geübt wurde in gerechter Noth, es war als wenn die Wissenschaft ihre Segnungen zurückziehe und die alte Nacht wieder hereinbreche.

§ 119. Der zweite Abendmahlstreit.

Die Dialektik als die Kunst des freien selbstbewußten Denkens und im Kampf der Gegensätze entwickelte und erprobte sich zunächst in dem dogmatischen Streit, den auch Rafael in der Disputa benutzt hat, um allegorisch die Theologie darzustellen. Der literarische Streit des

9. Jh. über den Inhalt des Abendmahls wurde im 11. Jh. ein kirchlicher durch die Einmischung der Kirchenbehörde, zum Theil auch des kirchlichen Volkes. Berengar, Vorsteher der Schule von Tours und nachmals Archidiakon von Angers, war freisinnig, selbständig, etwas gebildet, hochgehalten unter den Mönchen in Südfrankreich und unter seinen Schülern, welche er, wie seine Gegner sagten, durch süsse Rede und Sorge für ihre Bedürfnisse, nämlich die leiblichen, gewann. Er hat sich einmal darauf gelegt, die Grammatik zu vertheidigen, eine neue Aussprache des Latein einzuführen. Seine Abendmahlslehre hängt zusammen mit dem Grundcharakter seines Christenthums, im Gegensatz zu seinem Zeitalter hat er es aufgefaßt als Geist. Ihn schaudert vor dem Gedanken, Fleisch und Blut des Herrn zu verzehren, sein Lieblingsspruch: ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr. Das steht ihm klar und fest: er verwirft die Lehre des Paschasius von der Verwandlung der Substanzen, doch sei das Dargebotene nicht gemeines Brot. Wiefern nun eine Vereinigung mit Christus gedacht werden soll, hat er bald von geistiger Kraft gesprochen, die von ihm ausgehend mit dem Brote sich vereinige, dies auch im uneigentlichen Sinne eine Verwandlung, bald sieht er nur ein Erinnerungszeichen darin, eine Einigung des Gedankens der Gläubigen mit Christus. In diesem Sinne schrieb er an seinen gelehrten Freund Lanfrank, damals Scholasticus im Kloster Bec, der die Lehre des Paschasius festhielt, doch mit der Wendung, daß der wirkliche Körper Christi im Himmel von der Verwandlung ganz unberührt bleibe: wenn er Paschasius anneme, Erigena mißbillige, so müßten ihm auch Ambrosius, Hieronymus, Augustin als Ketzer gelten. Die Denunciation dieses Briefes führte trotz gelehrter Unterstützung zunächst zur Verdammung Berengars. Es war der alte Gegensatz zwischen Vernunft und kirchlicher Überlieferung. Daher Lanfrank über das Geheimniß des Glaubens lieber hören und glauben wollte die Auctorität des Satans als der Dialektik. Berengar klagte: Der Dialektik zu entfliehen, ist man zum Unverstand geflohen. Doch ist er nicht eigentlich durch priesterliche Macht unterdrückt worden. Vielmehr Hildebrand, damals noch Legat in Frankreich, hat große Anstrengungen gemacht, die tobende Menge in Tours zu beschwichtigen, ihm genügte das schriftgemäße Bekenntniß, daß Brot und Wein im Abendmahl Leib und Blut Christi sei.

Gegen das französische Volk und den Klerus suchte nun Berengar auf seines Beschützers Rath Hülfe in Rom bei Nicolaus II.

Hier, da Hildebrand nicht zugegen war, siegte Cardinal Humbert und die Partei der Eiferer, und ein Bekenntniß ward Berengar vorgelegt, das freilich jede geistige Deutung ausschloß, an derbsinnlicher Betrachtungsweise den Paschasius noch übertreffend: daß Brot und Wein sei wahrer Leib und Blut Christi und in sinnlicher Weise [sensualiter], nicht nur geistig [sacramento], sondern in Wahrheit von den Händen der Priester gefaßt, zerbrochen und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt werde. Zum Scheiterhaufen geführt, bedroht mit Prügeln und Schwertern, warf sich Berengar mit diesem schriftlichen Bekenntniß zur Erde und seine Vertheidigungsschrift ins Feuer. Bald aber über die Alpen zurückgekehrt, schmähte er den Papst: papa non pontifex, sed pompifex et pulpifex und entschuldigte seine Raschheit mit Todesfurcht. Nun begann ein dialektischer Briefwechsel mit Lanfrank, der seit 1070 Erzbischof von Canterbury geworden war: ob denkbar sei das Fortbestehen der Accidentien nach Vernichtung der Substanz, doch waren des Gegners tiefliegende Gründe nicht der Dialektik entnommen, sondern kirchlich-religiös: wenn das geweihte Brot blos Erinnerungszeichen an Christus ist, dann ist Christus nicht wahrhaft gegenwärtig, und diese Gegenwart in Fleisch und Blut war der natürliche Ausdruck für die sinnliche Frömmigkeit des Mittelalters. Noch einmal kam Berengar nach Rom, Schutz suchend bei dem mächtigen Gönner, nun Gregor VII. Der hätte ihn gern gewährt, er ließ Aussprüche der Kirchenväter zusammenstellen und durch einen für heilig gehaltenen Einsiedler die Mutter Gottes fragen. Diese erklärte: es sei genug was in der H. Schrift stehe und dem widerspreche Berengar nicht. Der Papst verlangte endlich das Bekenntniß einer Conversio, immer noch der mildere Ausdruck einer Veränderung, statt der Verwandlung. Gregor hatte nicht Lust seine anhebende Weltherrschaft durch ein subtiles Dogma zu erschüttern, schon nannten Freunde Heinrichs IV ihn einen Berengarischen Ketzer, daher er für hinreichend hielt ihn persönlich zu schützen. Er entließ ihn mit einem Briefe, welcher jeden mit dem Banne bedrohte, der jenen, der römischen Kirche Sohn, einen Ketzer nennen würde, und Berengar verbrachte seine letzten Tage im Stillleben auf der Insel S. Come. Sein Andenken wurde noch lange in Tours gefeiert, aber der Glaube an das Übernatürliche, nicht Naturgemäße siegte in der dem Volke faßlichen Anschauung der sinnlichen Gegenwart Christi durch den Zauber der Verwandlung [Transsubstantiatio], und mit ihr die Verherrlichung des Priesterthums, daß der Priester durch sein Wort den Gott-Menschen erschaffe.

§ 120. Scholastik und Mystik. Erste Periode.

Von Griechenland in seiner Blüthe wurde durch schole die Muße von Staatsgeschäften bezeichnet, welche dem Dienste der Kunst und Wissenschaft zufiel, etwa wie in Rom otium. Unter den spätern Griechen wurde davon die Bezeichnung abgeleitet für Rhetoren und Advocaten, zur Zeit Augustins für Männer der Schule, Gelehrte, zur Zeit Karls d. G. für Vorsteher von Klosterschulen. Der eigentliche mittelalterliche Begriff ist erst mit der Sache selbst entstanden. Der zu sich selbst kommende Geist fragt die Dinge nach dem Warum und Woher? Alle Wahrheit erweist sich dem erkennenden Geist als solche durch das Bewußtsein ihres Grundes. Der erwachende Geist des Mittelalters will die religiöse Wahrheit erkennen, da ihn am meisten interessirt, was den Menschen selig macht. Aber der religiöse Inhalt ist bereits fast ganz durch eine unfehlbare Kirche gegeben, sonach bleibt nur das Geschäft der Vermittlung zwischen der kirchlichen Satzung und dem erkennenden Geiste, also Nachweisung, warum die Kirchenlehre religiöse Wahrheit sei. Voraussetzung ist dabei, daß es nur eine Wahrheit giebt, dieselbe Wahrheit in der Kirche und im denkenden Geiste, also die Vernünftigkeit des Christenthums und diese gleichgesetzt mit der Kirchenlehre. Die Kirchenväter hatten den Inhalt des Christenthums zu Begriffen, Dogmen, entwickelt, die Scholastiker wollen diese in ein Ganzes, in ein System bringen und dem menschlichen Geist als wahr erweisen. So haben sie zum Inhalte die Form gebracht. Danach ist Scholastik die Wissenschaft, die Schule, die sich neben dem kirchlich Gegebenen geltend macht. Dazu kam die Persönlichkeit der Scholastiker. In der Zucht aristotelischer Logik gebildet, waren sie Lehrer an Klosterschulen oder Universitäten, Mönche oder Kleriker, Einige haben Bisthümer erlangt als Preis oder Ruhestätte. Meist ziehen sie umher wie irrende Ritter, ihre Lanzen sind Begriffe, Disputationen ihre Turniere. Doch waren sie nicht Buchstabengelehrte, manche vielmehr in hoher Lebendigkeit des akademischen und kirchlichen Lebens. Zwar haben sie sich eine fremde Philosophie und Sprache mühsam angebildet, doch behandelten sie dieses Latein wie eine lebendige Sprache mit neuen Wortbildungen besonders für das Abstracte, das dem classischen Latein fast ganz fehlt, wie ens, absolutum, identitas, aliquitas, quidditas, haecceitas. Ihr erster Kampf war gegen die positiven Theologen gerichtet, die doctores sacrae paginae, die dabei stehen blieben, daß etwas überliefert sei. Da zeigten sie sich als scharfe, mitunter als mächtige Geister. Ihre Schranke

war die unabänderliche Kirchenlehre und die Unbekümmertheit um Wirklichkeit, Erfahrung und Geschichte. Sie kannten die Natur nur im Reich des Gedankens und theilten so das Traumleben des Mittelalters. Das Pochen auf Begriffe führte zur sophistischen Taschenspielerei. Als der Kaiser Konrad III vom Abte Wilibald den Beweis vernam, daß er nur ein Auge habe, oder zwei, oder drei, hat er erwidert: „In Wahrheit, die Gelehrten führen ein spaßhaftes Leben." Wir dürfen uns darauf beschränken, aus der Schaar der Scholastiker in diesem Zeitraum zwei zu nennen als ihre Repräsentanten.

Anselmus von Aosta, Schüler und Nachfolger des Lanfrank in der Klosterschule wie im Erzbisthum Canterbury, der so abhängig von seinem Beichtvater wie unabhängig von seinem König war, steht am Eingang der Scholastik, halb noch ein Kirchenvater, sofern er mehr auf Ausbildung der einzelnen Dogmen als auf ihre systematische Zusammenfassung hingewandt ist. Aber vom Grundtrieb der Scholastik ist auch er ergriffen: ist man zum Glauben gekommen, so ist es eine große Nachlässigkeit, sich nicht auch vom Grunde des Glaubens zu überzeugen, daher a fide ad intellectum. Sein Monologium ist ein Nachsinnen über allgemeine und besondere geoffenbarte Religion, jene die ursprüngliche Gotteslehre aus dem Begriff des Absoluten. Das Proslogium ist eine Anrede an Gott sich finden zu lassen und die Anforderung an sich selbst zum vollen Bewußtsein zu gelangen, darin der Mensch sich findet als abhängig von Gott. Das ist die natürliche Religion, die jedem mitgegeben ist, aber sie ist verloren gegangen durch die Sünde. Cur Deus homo? Warum mußte so Ungeheures geschehn, daß Gott selbst Mensch wurde? Hätte nicht auch auf andere Weise den Menschen geholfen werden können? Die Antwort lautet: Um alle Güter der Welt sollte der Mensch nicht dem Willen Gottes widerstreben, nicht Gottes Gebot brechen. Nun aber ist das durch den Fall Adams geschehen, und der Gottheit dadurch eine unendliche Beleidigung widerfahren. Und solch unendliche Schuld, die auf der Menschheit lastet, konnte nur gesühnt werden durch den Tod des Gottmenschen, als Satisfaction der durch die Sünde verletzten Ehre Gottes, ein ritterliches Gegenstück zu Augustins Erbsündenlehre.

Am Ausgange der Periode steht Petrus aus Novara in der Lombardei, daher Lombardus. Durch wohlthätige Freunde in seiner Studienzeit, besonders den h. Bernhard unterstützt, hat er in Paris als ein angesehener Docent gelehrt, das Vorgetragene kurz, einfach und verständlich mit dem Zweck, die Festigkeit des Glaubens darzuthun, das Verborgne zu öffnen und auf ewige Zeugnisse zu gründen. Er

nannte dies, was wir eine Dogmatik nennen, Sententiae, wiefern es gutentheils aus Kernsprüchen der Kirchenväter und der H. Schrift besteht, davon er selbst den Beinamen des Magister Sententiarum erhielt. Als dem Bruder des Königs das Bisthum Paris angetragen wurde, hat dieser statt seiner seinen alten Lehrer, den Lombarden, empfohlen.

Die Philosophie war kirchlich, die Scholastiker kirchliche Philosophen, weil alles geistige Leben diesem höchsten Interesse dient. Doch hat sich bereits ein eignes Gebiet dieser Philosophie begründet, als Dialektik, Lehre von den Denkgesetzen und wie danach die Wahrheit zu finden und zu behaupten sei. Der Dialektik erster Gegenstand ist das Verhältniß des Gedankens zum Sein, des Begriffs zu den Dingen, ein Unterschied, der schon in der altgriechischen Philosophie zwischen Plato und Aristoteles bestanden hat, aber erst in der „Einleitung" des Neuplatonikers Porphyrius als die erste Frage der Philosophie aufgestellt worden ist. Die allgemeinen Begriffe wurden universalia genannt, die wirklichen einzelnen Gegenstände res. So ist die Schönheit ein Allgemeinbegriff, ein universale, das schöne Bild eine res. Über das Verhältniß dieser beiden zu einander schieden sich zwei Systeme. Der Nominalismus behauptet, erst durch Betrachtung der Einzeldinge entstehen die allgemeinen Begriffe, die Idee der Schönheit ist abgezogen aus schönen Kunstwerken, sie selbst nichts Wirkliches, also die universalia nur Namen [nomina] und ihre Entstehung post rem. Dies im Wesentlichen die aristotelische Anschauung. Dagegen der Realismus achtet die Allgemeinbegriffe für ursprünglich im göttlichen wie im menschlichen Verstande, wie Plato lehrt, alles Schöne stammt aus der Idee der Schönheit, diese selbst also ante rem, und die universalia sind realia. Daher auch in den wirklichen Dingen ist das Wesentliche, daß sie den Allgemeinbegriff in sich enthalten, darstellen in re; was außerdem noch besteht ist zufällig, accidens. Aber was geht das die Theologie an? Doch hat zu bestimmten Dogmen der Gegensatz Einlaß gefunden, z. B. dem Realismus ist die Menschheit ein wirkliches Ganze, sonach denkbar ist, in Adam haben Alle gesündigt und durch die Schuld des Einen wird das Ganze getroffen, dagegen dem Nominalismus die Menschheit nur etwas Gedachtes ist, daher für ihn jene Folge des Sündenfalls als allgemeine Schuld nicht eigentlich besteht. Die göttliche Dreieinigkeit ist dem Nominalismus ein Gattungsbegriff, ein universale, nichts Wirkliches, sondern wirklich nur die drei göttlichen Personen, zusammengefaßt in der Einheit eines allgemeinen Begriffs, daher der Nominalismus

angeklagt wurde tritheistisch zu sein, und Roscellin ist deshalb im Streit mit Anselm dem Gericht der Kirche verfallen. Seitdem galten die Nominalisten als die freier Gesinnten, im Verdacht der Überhebung gegen die Dogmen der Kirche, während doch die ganze Scholastik ihnen zustrebte.

Der Verstand aber, der die Wahrheit erkennen will, ist nur die eine Seite mittelalterlichen Geisteslebens. Die Scholastik hat nicht Klöster gegründet, nicht Dome erbaut, noch Kreuzzüge ausgesandt; der Geist, der das gekonnt, hat in der Literatur sich dargestellt als Mystik, die sich zu Gott in überschwänglichem Gefühl erhebt und Gott herniederziehn will in das eigne Herz. Heinrich Schmid, Liebner, Helfferich und Preger haben in ruhiger historischer Forschung die Thatsachen dargestellt; Görres, er selbst im Schwunge phantastischer Mystik, greift mitten in den Gegenstand hinein, aber unbekümmert um den historischen Beweis, besonders wo er die Mystik nicht in der Literatur, sondern im Leben der Heiligen findet, nimmt er alles Sagenhafte, Wunderbare als Thatsache.

Die Scholastik hat ihr Heimwesen auf der Universität, die Mystik im Kloster. Beide berufen sich auf Augustin, der die Keime von Beiden noch in sich trägt. Weil im Genuß wie in der Wehmuth des Gefühls, zumal des religiösen, etwas liegt, das nicht im Begriff aufgeht, ist dieses Gefühlsleben abgewandt der Forschung. Die Mystik sucht Gott ohne Vermittlung von Begriffen und Schlüssen, an deren Stelle die bildliche Darstellung des Sinnlich-Natürlichen tritt als ein Bild des Geistigen auch ohne Vermittlung der Kirche, doch mit ihr befreundet, wie die Kirche selbst damals noch wurzelte in frommen Gefühlen. Alle mystischen Autoren wollen klar machen, wie der Geist sich losmacht von der Creatur und erhebt zur alleinigen Liebe des Creator. Alle schildern die Stadien dieses innerlichen Wegs. Der Unterschied zwischen ihnen ist gegeben durch die Art der Einkleidung und daß der Eine aus reicherer innerer Erfahrung spricht als der Andre. Wir müssen hier abermals des h. Bernhard als Autors gedenken. Nur in der Liebe findet er die Erkenntniß Gottes, nah dem Augustinischen: „Nur so weit wird Gott erkannt, als er geliebt wird"; durch die Gnade von Seiten Gottes, durch die Liebe vom Menschen aus wird er erkannt und diese Liebeskunde von Bernhard bezeichnet als consideratio speculativa, durch welche der Mensch sich in sich selbst zusammenfaßt, um sich in Gott zu versenken. Zwar auch aus der Natur wird Gott erkannt, doch solcher Stufenleiter bedürfen nicht die Bürger (des Reichs), sondern die Fremden. Vier Stufen des Liebesweges zu Gott werden unter-

schieden: 1) Die egoistische Liebe, sie liebt Gott aus Selbstliebe, um ihn als Mittel in ihre Zwecke zu ziehen. 2) Getheiltes Herz zwischen Gott und der Creatur. 3) Die Seele liebt Gott allein. 4) Sie vergißt sich selbst und liebt sich nur um Gottes willen. Bernhard hat die Askese empfohlen, durch Fasten will er zu Gott gelangen. Seine Darstellung ist poetisch ohne daß er Dichter war, doch hat er gern in Versen geschrieben. Sein Freund, der ihm mehrere Schriften widmete, der Schotte Richard im Kloster des h. Victor zu Paris, offenbarte die Geheimnisse des Menschenherzens, mit den Worten ringend, in biblischen Allegorien, indem er die Wege der Contemplation beschrieb, auf deren Gipfel die Seele, ihr selbst entrückt, selig ist im Anschauen Gottes. Aber er klagt auch, daß er das Ziel selbst nicht erreicht habe, zu dem er andre führen will, selbst in das Allerheiligste, das er gebaut hat, nicht herein kann. Eine eigenthümliche Erscheinung ist Hildegard, die ihre Erfahrungen als göttlich offenbart mittheilte, aber mehr phantastische Anschauung als religiöses Gefühl besaß. Gegenüber dem Städtchen Bingen, wo sich das gelbe Wasser der Nahe in den Rhein ergießt, liegen die Trümmer des Ruprechts-Klosters, dessen Äbtissin sie bis 1178 gewesen ist. Vom künftigen Geschick der Kirche hat sie einiges geweissagt, das tieferen Sinn verräth, und der h. Bernhard hat ihre Offenbarungen hoch gehalten.

Scholastik wie Mystik beide berechtigt, aber jede einseitig. Der Gedanke lag nahe sie auszugleichen, aber es ist leichter eine Einseitigkeit zu erkennen als sie begriffsmäßig zu überwinden. Über Hugo von S. Victor [† 1141], einen Deutschen in Paris, ist zu sagen, er hat theilgenommen an dem verständigen Forschen der Scholastik wie an der Gefühlstiefe der Mystik. Sein Grundsatz: nur soviel kann jeder von der Wahrheit erkennen als er selbst ist (quantum ipse est), und von der Wahrheit Gottes nur soviel als er theilnimmt am Göttlichen. Dagegen Walter, Abt von S. Victor und Richards Schüler, die ganze Scholastik als Feirologie bezeichnet, nur ein Wahnsinniger könne zweifeln, daß der Teufel selbst oder ein Besessener ihre Behauptungen ausspeie, die Scholastiker mit ihrer Grammatik und Dialektik würden zum Teufel fahren. Er ist empört besonders über die kindischen und blasphemischen Fragen, die bereits von Scholastikern aufgeworfen wurden. So wenn Petrus Lombardus fragt, ob Gott nicht auch als Weib habe Mensch werden können. Wer solche Fragen stelle, der müsse vorerst sich selbst fragen, ob nicht Petrus Lombardus vielleicht als Eselin oder Hündin hätte zur Welt kommen können? Voll Zorns gegen alle Philosophie ist ihm Sokrates ein Selbstmörder, der mit Concubinen

gelebt habe, die ihn gelegentlich wegen seiner Untreue schlecht behandelten. Einen edleren Gegensatz stellt Johann von Salisbury dar, sächsischer Herkunft und Beckets treuer Genosse, mit dem Anflug echter griechischer Philosophie. Sein Policraticus ein Sittenspiegel des Hof- und Staatslebens, eine freisinnige Staatsverwaltung nach aristotelischen Grundsätzen gegen die Hofleute darlegend. Es ist eine einfache praktische Philosophie, unbekümmert um das tiefe Sinnen und Sorgen der Wissenschaft nach Wahrheit; prophetisch über den Ausgang der Scholastik sagt er, daß sie dem Leben entfremdet in Kleinigkeiten untergehen werde. Das war nicht das Urtheil der katholischen Kirche, welche ihre Kirchenväter erst mit dem 13. Jh. abschließend Scholastiker und Mystiker unter dieselben zählt. Zu Kirchenvätern fehlt ihnen antike Bildung, Schrift- und Geschichtskunde, dafür ist ihnen germanischer Tiefsinn eigen und das systematische Zusammenfassen der Dogmen.

Scholastik und Mystik sind die sich ergänzenden Bestandtheile, die beiden Hälften der mittelalterlichen Theologie. Weil aber jede nur einseitig die eine Richtung verfolgte, erscheinen sie als Gegensätze. Der Zwiespalt betrifft weniger die einzelnen Dogmen, denn die Scholastik stand auf dem Grund der Kirchenlehre und die Mystik zeigte für die Dogmen als Begriffe kein wesentliches Interesse, als die ganze Auffassung von Religion und Kirche. Dieser Zwiespalt hat sich persönlich dargestellt im Streit Bernhards von Clairvaux und Abälards.

§ 121. Abälard (1079—1142).

Abälard*) (Abeillard) ist geboren zu Palais in der Bretagne, aus edlem Geschlecht und als der Älteste zum Ritter bestimmt, aber von der Wissenschaft festgehalten, hat er sein Erbtheil mit allem Recht der Erstgeburt einem jüngern Bruder übertragen. In der Philosophie Schüler Roscellins hat er den Nominalismus desselben darin fortgebildet, daß er die allgemeinen Begriffe, die universalia, weder für wirkliche Dinge noch für bloße Worte achtet, sondern für Conceptionen des denkenden Geistes, indem er die Ähnlichkeiten der individuellen Dinge wahrnimmt und abgesehen von ihren Differenzen sie in Classen zusammenfaßt. So sei der Geist Erzeuger der allgemeinen Wahrheit.

*) Abael. et Hel. Opp. ed. (Amboise) du Chesne Par. 616. 4. Besonders die Briefe, sonst unvollständig. Ein Nachtrag der philos. Schriften durch Cousin u. A. Par. 836—859. 2 T. 4. auf Kosten der franz. Regierung herausgegeben. Die Epitome Theol. chr. [ed. Rheinwald, Ber. 835] enthält aus dogmatischen Vorlesungen den bündigen Auszug eines Zuhörers, der mit Verstand abkürzend nachgeschrieben hat.

Daraus folgt das unbedingte Recht der Logik, zurückgeführt auf den göttlichen Logos. In der Theologie hat er Wilhelm von Champeaux, damals den angesehensten Theologen in Paris, in Disputationen überwunden, der sich dann ins Kloster zurückzog, und in der Blüthe der Jahre hat Abälard höchsten akademischen und wissenschaftlichen Ruhm erlangt. Die Scholastik bewegt sich in der Lösung eines Widerspruchs: einestheils erkennt sie die Berechtigung des denkenden Geistes an, die gesammte kirchliche Überlieferung zu prüfen; anderntheils gehört sie der unfehlbaren Kirche an, welche alle Wahrheit schon zu besitzen überzeugt ist, soweit sie zum Seligwerden nöthig ist. Hiernach je nachdem das kirchliche Gemeingefühl vorwaltet, oder das Selbstgefühl des denkenden Geistes, mußten sich zwei Richtungen bilden, eine mehr orthodox gläubige und eine mehr rationalistische. So hatte Anselm gelehrt: fides praecedit intellectum, erst der Glaube, dann die Einsicht, und der erstere auch da im Recht, wo es nicht zur Einsicht kommt. Dagegen Abälard, wie entschieden er sich als großer katholischer Kirchenlehrer fühlte, gehört doch der zweiten Richtung an. Wo es voller Ernst wird mit dem Rechte des denkenden Geistes, da erhebt sich der folgerechte Gedanke: „Nichts kann geglaubt werden, als das vorher Eingesehene", nihil credi posse nisi prius intellectum. Das ist der Grundtrieb seiner Theologie, aber das Überschreitende bemerkend, läßt er in der Introductio diesen Satz nur durch einen Schüler als Problem aussprechen, er hat sich nie mit offnem Muthe zu demselben bekannt, immer fühlt er sich als Scholastiker, der in der Kirchenlehre die ewige Wahrheit findet, und das etwa Unbestimmte an derselben benutzt, um das Vernünftige und Freisinnige möglichst zu retten. Er liebt den Spruch: „Durch Zweifel kommen wir zum Forschen, durch Forschung zur Wahrheit", und beruft sich auf Sirach 19, 4: „Wer schnell ist zum Glauben, ist leichten Herzens."

Nur in der Gesinnung erkennt er die Sünde, und als frei gewollte; darin ein Gegensatz gegen die Erbsünde, nur daß er ihn nie ausgesprochen hat. Die Dämonischen im N. Testament achtet er unbedenklich für natürlich Kranke. Er zweifelt nicht an der Seligkeit frommer Heiden, nicht durch ihren Scharfsinn, sondern durch die Gnade Gottes, dessen Beistand sie erbeten haben. Im Dialogus erzählt er, wie ihm ein Philosoph, ein Jude und ein Christ im Traum erschienen sind. Jeder vertheidigt scharfsinnig seinen Standpunkt, um einen schiedsrichterlichen Spruch zu erhalten; der Schluß der Schrift, der den Spruch enthielt, gilt als verloren, Abälard hat ihn wohl nie erlassen. Er ruft Plato an und die Scipionen und viele bewundernswerthe

Vorbilder aus alter Zeit, „vor denen die Kirchenhäupter unſerer Zeit erröthen ſollten.“ In einer beſondern Schrift: Sic et non, Ja und Nein, hat er Widerſprüche der kirchlichen Überlieferung neben einander geſtellt. Hiernach, als ihm eine patriſtiſche Auctorität entgegengeſtellt wurde, war ſeine Antwort: Si omnes Patres sic, ego non ita, wenn alle Kirchenväter ſo geurtheilt haben, ich nicht alſo. Otto v. Freiſingen, der ihn jung perſönlich kannte, hat ihn bezeichnet als ſo anmaßend und ſeinem Genie allein vertrauend, daß er kaum um die Lehrer zu hören von der Höhe ſeines Geiſtes herabſtieg. Von ſeiner Begabung iſt uns noch eine eigenthümliche Nachricht durch ſichre Hand erhalten worden, lange Jahre nach ſeiner Jugend ſchrieb Heloiſe an ihn: „Ich geſtehe, daß zweierlei dir in beſonderer Weiſe gegeben waren, wodurch du die Liebe von Frauen ſofort gewinnen konnteſt, nämlich die Gabe zu dichten und zu ſingen. Du haſt im Liebesmetrum (amatorio metro) gedichtete Lieder hinterlaſſen, welche durch ihre große Anmuth ſowohl der Dichtung als des Geſanges, oft wiederholt, jeden Mund mit deinem Namen erfüllten.“ Alſo der Scholaſtiker als Troubadour, wenn unerwartet, doch nicht unerhört in dieſem Lande der Dichtung und des Geſanges, und ſo iſt wohl denkbar, daß jenes fromme Talent, ſtatt ihn zu ſtören, den philoſophirenden Docenten vielmehr gefördert habe, in den Augen und Herzen der Jugend, die aus ganz Europa auf dem Berg der h. Genovefa zu Tauſenden ſich um ihn verſammelte. So erklärt ſich auch ein ſtark poetiſch klingendes Wort, das ſich aus einer Eröffnungsrede der Vorleſungen Abälard's erhalten hat: „Omnes sitientes venite ad aquas, et bibite, inebriamini, Carissimi!“ „Alle, die ihr dürſtet, kommet zu den Waſſern und trinket, berauſcht euch, ihr Theuern.“

In dieſe Zeit ſeiner glänzendſten Wirkſamkeit fällt ſeine Liebe zu Heloiſe; ſie iſt in Liedern und Romanen gefeiert, und ihre Geſtalt ſo verklärt worden, daß ein feſter Entſchluß dazu gehört, ſich nur an ſichere Urkunden zu halten. Es hat die Theilname der Menſchen gefunden, daß der ernſte Kirchenlehrer dem heiteren Spiel der Jugend und zügelloſer Leidenſchaft ſich hingab und ſo ſchwer dafür büßen mußte. Heloiſe war die Nichte des Canonicus Fulbert, der ſeine Freude daran hatte, ihr eine gelehrte Erziehung zu geben; ſie ſprach Latein und Griechiſch, ſie betete die Pſalmen in der Urſprache, aber ſie war ſchön, genial und phantaſiereich. Damals ſtand ſie im 18. Jahre, ſpäter haben die erſten Männer Frankreichs, ſelbſt der h. Bernhard, mit Achtung und Bewunderung von ihrem Geiſte geſprochen. Abälard, damals im 40. Jahr, hatte ſie am Fenſter, nahe der Univerſität, geſehen und einige geheime Briefe mit ihr gewechſelt in gelehrter Weiſe,

damals schmeichelte ihr nur der Verkehr mit dem ruhmvollen Manne. Er veranlaßte Fulbert ihn in sein Haus aufzunehmen, indem er verhieß die gelehrte Ausbildung Heloisens zu vollenden. Der Oheim hatte die Treuherzigkeit, ihm sogar aufzugeben, wenn sie unaufmerksam wäre, sie zu züchtigen. Heloise schreibt die Ausbildung ihres reichen Wissens von ihm her, er findet sich wie ein Wolf zum Lamm gekommen. Sie haben einander in Lust und Liebe Alles hingegeben. Als die Folgen merkbar wurden, entführte er sie nach der Bretagne zu seiner Schwester und eilte zurück auf seinen Lehrstuhl. Fulbert, dem nun erst die Augen aufgingen, war in Zorn und Jammer; mehr um ihn zu beschwichtigen, versprach Abälard jene zu ehelichen, nur sollte es geheim bleiben. Als er wieder nach der Bretagne kam, fand er sie dort, sein Kind an der Brust, sie haben es genannt Astrolabium, doch weigerte sie sich sein Weib zu werden. Der alte Schröckh bemerkt dazu: im Grunde gefiel ihr verstohlene Liebe besser. Zwar Abälard war Canonicus an der Kathedrale von Paris, doch ohne Priesterweihe, so konnte er heirathen, aber er blieb dann ausgeschlossen von allen Würden der Kirche, und schon für Gelehrte, für Scholastiker galt das Familienleben als etwas Unerhörtes. Heloise will das Opfer seiner kirchlichen Stellung und Erwartungen nicht: „Nein, Abälard, so schamlos bin ich nicht, zur Rettung meiner Ehre Frankreichs glänzendes Gestirn zu verdunkeln." Das war nicht gemeiner Ehrgeiz für den geliebten Mann. Endlich gehorsam seinem Willen, ist sie die Ehe eingegangen, die auf ewig geheim bleiben soll. Ahnungsvoll sagt sie: „So wird der Schmerz uns erwarten, nicht geringer als das Glück unserer Liebe gewesen ist." Sie kehrte ins Haus des Oheims zurück, in dessen Interesse es lag, da Jedermann von der Entführung erfahren hatte, die Ehe bekannt werden zu lassen. Heloise gehörte der ersten Gesellschaft von Paris an, sie stammte aus dem damals schon alten Geschlecht Montmorenci, welchem das Recht zukam die h. Jungfrau ma Cousine zu nennen, was abgesehn von Erscheinungen derselben doch wohl nur im Traum geschehn konnte. Erst scherzend wies sie die Glückwünsche zurück, dann betheuerte sie ernsthaft, daß sie Abälards Frau nicht sei, und nie sein werde. Nun ward sie im Hause ihres Oheims gekränkt, er droht, dann auch alle Annäherung zu verhindern. Deshalb brachte sie Abälard in das benachbarte Kloster Argenteuil, wo sie als Kind erzogen worden war. Hier hat er sie oft insgeheim besucht, und Fulbert beschloß sich zu rächen. So kam jene furchtbare Nacht, in der durch gedungene Banditen insgeheim an Abälard geschah, was einst Origenes an sich selbst verübt hatte. Nach dem Kirchengesetz konnte ein Entmannter

nicht Biſchof noch überhaupt Prieſter werden. Selbſt die Theilname an ſeinem Unglück hatte etwas Verletzendes, es hat ſich noch ein Brief des Priors von Deuil an Abälard erhalten, darin ihm zum Troſt die Vortheile dieſes neuen Zuſtandes geſchildert werden. Frankreich war entrüſtet über die Unthat. Den Thätern wurden durch gerichtlichen Spruch die Augen ausgeſtochen und nach dem Jus talionis an ihnen gehandelt. Fulbert, da über ihm ein milderes geiſtliches Gericht ſtand, wurde entſetzt und ſeine Güter confiscirt. Heloiſe bewährte den Ernſt ihrer Liebe, noch vor Abälard that ſie zu Argenteuil die ewigen Gelübde.

Wiefern Abälard die freieſte Entwicklung der Scholaſtik und zugleich eine hochangeſehne Perſönlichkeit darſtellte, war er für den Angriff der Myſtik wie gemacht. In ſeiner „Einleitung zur Theologie" hatte er's ausgeſprochen: es ſei lächerlich zu glauben, was man nicht verſtehe. Was werde dadurch gewonnen, wenn man den Eingang des Johannes-Evangeliums für ein undurchdringliches Geheimniß halte! Sein Sinnen war vornehmlich auf die göttliche Trinität gerichtet. Jedenfalls ſei vernünftiger, unter den drei Perſonen Macht, Liebe und Weisheit zu denken und ſie zu einer Vollkommenheit zu vereinen, als gar nichts. In der Vorrede ſeines Werks erklärt er, er werde widerrufen, wenn er etwas unwiſſend gegen den katholiſchen Glauben gelehrt habe und einer der Gläubigen kraft der H. Schrift oder durch das Anſehn der H. Schrift es widerlege. Es klingt wie eine Weisſagung auf die Worte von Worms. Darauf kommt auch der Vorwurf Otto's von Freiſingen zurück, daß Abälard die drei Perſonen zu ſehr verdünne*), theologiſch ausgedrückt, daß er die drei göttlichen Perſonen zu ſabellianiſchen Eigenſchaftsbegriffen herabgeſetzt habe. Zu ſeiner Anklage haben ſich die Biſchöfe Frankreichs auf der Synode zu Soiſſons 1121 vereinigt. Er wollte ſeine Lehre vertheidigen, zur Widerlegung fehlte den Biſchöfen der Muth: „Mit einem Mann ſollen wir ſtreiten, deſſen Beweiſen und Trugſchlüſſen die ganze Welt nicht widerſtehn kann!" Seine Einleitung in die Theologie wurde als ungläubig zum Feuer verurtheilt, und er gezwungen ſie hinein zu werfen. Wer konnte ihn zwingen? Doch iſt mancher edle Geiſt ſolchem Zwang unterlegen; der feſtgebliebene Autor wäre wohl ſeinem Buch ſelbſt ins Feuer gefolgt. Nun finden wir ihn eingeſchloſſen im Kloſter S. Denys. Von hier, da er ſein Leben bedroht glaubte durch die Mönche, weil er ihr gehalt- und zügelloſes Leben rügte, iſt er Nachts entflohen. Ungewiß wohin ſich zu wenden gedachte er eines einſamen Waldthales, das einſt auf ſeiner Wanderung

*) Nimis attenuans, non bonis usus exemplis.

durch die Wälder der Champagne ihn angezogen hatte. Dorthin geht er mit einigen Gefährten, sie erbauen sich eine Hütte, daneben eine Kapelle von Laubholz, so unentbehrlich erschien den Menschen jener Zeit die gottesdienstliche Stätte. Der Besitzer schenkte ihnen ein Stück des Waldes und sie führten fortan ein Einsiedlerleben. Als in Paris bekannt wurde, Abälard ist frei und wohnt einsam im Walde, zogen Schaaren von Studenten dorthin. Sie bitten ihn Vorlesungen zu halten, und er hebt an unter einem alten Baume. So führen sie ein schönes unbeschränktes Dasein außerhalb des conventionellen Lebens, eine Universität im Walde. Als später auch Architecten kamen, haben die Häuser gebaut und eine Kirche von Stein, welche Abälard für Trost in der Einsamkeit und unter der Jugend dem Parakleten, dem Tröster, weihte. In diese Kirche hat er, seiner alten Liebhaberei nachgebend, eine Bildsäule der göttlichen Dreieinigkeit gesetzt, eine Statue mit drei Köpfen, alle einander gleich, nach innen verwachsen.

Wodurch dies heitere Leben nach vier Jahren geendet hat, ist nicht ganz klar. Der Enthusiasmus hält selten lange aus. Doch Abälard spricht von neuen Verfolgungen seiner kirchlichen Feinde. So folgt er einem Rufe zur Verwaltung des Klosters S. Gildas zu Ruits in seiner fernen Heimath Bretagne. Damals war eben durch einen Rechtsstreit das Kloster Argenteuil aufgelöst, Heloise und die anderen Nonnen heimathlos, ihr übergab Abälard seine von den Studenten erbaute Niederlassung, sie die erste Äbtissin von Paraklet. Damals eine arme Besitzung, ist sie durch die Theilname an Abälard und durch die Verehrung Heloisens mit reichen Gütern begabt worden. Abälard erscheint seit seiner Katastrophe hart und streng. Im Kloster zu Ruits war sein Leben mehrmals in Gefahr. Einst starrte er hinaus in das Gewoge des atlantischen Oceans, der an den Felsen des Klosters brandete, und sprach zu sich: „Der Fluch des Kain verfolgt dich bis ans Ende der Welt.“ In solcher Stimmung hat er einem Freunde, dem's auch bös gegangen sein mag, zum Trost die Geschichte seines Lebens beschrieben unter dem Titel: Historia calamitatum mearum. Diese Schrift kam Heloise zu Händen, die seit Jahren Nichts von ihm vernommen hatte, und gab ihr Anlaß zu einem Briefe, dem ersten echten von den auf uns gekommenen. Sie hebt an mit der Klage, daß er so lange sie weder durch seine Gegenwart erquickt noch durch einen Brief erfreut habe. Sie steigert den Vorwurf sogar bis zum Verdacht: „Begierde hat dich mehr an mich gefesselt als Freundschaft, brennende Lust mehr denn Liebe. Nun vorbei ist was du begehrtest, ist auch verschwunden was du deshalb zur Schau trugst.“ Aber der Vorwurf schlägt sogleich

um in die Bitte: „Da ich nun einmal deiner Gegenwart beraubt bin, ſo reiche mir doch dein ſüßes Bild in Worten dar, an denen du Überfluß haſt.“ Es iſt eine kühne Zärtlichkeit in ihrer Rede. Sie habe für ihr Gelübde, ihre Entſagung keinen Lohn von Gott zu erwarten, da ſie Abälard mehr als Gott diene, und er mehr ihr Herz erfülle. „Du haſt mich zuerſt unter den Schleier gebracht, ehe du dich ſelbſt Gott zu eigen gelobteſt. Nur dieſes dein Mißtrauen hat mich damals geſchmerzt und erröthen laſſen; da ich doch, auch wenn du zur Hölle geeilt wärſt, dir unbedenklich gefolgt wäre, ja auf dein Geheiß mich voraus hineingeſtürzt hätte.“ Selbſt ein kühnes und freches Wort ſcheut ſie nicht, um die Unendlichkeit ihres Gefühls für ihn auszuſprechen: „Mag auch der Name Gattin heiliger und gefeſteter ſein, mir iſt die Freundin ſtets ſüßer geweſen oder, wenn du dich nicht dran ſtößt, die Buhlerin. Gott iſt mein Zeuge, wenn mir der Kaiſer die Hand zur Ehe böte und mir den ganzen Erdkreis verſpräche, werthvoller und würdiger ſchiene es mir deine Dirne zu heißen als ſeine Kaiſerin.“ So hat die Nonne dem Entmannten geſchrieben. Die Prüden und einſeitig Frommen haben dies ſchamlos genannt, es iſt doch mehr Innigkeit des Gefühls darin als manche, die aus Tugend und Frömmigkeit ein Gewerbe machen, je geahnt haben. Wer ſo uneigennützig, ohne irgend eine Hoffnung des Beſitzes einen Menſchen ſo zu lieben verſteht, für den wird ein Tag kommen, ja unbewußt iſt er ſchon gekommen, wo er auch Gott über Alles lieben wird. Abälard hat freundlich und tröſtlich geantwortet, zwar klingt etwas hindurch von dem erkälteten Herzen eines Eunuchen, doch ſoll ſie's ihm verſprechen, eine Grabſtätte im Paraklet einſt an ihrer Seite.

Der Streit des h. Bernhard mit Abälard war nicht ohne perſönliche Gereiztheit. Beide ohne hohe Kirchenwürden hatten das höchſte Anſehn in der Kirche Frankreichs, beide Geiſtesfürſten, aber ebendeshalb als in ihren Spitzen trafen die Richtungen ſelbſt feindlich in ihnen zuſammen. Das Weſen der Anklage erſieht man aus Bernhards Briefen nach Rom. An die Cardinäle: „Verlacht wird der Glaube der Einfältigen, herausgezerrt werden die Geheimniſſe Gottes, leichtfertige Fragen über das Höchſte aufgeworfen, die Väter verhöhnt.“ An den Papſt: „Ein neues Evangelium wird den Völkern gepredigt, ein neuer Glaube vorgetragen, ein anderer Grund gelegt, als der gelegt iſt. Unſittlich über die Tugenden, ungläubig über das Heiligſte, unzart über das Geheimniß der göttlichen Trinität geſtritten, Alles verkehrt, Alles gegen Gewohnheit und Überlieferung behandelt. Der Fromme glaubt und fragt nicht, der aber (Abälard) will in ſeinem

Gotteszweifel nicht glauben, was er nicht zuvor mit dem Verstand zerspalten hat." So hier der alte allgemeine Gegensatz des freien denkenden Geistes gegen das altväterliche Herkommen. Bernhards Christenthum war gläubige Hingabe eines reichen Herzens an die heilige Überlieferung, wie Otto von Freisingen an ihm bezeugt: er war credulus, glaubenslustig, scheu vor menschlicher Wissenschaft, dagegen in Abälard sich darstellt der geistvolle, in der Kirche wurzelnde, aber über ihre Formen hinausschreitende Verstand. Seine Verurtheilung war damals nicht leicht herbeizuführen, unter Bischöfen und Cardinälen saßen seine Schüler, für Bernhard war mehr die fromme Volksgesinnung, der an Abälard etwas Überschreitendes verdächtig war. Auf der Synode zu Sens [1140] war der ganze Klerus von Frankreich, auch der König erschienen. Abälard, früh gealtert, nicht mehr der gewaltige Streiter von ehemals, will sich nicht verantworten, nach eingelegter Appellation an den Papst geht er sogleich hinweg. In dem Zerrbild, das sein Schüler Berengar von dieser Synode entworfen hat, heißt es gleich in der Einleitung: Lange schon sei Bernhard als Heiliger und Wunderthäter verehrt worden, vor dessen Kleide die Teufel brüllten, nun aber habe er erst die Stacheln der schlafenden Schlange aufgeweckt, sich Abälard, der auf dem Wege Christi wandele, zum Ziel gesetzt, dem Volk gepredigt, es möge für ihn beten, im Herzen doch gesonnen, ihn aus der christlichen Welt zu verweisen. Vor die Bischöfe sei nach der Mahlzeit Abälards Buch gebracht, die Ketzereien verlesen worden, während jene scherzten, lachten, zechten. Wenn sie etwas Subtiles und Göttliches, ihren Ohren Ungewohntes vernahmen, knirschten sie mit den Zähnen und riefen: Sollen wir solches Ungeheuer leben lassen? „So stritten die beredten Becher wider das Werkzeug der Trinität, so zwangen Schweine die Perlen. Der Vorleser schrie, die trunkenen Zuhörer schnarchten. Wenn jener auf Abälards Feldern ein Dorngebüsch fand, schrie er den tauben Ohren zu: Damnatis? Manche antworteten schlaftrunken: **Damnamus** Andere aber durch das Getümmel geweckt, stotterten nur die letzten Silben her: Namus (wir schwimmen). Freilich schwimmt ihr (**natis**), aber euer Schwimmen ist ein Ersaufen."

Abälard wollte nach Rom, dort seine Sache persönlich zu führen. Auf seiner Wanderung Abends matt und krank klopft er an die Pforten von Clugny. Peter der Ehrwürdige nam ihn auf mit aller Herzlichkeit und hielt ihn von Tag zu Tage. Da kam die Nachricht seiner Verurtheilung in Rom. Der Papst hatte auf Bernhards Bericht seine Ankunft nicht abgewartet, sondern das Schlußurtheil gesprochen: ihm

ewiges Stillschweigen und seine Bücher verbrannt. Dies Resultat besonders dadurch, daß Bernhard vorstellte, Arnold von Brescia führe Abälards Lehren nur aus, und der päpstliche Spruch gilt beiden. Nunmehr schien vergeblich und gefährlich nach Rom zu gehen. Abälard entschloß sich in Clugny zu bleiben, hier hat er seine Schutzschrift verfaßt und Peter vermittelte die Zurücknahme der römischen Sentenz. In der That hatte Abälard nie mit der Kirche brechen wollen. In seinem letzten Briefe an Heloise heißt es: „Die Feinde rühmen meine Logik und schmähen mein Christenthum. Ich will nicht so ein Philosoph sein, daß ich Paulo wiederstünde, noch so ein Aristoteliker, daß ich von Christo getrennt würde." Es liegt etwas Versöhnendes und doch Trauriges in seinen letzten beiden Lebensjahren. Friedlich und hochgeehrt lebte er unter den Mönchen von Clugny, die sich freuten seine Schüler zu sein, wenn er von göttlichen Dingen zu ihnen redete, der „Philosoph Christi". Aber sein Herz war verdüstert. Er ist gestorben unter den Segnungen der Kirche. Bei seiner Bestattung sangen die Mönche:

Requiescat a labore
Doloroso et amore.
Flagitavit jam intravit
Salvatoris adytum.

Heloise bat um seinen Leichnam, sie hat ihre Liebe zu Abälard, unter den ihr nun von Gott gesetzten Schranken, immer als ihr höchstes Gut gehegt. Die Cluniacenser Mönche hielten den Leichnam fest als Heiligthum ihres Ordens, doch einige Monate nach der Bestattung ließ Petrus ihn heimlich herausnehmen, brachte ihn nach Paraklet nnd hat ihm hier die Grabschrift gesetzt: Gallorum Socrates, Plato maximus Hesperiarum, noster Aristoteles, logicis quicunque fuerunt aut par aut melior, studiorum cognitus orbi princeps, ingenio varius, subtilis et acer, omnia vi superans rationis et arte, Abaelardus erat. Die erste Hälfte bombastisch, spricht doch die hohe Meinung der Zeitgenossen von ihm aus. Heloise hat den Geliebten 21 Jahre überlebt, nach ihrem Gebot ist sie in demselben Marmorsarg bestattet. In späterer Zeit ward beiden die Grabschrift: Hic sub eodem marmore iacent huius monasterii conditor, Petrus Abeilardus, et Abatissa prima, Heloissa: olim studiis, ingenio, amore, infaustis nuptiis et poenitentia, nunc aeterna quod speramus felicitate conjuncti. Als der Sturm der Revolution auch die reiche Abtei des Paraklet zertrümmerte, wurde jener Sarkophag als alterthümliches Grabmal nach Paris in's Nationalmuseum gebracht, nachmals als Frankreich wieder kirchlich wurde, ist dieses edle Denk-

mal auf dem Gottesacker beigesetzt worden, auf welchem so viele große Todte Frankreichs bestattet sind, dem Père la Chaise, das Grabmal in gothischem Baustil wie eine Kapelle, so daß der Marmorsarg im Lichten steht, auf ihm liegen die Statuen der beiden Getreuen. Ich fand das eiserne Gitter mit frischen und welken Kränzen geschmückt.

§ 122. H. Schrift und Nationalliteratur.

Das Mittelalter hatte fast keine Geschichte seiner Vorzeit, und doch galt die Tradition sehr hoch. Man warf Gegenwart und Vergangenheit zusammen und meinte das Gegenwärtige erst in wahrer Bedeutung zu verstehen, wenn es den Charakter einer Überlieferung aus der Vorzeit trüge. Der Papst erschien als Erbe S. Peters, seine Macht über Italien als Schenkung Constantins; wiederum das Vergangene wurde in die Farben der Gegenwart getaucht, Karl d. G. wurde als Kreuzfahrer angesehn, Alexander als irrender Ritter, Elias als Mönch, Frau Venus als schöne Teufelin.

Bei der herrschenden Subjectivität war eine genaue Schriftauslegung unmöglich. Während die Juden durch arabische Bildung zur Untersuchung des hebräischen Textes kamen, erklärte man in der Kirche die h. Schrift ohne Kenntniß der Sprachen. Die Handschriften der Vulgata gingen weit auseinder. Insgemein wurden die Glossen des Walafried Strabo [849] und Anselmus von Laon [† 1117] gebraucht, Worterklärungen und Paraphrasen nach den Kirchenvätern. In dem angenommenen vierfachen Sinn der h. Schrift bezeichnen die drei höhern Stufen nur verschiedene Arten der moralischen Anwendung und Allegorisirung, durch die besonders das Hohelied kirchlich erbaulich gemacht wurde. Die Schriftauslegung des Abtes Rupert von Deutz [† 1135] ist die gewöhnliche, doch in ihrer Sprache des frommen Herzens, in dem Eifer gegen die Gebrechen der Hierarchie erkennen wir etwas Reformatorisches: der innerliche Glauben als Bedingung aller äußern kirchlichen Segnungen.

Der Hortus Deliciarum, der Lustgarten [um 1175] aus dem Elsaß, bezeugt die Freude an der h. Schrift in manchen Klöstern: eine Art Encyclopädie am Faden der h. Geschichte, je nachdem der biblische Text dazu Anlaß giebt, sind Abschnitte über weltliches Wissen eingewebt. Die Verfasserin, Äbtissin Herrad von Landsperg, sagt in der Vorrede: aus den mancherlei Blüthen geistlicher und philosophischer Schriften habe sie wie ein Bienlein unter Gottes Leitung Alles zusammengelesen. Die Handschrift, durch feine Miniaturen damaliger

Geräthschaften und Trachten für Cultur- und Kunstentwicklung wichtig, wurde auf der Straßburger Bibliothek bewahrt. Im letzten Krieg ist in jener unglückseligen Nacht mit der Straßburger Bibliothek auch dieser Schatz in Flammen aufgegangen. Glücklich war er wenige Jahre vorher durch eine treue Abschrift gerettet worden.

Manches scheinbar Fremde hat doch eine Berechtigung in der Kirchengeschichte. Die Kirche war im Alleinbesitz der Wissenschaft, ja fast der geistigen Bildung. Daher die Kirchengeschichte fleißig aufzumerken hat auf ein Wehen des Geistes von anderswoher: es sind anhebende Mächte, die einst den alleinherrschenden Katholicismus stürzen werden. Die Nibelungen, in der auf uns gekommenen Gestalt ein Gedicht des 11. oder 12. Jh., kennen das Kloster Lorch und dessen Bischof Piligrin. Aber sie enthalten einen mächtigen Nachklang der altgermanischen Götterſage: Die Götter sind untergegangen, Helden sind an ihre Stelle getreten, die auch dem Untergang geweiht sind: Siegfried wohl ursprünglich Sonnengott, Brunhilde eine Walküre, Schlachtengöttin. Das Epos eines tiefsinnigen Volks, das seine Freuden und tiefsten Schmerzen darin niedergelegt hat. Diese Helden gehn zwar zur Messe, sind aber fern von allen kirchlichen, ja christlichen Motiven. Der Herrlichste wird heimtückisch getödtet weil ein fremdes Weib ihn liebt und, verschmäht, ihn tödtlich haßt; in seinem eignen Weibe wird durch das ungeheure Leid die sanfte Natur umgekehrt, alte Liebe wird zur Rache, und in furchtbarer Blutrache geht dieser ganze Heldenkreis unter, wie die Götter in der Götterdämmerung. Das Lied hebt an mit düsterer Ahnung und verhallt in trostlosem Leide. Reue und Verzagen ist diesem Heldengeschlecht fremd: dennoch ist es durchdrungen von der Unzulänglichkeit menschlicher Kraft, die das Höchste, einen stolzen Untergang erreicht.

Der Grieche Äsop hat nur einzelne Züge der Thiere, um Lehren der Moral und Klugheit anschaulich zu machen. Im Reineke Fuchs ist ein ganzes Thierreich dargestellt als Spiegelbild der menschlichen Gesellschaft. Echter Waldgeruch kommt uns aus diesem Gedicht entgegen. In verschiedenen Jahrhunderten vielfach gestaltet bis zu der letzten Wandlung: „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen", geht durch all diese Gestaltungen auch der Scherz über den Klerus: Isegrimm geht im Schafpelz umher und läßt sich seine Platte scheeren, der Fuchs liest den Gänsen eine Messe. Auch der h. Bernhard und sein Papst werden nicht verschont, und der Verfasser des lateinischen Textes ist ein Mönch von Clugny.

Das Mittelalter war die Jugend eines neuen Weltalters und die natürliche Stimme aller Jugend ist Poesie. Der Hauptton der Trou-

badours ist Frauenliebe, selten sich über die Verherrlichung sinnlicher Schönheit erhebend. Die Kirche wird dabei nur beiläufig herangezogen: ein Troubadour erwähnt etwa, daß er eine Messe lesen lasse, um seiner Liebeswerbung Gehör zu verschaffen, oder daß er durch einen Priester sich von einem Liebesschwur habe entbinden lassen. In der Provence haben sie auch Theil genommen an der Begeisterung der Kreuzzüge, am Kampf des Staates gegen die Kirche, an ritterlichen Fehden, nicht selten in wütender Leidenschaftlichkeit. Die schwäbischen Minnesänger singen fast nur von der Liebe in zartester Huldigung. Von ihnen sagte Jacob Grimm: „Diese Sänger haben sich selbst Nachtigallen genannt und gewiß könnte man durch kein Gleichniß als durch das des Vogelgesangs ihren überreichen, nie zu erfassenden Ton besser treffen, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuen Modulationen vorkommen." Es liegt doch etwas Eintöniges, Unnatürliches darin. Noch keinem wahrhaften Mann hat Frauenliebe allein Herz und Leben ausgefüllt; wenn sinnliche Liebe das ganze Wesen eines Mannes dauernd beherrscht, so verleugnet er seine Mannesnatur und geräth in die Sphäre des Weibes, das von diesem Gefühl sein ganzes Leben bestimmen lassen darf. Einige von diesen Sängern sind doch vielseitiger. So hat Walther v. d. Vogelweid fast alle Interessen des deutschen Mannes jener Zeit in der Poesi durchlebt, er klagt über die weltliche Herrschaft des Papstes:

Es hat König Konstantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verliehn.
Speer, Kreuz und Krone,
Daß er Macht erlangte.
Da rief der Engel laut: o Weh!
Und aber Weh, zum Dritten Weh.

Aus dieser Zeit vernemen wir selbst kühne Erhebung über die allein seligmachende Kirche, wie dergleichen infolge der Kreuzzüge durch den Verkehr mit den Sarazenen hervorging. So der Vers:

Wer mag den Streit nur scheiden
Zwischen Christen, Juden, Heiden
Als Gott, der sie erschaffen hat
Und alle Ding' ohn' jemands Rath?
Der wußte wohl ihr aller Streit,
Eh' er sie schuf und auch ihr Neid.

Darin liegt schon der Nathan mit seinem Gleichniß von den drei Ringen.

Hartmann von Aue, gegen Ende des 12. Jh., ein höfischer Dichter, hat in zwei poetischen Romanen eine seltsame Mischung des Christlich-Kirchlichen und des Antiken dargestellt. Im armen Heinrich:

der Ritter Heinrich iſt vom Ausſatz befallen. Ein italieniſcher Arzt nennt als einziges Heilmittel das Blut eines reinen Mädchens, das ſich freiwillig für ihn ſchlachten läßt. Traurig kehrt der Ritter nach Deutſchland zurück. Da pflegt ihn die zwölfjährige Tochter ſeines Hausmeiers mit hingebender Treue; als ſie hört, was jener Arzt geſagt, iſt ſie auch dazu bereit, erhält von ihren Eltern die Erlaubniß und zieht mit dem Ritter nach Italien zu dem Arzt. Das Meſſer iſt ſchon angeſetzt, da wird das Herz des Ritters erſchüttert, das Kind ſoll nicht ſterben, er will ſeine Leiden als Schickung Gottes in Geduld tragen. So zieht er mit dem betrübten Kinde heim, unterwegs hat Gott den Ausſatz von ihm genommen, zu zeigen, wie lieb ihm hingeben und erbarmen ſei. Hier iſt doch die Innerlichkeit der Geſinnung ſchon entgegengeſetzt äußerlich genugthuendem Opfer. Im Gregorius iſt das Thema der Blutſchande behandelt. Der Herzog von Aquitanien hat zwei geliebten Kindern das Land hinterlaſſen, Bruder und Schweſter. Mit einander aufgewachſen lieben ſie einander und vergehen ſich mit einander. Die Frucht der verbotenen Liebe, einen Sohn, ſetzen ſie aus auf einem Kahn mit Gold und der Bitte um chriſtliche Erziehung. Ein Abt weiſt dem talentvollen Knaben, den er Gregorius tauft, den Weg zu gelehrter Bildung, aber den Jüngling drängt es hinaus in's ritterliche Leben. Inzwiſchen iſt der Herzog im Kreuzzug, in den er zur Sühne gezogen iſt, umgekommen, die vielumworbene Wittwe weiſt alle Freier zurück. Darüber wird ihr Land angefallen, die Hauptſtadt belagert. Da kommt ein junger Ritter, Gregor, der ſchlägt die Feinde und wird auf Verlangen des Volkes mit der Herzogin vermählt. Bald entdeckt ſie ſich als ſeine Mutter. Zur Buße läßt er ſich an einen Felſen im Meere ketten, der Schlüſſel wird verſenkt. Schon hat er 17 Jahre ſo geſtanden, nur von Waſſer lebend, da bricht in Rom ein Kampf der Parteien aus. Eine göttliche Offenbarung verkündigt, auf einem Fels im Meer bei Aquitanien befinde ſich ein Mann, der ſei von Gott zum Papſt beſtimmt. Die Geſandtſchaft, bewirthet von einem Fiſcher, findet den Schlüſſel in einem Fiſch und dann den Büßer, der ihnen nach Rom folgt, dort von Glockengeläut empfangen. Unter dieſem Papſt Gregor iſt ein neues geiſtliches Leben erwacht. Da kommt eines Tages auch eine Büßende nach Rom. Sie erkennt im Papſte den Sohn und Gemahl. Er ſpricht: Groß und ſchwer meiner Sünden Laſt wär', das hat nun Gott vergeſſen; und ſie leben in Frieden mit einander, zwei auserwählte Gotteskinder. So hier durch das Chriſtenthum der mildere Ausgang gegenüber der Ödipusſage, zugleich die Macht der Buße zur Sühne einer unbewußten Schuld.

Das Verhältniß der poetischen Ritterromane zur Kirche stellt sich dar in zwei Dichtungen, in denen die höchste Bildung des mittelalterlichen Romans zur Erscheinung kommt. Der Parzival des Wolfram von Eschenbach ist einer der Jünglinge, die mit unbegrenzter Sehnsucht aus der wirklichen Welt hinausstreben. Er wirft sich in die Lust der Welt, doch unbefriedigt erscheint ihm als das wiederzugewinnende Paradies der h. Graal, das Gefäß von Edelstein, das vom Himmel herabgekommen, aus welchem Christus das Osterlamm gegessen und darin Joseph von Arimathia das Blut des Herrn auffing, das aus der Seitenwunde quoll, ein Symbol alles idealen Begehrens, etwa an die Stelle des Nibelungenschatzes getreten, zugleich ein Stein der Weisen. Nach verschiedenen Sühnungen, als durch welche das Göttliche im Menschlichen entbunden wird, wird Parzival König des h. Graals. Die Kirche tritt ganz zurück, an ihrer Stelle ein Heiligthum, wie man's sich etwa denken könnte bei den Tempelherren, als die mit dem Klerus zerfallen waren. Gegen den Dualismus der kirchlichen Anschauung ist für Wolfram Gott und Welt unbedenklich zusammengefallen:

Wer Gott und die Welt kann
Behalten, der ist ein selig Mann,
Gott Niemand das entgelten läßt
Ob er der Welt Hulden hat.
Ein Mann soll Lob und Ehr' erjagen
Und doch Gott im Herzen tragen.

Im Tristan Gottfrieds von Straßburg wird eine heiße Liebe geschildert, die man verdammen muß und doch beweinen und bewundern möchte, ein Ehebruch mit dem Schein, ja mit dem Glanz der Tugend, die Rechte der Natur gegen alle Bande des Gesetzes, ähnlich wie Goethe es in den Wahlverwandtschaften behandelt hat. Tristan und Isolde, durch ein Verbrechen verbunden, erschienen dem Mittelalter als Muster ritterlicher Galanterie und treuer Liebe, erst Dante hat den strengen, sittlichen Muth gehabt, sie in der Hölle zu sehen. Wäre dergleichen durchgedrungen in die Volksgesinnung, so war die Hierarchie schon bedroht. Inzwischen blieb diese Poesie noch freies Gut der Höfe und Ritter, ein Privileg der Aristokratie. Was dem adlig Gebildeten ziemte, ward zusammengefaßt in den sieben Frummigkeiten [probitates], diese entsprechend den sieben Künsten [artes] der Gelehrten: Reiten, Speerführen, Fechten, Schwimmen, Falkenjagd, Schachzabelspiel, Sangeskunst.

Cap. V. Missionsgeschichte.

§ 123. Die germanischen Völker des Nordens.

Mächtige edle Völker sind zu dieser Zeit in das Christenthum eingedrungen, doch ist nichts Eigenthümliches durch sie innerhalb der Kirche bewirkt worden. Erst durch den Protestantismus wurden sie die Träger der geschichtlichen Entwicklung. Daher erst in späterer Reihenfolge, was in früheren Perioden vorangestellt wurde.

Bei dem Grenzverkehr mit der dänischen Mark geschah nicht selten das Primsigniren der Heiden, die prima signatio mit dem Kreuz als Zeichen einer gewissen Gemeinschaft mit Christen. Wo dann Neigung und Gelegenheit sich ergab, wurde die Taufe wenigstens auf dem Sterbebette vollzogen. Die Taufe des Dänenfürsten Harald in der S. Albanskirche zu Mainz war nur ein politischer Act. Durch einen Gegenkönig vertrieben, ward er als Christ und Lehnsmann des Kaisers durch fränkische Hülfe zurückgeführt. Am Hofe Ludwigs des Frommen stand beides, Gleichgültigkeit und Begeisterung hart neben einander. Es war üblich, daß der Getaufte ein neues wollenes Kleid erhielt. Der Kaiser erging sich mit Gefolge am Rhein. Da meldet sich Einer vom Gefolge Haralds zur Taufe im Rhein und zeigte große Eile sie zu erhalten. Das übliche Pathengeschenk war nicht zur Hand, so nahm man, was sich eben fand, um den Täufling, als er der Fluth entstiegen war, zu kleiden, der aber rief unwillig: „Ich bin schon dreimal getauft worden und habe allemal hübsche weiße Kleider erhalten; ein solcher Sack ziemt sich nicht für einen Krieger, sondern für einen Sauhirten. Schämte ich mich nicht, nackend dazustehn, so würde ich dir diesen Sack sammt deinem Christus vor die Füße werfen." So erzählts der Mönch von St. Gallen.

Beispiel des Enthusiasmus, der aushält, hat Ansgar gegeben [801—65]. Er stammt aus edlem fränkischen Geschlecht, ist als Kind dem Kloster Corvey in der Picardie übergeben, als Lehrer nach Corvey an der Weser gesandt, solche Kloster-Colonien dienten zur Bewahrung der Sachsen im Christenthum. Er hatte die Gabe sinnvoller Träume, die er als Wirklichkeit nam. Drei Tage träumt er im Fegefeuer zu sein. Da hört Christus seine Beichte und verheißt ihm das Märtyrerthum. „Gehe hin und verkünde den Heidenvölkern das Wort Gottes." Er ist eine der enthusiastischen Naturen, welche die Kraft zur Verwirklichung ihrer hohen Träume ein langes Leben durch bewahren. Harald, der ihn eingeführt hatte, ist bald wieder abgefallen.

Bei den Angeln und Sachsen, in Schleswig und Jütland fand sein
Predigt wenig Gehör. Karl d. G. hatte schon die Absicht, hart an de
Grenze der germanisch-heidnischen Völker ein Erzbisthum zu errichten
dem er alle sächsischen Bischöfe unterordnen wollte. Ludwig der Fromm
hat diese Absicht in Hamburg ausgeführt. Wie einst Bonifatius gin
Ansgar nach Rom, um das Pallium von Gregor IV zu empfangen, de
ihn zum Legaten für die Völker des Nordens ernannte. Als Hamburg
von den Dänen verwüstet und alles verbrannt wurde, nam Ansga
nichts mit sich nach Bremen, als die Gebeine eines Heiligen und sei
Brevier. Oft suchten Kranke bei ihm Heilung, er wollte nichts davo
wissen. „Wenn ich einer besonderen Gnade des Herrn würdig wäre
so würde ich ihn bitten, einen besseren Menschen aus mir zu machen.
Er hat ein Büchelchen hinterlassen, Pigmenta, Balsamgebete genannt
die Stimme eines frommen Herzens, ohne besondere Eigenthümlich
keiten. Rimbert, sein Nachfolger im Erzbisthum, rühmt an ihm di
Fähigkeit, jeden Augenblick zu weinen, er hatte eben thränende Augen
Rimbert fand ihn einst in Thränen, er meinte, daß die Verheißun
Christi nicht an ihm erfüllt werde, und jener tröstete ihn: Not
hab' er genug gelitten im Dienste des Heilandes, um ein Märtyre
zu heißen. Seine Wirksamkeit war doch überall nur eine vorbereitende
1826 hat man sein tausendjähriges Jubelfest gefeiert, in der protestan
tischen Kirche, zumal in der alten Ansgarikirche in Bremen.

Wie die Sachsen einst zum fränkischen, so verhielten sich jetzt di
Dänen zum deutschen Reich. Heinrich I erzwang dem Christenthu
Duldung, das durch den Einfluß der sächsischen Kaiser beschützt un
gewahrt, Vielen doch verhaßt blieb als ein Gottesdienst der Feind
ihres Volks. Die bleibende Verbindung mit den Normannen, die sei
Anfang des 10. Jh. in England und Frankreich Eroberungen grün
deten und mit der höheren Bildung auch den Glauben des unter
worfenen Landes annamen, gab der Sache des Christenthums neu
Kraft. Seinen Sieg entschied die Eroberung Englands durch di
dänischen Könige. Knud der Große, von seinem eignen Volke der
Mächtige genannt, hat auf allen Wahlstätten, wo Engländer un
Dänen gekämpft hatten, Klöster und Kirchen errichtet und Messen lese
lassen für die Erschlagenen beider Völker. Wegen England blieb di
dänische Christenthum römisch, mit Rom und dem deutschen Reic
sich verbinden hieß damals eintreten in den Familienkreis der civilis
ten Völker.

Nach Schweden ist Ansgar als Gesandter mit Geschenken
Kaisers gekommen. Die Volksversammlung debattirte darüber, ob r

den neuen Gott predigen lassen sollte. Dagegen wurde vorgebracht: auch ein neuer Gott könne gar kein Vertrauen zu ihnen fassen, wenn die alten so leichthin verlassen würden. Ein Greis entgegnete: „Jener Gott (der Christen) soll Einigen auf der See geholfen haben. Warum wollen wir den gebotenen Beistand nicht versuchen, da die andern Götter nicht helfen?“ Mit naiver Treuherzigkeit wurden die Götter selbst durch's Loos befragt, und sie entschieden für freie Predigt. So entstand eine allmähliche lange schwankende polytheistische Verbreitung. Seit Olaf Schooßkönig beginnt die Reihe der christlichen Könige [1008], aber erst König Inge zerstörte nach blutigem Kampf den Odhinstempel zu Upsala [1075].

Adam von Bremen erzählt: „Die Schweden pflegen denjenigen Gott zu ehren, der in der Schlacht auf seine Anrufung den Sieg verleiht, und sind schon darin einig, daß der Christengott weit zuverlässiger im Beistande sei als die andern Götter. Sie würden leicht bekehrt werden, wenn die schlechten Lehrer nicht mehr für sich als für Christus sorgten.“ Der Zehnte ist gemeint, der von den Neubekehrten unbarmherzig beigetrieben wurde. Das altchristliche Liebesmahl erneute sich germanisch als Trinkgelage. Dieses christliche Festlied hat sich erhalten:

Die guten Gesellen trinken zum Andenken Gottes
Und es freun sich Alle, die hier immer sind.
Johann hat den Becher auf Christi Wohl in der Hand,
Segne ihn Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Von einem königlichen Todtenfeste heißt es: Als König Sueno auf seines Vaters Heil getrunken hatte, tranken Alle aus großen Hörnern auf die Gesundheit Christi, dann des Erzengels Michael; endlich that man Gelübde auf heidnische Weise. Zuletzt kam es doch zur gewaltthätigen Reaction und Entscheidung mit dem Schwerte, und es läßt sich nicht streiten, daß es bei Ausbreitung des Christenthums im germanischen Norden etwas moslimisch hergegangen ist.

Norwegen sandte damals die kühnen Seeräuber aus, vor denen im fränkischen Reiche das Kirchengebet lautete: libera nos Domine a furore Normannorum. Dorthin kam im 9. Jh. das Evangelium, aber die Kunde vom weißen Christ*) im Sinne des guten, vom Taufkleid, erschien als fremde Sage. Die Stammfürsten, bisher Jeder für seinen besonderen Stammgott, wandten sich immer mehr zum Nationalkönigthum, günstig der göttlichen Weltmonarchie. Harald Schönhaar schwur in einer Volksgemeinde, nicht mehr den Landesgöttern, sondern dem

*) Vgl. Seite 32.

Weltschöpfer zu opfern, um durch dessen Hülfe ganz Norwegen unter seine Herrschaft zu bringen. Hakon der Gute [936—950], in England erzogen und gebildet, hat auf dem Reichstage zu Frosta das Christenthum wie eine andere gemeinnützige Maßregel beantragt, die Mehrheit beschloß jedoch: wir wollen dem Könige gehorchen, soweit es ohne Beleidigung der Götter geschehn kann; aber die Vertauschung derselben mit einem unbekannten Gott würde zum Verderben des Landes gereichen, das seinen Wohlstand den alten Göttern dankt, und des Königs selbst. Hakon ward genöthigt einen Becher auf Odhins Wohl zu leeren, er machte ein Kreuz über dem Trinkhorn, das Hammerzeichen Thors, wie seine Freunde entschuldigten. Drei Kirchen wurden zerstört, die Priester ermordet. Des Königs Gemüth war zerrissen, er liebte die heidnische Gemahlin und das heidnische Volk. Überfallen von seinen Bruderssöhnen, blieb er Sieger, aber todwund auf dem Schlachtfeld. Auf die Frage, ob er nach England gebracht sein wolle, in christliche Erde, antwortet er schmerzlich: „Als Heide habe ich gelebt, als Heide muß ich bestattet werden."

Ein berühmtes Skaldenlied von Eyvind Skaldaspiller enthält, wie die alten Götter und die Einherien ihn empfangen, nach Münters Übertragung:

„Göndul und Skögul (Walkyrien)
Sendet der Gothen Gott
Zu küren Könige,
Wer aus Yngves Stamme
Odin folgen
Und in Walhalla wohnen solle.

Folgt die Beschreibung der Schlacht, Hakon stirbt:

Da sprach Göndul
Auf ihre Lanze gelehnt:
Nun gedeiht der Götter Sache,
Da sie Hakon
Mit einem großen Heer
Heim zu sich geladen.
Der König vernam
Der Walkyrien Ruf.
Von der Rosse Rücken herab
Sahn sie nachsinnend aus,
Mit dem Helm auf dem Haupte,
Die Schilde vor sich haltend.
Was theilteſt Du so, sprach Hakon,
O Skögul! des Kampfes Geschick?
Ich war doch des Sieges von den Göttern werth!
Wir gaben es, sprach Skögul,
Daß Du das Feld behieltest

Und Deine Feinde flohn.
Nun wollen wir reiten,
Sprach Skögul, die Mächtige,
Zu der Götter grüner Heimath,
Odin zu melden,
Daß jetzt der mächtige König komme,
Ihn selbst zu schauen.
Hermode und Bragi,
Gebot der Götter Herr,
Geht dem Fürsten entgegen:
Denn der König,
Der der tapferste Krieger heißt,
Zieht ein in diese Hallen.
Da sprach der König,
Mit Blut besprengt dastehend,
Sehr grimmig scheint Odin uns zu sein,
Er zeigt uns sein erzürntes Gemüth.
Aller Einherien
Frieden soll Dir, Hakon, werden
Trink nun bei den Asen Meth, Du Fürstenbesieger!

Aber er traut nicht wegen des Christenthums:

Unsere Rüstung,
Sagte der gute König,
Wollen wir anbehalten.
Gut ist's, das Schwert
Zur Hand zu haben.
Da ward es kund,
Wie mild dieser König
Das Heilige verschont habe.
Und die Götter und der ganze Rath
Hießen Hakon willkommen sein.
Zur guten Stunde wird
Geboren der König,
Der solche Liebe gewinnt.
Sein Zeitalter wird
Von der Nachwelt stets
Glücklich gepriesen werden.
Fenris Wolf wird eher entfesselt
Der Menschen Wohnungen verheeren
Als ein ebenso guter,
Königlicher Mann
Den erledigten Thron besteigt.
Reichthum verschwindet,
Blutsfreunde sterben,
Land und Reich wird verwüstet: aber Hakon sitze
Bei des Himmels Göttern.

Nachdem die altväterliche Poesie dem christlichen König Walhalla öffnet hatte, haben die folgenden Könige von Norwegen gegen die

Stammheiligthümer die Einheit des Reichs im einigen Gott behauptet. Olaf Trygveſen iſt als Seeräuber in Griechenland durch einen Eremiten getauft worden, der ihm die Krone verhieß, wenn er das Chriſtenthum durchſetzen würde. Er hat die Häupter der heidniſchen Partei zu einem Gaſtmahl eingeladen und ließ ihnen nur die Wahl zwiſchen der Taufe und dem Tod. Andren hat er das Dach des Hauſes, in dem er ſie verſammelte, über dem Kopf angezündet, ſo daß ſie alsbald verbrannten. Als er im Kriege gegen Schweden fiel, entſtand die Sage, er ſei gerettet, lebe in einem morgenländiſchen Kloſter. Olaf der Dicke hat zu einer Disputation Gudbrand, ein mächtiges Stammhaupt, eingeladen, vor einem rieſenmäßigen Holzbilde Thor's, das als Werk der Götter angeſehen wurde. Gudbrand ſprach: „Wer iſt dieſer Gott der Chriſten, den Niemand geſehen hat, und Niemand ſehen kann. Wir dagegen haben einen Gott, den großen Thor, vor deſſen Anblick Jeder zittern muß.“ Olaf hatte einen ſeiner Leute von gewaltiger Leibeskraft neben ſich geſtellt: „Ihr droht uns mit euerem tauben und blinden Gott, dem ein trauriges Ende nahe bevorſteht. Aber erhebt eure Blicke nach Oſten, ſeht, wie majeſtätiſch unſer Gott, von dem ihr ſagt, daß er von Keinem geſehen würde, ſich im Lichtglanz offenbart.“ Als Alle ſich zur aufgehenden Sonne gewandt, hat jener Starke mit gewaltiger Axt das Thorbild zerſchlagen, Nattern und Ratten ſind herausgekrochen, die vom Opfermahl gelebt hatten, das zuweilen hineingeſchüttet wurde. Nach ſeinem Fall [1033] durch die Dänen iſt das Chriſtenthum gefördert worden durch den Überdruß der däniſchen Herrſchaft. Die Leiche des alten Königs wurde ausgegraben, man fand ſie unverletzt und ſie wurde auf den Thron zu Drontheim geſetzt, aus Olaf dem Dicken wurde Olaf der Heilige, und das Nationalgefühl eins mit der chriſtlichen Sache.

Island iſt von Norwegen aus bevölkert worden, dort lebten einſt einzelne freie Bauerngenoſſenſchaften. Um das Jahr 1000 kam auch dorthin die Kunde vom Chriſtenthum und durch feierlichen Vertrag einer Landesgemeinde wurde es zugelaſſen, doch ſo, daß alte und neue Religion friedlich beiſammen leben ſollten. Das hat die alte Nationalpoeſie gerettet. Die Gründung der Kirche auf Grönland beruht nicht nur auf Sagen, ſondern auf Urkunden, wie ſie in der vaticaniſchen Bibliothek noch vorhanden ſind, doch im 14. Jh. iſt dieſes Land, das hinüberreicht nach Amerika, gänzlich verſchwunden, ſelbſt im Andenken der Menſchen.

§ 124. Slaven und Ungarn.

Eine zweite große Erwerbung waren die slavischen Völker.

Slaw, Slowaken als allgemeiner Volksname wird abgeleitet von slawa Ruhm; richtiger wohl slowo Wort, slowcz Mensch, slowamén Sprachgenossenschaft. Bestätigt durch die in den meisten slavischen Dialekten übliche Bezeichnung des Nichtslaven als niemcz, Stummer, der Sprachgenossenschaft nicht theilhaft. Während die germanische Völkerwanderung im 9. Jh. nach Süden vordrang, sind die slavischen Stämme auf alte germanische Sitze gerückt, von der Donau bis in die Ostseeländer, vom Ural bis an die Saale, diese durch einzelne Niederlassungen noch am linken Ufer überschritten, wie Cospeda, Closewitz, die slavische Wortbildung verrathen.

Von der Urgeschichte dieser Völker wissen wir nur durch fremde feindselige Berichte und Volkssagen: Procopius, der Geheimschreiber Belisars, im 6., Helmold, Missionär unter Wenden, im 12. Jh. Damals erscheinen sie ohne den Weltverstand der Römer und ohne die Seelentiefe und Sinnigkeit der germanischen Völker, mehr zum Dienen und zum Gehorsam als zur Freiheit und zum Herrschen geneigt, leicht- und frohsinnig, doch ihre Volkslieder wehmüthig in Molltönen. Sitte und Religion ist unter den Stämmen verschieden, wir lesen nur das Allgemeinste: den Glauben an eine göttliche Monarchie, aber das höchste Wesen zu hoch für menschliche Angelegenheiten und keine Tempel werden ihm erbaut. Unter und wohl auch aus ihm die beiden weltherrschenden Götter: der gute, Belbog, der weiße Gott; der böse, Czernebog, der schwarze Gott. Alle öffentlichen Angelegenheiten wurden nach der Götter, also der Priester Spruch vollzogen. Dem guten Gott wurden Schafe, Stiere, kriegsgefangene Christen geopfert, dem Czernebog, welchen Helmold auch Diabolus nennt, bei Gastmählern Libationen um Böses abzuwenden. Zum guten Göttergeschlecht wird noch Radegast, Gott der Gastfreundschaft, gerechnet, und Perun der Donnergott.

Als Beispiel der slavischen Geschmeidigkeit, auf fremde Vorstellungen einzugehn, wird erzählt: Unter Ludwig dem Frommen wurde Rügen erobert und dem Kloster Corvey und dem h. Vitus, Märtyrer unter Diocletian, geschenkt. Nachdem aber die Slaven Rügen wiedergewonnen und das Christenthum ausgerottet hatten, meinten sie, das göttliche Wesen, dem das Land doch einmal übergeben war, nicht wieder beseitigen zu können, namen es daher unter ihre Götter auf als Suantevit. So Helmold. Doch zu entschieden wird Suantevit als Obergott bezeichnet, sein Priester

auf Arkona als Oberprieſter, als daß er nur eine Übertragung aus dem Chriſtlichen ſein könnte. Vielmehr iſt wohl dem h. Vitus Rügen nur geweiht worden wegen des Gleichklangs mit Suantevit, wie auf dem Hradſchin zu Prag eine Kapelle des h. Veit von Karl IV geſtiftet ſteht an der Stelle eines Tempels des Suantevit. Eine rohe Statue deſſelben iſt noch zu Altenkirchen auf Rügen nahe dem Fundament der Kirche eingemauert, der Sinn iſt hier offenbar der Sieg des Chriſtenthums über dieſen Gott und ſeine Religion.

Die Bekehrungen Karls d. Gr. unter den Slaven waren ſo vorübergehend, als ſeine Eroberungen. Dem Erzbiſchof von Salzburg und dem von Lorch, in deſſen Rechte der von Paſſau eintrat, war die Bekehrung und geiſtliche Gerichtsbarkeit ihrer ſlaviſchen Grenznachbarn an der Donau übergeben worden. Aber die Verbindung mit Deutſchland war unter den Slaven zu verhaßt, deutſche und lateiniſche Sprache zu fremd, um das Chriſtenthum zu verbreiten. Griechiſche Mönche, Methodius und Cyrillus, unter Bulgaren ſlaviſcher Sprache und Sitte kundig, brachten den Mähren Predigt, H. Schrift und Gottesdienſt in heimiſchem Gewande [863], von deutſchen Biſchöfen wurden ſie wegen Verachtung der lateiniſchen Kirchenſprache in Rom verklagt. Methodius berief ſich auf Paulus, der nicht verbiete in allerlei Zungen zu reden; auf David: jeder Geiſt lobe den Herrn, lobet den Herrn alle Völker; alſo nicht blos in den drei heiligen Sprachen. Rom erwies ſich verſtändig und mild, weil die Miſſionäre Griechen waren und in ihrer Hand die Verbindung der Mähren mit Conſtantinopel lag. Nach römiſchem Beſchluſſe mag der Cultus, beſonders die Meſſe, ſlaviſch ſein, doch um die Gemeinſchaft mit der römiſchen Kirche zu bezeugen, ſoll das Evangelium, die Perikope, erſt in Latein verleſen werden. Auch die Czechen haben ihr erſtes Chriſtenthum durch Methodius erhalten. König Wenzeslav war ſchon Zögling der Geiſtlichen, die er ehren wollte, wie Gott ſelbſt; nach dem Spruche: richtet nicht, ſo werdet ihr nicht gerichtet, ließ er Kerker und Galgen abbrechen, ging ſtets in härnem Gewand und wurde von ſeinem Bruder an der Pforte der Kirche erſchlagen. Doch die Familiengräuel des Königshauſes ruhen, nach Palacki's Forſchungen, nicht auf ſicheren Berichten. Es iſt eine blutige Sage, welche die Anfänge des czechiſchen Chriſtenthums umgibt, ſei es Abglanz der Geſchichte oder Ahnung der Zukunft. Wohl kein Land hat ſo hohen Preis für ſein Chriſtenthum bezahlt, erſt im 15. und noch einmal im 17. Jahrhundert. Als im Juni 1848 zur Eröffnung des Slavencongreſſes die Meſſe gehalten wurde, geſchah es in ſlaviſcher Sprache, und ein altes czechiſches Lied auf den h. Wenzel ward geſun-

gen. Das Andenken an Cyrillus und Methodius ist 1880 in Rom glänzend gefeiert worden.

An den Wenden und Sorben liegt eine Blutschuld auf Deutschland, es ist die trübe, verloschne Geschichte eines zertretnen Volkes. Diesen Slaven war Christenthum und deutsche Herrschaft eins. Dazu die eigenthümliche Schwierigkeit der Sprache, da die Kirche einige kirchliche Formeln griechischen Stammes im Cultus festhalten will; so hat der Bischof von Merseburg das Kyrie eleison mit slavischen Buchstaben geschrieben, sie verdarben es in eine slavische Wortbildung ähnlichen Klanges: Kyrky jolsa und spotteten: „Er will uns singen lassen: die Erle steht im Busch."

Kaiser Otto I hat als Grenzbisthümer aufgerichtet Meißen, Merseburg und Zeitz, dieses ist 1029 nach Naumburg übertragen, und mit dem Erzbisthum Magdeburg verbunden. Jenseit der Elbe: Oldenburg, Havelberg und Brandenburg. Der Wendenfürst Gottschalk, unter Christen erzogen, floh zu seinem Volk. Als er einst durch verwüstetes Land bei den Trümmern einer Kirche vorüberritt, ward er ergriffen von christlichen Erinnerungen. Er war der Mann, das Christenthum volksthümlich zu begründen. Nach seiner Ermordung folgte eine gräßliche Reaction durch die wendischen Priester: alle Kirchen wurden angezündet, ihre Priester auf den Altären geschlachtet, der alte Erzbischof von Magdeburg nackt durch die Straßen geschleift, Hände und Füße ihm abgehauen. Nach der Christianisirung durch das Schwert der welfischen Fürsten, insbesondere Heinrich des Löwen, hat sich nur in der Lausitz wendische Sprache und Predigt erhalten. Die letzte Burg wendischer Götter und Freiheit auf Rügen verbrannte der dänische Bischof Absalon, von dem Saxo Grammaticus berichtet: „Er hat sich nicht weniger als Seeräuber, wie als Oberpriester bewährt."

In Polen war Herzog Miecislav bei mehreren Frauen kinderlos. Nach gutem Rath entließ er sie alle, um eine Christin zu nehmen; eine böhmische Fürstin unter Bedingung seiner Taufe. Doch war die Dynastie 1034 ausgestorben bis auf Casimir, Mönch zu Clugny. Die Versöhnung der Parteien war nur möglich durch diesen berechtigten Erben, dessen Gelübde der Papst löste. Damals ist der Peterspfennig in Polen eingeführt worden; dazu die Sage, die ganze Nation habe sich dem römischen Stuhl leibeigen gegeben, und trage deshalb den Kopf bis an die Ohren geschoren; aber dies war alte Volkssitte. Bei der Einführung des Christenthums durch Miecislav mag es gewaltsam hergegangen sein, Fürst und Adel waren die Apostel. Die Erinnerung daran hat sich lange in der Sitte erhalten, daß bei Verlesung des Evan-

geliums die Edelleute mit gezücktem Schwert dastanden. Die Götterbilder waren verbrannt oder ertränkt worden. Jahrhunderte nachher wurden am Sonntag Lätare die Bilder der Marzana und Ziewonia auf Schleifen zum Sumpf oder Fluß geführt zum Ersäufen unter traurigen Liedern. Mit der Zeit hat sich das umgestaltet und so weiter verbreitet als Frühlingsfest: Winter oder Tod wurden als Popanze hinausgeschleift, unter dem Volksgesang: „Den Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir wieder." Die Erinnerung des Religionswechsels war ins heitre Naturfest übergegangen.

Die Magyaren, ein besonders ritterliches Volk, haben sich unter den letzten Wanderern des großen Völkerzugs aus Mittelasien gegen Ende des 9. Jh. in Pannonien festgesetzt, das unter Karl d. Gr. als Sieger über die Hunnen verwüstet war, doch neben einer römischen und slavischen Bevölkerung, die großentheils schon christlich war, in der römischen Christianisirung der Donauländer. Die magyarische Götterlehre scheint dualistisch gewesen zu sein wie die slavische und persische; der Name des Gottes Armanyos erinnert an Ahriman. Auf das Neben-einanderbestehn von Heidenthum und Christenthum unter dem Herzog Geysa wandte Piligrin das Bild des Jesaias an: „Der Wolf und das Lamm weiden zusammen." Als dieser Bischof von Passau, gegen Ende des 10. Jh., im Sinn hatte, Ungarn für Christus und für sich als Diöces zu gewinnen, hat er das im Erdbeben der Völkerwanderung untergegangene Bisthum Lorch mit seinem Bisthum Passau für gleichgeachtet, jenes als Erzbisthum dargestellt und hierzu Bullen erdichtet, um auf Grund derselben neue echte zu erlangen. Der Erzbischof von Salzburg ließ das nicht zur Ausführung kommen, und als Ungarn unter König Stephan ein christliches Reich wurde, hat sich durch den naturgemäßen Schwerpunkt die Abhängigkeit von den deutschen Bisthümern ohnedem gelöst.

König Stephan [997—1038] hat nicht daran gedacht, sich abhängig vom deutschen Kaiserthum zu machen, aber nach der Rechtsansicht der civilisirten christlichen Völker gehörten alle Könige zu dem einen oder andern römischen Kaiserthum, dem germanischen oder dem byzantinischen. Nach der nationalen Sage hat sich Stephan die Krone in Rom erbeten. Sylvester II, durch einen Traum benachrichtigt, hatte sie bereits fertigen lassen, dies die heilige apostolische Krone, mit welcher seitdem die Könige von Ungarn gekrönt worden sind, welche Kossuth in Mitten des Sturmes, der über Ungarn hingebraust ist, hat heimlich vergraben lassen. Doch ist sie wieder aufgefunden und wird bewahrt als das Sacrament des ungarischen Königthums. Bereits gegen Ende des

vorigen Jahrhunderts war ein heftiger Streit über die römische Echtheit dieser Krone. Dagegen wurden angeführt die griechischen Buchstaben auf derselben und Bilder griechischer Märtyrer und Kaiser. Hiernach ein Geschenk des griechischen Kaisers für Gastfreunde hohen Standes, die noch vor Stephan in Constantinopel getauft worden sind. Der Streit ist durch diese Vermittlung geschlichtet worden: das Stirnband mit den griechischen Bildern sei allerdings ein Geschenk des Kaisers Michael Ducas an Geysa, aber die eigentliche Krone, d. h. die verschlungene Wölbung, die sich über dem Stirnband erhebt, sei durch Sylvester an Stephan hinzugekommen. Während das Christenthum in Ungarn vollkommen heimisch wurde, blieben die verschiedenen Nationalitäten einander gegenüber bestehn, die slavische, wallachische, magyarische, endlich die deutsche, von der Kossuth, obwohl ihr nicht angehörig, urtheilt: „Das deutsche Element ist das Element der Civilisation, mit diesem stehe ich im Bunde." Über die ältesten kirchlichen Verhältnisse von Ungarn besitzen wir ein ausgezeichnetes Quellenwerk, herausgegeben von Theiner, unserm wirklichen Landsmann, der bis in seine letzten Lebensjahre die Vaticanische Bibliothek beherrschte, doch reichen jene Quellen nur bis 1214, ältere also im Vatican nicht vorhanden. Nach Siebenbürgen hat Stephan das Christenthum mit dem Schwert gebracht, aber sächsische Einwanderer haben es friedlich begründet, zum guten Theil Bergleute aus den Niederungen der Weser und Elbe, welche Burgen und Städte gründeten.

Noch ist zu gedenken der Volksstämme zwischen Schweden und Polen, jetzt die russischen Ostseeprovinzen. Erich der Heilige unterwarf die Finnen [1157] sich und der Kirche, doch haben ihnen ihre Zauberer lange Zeit mehr gegolten als ihre Kleriker. Erst der Domherr Meinhard von Bremen half ihnen gegen die Letten durch die Künste der Civilisation, indem er sie lehrte Burgen erbauen und geordnet Krieg zu führen. Dies als Preis ihrer Taufe, deren Folgen wieder los zu werden sich Viele in der Düna badeten. Der Bund der Schwertbrüder vollendete diese Civilisation, eine klägliche Bekehrung mit dem Schwerte, Riga und Dorpat wurden Hansastädte, der Bischof von Riga 1206 deutscher Reichsfürst und kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit mit Livland belehnt.

Zur vollen Anschauung der Kirche dieses Zeitalters gehören auch die ihr feindlichen Mächte.

Cap. VI. Protestirende Parteien.

§ 125. Die Katharer.

Als die Kirche auf den Höhepunkt ihrer zeitlichen Macht gelangt war, noch im 11. Jh., begann ein furchtbarer Gegensatz: der Geist des Christenthums protestirte gegen das Unchristliche in der Kirche, wurde aber durch die Opposition selbst zu einem Äußersten, Unchristlichen getrieben. Doch haben wir unsere Kunde davon fast nur durch Apostaten und Ketzerrichter, und manches Dunkle, Widersprechende ist darin enthalten. Es kommt darauf an, sowohl die Einheit des scheinbar Entgegengesetzten zu suchen, als auch verschiedene Richtungen, Secten im Gemeinsamen anzuerkennen.

Dies das Gemeinsame, die Verachtung der herrschenden Kirche und ihres Klerus, insofern etwas Protestantisches, aber doch nur ein unklarer Protestantismus, entstanden wie durch Verweltlichung der Kirche, so durch die Art wie Gregor VII seine Reform durchsetzte. Sigbert von Gemblours erzählt: „Indem die Laien gegen die beweibten Priester aufstehen, machen sie sich los von allem kirchlichen Gehorsam, schütten das Blut des Herrn weg, treten seinen Leichnam mit Füßen, taufen Kinder und brauchen statt des Chrisma Ohrenschmalz." In Mailand nannte sich die Volkspartei, welche die Absichten Gregors gegen beweibte und simonistische Priester so gewaltthätig durchsetzte, Getreue des h. Petrus, ihre Gegner sprachen von Paterini, Pateri, in Mailänder Mundart Pataria, die Pöbelrotte. Derselbe Name nach einem Menschenalter ward den Gegnern der katholischen Kirche zugetheilt, mit den Getreuen des h. Petrus ihnen eigenthümlich der Gegensatz gegen ein verachtetes Priesterthum. Schon Damiani erzählt von Leuten in Florenz, die sagten, der Klerus dieser Zeit könne gar kein wahres Opfer und Sacrament vollbringen, sie leugnen die Rechtmäßigkeit geistlicher und weltlicher Obrigkeit*). Ihre Bezeichnung als Katharer, Ketzer, scheint auf griechischen Ursprung hinzudeuten, Katharoi, die Reinen, hierin die gewöhnliche Anmaßung dieser Secten, möglich auch nur andere Aussprache von Pateri. Es heißt im Beschluß der Lateransynode von 1179: quos alii Catharos, alii Patharos vocant. Doch deutet ihr Name als Publicani auf die griechische Secte der Pauliciani, der Schimpfname Bugri — Boucre — auf Bulgari, Bezeichnung einer paulicianischen Partei. Das manichäisch-dualistische Element war unter

*) non est inquiunt papa, non rex, non episcopus neque sacerdos.

ihnen vorhanden, doch nicht bei allen. Bonacorsi, der ihnen angehörte, schreibt: „Einige namen an Schöpfung durch Gott, andere durch den Teufel, andere zwischen beide getheilt.“ Das Kreuz in der Kirche war ihnen der Greuel der Verwüstung, Taufe und Abendmahl nicht äußerlich, blos geistig zu halten.

Wie nun ist diese Opposition entstanden? Denkbar, durch den Gegensatz wider die veräußerlichte Kirche, gegen alles Äußerliche, dieses als ein Böses; möglich, die Steigerung des Glaubens an den Teufel als Gegengott, wie Paulus ihn nennt den Gott dieser Welt. Aber Name und specielle Beziehungen deuten doch auf ein historisches Anschließen an die manichäischen Secten der alten Kirche, sei es daß sie geheim in Italien fortbestanden, oder daß durch die Kreuzzüge Einflüsse der Paulicianer in Thracien stattgefunden haben, so unter ihnen die Sage einer Abstammung aus Graecia; die feindselige Stimmung gegen die herrschende Kirche schloß sich an ihr historisches Vorbild, die Paulicianer in manichäischer Richtung, das dadurch zu neuer Gestalt und Macht gelangte.

Über ihre Sitte vernehmen wir beides wie schon über die alten Secten, einerseits die äußerste Strenge des Lebens, andererseits zügellose Lust. Schon der Abscheu vor Fleischspeisen, ein bleiches Gesicht hat Ketzerrichtern als Beweis für die Zugehörigkeit gegolten, sie haben die Ehe verworfen in unbedingter Keuschheit und sich zum Märtyrertod gedrängt. Einzelne Häupter haben, wo der Abfall geheim gehalten wurde, hochangesehen in der katholischen Kirche gelebt. In Ferrara wollte ein Volksheiliger, an dessen Grabe Wunder geschahen, canonisirt werden; bei der Untersuchung ergab sich, er war das Haupt einer ketzerischen Gemeinde gewesen, so ward der Leichnam ausgegraben und verbrannt. Wo das Äußere als gleichgiltig angesehen wird, kann auch die böse Lust entstehen, und diese wird auch einzelnen Ketzergesellschaften vorgeworfen, daß sie nächtliche Liebesmahle hielten, die Lichter verlöscht wurden und ein Jeder die ihm zunächst Sitzende ergreift, ob Mutter, Schwester, Tochter. Derselbe Vorwurf wurde gegen die katholische Kirche im 2. und 3. Jh. erhoben; es mag Einiges wahr sein, doch die Kirche hat nicht selten Consequenzen mit Thatsachen verwechselt.

Ziemlich gemeinsam scheint den Katharern die allegorische Deutung der Dogmen wie bei den Paulicianern. Der Sohn Gottes die von Gott geliebte, erleuchtete Seele; der h. Geist das rechte, andächtige Verständniß der h. Schrift; die Geburt Jesu aus der Jungfrau und das Empfangen vom h. Geist die Geburt des göttlichen Lebens in der Menschenseele. Christus ist von Vielen doketisch aufgefaßt worden als

ein durchs Erdenleben wandelnder Geist, seine weltliche Geschichte d[illegible] d
allgemein menschliche. Einige haben ihren guten Christus entgegen[illegible] n
gesetzt dem falschen der Evangelien: nunquam in hoc mundo fuit ni[illegible] is
spiritualiter in corpore Pauli, wie der unbeholfene Ausdruck jen[illegible] en
Steigerung der Tübinger Schule: als sei erst mit Paulus das wah[illegible] re
Christenthum angebrochen. Erkenntnißquelle der Religion nicht d[illegible] ie
Vernunft, auch nicht die h. Schrift, obwohl paulinische Briefe ihnen vi[illegible] el
gelten, sondern die übernatürliche Erleuchtung ohne die katholisch[illegible] e
Kirche: bonus homo ecclesia est. Also Mystik im Gegensatz der päpst[illegible]-
lichen Kirche. Daneben haben sich auch Ritusformen gefunden, die eine [illegible] n
Glauben voraussetzen, der dem kirchlichen sehr nahe steht. Kunitz i[illegible] n
Straßburg hat ein Ritualbuch aufgefunden, danach der Cultus bestan[illegible] d
aus Gebet, Predigt und Sündenbekenntniß, dazu Fasten und Knie[illegible] -
beugung. Ihr Vorstand ein Ältester [Ancia] mit einem Gehilfen[illegible] ,
anderwärts auch Bischöfe und Diakonen. Dabei Scheidung in bos home[illegible] s
[boni homines], und credentes, die Ersteren die perfecti, Vollendete[illegible] n
der Manichäer, die Letzteren Katechumenen. Nur den Perfecti war streng[illegible] e
Entsagung auferlegt: sie sollen kein Weib berühren, selbst bei der Aufnam[illegible] e
in die Genossenschaft soll die Hand nur schweben über ihrem Haupte[illegible] ,
sie dürfen keinen Handel treiben, doch Handarbeit, und verdienstlich i[illegible] t
sie zu nähren und zu kleiden. In ihren Kreis wird man aufgenomme[illegible] n
durch das consolamentum, eine Geistestaufe, aber insgemein nam dies[illegible] e
höchste Weihe nur derjenige, der nicht mehr, sicher nicht mehr lange z[illegible] u
leben erwartete, also den meisten galt sie wie die letzte Ölung, un[illegible] d
wenn sie wider Erwarten doch genasen, war üblich der freiwillige Hunger[illegible]
tod [Endura], um nicht durch Rückkehr zu den Verführungen der We[illegible] lt
jener Weihe verlustig zu werden.

Die Betrachtung des Christenthums blos als Geist mag den über[illegible]
spannten Gegensatz des Geschichtlichen, des Festhaltens an dem wa
einst gewesen ist, hervorgerufen haben, in den Pasagiern der Lom[illegible]
bardei, wiederauflebenden Ebioniten, Christenthum und Judenthu[illegible] m
gemischt. Bonacorsi berichtet: „Sie sagen, das mosaische Gesetz s[illegible]
buchstäblich zu beobachten, Sabbat, Beschneidung und die anderen ge[illegible]
setzlichen Bräuche haben immer noch Geltung, Christus, der Sohn Gottes[illegible]
sei nicht gleich dem Vater, alle Kirchenlehrer und die ganze römisch
Kirche verdammen sie. Solchen ihren Irrthum gründen sie auf da
Zeugniß des N. Testaments und der Propheten.“ Nach anderer gleich
zeitiger Nachricht haben sie auch Speiseverbote, alles Gesetzliche, nu
keine Opfer. Über ihre Stellung zu Paulus wird nichts erwähn
Man hat den Namen Pasagii für gleichbedeutend geachtet mit d

emoi, den „Mitpilgern" der Paulicianer, doch stehen sie zu diesen
Gegensatz. Passagii sind Wanderer, passeggiare, Passagiere,
rer sind zuweilen so genannt worden. Der Name also in alle-
Bedeutung, es sind Pilger, welche durch Erneuerung des
en Gesetzes im Geiste nach Jerusalem wallen, gegenüber der
katharischen Gegenkirche offenbar nur eine kleine kurzlebende

ge Wortführer der Feindseligkeit ohne die manichäische Über-
: Peter von Bruys, ein entsetzter Priester, hat nur stür-
als Berengar verkündet: „Glaubt euren Bischöfen nicht! Sie
euch, wie in vielem Anderen, so auch im Gottesdienste des
wenn sie euch vorlügen, daß sie den Leib Christi verfertigen
zu eurem Seelenheile übergeben, denn der Leib Christi ist nur
von ihm selbst in seinem Abendmahl gemacht und nur damals
jüngern übergeben worden." Ein seltsames Zugeständniß an
angenheit. Am Karfreitag zu S. Gilles hat er aus zerhackten
en einen Scheiterhaufen zusammengetragen und Fleisch daran
Er hat in solchem Feuer, das er angebrannt, selbst geendet
Ohne dies Extreme ist der Cluniacenser Heinrich predigend
zogen. In den Acten der Bischöfe von Mans heißt es: Er
veen seiner Schüler voran dem Bischof seine Ankunft zu melden.
der gelehrte Hildebert, im Begriff nach Rom zu gehen, trug
Archidiaconus auf ihn ehrenvoll zu empfangen. Die Kleriker
richteten ihm eine Rednerbühne auf dem Markt, wohl weil
rche die Menge seiner Zuhörer faßte. Man hat von ihm ge-
er könne steinerne Herzen erweichen, er habe die Gabe geheime
der Menschen blos an ihrem Gesicht zu erkennen und ans Licht
. Bald hatten die Kleriker Ursache, ihre Willfährigkeit zu be-
a Heinrich ihre schlechten Sitten rügte und sie dem Volk ver-
machte. Eine feierliche Disputation endete damit, daß das
er die Priester herfiel und sie schlug. Als der Bischof zurück-
riefen sie: „wir verlangen deinen Segen nicht, segne Koth!
i sanctifica). Wir haben einen Vater, einen Bischof, der dich
hen und Ehrbarkeit weit übertrifft. Ihm sind deine verdor-
riester zuwider, weil er ihre Schandthaten mit prophetischem
ntdeckt." So zog Heinrich nicht eben Frieden stiftend umher,
Klerus gelang seine Stimme im Klostergefängniß zu ersticken.
Bernhard, der sein Kerkermeister geworden ist, schreibt, er ver-
die ganze Welt, für die doch Christus sein Blut vergossen, und
r seinen Anhängern den Reichthum der Barmherzigkeit Gottes

zuwenden. Somit stellt sich hier dar ein frommer Eifer bis zur Ungerechtigkeit gegen den Klerus und zum Separatismus gesteigert.

Nur religiöse Abenteurer waren Tanchelm und Eon. Nach einem Briefe des Klerus von Utrecht verkündigte Jener: jedes Sacrament durch einen unwürdigen Priester gespendet sei Befleckung, die römische Kirche ein Hurenhaus, der Zehnte Simonie. Er nannte sich selbst einen Gott, weil wenn Christus deshalb ein Gott sei, weil er den h. Geist gehabt habe, sei er es nicht weniger, da er die Fülle des h. Geistes empfangen habe. Man könnte darin finden ein Zurückgehn auf den Grund des Glaubens an die Gottheit Christi; aber in selbstsüchtigem Frevel hat er eine Bildsäule der h. Jungfrau aufstellen lassen, er nimmt sie bei der Hand und läßt sich förmlich mit ihr trauen. „Ihr seht was ich gethan habe, ich habe diese Jungfrau geheirathet, nun ist es eure Schuldigkeit die üblichen Hochzeitsgeschenke darzubringen." Die Menge war so anhänglich, daß selbst die Frauen die Geschmeide von ihren Köpfen spendeten. Er wurde doch von einem Priester erschlagen. Von Eon aus der Bretagne versichert ein englischer Geschichtschreiber, er sei, ein unwissender Mensch, so von den Dämonen getäuscht worden, daß er Eon genannt meinte, auf ihn beziehe sich die kirchliche Formel beim Exorcismus in der Taufe: per eum (nach französischer Aussprache) qui venturus est iudicare vivos mortuosque, so habe er sich für den Richter der Lebendigen und der Todten gehalten. Er scheint ein bloßer Kirchenräuber gewesen zu sein wohl unter dem Vorwand, die Kirche ihres schädlichen Reichthums zu entledigen. Endlich überfallen, vor eine Synode zu Rheims gestellt [1148], starb er, ohne an seiner Sache zu verzweifeln, in den Kerkern von S. Denys.

§ 126. Die Waldenser.

Den Gegensatz in edlerer und milderer Gestalt bilden die Waldenser. Hauptquelle für die Lehre in alter Gestalt ist la Nobla Leyczon, ein provençalisches Lehrgedicht, biblische Geschichte und Lehre von Erschaffung der Welt bis zur Himmelfahrt enthaltend in Frage und Antwort, also ein poetischer Katechismus, entstanden im Land der Troubadours. Die waldensischen Geschichtschreiber Leger und die folgenden Monastier und Muston, Geistliche in den piemontesischen Thälern, behaupten den Ursprung der Waldenser aus apostolischer Zeit und zugleich den protestantischen Inhalt ihrer Lehre, so daß dieser Glaube aus den Thälern erst sich verbreitet habe nach Frankreich und der Provence. Der Name vallés Thalbewohner, oder allegorisch weise er hin auf vallis

lacrymarum. Petrus Valdus aber nicht der Gründer, nur einer aus der Gemeinde. Katholiſche Zeitgenoſſen des 12. Jh. berichten doch den Urſprung der Secte durch Petrus Waldus [Valdez], einen reichen Bürger von Lyon. Den Beweis für apoſtoliſchen oder doch älteren Urſprung hat man aus der Nobla Leyczon geführt, ſie ſei verfaßt unzweifelhaft vor dem Jahre 1100, alſo vor Petrus Waldus. Es iſt gemeint: „Diejenigen, die nach dem Befehl Gottes und dem Beiſpiel Chriſti leben wollen ohne zu ſchmähen, ſchwören, lügen, ehebrechen, ſtehlen, ſich an Feinden rächen, werden Vaudés genannt.“ — „Es ſind 1000 Jahre und 100 nun erfüllt, daß geſchrieben iſt, welches die letzte Zeit ſein werde.“ Das nun ſteht geſchrieben in der Offenbarung Johannis, 69 n. Chr., aber 1100 Jahre weiter führt immer noch in die Zeit des Waldus. Darnach liegt kein Grund vor, vom Urſprung des Namens und der Partei durch einen Gründer Petrus Waldus abzugehn. Nur hat der hiſtoriſche Name vom Gründer auch jene allegoriſche Bedeutung erhalten. Herzog in Erlangen hat für la Nobla Leyczon einen jüngeren Urſprung behauptet, denn in zwei Cambridger Handſchriften ſtehe 400 ſtatt 100, darnach vor 1400 Jahren ſei jene Verkündigung ausgeſprochen und das Gedicht erſt aus dem 15. Jh. Da doch der Inhalt auf ein weit höheres Alter hinweiſt, iſt nicht unwahrſcheinlich Ebrards Behauptung, daß dieſe Lesart „vor 400 Jahren“ nur eine Correctur ſei für Cultuszwecke; wiefern la Nobla Leyczon hier und da in Waldenſer-Verſammlungen verleſen wurde, konnte man mit einer gewiſſen Berechtigung im 15. Jh. ſagen, vor 14 Jhh. iſt jenes verkündigt worden, und es mag eine ſolche Änderung wohl auch in eine Handſchrift gedrungen ſein. Daneben auch Leonistae von Lyon, Sabatati von sabot, Holzſchuh, Sandale, in orientaliſcher Weiſe mit Bändern übers Kreuz gebunden, denn die Waldenſer bevorzugten dieſe apoſtoliſche Fußbekleidung, die armen Leute von Lyon [Pauperes de Lugduno]. Man hat die Waldenſer auch in Verbindung mit Claudius von Turin bringen wollen als ihren eigentlichen Stifter, auch Peter von Bruys als ſolchen genannt. Das Wahre daran iſt, ſie haben eine ähnliche Richtung eingeſchlagen, eine ähnliche Oppoſition gegen die Äußerlichkeit der katholiſchen Kirche vertreten. Auch nach Deutſchland haben ſie ſich verbreitet unter mancherlei Namen: in Straßburg Winkler, jedenfalls in Zuſammenhang deſſen was wir Winkelkirche nennen, in Böhmen Grubenheimer.

Im beſtimmteren Sinn ſind die Waldenſer Vorboten der Reformation ohne das fremdartig Dualiſtiſche und als gegründet auf die h. Schrift. Dieſer proteſtantiſche Inhalt iſt aber als der urſprüngliche

lange übertrieben dargestellt worden nach waldensischen Handschrift[illegible] die zu Genf und Dublin gefunden wurden. Hiernach gleich anfa[illegible] hätten sie sich entschieden gegen Werkheiligkeit und Heiligenverehru[illegible] dabei nur zwei Sacramente, ein Protestantismus vor der Reformation. Dagegen erhob sich schon das Bedenken, daß sie dem Mittelalter galten als einig im Glauben mit der römischen Kirche, nur verschieden in der Sitte; auch haben sie als Buße das Herbeten von Paternostern und Fasten auferlegt, die Jungfrau Maria haben sie über alle Geschöpfe gestellt, der nächst Gott die höchste Ehre gebühre. Als sie im 16. Jh. mit unsern Reformatoren zusammentrafen, waren sie zwar geneigt sich anzuschließen, doch nicht ohne mannichfaches Widerstreben. Als endlich Dieckhoff jene Handschriften untersuchte, fanden sich bestimmte Spuren erst der hussitischen, dann der reformatorischen Einwirkung durch Correcturen. Weiter hat dann Herzog das Ursprüngliche vom Späteren, unter reformatorischen Einflüssen Umgearbeiteten, unterschieden. Hiernach war die ursprüngliche Abweichung von der römischen Kirche nur das freie Prädicantenwesen, an der Stelle des priesterlichen ordo die persönliche Würdigkeit, dazu wurde Anfangs sogar die Ehelosigkeit gefordert. Hierdurch ist früh die Scheidung entstanden, die an die Katharer erinnert, einer doppelten Classe: Gläubige, Gemeindeglieder und Barben, so genannt weil sie zur apostolischen Sitte rechneten einen Bart zu tragen. Ihre Predigt war Bußpredigt auf dem Grund der h. Schrift; der reformatorische Formalgrundsatz, alleinige Geltung der h. Schrift, hat unter den Waldensern früh gegolten, aber die Folgerungen sind noch nicht gezogen worden. Zu ihrer Vertheidigung vernehmen wir: „Was beklagen sich die Bischöfe, wenn nur Christus gepredigt wird." „Soviel Heiligkeit einer hat, soviel habe er Macht in der Kirche" d. h. nicht mehr. Man traute ihnen zu, ganze Bücher in der h. Schrift auswendig zu können. Andere Abweichungen waren nur sittliche Steigerungen nach dem Bibelwort, so die Verweigerung des Eides. In der Nobla Leyczon heißt es: das A. Testament verbiete den Meineid, das N. Testament jeden Eid.

Als Innocenz III daran dachte, die Waldenser als besonderen Orden mit seiner Kirche wieder zu verbinden, war es zu spät; ihr Bibelchristenthum hatte bereits gegen Anderes sich gewandt, was des Menschen innere Sittlichkeit gefährdet, wie Ablaß und Fegefeuer. Zwar namen sie immer noch Theil am katholischen Cultus und an seinen Sacramenten, doch sollen sie beim Eintritt in katholische Kirchen still bei sich sagen: Räuberhöle, Gott verderbe dich: Caverne des brigands, Dieu te confonde! und unter sich hatten sie geheime Erkennungszeichen. Ohne sich auf

ein Volk zu ſtützen, das fähig geweſen wäre zum Proteſtantismus und ohne Macht in der Wiſſenſchaft ſind ſie nicht ſiegreich geweſen, aber auch nicht gänzlich unterdrückt worden. Ihr Symbol, ein Licht in der Finſterniß. Sie wurden verflochten in das Schickſal der Katharer: in einer Bulle Gregors IX heißt es von dieſen Häretikern, ſie hätten ein verſchiedenes Angeſicht, aber ihre Schwänze ſeien in einander verwirrt, wie ein Rattenkönig.*)

§ 127. Der Albigenſerkrieg. Joachim von Floris.

Als Gründe der Ausbreitung dieſer Gegenkirchen hat der Ketzerrichter Rainerius angegeben: 1) Eitle Ruhmbegierde, ſie wollten gleiche Ehre mit den Prieſtern haben. 2) Ihr Eifer, Männer und Frauen wurden nicht müde zu lehren, Handwerker thäten es nach der Tagesarbeit in der Nacht. Ein Waldenſer ſchwamm in einer Winternacht über einen Fluß, um einen Katholiken herüberzuziehen. 3) Überſetzung der Bibel in die Landesſprache. 4) Das Ärgerniß am böſen Beiſpiel mancher Katholiken, während ſie ein ſtilles, ehrbares Leben führten. 5) Die Unwiſſenheit mancher katholiſcher Prieſter, die nichtswürdige Dinge vortrügen und die Sacramente unehrerbietig verwalteten. 6) Haß gegen die Kirche, d. h. gegen das verweltlichte Prieſterthum. Sie wollten dem Klerus ſeine Zehnten und Güter nehmen, daß er graben müſſe, d. h. arbeiten. Sie ſind bald durch die Bevölkerung, bald durch geiſtliche Gerichte verfolgt worden. Heribert, Erzbiſchof von Mailand, hatte auf Schloß Montfort eine Ketzerverſammlung durch ſeine Soldaten gefangen genommen. Sie werden nach Mailand geführt. Hier iſt ein großer Scheiterhaufen errichtet, daneben ein Kreuz aufgeſtellt. Den Gefangenen wird die Wahl gegeben, entweder vor dem Kreuz niederzufallen und es anzubeten oder in den Flammen zu ſterben; die Meiſten haben die Hände vor das Geſicht gehalten und ſind in das Feuer geſtürzt. In Straßburg wurden achtzig Waldenſer in einer Grube am Hochgerichte vergraben; ſie hat noch lange die Ketzergrube geheißen.

Gegen Ende des 12. Jh. war in der Provence und Lombardei zwar nicht die Mehrzahl bei dieſen Parteien, doch waren ſie übermächtig und die Gefahr des Beiſpiels unüberſehbar, faſt wie die Chriſten zur Zeit Conſtantins. Rainerius verſichert, Niemand wagte ihnen zu widerſprechen. Die katholiſche Kirche fürchtete in dieſen Gegenden für ihre Exiſtenz und nicht ohne Grund. Innocenz III gab unbeſchränkte Voll-

*) diversas quidem facies, caeterum caudas ad invicem colligatas habentes.

macht zur Ausrottung der Ketzer, seine Legaten zogen in apostolischer Weise barfuß umher, Predigten und Disputationen wechselten mit gerichtlichem Verfahren und offener Gewalt. Graf Raymund VI von Toulouse schützte die Ketzer nicht als solche, aber als stille fleißige Unterthanen. Peter von Castelnau, der päpstliche Legat, hat ihn deshalb gebannt und die benachbarten Fürsten gegen ihn aufgereizt. Er ward auf der Landstraße überfallen und ermordet [1208]. Viele hatten an ihm Blutrache zu üben, aber dem Grafen ward die That schuld gegeben und Innocenz beschloß ein großes gewaltiges Mittel, wie sechs Jahrhunderte später Robespierre für seine Idee des alleinseligmachenden Staates, seine Republik, so er für die alleinseligmachende Kirche: er ließ gegen Raymund und die Ketzer den Kreuzzug predigen, den Arnold, Abt von Citeaux, und Simon von Montfort führten. Alle Freiheiten der Kreuzfahrer nach Palästina ertheilte er diesem inländischen Kreuzheere. Raymund übergab sein Schloß und seine Person der Kirche, halb nackt unter Ruthenstreichen ist er wieder mit ihr ausgesöhnt worden. Das Heer wandte sich gegen den Vicomte Raymund Roger von Beziers und Albi, daher die Ketzer insgemein Albigenser genannt wurden, vorzugsweise die Katharer, denen der Kreuzzug galt. Als die reiche Stadt Beziers belagert wurde, waren doch auch Katholiken darin, deshalb nachdem der Sturm beschlossen war, wurde von den Führern der Legat befragt: „quid faciemus? wir können nicht unterscheiden zwischen guten Männern und schlechten." Darauf jener: „caedite eos, der Herr kennt die Seinen", und über den Erfolg berichtet er an den Papst: „die Unseren haben weder Rang noch Geschlecht noch Alter geschont." An 20000 Menschen sind an diesem Tage von dem Kreuzheer umgebracht worden. Montfort wandte die aufgeregten Haufen gegen das Gebiet des Grafen von Toulouse, und wurde auf den Synoden zu Montpellier und im Lateran [1215] als rechtmäßiger Beherrscher dieser Eroberungen anerkannt. Innocenz sah wohl ein, daß in dieser Sache zu viel geschehen sei, aber um des Zweckes willen wagte er nicht seinen losgelaßnen Tigern ihren Raub zu entreißen.*)

Am Ausgang dieser Periode steht eine prophetische Gestalt, der tiefsinnige Calabreser Joachim, Abt von Floris [† 1202], hingegeben an fromme Contemplation, hochgeehrt von Papst und Kaiser, und doch hat er die Kirche in ihrer Verweltlichung eine Dirne genannt, die mit den Fürsten gehurt habe. Er hat die Theologie angesehen als von der Scholastik zerrüttet. Seine Anschauung der Vergangenheit und nächsten

*) Hurter, Innoc. B. II. S. 657.

Zukunft trinitarisch wie im Montanismus: die Zeit des Vaters die alttestamentliche; auch typisch die drei Apostel, Petrus der Vertreter der gesetzlichen Zeit, Paulus der nach Wissenschaft ringenden, Johannes der contemplativen des h. Geistes, die noch im Kommen sei. Aber vorher würden schwere Gerichte über die Kirche ergehen: der römische Stuhl, der das Schwert gezogen, wird durchs Schwert umkommen. Unter dem Eindruck von Kaiser Heinrichs VI Herrschermacht übertrug er die Weissagungen der alttestamentlichen Propheten auf seine Zeit. Er schreibt an ihn, der ja als Jüngling geendet hat: „Nicht dein Werk ists, sondern im Dienst des Herrn, dessen Knecht du bist, er hat dich gemacht zur Zuchtruthe der Menschen und zum Hammer der Erde." Die neue Babel soll mit dreifacher Geißel gezüchtigt werden: durch die Deutschen mit Verlust ihrer zeitlichen Güter; durch die Ketzer, aus den Patarenern wird der Antichrist kommen; durch das Schwert des Mohammed. Dennoch ist er nicht feindselig gesinnt, denn dann soll die gereinigte Kirche für ihren Bräutigam erneuert werden. Joachim von Floris ist der nationale Prophet von Italien geworden in der Volkserinnerung, wie die fabelhafte Gestalt des Merlin für England, Nostradamus für Frankreich, Malachias für Irland. Daher Späteres ihm angedichtet wurde. So ist der Commentar über Jeremias nicht blos interpolirt, sondern ein Werk aus der zweiten Hälfte des 13. Jh., unter den Ruhm des prophetischen Namens gestellt, denn die Kenntniß Friedrichs II und seiner Söhne sowie der beiden Bettelorden zieht sich durch das Ganze hindurch.

Cap. VII. Die morgenländische Kirche.

§ 128. Ausbreitung.

Dieses Capitel bildet nur einen Anhang, doch hat diese Kirche, in ihren langen Winterschlaf eingehend, noch ein folgenreiches Werk der Ausbreitung vollbracht. Die Bulgaren, nach ihrer Niederlassung in Mösien mit Slaven vermischt, ein ackerbauendes Volk, doch des griechischen Reiches furchtbare Nachbarn, nachdem sie den Glauben ihrer Feinde lange zurückgewiesen hatten, namen das Christenthum allmälich an. Eine bulgarische Prinzessin war in Constantinopel getauft worden, und auf ihre Bitte predigte Methodius das Evangelium, nicht nur mit dem Wort: er stellte auf einem Gemälde das jüngste Gericht dar als erschütternde Mahnung.

Während die Bulgaren an der Wolga sich zum Islam wandten, predigte den stammverwandten Chazaren auf dem Chersonnes

Cyrillus, den ihnen Kaiser Michael auf ihren Wunsch schickte, das Evangelium, aber daneben blieb Islam und Judenthum erhalten. Die Mainotten, die sich selbst als Nachkommen der Spartaner bezeichneten, in den Felsschluchten des Taygetos, konnten um die Mitte des 9. Jh. der Kirche nicht mehr widerstehen. Um dieselbe Zeit wird das Volk der Russen genannt, ein mächtiges Reich von Slaven, die seit 864 Rurik beherrschte aus normannischem Stamme. Photius in seinem Rundschreiben bemerkt: „Sogar die Russen, welche an Blutgier alle Nationen übertreffen, haben den Glauben angenommen und haben selbst einen Bischof aufgenommen." Das lautet allerdings sehr bescheiden gegen den Vordersatz, der Wunsch hat die Wirklichkeit vorausgenommen. Constantinus Porphyrogenetus schreibt in der Biographie seines Großvaters Basilius: Er hat die so schwer zu bezwingenden und aller Gottesverehrung abgeneigten Russen zum Frieden, zur Taufe und zur Aufname eines Erzbischofs bewogen. Dieser in der Versammlung der Großen des Reichs erzählte allerlei biblische Wunder, dergleichen wollten sie auch gern mit ansehen, besonders die Geschichte der drei Jünglinge im feurigen Ofen. Indessen verlangen sie nur, er solle sein heiliges Buch zur Probe ins Feuer werfen. Er antwortet, das heiße Gott versuchen. Als sie darauf bestehen, thut er es doch, und er soll es unverletzt herausgenommen haben. Das erste ist wahrscheinlich, das zweite nur legendenhaft. Erst später ist eine einzelne russische Fürstin getauft worden Olga, genannt Helena. Der griechische Kaiser wollte sich mit ihr vermählen; aber vor der Taufe wandte sie die Verschiedenheit des Glaubens vor, nach derselben: nun sei sie seine geistige Tochter. Unter Großfürst Wladimir um das Jahr 1000 ist das lang Erwartete geschehen. Nestor, der russische Annalist, erzählt: Die Mohammedaner boten ihm ihren Glauben an, und er gefiel ihm wegen der vielen Weiber, aber das Verbot des Weins, das möge er nicht aushalten. „Geht, Wein ist der Russen Lust, wir können ohne ihn nicht sein." Auch die Juden wollten ihn für sich gewinnen, und es hat ihm imponirt, daß sie den Gott der Christen gekreuzigt haben. Aber daß sie ihre Stadt verloren, zeigt, daß sie Gott nicht gefallen. Ein griechischer Mönch vermochte mit seiner Erzählung von der Seligkeit der Gerechten und dem Jammer der Verdammten die Phantasie des Fürsten wohl zu erfüllen. Aber als ein weiser Regent wollte er nichts annemen, was er nicht geprüft hatte. So schickt er Gesandte nach Deutschland und Constantinopel. Diese, zurückgekehrt, berichten, bei den Deutschen hätten sie nichts Ergreifendes gefunden, aber in der Sophienkirche, da sei ihr Herz tief bewegt worden. Das eigentliche

Factum ist die Einsicht des Großfürsten, daß es bei der bisherigen Religion kein Bestehen haben könne, und die Wahl zwischen den beiden Gestaltungen des Christenthums, der deutschen und der constantinopolitanischen. Auch politische Gründe mögen mitgewirkt haben, dieselben, die noch jetzt das Auge jedes Herrschers der Russen hinrichten nach der türkischen Hauptstadt.

Nachdem sich der Großfürst entschieden hatte, verkündigte ein Ausrufer in Kiew, wer sich nächsten Tages nicht zur Taufe am Flusse einfinde, sei für ungehorsam zu erachten. Und Alle sagten: „Es muß doch gut sein, sonst würden der Fürst und die Bojaren, welche an Einsicht Alle übertreffen, es nicht befehlen." Doch der Schmerz des Volkes klingt noch in der Sage durch: „Als zu Nowgorod das Bild des Gottes Perun in die Wolga geworfen wurde, begann der Gott im Strome laut zu jammern über die Undankbarkeit der Menschen." Die Hölen des Berges bei Kiew sind das älteste Heiligthum Rußlands, dort vertrocknen die Leichname zu Mumien. Hier hat auch Nestor seine Chronik geschrieben in slavischer Sprache, einfach, treuherzig, die Vorzeit nur in Sagen wie die von jener Reflexion über die Wahl des Volkes.*

§ 129. Die griechische Kirche. Photius.

Aus der griechischen Kirche vernemen wir nur wenige Lebenszeichen. Aller Stolz der altrömischen Maiestas populi Romani war auf den armseligen Überresten des oströmischen Kaiserthums geblieben; es war wie ein herabgekommenes, hochadeliges Haus, doch hatte es eine gewisse Würde durch Civilisation und große Erinnerungen. Die Despoten wechselten, die Verwaltung blieb wesentlich dieselbe. Die Kirche, abhängig vom Hofe, dieser zuweilen auch von der Kirche, Patriarchen vertrieben von den Kaisern und ermordet, aber diese auch von den Patriarchen gestürzt. Die Kirche nam Theil an der allgemeinen Erstarrung, an die Stelle der Sittlichkeit und Religion war das gesetzliche Fasten und die Rechtgläubigkeit getreten. Nichts zeigt mehr die Verschiedenheit der griechischen Kirche vom Abendlande als die gleichgültige Stellung zu den Kreuzzügen. Während Constantinopel das höchste Interesse gehabt hätte, Kleinasien und Palästina zu sichern, sah man in den Kreuzfahrern nur Wahnsinnige. So ist das Mittelalter spurlos an den Mauern von Constantinopel vorübergegangen, bis es mit dem Schwerte hereinbrach.

* Nestor † um 1113 Annalen [b. 1110]. Peterab. 767 ss. 5 T. 4. m. Übers. u. Anm. b. a. Wladimir v. Schlözer. Gött. 802 ff. 5 B.

Aus der Kirche dieser Periode ragt als geschichtliche Person alle Photius hervor.* Vor ihm saß auf dem Patriarchenstuhl Ignatius der Sohn des 813 entthronten Kaisers Michael Rhangab, mit seine Brüdern entmannt und Mönch geworden, wegen strenger Frömmigkei und Bilderverehrung 842 Patriarch. Des Kaisers Michael III Oheim Bardas regierte damals Kaiser und Reich. Ignatius eiferte gege die Sittenlosigkeit des Kaisers, der in seinen Trinkgelagen die heiligen Gebräuche der Kirche verspottete, aber auch gegen die Willkürherrschaf des Bardas. Als er sich weigerte, die Kaiserin-Mutter Theodora, di Bardas entfernen wollte, gegen ihren Willen zur Nonne zu weihen und weil er den Bardas wegen Verstoßung seines Weibes und blut schänderischen Umgangs mit seiner Schwiegertochter excommunicirte ward er als Hochverräther auf eine Insel verbannt. Des Barda Interesse war es, durch das persönliche Gewicht des Nachfolgers dies Gewaltthat durchzuführen. Photius ist nur durch seine hohe weltlich Stellung und Gelehrsamkeit dazu berufen worden: er war Oberst de Leibwache und Staatssecretair. Binnen sechs Tagen hat er die Stufen leiter kirchlicher Würden erstiegen: Mönch, Lector, Diacon, Presbyter Bischof. In einem Brief an den Papst schrieb er, daß er gegen seine Willen Erzbischof geworden sei, und das ist wohl zu glauben, wenigsten gegen seinen Wunsch.

Es waren doch Viele, welche die Entsetzung des Ignatius für ungerecht hielten und fortfuhren nur ihn als Patriarchen anzuerkennen. Nicolaus I entschied als Vermittler angerufen gegen Photius; er nam wie insgemein die Päpste sich des Unterdrückten an. Daher Photius in Selbstvertheidigung genöthigt wurde dem römischen Bischof jeden Einfluß auf die orientalische Kirche abzusprechen. Die Bulgaren neigten sich zu Rom, und Nicolaus hoffte sie zu gewinnen, wie Pius IX noch in unsern Tagen es gehofft hat. Für das oströmische Reich aber war der kirchliche Einfluß auf diese kriegerischen Nachbarn sehr wichtig. So war in dieser Hinsicht Photius berechtigt seine Sache gegen den römischen Bischof zur Sache des Reichs zu machen. Die Encyclica, welche er deshalb erließ, hat die Losung der kommenden Kirchenspaltung ausgesprochen: sie rügt die römische Sitte der Fasten am Sonnabend, die Verstümmelung der großen Fasten durch die frohe Feier des Palmsonntags, sie schreibt gegen das Verbot der rechtmäßigen Priesterehe und gegen die römische Firmung nur durch den Bischof:

* Seine Geschichte hat Hergenröther [Regensb. 867 ff. 3 B.], der Würzburger Professor und spätere Cardinal, mit römisch-katholischer Parteilichkeit, aber sorgfältiger Quellenforschung geschrieben.

„Wer hat so Unvernünftiges gehört, wie sie das göttliche Sacrament in Possen verwandeln! Die Gesetze hätten dem Bischof dies Vorrecht gegeben? Durch wen? Durch die Apostel? Durch die Kirchenväter? Doch sie treiben die Bosheit auf's Höchste, indem sie sogar das heilige, auf allen Synoden bestätigte Symbol durch willkürliche Zusätze fälschen, durch die unerhörte Neuerung, daß der h. Geist nicht vom Vater, sondern auch vom Sohne ausgehe." Im Symbolum Nicaenum, auch nach ursprünglicher römischer Fassung, hieß es allerdings vom h. Geist: qui ex patre procedit, nur vom Vater sei er ausgegangen; aber lateinische Kirchenväter seit Augustin haben unbefangen oft zugesetzt filioque, zur Verherrlichung Christi. Leo III zur Zeit Karls d. Gr. hat erklärt, es sei das salutare credere, periculosum non credere, also der verweigerte Glaube nicht ohne Gefahr. Aber auf der Tafel, die er aushängen ließ, stand doch das Symbol noch in der alten Form. Seitdem war der Zusatz im Abendlande üblich geworden, den Griechen galt er als Fälschung. Kraft aller dieser Vorwürfe schließt dann das Schreiben, die Bulgaren seien bedroht durch ungläubige Lehrer verführt zu werden.

Die durch Photius nach Constantinopel berufene Synode [867] sprach auf Bann und Entsetzung gegen den Papst. Aber noch im selben Jahre wurde der Mitregent Basilius durch die Ermordung Michaels Alleinherrscher. Ihn wies Photius als einen Kaisermörder vom Altar zurück und fiel darum in Ungnade. Die Synode von Constantinopel [869] war ein feiles Werkzeug in des Kaisers Hand. Photius ward angeklagt als Usurpator des Patriarchenstuhls und Urheber der Spaltung zwischen Constantinopel und Rom, sein Schweigen galt als Zugeständniß, und er rief aus: „Auch wenn ich schweige, hört Gott meine Stimme." Er werde der Verdammung doch nicht entgehen. „Auch Christus ist ihr nicht entgangen." Ignatius, wiederhergestellt, erneute die Freundschaft mit Rom, aber der Streit über die Bulgaren, die ein Patriarch nicht aufgeben konnte, brach alsbald wieder los. Nach Ignatius' Tode versöhnte sich der Kaiser mit Photius, Johann VIII in der Hoffnung eines günstigen Vergleichs erkannte ihn an, und die von römischen Gesandten besuchte Synode zu Constantinopel [879] vernichtete alle wider ihn erlassenen Beschlüsse. Wegen der verschiedenen Stellung zu Photius gilt der römischen Kirche die Synode von 869 als öcumenisch, der griechischen die von 879, und jede der beiden Kirchen betrachtet die andere Synode als häretisch. Man sieht daraus, durch welche Zufälle das Urtheil über unfehlbare Synoden bestimmt wird! Photius war dem Thronerben verhaßt, und wurde, als dieser, Leo der

Weise, den Thron bestieg, in ein Kloster verwiesen, das sein Grab [illegible] geworden ist. Die Trennung beider Kirchen ist innerlich, thatsächlich sei [illegible] Photius vorhanden, die bestimmte Erklärung ist erst im 11. Jh. aus [illegible] gesprochen worden.

§ 130. Die Kirchenspaltung.

Man hat zu scheiden den wesentlichen Grund der Trennung von den vermeintlichen Gründen, wie sie in den Streitschriften hervortreten [illegible]. Jener, die ganz verschiedne Entwicklung der abendländischen Kirche [illegible], insbesondere der Macht des Papstes nach pseudoisidorischen Grundsätzen [illegible]. Er will der Obere der morgenländischen Patriarchen sein, die nur ihres [illegible] Gleichen in ihm sehen und seinen Ansprüchen erwiderten, es sei kein [illegible] Grund eines Vorranges der römischen Kirche, es müßte denn sein, daß [illegible] römische Soldaten Christum gekreuzigt haben. Die nominellen Gründe [illegible], in denen der Zwiespalt für das Bewußtsein der damaligen Zeit hervor [illegible] trat: 1) Jenes filioque. Die Griechen warfen den Römern vor, daß [illegible] sie zwei Principe in die Gottheit setzten und das Symbol fälschten [illegible]. 2) Die römische Kirche gebraucht im Abendmahl ungesäuertes Brot [illegible]. Seltsam, daß die altjüdische Passahsitte ins Abendland gedrungen ist [illegible]. Nun, noch jetzt auf dem Lande in Unteritalien und Sicilien trifft man [illegible] im gewöhnlichen Leben ungesäuertes Brot. So mag es aus dieser [illegible] Volkssitte ganz unbefangen herübergenommen sein.

Ein Schreiben des Patriarchen Michael Caerularius fügt [illegible] zu den hergebrachten Vorwürfen auch diesen des ungesäuerten Brotes [illegible] als jüdische Ketzerei. Römische Legaten in Constantinopel verlangten [illegible] Genugthuung, der Patriarch stützte sich gegen die Politik des Kaisers [illegible] auf die Leidenschaft des Volkes, die Legaten legten am 16. Juli 1054 [illegible] den Bannspruch gegen den Patriarchen auf dem Hauptaltar der Sophienkirche nieder und schüttelten den Staub von ihren Füßen. Eine [illegible] griechische Synode erwiderte den Bannfluch und die andern Patriarchen [illegible] schlossen sich an Constantinopel.[a])

Die Spaltung in orientalische und occidentalische, griechische und römische Kirche war ein Zwiespalt, kein wesentliches Auseinandergehen. Beide Kirchen haben die wesentlichen Principien des Katholicismus festgehalten, apostolisch, unfehlbar, alleinselig machend, katholisch zu sein; aber eben deshalb ist ihr Zwiespalt unversöhnbar. Nach der Errichtung

a) A. Pichler, Gesch. d. kirchl. Trennung zw. Or. u. Occid. Münch. 864 f. 2 B. Docent in München, sein Buch, meist geschichtlich gerecht, kam auf den Index, der Verfasser nach Petersburg als Bibliothekar. Dort hat er durch frechen Bücherdiebstahl deutscher Gelehrsamkeit einen Schandfleck angehängt und ist dafür nach Sibirien geschickt worden.

des lateinischen Kaiserthums der Kreuzfahrer in Constantinopel war die griechische Kirche unterjocht, damals war Zeit zur Versöhnung, aber der Haß ging zu tief. Die abendländische Herrschaft wollte nicht durch Zugeständnisse versöhnen, sondern kirchlichen Glauben und volksthümliche Sitte brechen, das griechische Volk aber hielt sich an den Patriarchen in Trapezunt. Nur die Maroniten, damals ein streitbarer Volksstamm, unterwarfen sich aufrichtig dem lateinischen Patriarchen von Antiochien. Die Armenier suchten den Schein der Versöhnung, so oft sie der Hülfe des Abendlandes bedurften; blos einzelne Gemeinden unter abendländischer Herrschaft blieben der römischen Kirche verbunden, welche ihnen ihre heilige Sprache und vaterländischen Gebräuche vergönnte. Innocenz III in einem Decret an den Katholikos von Armenien, der die Vereinigung mit der römischen Kirche suchte, schrieb, daß er seinen Beschluß in Liebe empfangen und auf sein Antlitz und Auge gelegt habe; daneben aber die Behauptung, daß sich des römischen Bischofs Gewalt über ganz Europa erstrecke.

§ 131. Wissenschaftliche Bildung.

Unter dem griechischen Kaiserthum war mehr historisches Wissen, vielleicht auch mehr wissenschaftliche Besonnenheit als im Abendlande, aber sie war ererbt, nicht durch eignes, lebendiges Zuthun erworben. Als seit Bardas die Regierung sich der Wissenschaft annam, und man sich's nicht bergen konnte, daß gegenüber der jungen Bildung des Islam wie des Abendlandes das stolze Selbstgefühl nicht ohne das Übergewicht der Gelehrsamkeit berechtigt sei, wurde Constantinopel ein Sitz literarischer Betriebsamkeit, eine gelehrte Akademie wie vordem Alexandrien. Schriftsteller aus allen Städten haben die Welt-, Reichs- und Kirchengeschichte geschrieben, mit der verschiedensten Tüchtigkeit, alle auf dem Standpunkt Constantinopels. Zusammengefaßt unter dem Namen Scriptores Byzantini, unter ihnen Grammatiker, Ärzte, Rhetoren, Juristen, Theologen, vom Mönch bis zum Kaiser und zur kaiserlichen Prinzessin.[b])

Photius ist auch in der Wissenschaft ein Vorbild seiner Kirche. Er hat sich einen großen Namen erworben durch seine polemischen Schriften im Bilderstreit, gegen die Paulicianer, gegen die römische Kirche, vor Allem durch seine Bibliothek und sein Gesetzbuch. Jene enthält nach der Vorrede aus 280 Büchern Auszüge aus Gelesenem und

b) Die Bonner Ausg. [Corp. Scrr. Hist. Byzant. 828 ss.] von Niebuhr veranlaßt und begonnen.

Urtheile darüber, wohl nur zu eigener Erinnerung, aber die Wichtigk[illegible] dieses literarischen Tagebuchs ist dadurch entstanden, daß so viele v[illegible] den Büchern, die noch Photius kannte, nun untergegangen sind. W[illegible] wissen nichts von ihnen, als was Photius aus ihnen aufbewahrt un[illegible] was er über sie gemeldet hat. Daneben die Amphilochia, eine Samm[illegible] lung von mehr als 300 Abhandlungen über exegetische, dogmatisch[illegible] und andere wissenschaftliche Fragen aus dem Exil an den ihm befreun[illegible] deten Metropoliten Amphilochius gesandt, ohne alle systematische Ord[illegible] nung. Was Gratians Decret der römischen Kirche, das ist Photiu[illegible] Nomocanon der griechischen, durch persönliche und wissenschaftlich[illegible] Auctorität. Der erste Theil enthält die Canones der ökumenischen un[illegible] der durchs Herkommen anerkannten Provinzialsynoden, dazu die al[illegible] canonisch anerkannten Briefe, jede Classe unter sich nach der Zeitordnung[illegible] aber alle Canones in fortlaufenden Nummern, ein kirchliches, urkund[illegible] liches Gesetzbuch. Der zweite Theil als systematisches Werk den Inha[illegible] der kirchlichen Staatsgesetze, ein systematisches Repertorium derselben[illegible] Hierzu ein exegetischer Commentar des Mönches Zonaras zur Fes[illegible] stellung des Sinnes, und ein juridischer des Balsamon, Patriarche[illegible] von Antiochien, dann von Constantinopel, zur Entscheidung von Rechts[illegible] fragen, beide aus dem 12. Jh. Simeon Metaphrastes [10. Jh.] ein Logothetes d. h. Beamter des Patriarchen zur Prüfung der Rech[illegible] nungen, hat die heiligen Sagen in anschaulicher Gestalt aufgezeichnet[illegible] Man hat von ihm gesagt, er sei mehr Legenden-Dichter als -Schreibe[illegible] gewesen, er war kein Historiker, aber er hat die Natur der heiligen Sag[illegible] verstanden, das poetisch Sinnbildliche, die Mythologie der Kirche.

Die Glaubenslehre stand fest auf der kirchlichen Überlieferung, eingefügt in einige bescheidene aristotelische Formen, erhielt aber durch ihr Anschließen an den Areopagiten [Bd. I, S. 551] und die Väter des 4. Jh. wieder einen platonischen Zug; man hat von ihr als von einer halben Scholastik mit Recht gesprochen. Nicolaus von Methone († nach 1166) kämpft vornehmlich gegen Proclus und das ganze neuplatonische Heidenthum. Die Wahrheit, d. h. die Lehre der Kirche, bezeichnet er als die rechte Mitte zwischen häretischen Gegensätzen. Nikethas Choniates († nach 1206) aus Kolossä, Oberschatzmeister, nach der Eroberung Constantinopels in Nicäa, suchte Trost in theologischen Studien, sein Thesaurus der Orthodoxie als Universalmittel und Amulett gegen alle Ketzereien. Die Panoplia, das Zeughaus, das Euthymius Zigabenus, zur Verurtheilung aller Häretiker auf Befehl des theologischen Kaiser Alexius Comnenus [um 1200] aus den Kirchenvätern zusammengestellt, war bestimmt für den Glauben zu

werden, was die Pandekten für das Civilrecht. Sie sollte die Waffen liefern gegen die Ketzerei, deren Feuer erstickt, doch fortglimmt unter der Asche. Diese Rücksicht auf Ketzer, die längst untergegangen, liegt wie ein drohender Schatten auf der griechischen Theologie, der lange Kampf mit ihnen hatte sich der Erinnerung zu tief eingeprägt. Die einzige noch gegenwärtige und wahrhaft drohende Häresie war die der Paulicianer.

§ 132. Die Paulicianer. Zweite Abtheilung.

Sie leugneten nicht dieses oder jenes Dogma, sondern die ganze katholische Kirche. Wir haben den ersten Abschnitt ihrer Geschichte betrachtet [Bd. I. S. 627 ff.] als einer verfolgten religiösen Secte, die das Christenthum nur als Geist anerkennen wollte, zugleich mit einer dualistischen Weltanschauung, doch wie Marcion als Rückkehr zur apostolischen Kirche des Paulus. Jene erste Periode endete durch Theodora, die Kaiserin, deren Schmeichler rühmten, daß sie in wenig Jahren über 100 000 Paulicianer habe umbringen lassen. Der zweite Abschnitt findet die Secte als kriegerisch-fanatische Partei, nicht mehr apostolische Häupter, sondern Feldherrn an ihrer Spitze. So ein kaiserlicher Heerführer, Karbeas, der bei den Kaliphen eingeführt war, Schwert und Bibel in der Hand trug und die Cathedrale zu Ephesus als Stall für seine Pferde benutzte. Er und sein Nachfolger Chrysocheres verheerten Kleinasien. Als an diesen eine griechische Gesandtschaft kam, um wegen des Friedens zu unterhandeln, erhielt sie zur Antwort: „Wenn der Kaiser Frieden wünscht, so begebe er sich des Orients und beherrsche ungestört den Occident. Weigert er sich dessen, so werden die Diener des Herrn ihn vom Thron stürzen." Das war ein kühnes Wort, doch sind die Paulicianer nach 30jährigem Kampfe unterlegen. Kaiser Basilius zerstörte Tephrika, ihre Festung im östlichen Grenzgebirge [871]. Aber noch viele hielten sich in den Gebirgen und beunruhigten die Grenzen. Seit 970 vertragsmäßig in Thracien ansässig, wohnten sie hier, dem Reiche verpflichtet, aber unabhängig im Besitze von Philippopolis, als tapfre Grenzwächter, und ihre weitere Geschichte ist die einer geduldeten Secte in Europa. Anna Comnena, die fürstliche Schriftstellerin, berichtet, wie ihr Vater Kaiser Alexius, im Krieg gegen die Normannen von einer Schaar der Paulicianer verlassen, ihren Anführer mit List gefangen nam, dann durch Predigt, Disputationen und Geschenke Viele bekehrte. Daher er ein dreizehnter Apostel genannt wird. Aber Paulicianer hatten sich bereits als Euchiten

mit manichäischer Lehre und schwärmerischem Gebets-Cultus, ihre Vorsteher als Apostel, in Thracien, sowie durch die Wahlverwandtschaft des slavischen Dualismus unter den Bulgaren verbreitet, hier in der Volkssprache Bogomilen genannt, nach Euthymius nur eine Übersetzung des Kyrie Eleison. Nach ihrer besondern Lehre sind die Söhne des guten Grundwesens Satanael und Logos. Jener, der ältere, der zur Rechten Gottes saß, ist im Versuche dem Vater gleich zu werden, bös geworden, hat die Engel verführt, die sichtbare Welt gestaltet, mit noch göttlichen Kräften den Menschen gebildet und den Kain mit Eva erzeugt. Nach seinem Abfall hat Gott die letzte Silbe seines Namens weggenommen: Satan. Von ihm geht alles Kirchenwesen aus, vormals sein Hauptsitz Jerusalem, jetzt die Sophienkirche in Constantinopel. In ihrer mystischen Weise lehrten sie, die h. Jungfrau habe den Logos, das göttliche Wort, durchs Ohr empfangen, und Christus mit einem Engelskörper angethan hat den älteren Bruder überwunden. Für ihren Dualismus beriefen sie sich auf einen angeblichen Ausspruch des Herrn: „Ehret die Dämonen, nicht um von ihnen Nutzen zu ziehen, sondern damit sie euch nicht schaden.“ Vom alten Testamente nemen sie die Psalmen und 16 Propheten an, daneben apokryphische heilige Bücher, und deuteten die heiligen Geschichte und Gebräuche allegorisch. Sie hielten strenge Fasten, und ein Theil verwarf auch die Ehe; Handauflegung der Ältesten galt als Taufe. Im Gewande des Mönchthums verbargen sie sich mitten in Constantinopel, bis Alexius ihr Geständniß erpreßte und den Basilius, einen Mönch und Arzt, als ihr Haupt verbrannte [1118]. Seine Anhänger ließ der Kaiser frei, wenn sie vor dem Kreuz niederfielen, die Standhaften lebenslänglich einkerkern. Der Einwirkung dieser Bogomilen auf die Katharer im Abendlande ward schon gedacht. Sie erscheinen als abergläubische herabgekommene Secte, unbekannt mit ihrer ursprünglichen Bedeutung. Bogomilen unter den Bulgaren haben sich durchs ganze Mittelalter, Paulicianer in und um Philippopolis und in den Thälern des Hämus bis auf unsre Tage unter mancherlei Umwandlung erhalten.

Zweiter Theil.

Mittlere Kirchengeſchichte.

Vierte Periode.

Von Innocentius bis Luther.

1890.

Vorwort.

In dem Vorwort zum erſten Halbband dieſer nachgelaſſenen Vorleſungen ſind die Hülfsmittel genannt worden, welche für eine Bearbeitung der noch zu erwartenden Theile zur Verfügung ſtehen. Ich habe dem, außer wiederholtem Dank an Herrn Pfarrer Henſchel, nur hinzuzufügen, daß ich bei der Niederſchrift dieſes Halbbandes genau nach den in jenem Vorwort angegebenen Grundſätzen verfahren bin. Die folgenden Blätter bringen nur Haſes Eigenthum, mein Antheil beſchränkt ſich im Weſentlichen auf die ſtyliſtiſche Verbindung der Sätze und Gedanken, die ich möglichſt in ſeinem Sinne zu geben bemüht war. Doch erwuchs dem Redactor eine eigenthümliche Schwierigkeit aus dem Verhältniß der Vorleſungen zum „Lehrbuch“. Haſe ſelbſt hat in der Vorrede zum erſten Bande [1885] dargelegt, nach welchen Grundſätzen er im Colleg verfahren iſt, und angedeutet, daß und warum das Lehrbuch zur Vervollſtändigung des Gedankenganges dieſer Vorleſungen herangezogen werden mußte. Ihm war es ein Leichtes, dabei die eignen Gedanken in neue Worte zu kleiden. Für den Redactor dagegen war eine gewiſſe mechaniſche Verwerthung der Sätze des Lehrbuchs kaum vermeidlich: da mir das Recht nicht zuſtand, dieſelben nach eignem Gutdünken umzumodeln, ſo habe ich ſie, wo es mir nothwendig ſchien, herübergenommen wie ſie daſtanden, und ich muß zufrieden ſein, wenn Kenner des Lehrbuchs die Nähte nicht zu ſehr bemerken, durch welche die Verbindung

hergestellt wurde. Es liegt in der Abfolge des Hasesschen Grundsatzes der Vorlesung die Individualisirung des im Lehrbuch Gesagten zu überlassen, daß das letztere in der Geschichte der Institutionen weit öfter zu verwenden war als in der der Personen, weil für jene der Verfasser zu den festliegenden Worten des Lehrbuchs nur Weniges im Colleg hinzuzufügen hatte. Das Register ist von Herrn E. Preuschen, Candidaten der Theologie zu Friedberg in Hessen, angefertigt worden.

Wissenschaft sollte dankbar machen, doch vergessen gerade ihre Jünger gar oft, was sie den Meistern schuldig sind. Es kann nicht ausbleiben, daß gegen dies Buch Stimmen des Zweifels laut werden, ob auch Alles, was es enthält, noch auf der Höhe der Wissenschaft stehe oder nicht etwa von dieser „überholt" sei. Wer so zu urtheilen geneigt ist, der möge in erster Linie bedenken, daß dieses Buch kein „Handbuch" der Kirchengeschichte sein will; daß der Verfasser durchaus nicht darauf ausging, in jedem einzelnen Punkte die jeweils neueste Auffassung, als letzte Perle auf der Schnur vergangener und vergessener Ansichten aufgereiht, zu bieten: sondern daß er sich zunächst an eine Gemeinde junger Zuhörer, zuletzt aber an alle wahrhaft Gebildeten wandte, um ihnen einen wirklichen Einblick in die treibenden Kräfte der Kirchengeschichte zu vermitteln. Er steht auf der hohen Warte einer von theologischen und Tagesgesichtspunkten gänzlich freien Geschichtsbetrachtung, und seine Urtheile dürften noch lange selbst der schärfsten Kritik Stand halten. So mag's wohl sein, daß von der Fluth der wissenschaftlichen Kleinarbeit manche Einzelheit dieses Buches hinweggeschwemmt werden wird, vielleicht schon hinweggeschwemmt worden ist — dennoch, wie es einzig ist in seiner Art, wird es auch bleibende Wirkung thun. Es enthält keine Zeile, die nicht jedem Gebildeten verständlich wäre, kaum eine Seite, aus der nicht Jeder, dem die Vergangenheit unseres Volkes und seiner Kirche am Herzen liegt, mehr lernen kann als aus manchem weit anspruchsvoller auftretenden Werke, jedenfalls kein Wort von Be-

deutung, an dem der Verehrer Haſeſcher Kunſt und Haſeſchen Geiſtes nicht die volle Freude wirklichen Genuſſes empfinden wird.

Heute vor einem Jahre waren in dieſem Hauſe Kinder und Enkel verſammelt, um den Großvater beim Eintritt in's 90. Lebensjahr feſtlich zu begrüßen, und viele Glückwünſche von nah und fern ſprachen die Hoffnung aus, daß der 90. Geburtstag zu einem hohen Freudentage werden möge. Gott hat es nicht gewollt. Der ſo viel bleibende Werke geſchaffen hat, ihn deckt jetzt die Erde, aber die Spur ſeines Schaffens wird nicht ſo bald verweht werden, und wie Tauſende den Worten des Lebenden lauſchten, ſo wollen und ſollen noch Tauſende an Dem ſich erfreuen, was er uns hinterlaſſen hat.

Jena, am 25. Auguſt 1890.

Guſtav Krüger.

Vierte Periode. Von Innocentius III bis Luther.

§ 133. Übersicht und Geschichtschreibung.

Diese Periode bringt nicht plötzlich Neues, aber die Vorzeichen und Zeichen einer neuen Zeit, einer Übergangszeit. Aufgabe der Geschichte ist zu zeigen, wie das kirchliche Mittelalter sich vollendet und endet. Das Papstthum war die legitime, im ganzen Abendlande anerkannte Macht. Aus tiefem Verfall sich erhebend war die römische Kirche unter Gregor VII zu einer Art Weltherrschaft gelangt, die Christus ihr nicht verheißen hatte, und die dennoch aus den gegebenen Verhältnissen naturgemäß ihr zufiel, nicht auf Waffen gegründet, nicht auf äußerliche Gewalt, sondern im Glauben, in der Gunst der Völker. Wir werden sehn, wie Beides erschüttert wurde, als statt Segen Fluch von Rom ausging, als der Papst, statt nach seinem stolzdemüthigen Wort ein „Knecht der Knechte Gottes" zu sein, selbstsüchtige Absichten verfolgte.

Der Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum war von Gregor und Heinrich begonnen: sie sind wie zwei Kämpfer, die sich gegenseitig den Tod geben. Die Könige, gegenüber den Völkern bisher von Gottes, auch wohl des Papstes Gnaden, warfen nun sich in die Arme ihrer Völker, in diesen hat das Bewußtsein der nationalen Selbständigkeit das politische Ansehen der Päpste gebrochen. Die Kirche kannte keine Völkerscheiden: ihre Sprache, ihre Wissenschaft war überall dieselbe. Der Priester konnte an jedem Altar des Abendlandes seine Messe lesen, ein Scholastiker war zu Hause in Paris, Bologna, Oxford, Prag. In den Kreuzzügen erschienen die abendländischen Völker als eine große kriegerische Familie Gottes. Wie aus der lateinischen und germanischen Sprache die verschiednen abendländischen Volkssprachen erwachsen sind, so begründen die Völker, großgezogen von der Kirche, ihren eignen Heerd, die Folge davon sind Nationalkirchen, durch sie ist die kirchliche Übermacht der Päpste nicht gebrochen, doch tief erschüttert worden. Die Wissenschaft wurde mehr selbständig und zum Besitzthum auch der Laien, ihr Alleinbesitz war die geistige Berechtigung hierarchischer Herrschaft gewesen. In den hierarchischen Institutionen war etwas gegen die Natur, die Gelübde der freiwilligen Armuth, des Cölibats, des unbedingten Gehorsams. Die Natur machte sich geltend, und in der neuen Wissenschaft findet sie ein Bewußtsein ihres Rechts. Doch waren der Reichthum der Corporationen, ein bequemes, üppiges Leben

und hierarchische Macht nur ein egoistischer Ersatz. Hierdurch wie selbst durch das Zerfallen der hierarchischen Gewalten sind unendliche Mißbräuche entstanden, ein Zustand des Verfalls, der Unchristlichkeit im schroffsten Gegensatz gegen die Einsicht des Zeitalters.

Dennoch, das Mittelalter ist nicht an Kraftlosigkeit gestorben, sondern neues Leben hat sich hervorgedrängt. Das ist der Ruhm des Mittelalters, zu enden den größern Sohn hinterlassend. Daher nicht bloß verkümmerte Gestalten hier erscheinen, sondern tiefsinnige Scholastiker und Mystiker, Heilige, um deren Haupt wahrhaft eine Glorie schwebt, hochbegabte Menschen, Dante, Michel Angelo, Rafael. Es war Ähnliches geschehen im klassischen Alterthum: als Phidias in Marmor, Virgil in Hexametern dichtete, war der religiöse Glaube, der politische Geist schon im Untergehn, das Pantheon und das Colosseum sind Denkmale, man könnte sagen Testamente des römischen Volksgeistes. So ergibt sich uns als Resultat: im Verfall der Kirche ein frischer Lebensgeist, die Nothwendigkeit, aber auch die Kraft einer Reformation.

Die Historiker als Quellenschriftsteller theilen sich in diese beiden Seiten, die einen sind mehr dem Mittelalter, die andern schon der neuen kommenden Zeit zugekehrt. Nach jenem schauen die Chroniken von Mönchen und Priestern, welche die Geschichte schreiben wie sie geschrieben ist im Alten Testament: Gott im steten unmittelbaren Wechselverkehr mit den Menschen. Vincent von Beauvais, Scholastiker und Erzieher der französischen Prinzen, hat auf Verlangen Ludwigs des Heiligen sein großes Speculum geschrieben, eine Encyklopädie in vier Abtheilungen: naturale, doctrinale, darin Theologie und Philosophie behandelt wird, morale und historiale. Matthäus von Paris war mit Heinrich III vertraut, sein Geschichtswerk, historia maior zum Unterschied eines Auszugs, enthält englische Geschichte, aber im Bewußtsein der Einheit der europäischen Völkerfamilie wirft er seine Blicke über das, was man damals Weltgeschichte nannte. Schon bei Innocenz III haben wir seiner gedacht. Weil sein Werk von Protestanten herausgegeben ist, hat Baronius behauptet, die härtesten Stellen seien untergeschoben, sie haben sich aber bewährt und sind vollkommen erklärlich aus der Gesinnung des englischen Volkes, wie sie sich im Streite mit Innocenz III entwickelte. Matthäus sieht das Christenthum bedroht durch die Hierarchie, aber er unterscheidet das Amt von den persönlichen Trägern desselben. Albert von Straßburg mit seinem Fortsetzer Closener von Königshofen stellt die deutsche reichsstädtische Gesinnung dar. Der Erzbischof Antoninus von Florenz, 1523 heilig gesprochen, ein Dominicaner, hat eine gelehrte Weltgeschichte

verfaßt, es sind Auszüge aus ältern Geschichtschreibern, auch Legenden hat er aufgenommen, aber durch Berichte aus verschiedenen Überlieferungen bietet er der Kritik reichen Stoff.

Die zweite Classe sind Staatsmänner aus Italien und Frankreich: sie haben im weltlichen Sinne geschrieben, die Ereignisse aus menschlicher Kraft und Klugheit oder ihrem Gegentheil erklärt. Albertinus Mussatus, gekrönter Dichter, Advocat, Senator, Heerführer von Padua, nach Unterjochung Paduas durch della Scala auf eine Insel verwiesen, hat dort die Geschichte seiner Zeit rauh und gerecht geschrieben. Giovanni Villani, florentinischer Staatsmann und Heerführer, war am Jubelfeste 1300 in Rom. Da ergriff ihn das Andenken der römischen Geschichtschreibung, in diesem Sinne hat er seine Geschichte von Florenz verfaßt, aller politischen Verhältnisse kundig, und Florenz hatte damals eine große Stellung, als eine städtische, weithin Handel treibende Republik, wo man Kunde und Interesse besaß auch für Das, was in weiterer Ferne geschah. Froissart war Kleriker, Schreiber und Günstling mehrerer Fürsten. Er ist viel umhergewandert, und wo er hörte von Rittern oder Fürsten, die viel erlebt, zu dem wendete er sich. Seine Geschichte eine Verherrlichung des Ritterthums im Vorgefühl seines Untergangs, im naiv epischen Ton. Philipp von Commines, Rath Philipps des Guten und Karls des Kühnen, aber auch Vertrauter Ludwigs XI, dieses für Frankreich doch so segensreichen Tyrannen, dann auch Karls VIII, hat Memoiren hinterlassen, das verworrene Gewebe damaliger Politik lichtend, eingestreut sind politische Maximen, ein Lieblingsbuch Karls V. Endlich Guicciardini, florentinischer Advocat, seit 1512 unter Leo X in hohen Staatsämtern, hat die Geschichte Italiens dargestellt, das damals ein Schlachtfeld europäischer Kämpfe war; auch seinen Gönner hat er nicht geschont, sein verwickeltes politisches Leben doch vertheidigt. Er schreibt, wie schon Villani, in der Sprache seines Volks.

Die eigentlichen Kirchengeschichtschreiber sind weniger bedeutend, selbst für die Kirchengeschichte. Trithemius, Abt von Sponheim, dann in Würzburg, hat die Geschichte der Abtei Hirschau bis auf seine Gegenwart [1514] geschrieben. Es hat etwas Gemüthliches und Individuelles, diese Betrachtung der Geschichte der Kirche von einem bestimmten engen Kreise aus, streng im kirchlichen Sinne seiner Zeit, nicht unwichtig für die Umbildungsgeschichte des deutschen Reichs, doch hat er, wo Kunde ihm mangelte, Manches durch Phantasie ersetzt.

Cap. I. Politische Stellung des Papstthums.

Die Papstgeschichte dieser Periode zerlegt sich in fünf Gruppen: die 1. ist noch mittelalterliches Papstthum, endigend mit Bonifacius VIII; die 2. die Zeit des babylonischen Exils; die 3. die Zeit des Schismas; die 4. die Zeit der großen reformatorischen Concilien; 5. nach ihrer Überwindung stellen sich die Päpste dar als einfache italienische Fürsten.

§ 134. Friedrich II 1194 bis 13. December 1250.

Friedrich II ist wie sein Großvater Mittelpunkt der Welt- und Kirchengeschichte gewesen, ein halbes Jahrhundert lang. Urkundlich für seine Geschichte sind die Briefe des Petrus de Vineis, seines Kanzlers, dessen vermeinter Verrath den Kaiser härter traf als alle Bannflüche.

Wie oft in Vormund und Mündel eine ablaufende und eine neu aufgehende Zeit sich darstellen, so haben wir in Innocenz III den Höhepunkt des Papstthums erblickt, in Friedrich II sehen wir den Vorläufer einer neuen Zeit. Seine reiche Bildung ist ein schönes Zeugniß für Innocenz, der Kaiser war selbst ein Troubadour, und die italienische Poesie beginnt am Hofe von Messina, er war Rechtsgelehrter und Naturforscher, er hat eine Schrift über Vögel und Pferde verfaßt. Den Taucher Niccolo von Messina soll er in die Tiefe geschickt haben, um das Geheimniß der Charybdis zu ergründen. Friedrich II stand durch seinen Geist und Unglauben über den Schrecken des Aberglaubens. In ihm ist das Streben der Staufen zur Vollendung gekommen, die Idee des Kaiserthums zu verwirklichen dem Lehnswesen, der Hierarchie und der städtischen Freiheit gegenüber. Erst im Kampfe, den die Behauptung der kaiserlichen Monarchie erforderte, scheint ihm der Gedanke einer noch höheren Bestimmung aufgegangen zu sein, die Welt vom Priesterdespotismus zu erlösen. So drohend war seine Macht, weil Deutschland und Italien in seiner Hand vereint waren. So lange Innocenz III lebte, ehrte der junge Kaiser in ihm den ehrwürdigen beengenden Vormund. Der milde Honorius III, zufrieden den Besitz der mathildischen Erbschaft gewährt zu erhalten, ertrug es, daß der Kaiser seinen Erstgebornen, den ernannten König von Sicilien, auch zum Nachfolger im Reich wählen ließ, und die Rechte der sicilianischen Monarchie wiederherstellte. Er hatte bei seiner Krönung in Aachen das Kreuz genommen und in Rom das Gelübde erneut. Seine Vermählung mit Isabella, der Erbin des Königreichs Jerusalem, mehrte diese

Pflicht. Aber mit der Feststellung seiner Macht in Italien beschäftigt, sucht er immer neuen Aufschub. Der letzte Termin war herangekommen, als Honorius starb, und Gregor IX ihm folgte, ein Nepote Innocenz' III, gleich ihm rechtsgelehrt, glaubensvoll und unerschütterlich, nur noch weniger bekümmert um die Folgen Dessen, was zu thun der starrsinnige Greis für Recht hielt. Mit ihm erhebt sich der Zwiespalt um politische Ansprüche des deutschen und normannischen Reichs an den Kirchenstaat, Besteuerung des Kirchenguts, peinliche Gerichtsbarkeit über Kleriker und Mönche, Einsetzung der Bischöfe. Das Wesentliche in diesem Streite war der Kampf des Staates und der Kirche in ihren höchsten Häuptern, ob der Kaiser oder der Papst allein über die Welt herrschen werde. Dieser an sich nothwendige Kampf brach zufällig aus über der fortdauernden Zögerung des Kaisers, sein Gelübde zu erfüllen. Gregor hatte seine Hoffnung gestellt auf die Entfernung und die Gefahr eines Kreuzzugs. Der Kaiser hat sich endlich widerstrebend eingeschifft, seine Rückkehr nach drei Tagen hat er immer gerechtfertigt als geschehen wegen Krankheit. Er ist auch sofort in die Bäder nach Pisa gegangen, es mag wohl etwas Schul- oder Seekrankheit dabei gewesen sein, bei andrer Willensneigung wäre er schwerlich umgekehrt. Gregor sprach über ihn den Bann, der Kaiser entgegnete, es sei dem Papste nicht zu thun um Palästina, sondern er wolle die Zerrüttung des Reichs und den Sturz der Hohenstaufen, und nachdem er die Herrschaft gesichert und den Papst vertrieben hatte, im nächsten Jahre, hat er trotz des Bannes den Zug unternommen.

In Palästina fand er als Gebannter die Ritterorden feindlich, christliche Städte verschlossen, er ertheilte dem Kreuzheere Befehle im Namen Gottes. Palästina stand damals unter dem Sultan von Ägypten, Friedrich hatte nur beschränkten Erfolg, weil die Kunde eines Aufstandes in Italien seine rasche Rückkehr forderte. So hat er nur einen Waffenstillstand auf zehn Jahre geschlossen, denn einen vollen Frieden mit den Ungläubigen betrachtete man als unchristlich. Die Bedingungen: 1) Jerusalem nebst Gebiet gehört dem Kaiser, nur das h. Grab bleibt gemeinsamer Besitz. 2) Dem Kaiser werden ferner zugesichert Bethlehem, Nazareth und alle Ortschaften am Wege von Joppe nach Jerusalem. Dies war freilich kein Reich, es waren nur Wallfahrtsorte und die Straße dahin, doch wurde der neue Besitz mit großer Freude gefeiert, und ein friedlicher Einzug in die heilige Stadt gehalten. Aber die kaiserliche Macht reichte nicht aus, in der Auferstehungskirche eine Messe in seiner Gegenwart lesen zu lassen, erst nach dem Gottesdienste trat er in die Kirche und setzte sich die Krone von Jerusalem aufs Haupt.

Es war ein Sonntag, am nächsten Tage hat der Erzbischof von Cäsarea das Grab mit dem Interdict belegt, weil ein Gebannter hier geweilt und gebetet habe. Die Tempelherren ließen den Sultan wissen, zu welcher Stunde der Kaiser mit nur geringem Gefolge zur Taufstätte Christi kommen werde; der Sultan hat das hochverrätherische Schreiben dem Kaiser eingesandt.

In Italien war das Gerücht seines Todes verbreitet worden, der Papst ließ einige Grenzstädte besetzen. Da war plötzlich der Kaiser aus Palästina da und vertrieb die Militia Christi. Sie haben nie einen besondern Ruhm erlangt, diese Schlüsselsoldaten mit dem Schlüssel S. Petri auf den Knöpfen ihrer Uniform, denen der Volkswitz nachsagte: cento soldati del papa per svegliere una rapa. Weil der Papst doch in der Hand des Kaisers war, der friedlich in Italien herrschte, demüthigte sich Friedrich scheinbar im Frieden von San Germano. In dem folgenden Jahrzehnt dieses Friedensstandes hat er ein Gesetzbuch erlassen für Neapel und Sicilien, fast im Sinne unsrer Zeit: Alle gleich vor dem Gesetz, nur die Monarchie über Allen, dieses in gleichem Gegensatz gegen die Privilegien der Hierarchie und Aristokratie. Mittelalterlich darin nur die Todesstrafe gegen Ketzer, um die eigne Rechtgläubigkeit zu bezeugen.

In Friedrich II war höchste Bildung und Macht vereinigt, da ergriff ihn das alte Verhängniß seines Hauses. Er war siegreich gewesen gegen die Hierarchie, bis die Lombarden sich gegen das Kaiserthum und gegen die deutsche Herrschaft empörten. Gregor IX nahm scheinbar eine vermittelnde Stellung ein; erst als die Lombarden in Gefahr waren zu unterliegen, ist er offen für sie eingetreten. Der Kaiser hatte ein schreckliches Gericht über Mailand vollzogen, zu Pavia 1239 wurde am Palmsonntag ein großes Festspiel vor ihm gehalten. Da verbreitete sich die Rede: dieser Tag wird zum Jammertag verwandelt für den siegestrunknen Tyrannen, denn heute bannt ihn der h. Vater und übergibt seine Seele dem Teufel. Die Rede wuchs schnell zu vielzüngigem Gerücht und warf ihren düstern Schatten über das Fest. Jedenfalls war ein Vertrauter des Papstes von seinem Vorhaben unterrichtet gewesen. Mit furchtbarer Entschiedenheit trat Friedrich dem entgegen: wer die Bulle verbreitet, soll sterben, und wenigstens Paris erzählt, der Bischof von Arezzo sei deßwegen gekreuzigt worden. Wiefern die Waffen des Papstes zunächst nur geistliche waren, denen der Kaiser mit all seiner Macht gegenüberstand wie ein gewöhnlicher Mensch einem Zauberer, hat er selbst geistige Waffen entgegengesetzt. Am 20. April 1239 hat er einen offnen Brief erlassen an die Könige und Fürsten

Europas: „Blicket umher mit euren Augen, ihr Menschenkinder, und horchet auf mit euren Ohren! Betrachtet das allgemeine Ärgerniß der Welt, den Zwiespalt der Völker, den Untergang der Gerechtigkeit. Von Babylons Ältesten geht alle Nichtswürdigkeit aus, welche, indem sie das Volk zu regieren scheinen, die Herrschaft in Bitterkeit und die Frucht der Gerechtigkeit in Wermuth verwandeln. Möget ihr Unsre Sache wohl betrachten, ihr Fürsten und Völker, und Unsre Schuld genau erkennen, denn mit dem Maße, womit man Uns mißt, werdet auch ihr gemessen werden, und die Klugen holen Wasser, wenn beim Nachbarn Feuer ausbricht. — Der Papst, von dem Wir glaubten, er gedenke nur der Dinge, die droben sind, und lebe in Himmelshöhen, ist unerwartet als ein Mensch, ja noch geringer befunden worden, da er Menschlichkeit und Wahrheit bei Seite setzt. Die Lombarden, welche ihre frevelhafte Willkür Freiheit nennen, indem sie Unsre und Unsrer Vorfahren Rechte mit Füßen treten, fanden bei ihm Schutz und Hülfe; und während er verlangte, daß Wir seine ungegründeten Ansprüche gegen die Römer unterstützen sollten, verbot er Uns diese Macht zur Behauptung unleugbarer Rechte nach Italien zu führen. Mailand, bekanntlich der Sitz arger Ketzereien, ist ihm lieber als der Kaiser, ein Bund von Aufrührern lieber als das seit tausend Jahren die Kirche begründende und beschützende Kaiserthum! — Hätten Wir aber auch den Papst freventlich beleidigt, so wäre dennoch das regellose Verfahren nicht gerechtfertigt, wodurch er seine innerlich kochende Wuth und Schlechtigkeit an den Tag legt. Daher erklären Wir, nicht zur Herabsetzung seines Amtes, sondern um seiner persönlichen Mängel willen, daß Gregor nicht würdig sei Christi Stellvertreter, Petri Nachfolger und der Vorsorger für alle gläubigen Seelen zu sein. Ohne mit den Kardinälen, seinen Brüdern, der Kirchenordnung gemäß zu berathen, sitzt er einsam in seiner Kammer, die Kaufwage in Händen haltend, darnach bindend und lösend, sein eigner Schreiber, Wage- und Zahlmeister! Uns aber liegt die Sorge ob, daß die Christenheit nicht länger von solchem Hirten in die Irre geführt, sondern eine allgemeine Kirchenversammlung berufen werde, auf welcher Wir dies Alles, ja noch viel Härteres gegen den Papst erweisen wollen. — Schlagen Wir das Buch Unsres Gewissens aufs sorgsamste nach, so finden Wir durchaus keine Veranlassung oder Ursache, welche diesen feindseligen Mann so heftig hätten bewegen können; es sei denn, weil Wir es für unpassend und unwürdig hielten, Unsern Sohn Enzio mit seiner Nichte zu vermählen. Ihr aber, Könige und Fürsten des Erdkreises, bedauert nicht bloß Uns, sondern auch die Kirche; denn ihr Haupt ist schwach und ihr Fürst gleichsam ein brüllen-

der Löwe; in ihrer Mitte sitzt ein ungetreuer Mann, ein besudelter Priester, ein wahnwitziger Prophet. Uns geht freilich solch Unheil am nächsten an und Wir fühlen am härtesten die Folgen päpstlicher Unthaten, aber Unsre Schmach ist zuletzt auch die eurige, und eure Unterjochung scheint leicht, sobald der römische Kaiser bezwungen ist. Das Alles schreiben Wir euch nicht, als ob Uns die Kraft zur Abwendung solchen Unrechts fehlte, sondern damit die ganze Welt einsehe und erkenne, daß die Ehre aller weltlichen Fürsten angegriffen wird, sobald man auch nur einen beleidigt."

Ein zweites Schreiben an die ganze Christenheit folgte bald. Darin hieß es: „Es versammelten sich die Pharisäer und Schriftgelehrten und hielten einen Rath über ihren Herrn, den römischen Kaiser. Was wollen wir machen, sprachen sie, da dieser Mensch über seine Feinde so triumphirt? Wenn wir ihm freie Hand lassen, so wird er die ganze Lombardei unterjochen und nicht zögern, uns von unsern Stellen zu verjagen und unser Geschlecht auszurotten." Es folgt eine persönliche Anklage des Papstes im Gegensatze der Enthaltsamkeit des Petrus. „Petrus verließ auf Christi Ruf all das Seine und zog den Weg des Lebens vor, als Einer der zwar äußerlich nichts besitzt, aber doch innerlich Alles hat, indem er dem Schatze des himmlischen Vaterlandes eifrig nachstrebt. Du hingegen, solches höheren Schatzes ermangelnd, trachtest unablässig Jegliches zu verschlingen, und die ganze Welt reicht nicht hin, um dir hier deines Bauches zu füllen. Als Petrus an das schöne Thor kam, sagte er zu dem Hinkenden: Ich habe kein Geld oder Silber; wogegen du, sobald der Goldhaufen, den du anbetest, sich zu vermindern scheint, sogleich mit dem Hinkenden hinkest und ängstlich das suchest, was von dieser Welt ist. Wenn du aber nach Christi Befehl als Kirchenhirte Armuth predigst, warum fliehest du was du angreifest, warum häufest du Gold auf Gold? Petrus wollte, selbst da er vom Hunger gepeinigt war, nichts Unreines essen: du aber lebst um zu essen, und auf allen deinen Gefäßen steht mit goldnen Buchstaben geschrieben: Ich trinke, du trinkest. Dieses Wort wiederholst du bei Tische so oft, daß du nachher, wie in den Himmel verzückt, hebräisch, griechisch und lateinisch sprichst, und obgleich bis oben überfüllt, auf den Flügeln der Winde zu schweben glaubst. Dann ist dir das römische Kaiserthum unterworfen, dann bringen dir die Könige Geschenke dar, dann verschafft dir der Wein Kriegsheere, dann dienen dir alle Völker." Und so fort, vom Mißbrauch des Hofgeredes über die Mahlzeit eines alten gelehrten Herrn fortschreitend zu Vorwürfen religiösen Inhalts.

Der Papst in seiner Antwort vom 21. Mai ist auf diesen Styl eingegangen: „Aus dem Meer ist ein Thier aufgestiegen voll Namen der Lästerung, mit den Füßen eines Bären, dem Rachen eines wüthenden Löwen und an den übrigen Gliedern einem Pardel gleich. Es öffnet seinen Mund zur Schmähung des göttlichen Namens und richtet giftige Pfeile wider das Zelt des Himmels und die dort wohnenden Heiligen. Mit seinen Klauen und eisernen Zähnen möchte es Alles zerbrechen, mit seinen Füßen Alles zertreten und erhebt sich nicht mehr heimlich, sondern öffentlich und von Ungläubigen unterstützt, gegen Christus, den Erlöser des menschlichen Geschlechtes, um dessen Bundestafeln mit dem Griffel ketzerischer Bosheit auszulöschen. Höret also auf euch zu wundern, wenn es den Dolch seiner Verleumdungen gegen uns zückt; denn es ist ja aufgestiegen, um sogar den Namen des Herrn von der Erde zu vertilgen." Dieser Vorbereitung folgt zunächst die umständliche Vertheidigung, dann der gewaltige Angriff: „Eins ist jedoch, weßhalb ihr euch, trotz der über jeden verlorenen Menschen zu empfindenden Trauer, freuen und Gott danken müßt, daß nämlich der Kaiser, welcher sich gern einen Vorläufer des Widerchrists nennen hört, mit eignen Händen die Schutzwand seiner Abscheulichkeit untergräbt und in jenem Rechtfertigungsschreiben seine Werke der Finsterniß durch die bestimmt ausgesprochne Behauptung an's Licht bringt, daß er von uns, dem Statthalter Christi, nicht gebannt werden könne. Indem er so der Kirche, auf welcher aller Glaube beruht, den ihr durch das Wort Gottes ertheilten Freibrief der Macht zu binden und zu lösen ketzerisch abspricht, thut er selbst kund, wie schlecht er auch von den übrigen Hauptstücken des christlichen Glaubens denkt. Sollte aber Jemand zweifeln, daß er sich in die Worte seines eignen Mundes verstrickt habe, der höre zum siegreichen Beweise der Wahrheit: dieser König der Pestilenz behauptet [Wir bedienen Uns seiner Worte]: die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Mohammed und Christus, getäuscht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Kreuze hangend gestorben. Außerdem hat er mit lauter Stimme zu versichern oder vielmehr zu lügen gewagt: alle Diejenigen wären Thoren, welche glauben, der allmächtige Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, sei von einer Jungfrau geboren worden. Diese Ketzerei unterstützt er durch den Irrthum, daß Keiner ohne eine vorhergegangene Vereinigung des Mannes mit dem Weibe geboren werde, und daß der Mensch überhaupt nichts glauben dürfe, was nicht durch die Natur und durch die Vernunft könne bewiesen werden." Pio Nono und Kaiser Wilhelm haben andere Briefe gewechselt!

Es drängt sich die Frage auf, wiefern die päpstlichen Vorwürfe berechtigt waren. Mancherlei wurde bereits unter den Zeitgenossen erzählt, was zweifeln läßt, wie es mit seinem Christenthum stand. Man hat ihm nachgesagt: er ist freundlich gegen seine saracenischen Unterthanen. Nun, sie waren ihm eben brauchbar gegen den Papst, er sagte, er reihe sie in sein Heer, um Christenblut zu schonen. An seinem Hofe hat er saracenische Mädchen gehabt zu Stickereien, auch wohl zu anmuthigen Künsten. Ein Gast des Hofes erzählt, daß er diese sah auf goldnen, rollenden Kugeln tanzend, schwebend. Sie waren ihm geschenkt von saracenischen Fürsten, und es mag wohl sein, daß Friedrich nicht immer fern gewesen ist von einem Harem, wie einst König David ihn gehalten hat. Dann ist auch manche kecke Rede von ihm ausgegangen: „Wenn der Gott der Juden Neapel gesehen hätte, er würde Palästina nicht so sehr gelobt haben." Das war ein Scherzwort gegen den jüdischen Particularismus, im Anblick der Naturherrlichkeit Neapels. Einst nahm er einen saracenischen Fürsten mit in die Messe. Der fragt, was es mit der Monstranz sei, und der Kaiser antwortet: „Die Priester erdichten, dies sei unser Gott." An einem Weizenfeld vorbeireitend hat er das Wort hingeworfen: „Wie viel Götter könnte man aus dem Getreide backen." Endlich, worauf der Papst hindeutet, die entsetzliche Rede ist ihm Schuld gegeben worden: „Dreie sind es, welche die Welt mit ihren Secten und Dogmen unterjocht haben, Moses, Christus und Mohammed. Moses hat das jüdische Volk zum Narren gehalten, Christus die nach ihm benannten Christen, Mohammed das heidnische Volk."*) Schon vor Friedrich ist diese Rede bekannt gewesen als die eines Pariser Professors, der darauf wahnsinnig geworden sei. Darnach ist nicht allzu unwahrscheinlich, daß der Kaiser solch ein tolles Wort nachgeredet hat, denn darauf ist kein Gewicht zu legen, daß er es feierlich verleugnet hat. Sicher ist doch nur seine Auflehnung gegen die Hierarchie und das eigentlich hierarchisch gewordne Dogma, die Transsubstantiation. Insofern mag richtig sein, was man ihm nachsagt: „Wenn die Fürsten mir beistimmten, so wollte ich für alle Völker eine bessere Glaubens- und Lebensweise anordnen." An König Heinrich III von England schreibt er: „Die Geistlichen, besonders die mächtigsten, zu Dem zurückführen, was sie in der ersten Kirche waren, zu einem apostolischen Wandel und zur Demuth ihres Meisters; ihnen die Reichthümer nehmen, die ihnen schädlich sind, wäre ein Werk der

*) Tres sunt qui mundum sectis suis et dogmatibus subjugarunt, Moses, Christus et Mahometus. Moses Judaicum populum infatuavit, Christus a suo nomine Christianos, gentilem populum Mahometus.

Liebe.“ Das Buch de tribus impostoribus, von den drei Betrügern, ist ohne Lästerungen, fast wehmüthig will es den Beweis führen, daß alle drei geoffenbarten Religionen auf Täuschung beruhen, nur die natürliche Religion sei Wahrheit. Aber die Schrift gehört ins 16. Jahrhundert.

Kaiser und Papst, Beide hatten sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung berufen, die zwischen ihnen entscheiden sollte. Gregor IX lud sie nach Rom, das verwarf der Kaiser, weil dort seine Feinde allein das Wort haben würden. Genua hat es doch unternommen, die Bischöfe aus der Lombardei und aus Frankreich nach Rom zu bringen, auch gegen den Befehl des Kaisers. Da hat Enzio, sein Sohn, mit der kaiserlichen und pisanischen Flotte die genuesischen Galeeren genommen, die heftigsten Gegner des Kaisers unter den Bischöfen ließ er wie durch ein Versehen ersaufen, die andern wurden nach Neapel gebracht. Gregor IX, nun fast hundertjährig, ist mehr aus Kummer darüber als am Alter gestorben. Das Conclave war in des Kaisers Gewalt, doch war die guelfische Partei stark und entschlossen genug, eine ghibellinische Wahl zu hindern. So blieb man zwei Jahre lang ohne Papst. Endlich vereinigten sich die Cardinäle auf den Grafen Fiesco von Lavagna, Innocenz IV. Die Wahl galt als Sieg der Ghibellinen, und Riccardo erzählt, der Kaiser sei voll Freude darüber gewesen. Nach späterer Kunde hat der Kaiser geurtheilt: „Ich habe einen Freund unter den Cardinälen verloren, am Papst einen Freund nicht gewonnen.“ Er weigerte sich mit dem Papst zu unterhandeln, bis der Bann aufgehoben sei, da floh Innocenz verkleidet auf genuesischem Schiff nach Lyon, hier war er frei und konnte das allgemeine Concil versammeln [1245]. Dem wurden fünf Fragen vorgelegt: das regellose Leben der Geistlichen; der Übermuth der Saracenen und die Nothwendigkeit eines Kreuzzugs; die Spaltung der Griechen, d. h. der Versuch einer Union; die Grausamkeit der Tartaren, d. i. der Einbruch der Mongolen in das östliche Deutschland; endlich die Verfolgung des Kaisers als eines Ketzers, Kirchenräubers und Genossen der Saracenen. Feierlich wurde nun der Bann wiederholt und die Entsetzung ausgesprochen. An Friedrichs Stelle trat in Deutschland Heinrich Raspe, der Pfaffenkönig, der doch durch die staufische Macht rasch niedergeworfen wurde. Dann Wilhelm von Holland, vornehmlich durch päpstliches Gold erhalten. In Deutschland blieb Conrad, der Kronprinz, mächtig, in Mittel- und Unter-Italien der Kaiser selbst, nur in der Lombardei schwankte das Glück. Da ist Friedrich im 57. Jahre gestorben [1250], nachdem er 50 Jahr König von Sicilien, 37 Kaiser und 28 Jahre lang König von Jerusa-

lem gewesen war. Er wurde bestattet im Dom von Palermo in einem Porphyrsarg in offner Halle. Im Testament an seinen Sohn Conrad hat er verordnet: „Daß er der heiligen römischen Kirche, unsrer Mutter, alle Rechte gewähren und wiederherstellen solle, welche Wir ungerecht besitzen, wenn sie selbst als eine barmherzige und fromme Mutter nicht unterlassen wird, ihm sein Recht zu gewähren.“*)

Jedem seiner Feinde für sich war er gewachsen, an Beiden zugleich, dem Papstthum und der bürgerlichen Freiheitsliebe der Lombarden hat sich seine Kraft verzehrt. Der Papst schrieb an das sicilische Volk: „Himmel und Erde freuen sich, daß Der gefallen ist, der mit dem Hammer der Verfolgung die Kirche Gottes zermalmte.“ Dante fand den großen Kaiser unter den Häresiarchen in der Hölle. Das deutsche Volksgefühl ist am reinsten in der Freiburger Chronik ausgesprochen: „Hätte er seine Seele geliebt, wer wäre ihm gleich gewesen.“ Auch an sein Andenken hat sich die deutsche Volkssage gehängt von einer siegreichen Wiederkehr, wie an seinen Großvater Barbarossa im patriotischen, so an ihn im antipäpstlichen Sinne. Wenn ein Mann, der durch außerordentliche Macht berufen scheint, ein großes Werk zu vollbringen, doch auf halbem Wege abgerufen wird, entsteht in der Volksphantasie leicht solch eine mythische Vorstellung seiner wunderbaren Rückkehr, deren Wahrheit ist: wenn die Zeit gekommen sein wird, dann wird dieser Geist wieder aufleben und das Werk vollbringen, so weit es nach Gottes Willen vollbracht werden soll.

Über ein Jahrhundert haben die Hohenstaufen in Welt- und Kirchengeschichte regiert, der Tod war im Bunde mit Rom. Innocenz IV erklärte das kirchenräuberische Geschlecht der Hohenstaufen auf immer der Herrschaft verlustig und eilte, Sicilien als erledigtes Lehen der Kirche in Besitz zu nehmen. Konrad IV überließ Deutschland seiner Zerspaltung und eroberte seine italienischen Erblande. Als er, 25 Jahre alt, starb [1254], war nur ein zweijähriges Kind noch übrig, in Italien genannt Conradino, der kleine Conrad. Die deutsche Krone verkauften die Fürsten unter päpstlichem Einfluß an Ausländer. Beide Sicilien nahm Manfred, Friedrichs natürlicher Sohn, in Besitz und gründete daselbst eine volksthümliche Regierung, gegen welche Innocenz vergeblich das Kreuz predigte. Der Haß der Päpste gegen die Hohenstaufen war nicht bloß persönlich, es war ein Erbhaß geworden, sie hatten erfahren, was es heißen will: Deutschland und Italien

*) ut debeat reddere et restituere omnia iura S. Romanae ecclesiae, nostrae matri, quae possidemus iniusta, si eidem ipsa misericors et pia mater iura debita facere non cessabit.

in einer mächtigen Hand vereinigt! Als sie erkannten, daß ihre Macht nicht ausreiche, Sicilien selbst zu besitzen, verhandelten sie dasselbe zuerst an England, dem fehlten Gold und Heere, dann an Frankreich. Karl von Anjou, Herr der Provence, Bruder Ludwigs des Heiligen, hat zugegriffen, und in der Schlacht bei Benevent ist Manfred gefallen. Conradino hatte mit seinem Kaiserrechte nur Erbgüter in Schwaben erhalten. Er wuchs heran, schön, beredt, ein Dichter. Die Erinnerung seines Heldengeschlechts ließ ihn die Zeit nicht erwarten. 16 Jahre alt verpfändet er Alles was er in Deutschland besitzt, mit Jugendgenossen und Abenteurern ist er über die Alpen gezogen, in Oberitalien schlossen sich ihm die Ghibellinen an und siegreich zog er in Rom ein. Lange schwankte die Schlacht bei Tagliacozzo, nur durch eine Kriegslist der Gegner ging sie für Konradin verloren. Schon auf dem rettenden Meer ist er durch einen Verräther gefangen worden. Clemens IV hatte ihn gebannt, sein Blut vergießen wollte er nicht. Aber Karl von Anjou hielt seine Herrschaft nicht für sicher, so lange noch ein Hohenstaufe am Leben war, doch war es ihm darum zu thun den Schein des Rechtes zu wahren. So hat er ein Gericht versammelt von angesehnen Rechtsgelehrten. Der junge König wurde angeklagt als Frevler gegen die Kirche, als Empörer und Hochverräther gegen seinen rechtmäßigen Herrn. Einer der Richter, Guido von Suzara, Doctor in Bologna, machte geltend: Conradin ist nicht gekommen als Räuber und Empörer, sondern im Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er sein angestammtes Reich durch offnen Krieg wiederzugewinnen hoffte; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangne schonend zu behandeln gebietet göttliches wie menschliches Recht. Alle Richter bis auf einen stimmten ihm bei und für die Freigebung, der König mußte aus eigner Macht das Todesurtheil sprechen. Angesichts des Meerbusens und des Vesuvs ist das Blutgericht errichtet worden, als sollte der letzte Hohenstaufe die Herrlichkeit seines angestammten Reiches noch einmal im Tode erblicken.

Die Päpste hatten gesiegt über die Hohenstaufen wie über die Ketzer: das Geschlecht ihrer mächtigsten Feinde war vernichtet; mit der Zerrüttung Deutschlands, mit der Zerstücklung Italiens und mit dem Übergewichte Frankreichs war ihr Sieg bezahlt.

§ 135. Ludwig der Heilige.

Wer in Plutarchs Manier Vitae parallelae schreiben wollte, müßte neben Friedrich II einen jüngeren Zeitgenossen, Ludwig IX von Frank-

reich, stellen: wie Friedrich negativ seine Kraft entwickelte im Kampfe gegen die päpstliche Kirche, so Ludwig positiv als treuer Sohn der Kirche; an ihm erkennt man, was sie noch vermochte als segensreiche Mutter über Gemüth und Leben eines Fürsten. Sein getreuer Joinville hat in der Geschichte Ludwigs den Anfang gemacht der französischen Memoiren-Literatur, anschaulich und individuell, Kleines und Großes neben einander und durch einander. Ludwig hat gelebt als Christ, nie im gewöhnlichen Leben hat er einen Eid geschworen, er war immer wahrhaft, in ihm eine tiefinnerliche Frömmigkeit. Freilich hat er gelebt wie ein Mönch, ängstlich vor jedem Genuß. Bettlern wusch er die Füße, pflegte Aussätzige, er trug ein härnes Hemd, die Disciplin gab er sich mit einer Geißel von Kettchen, hörte jeden Morgen drei bis vier Messen, ohne Einsprache seiner Frau wäre er Bettelmönch geworden. Als ein Dominicaner ihn ermahnte, er solle die äußre Demuth nicht zu weit treiben, nicht den ganzen Vormittag mit Beten hinbringen, eine Messe sei auch genug, aber der königlichen Würde gemäß solle er auftreten, da antwortete er: „Wenn ich doppelt so viel Zeit auf Würfelspiel und Vogelfang verwendete, kein Mensch würde mich tadeln.“ Er lebte doch auch wie ein Fürst und sorgte für Recht und Frieden im Lande. Unter einem alten Baume zeigte man noch lange Jahre nach seinem Tode die Stätte, wo der König seine sogenannten Billigkeitsgerichte hielt. Einst forderte eine Gesandtschaft von Bischöfen von ihm: wer über ein Jahr unter dem Bann bleibe, dessen Güter müßten eingezogen werden. Als der König widerstrebte, sprach der Bischof von Auxerre: „Wisset, o Herr! alle hier Gegenwärtige sagen Euch durch mich, daß Ihr das Christenthum zu Grunde richtet, weil keine Scheu ist vor dem Banne.“ Aber Ludwig blieb dabei: oft werde der Bann ungerecht aus persönlichen oder politischen Gründen gesprochen, erst müsse der Beweis geführt werden vor dem weltlichen Gericht, daß Einer gefrevelt habe gegen die Kirche, dann erst könne der Staat seinen Arm dem Fluche der Kirche leihen.

In schwerer Krankheit meinte man ihn gestorben, das Leichentuch lag über ihm ausgebreitet. Da erhob er sich plötzlich mit den Worten: „Das Licht des Orients hat sich auf mich herabgesenkt und mich von den Todten zurückgerufen.“ Zugleich nahm er das Kreuz, aber in Frankreich hatte Niemand Lust zu einem Kreuzzug, seine Mutter, seine Frau, seine Räthe und sein Volk waren dagegen. Der Bischof von Paris versuchte ihm die Gültigkeit seines Gelübdes auszureden, da sprach der König: „Da ihr meint, ich sei damals, als mich Gott vom Tode rettete, nicht im Stande gewesen ein dankbares Gelübde zu seiner Ehre mit

voller Besinnung auszusprechen: jetzt, da ihr nicht leugnen könnt, daß ich bei vollem Verstande bin, schwöre ich nicht Speise zu nehmen, bis ihr mich als einen Diener des Herrn anerkennt." Seine Hofleute wollten am wenigsten von solch einem Kreuzzuge wissen. Nun war es üblich, daß in der heiligen Nacht die Hofleute neue Mäntel bekamen. Der König hat sie ihnen in der Dämmerung übergeben lassen, und als sie in die hellerleuchtete Kirche kamen, sahen sie mit Schrecken, daß ihre Mäntel mit dem Kreuze gezeichnet waren. Die Meisten haben sich gefügt, man nannte den König seitdem einen Menschenfischer.

Wer Ägypten eroberte, dem fiel Palästina von selbst zu. Ludwigs Absicht war bei Alexandria zu landen, aber die Flotte ward nach Damiette verschlagen, und man landete an dem hier unbesetzten Gestade. Am nächsten Morgen wurde die Stadt gestürmt. Anfangs siegreich, hatte der König bald nur die Wahl, zwischen den Gräben des hochgestiegnen Nils zu verhungern, wenn er nicht vorzog zu ertrinken, oder sich zu ergeben. Da blieb nichts übrig als von dem ägyptischen Heere sich loszukaufen mit den Schätzen Frankreichs. Noch handelte es sich um die Förmlichkeit der Versicherung, die Ägypter verlangten diesen Eid: „Wenn ich das Versprechen nicht halte, soll man mich betrachten als Meineidigen, der Gott, dessen Gesetz und Taufe verleugnet, zur Verachtung Gottes das Kreuz bespuckt und mit Füßen tritt." Solch einen Eid achtete Ludwig für unwürdig eines Königs von Frankreich, daher durch den Verdacht gegen seine Aufrichtigkeit Zögerung entstand, bis die Ägypter nachgaben.

Als Friedrich II siegreich aus Palästina heimkehrte, fand er Italien in Aufruhr. Durch die Gunst der Kirche war die Heimkehr des trauernden Ludwig glorreich, sein Thron stand so fest als je gegründet auf seines Volkes Pietät. Er hat mehr durch die Gunst der Kirche erreicht als Friedrich mit all seiner Macht und Kühnheit. Doch war das Verhältniß eines Königs von Frankreich zum päpstlichen Fürstenthum in Italien weniger verwickelt. Ludwig hat doch auch seiner Kirche eine feste und doch beschränkte Stellung im Lande zu geben gewußt, das ist die Bedeutung seiner *pragmatischen Sanction* aus dem Jahre 1269, des Grundgesetzes der französischen Kirche: 1) Unser Reich ist nur dem Schutze Gottes unterworfen. 2) Die Verwaltung der Kirche geschieht nach gemeinem Recht, nach den Beschlüssen der Kirchenversammlungen und der heiligen Väter. 3) Auf Kirchengüter können keine Auflagen gelegt werden ohne Zustimmung des Königs und der französischen Kirche. Hiermit war angebahnt eine nationale Unabhängigkeit der Kirche Frankreichs von Rom.

Der König hat ſeinen Gedanken eines Kreuzzugs nicht aufgegeben. Sinnliche Zeichen haben ſtets Macht geübt auf die Phantaſie des Mittelalters: ſie erwarb die Dornenkrone Chriſti für den Kreuzzug, mit ihr in der Hand rief Ludwig: „Der Adel Frankreichs wird ſeinen König nicht im Stiche laſſen.“ Es wird ein Dornenkranz geweſen ſein, wie man ſie noch jetzt in Jeruſalem ſehr hübſch fabricirt und verkauft. Ludwigs Gedanke ſcheint die Wiedereroberung der römiſchen Provinzen in Afrika geweſen zu ſein, dazu mag mitgewirkt haben die Nähe Siciliens, wo ſein Bruder herrſchte. Es iſt der Plan, der auch in unſerm Jahrhundert Frankreich beſchäftigt hat. Daß er damals nicht zur Ausführung kam, verſchuldete des Klimas Ungunſt und des Königs Sorgloſigkeit. Er hat vor Tunis einen unblutigen Märtyrertod gefunden. Das Andenken des Volks an dieſen guten und enthuſiaſtiſchen Fürſten hat ſich geſteigert zum Glauben an Wunder auf ſeinem Grabe. Bonifacius VIII, der ihn 1297 heilig geſprochen hat, bemerkt in der Bulle: ſo viel ſei über des Königs Wunder geſchrieben worden, daß ein Eſel das nicht Alles wegtragen könne. Sein Todestag, der 25. Auguſt, iſt der Tag ſeiner Feier geworden, verhängnißvoll für Frankreichs nachmaliges Geſchick, und nach S.-Denys iſt S. Louis der Schlachtruf geworden bis zu den Kriegen der Republik. Ludwig IX war der letzte, echte Kreuzfahrer, der doch die heilige Stadt nicht zu ſehen bekommen hat, er hatte mehr der Vergangenheit, Friedrich der Zukunft angehört, darum ſcheinbar erfolglos, aber herrlich im Leben Beide.

Das Ende der Kreuzzüge iſt ein Ausgangspunkt des Mittelalters. Fürſten, Ritter, Städte, Lateiner und Griechen zankten ſich um die heiligen Stätten. Immer von Neuem ging Paläſtina und Syrien durch der Chriſten Zwieſpalt verloren. Die Idee der Kreuzzüge war durch die Päpſte ſelbſt verhöhnt worden, ſie hatten ſolche ausgeſchrieben gegen Ketzer und gegen ihre politiſchen Feinde, auch nahmen ſie Geld von ſolchen, die des Verdienſtes theilhaftig werden wollten, indem ſie zu Hauſe blieben. In den Städten erhoben ſich Calvarienberge, ſo in Nürnberg, mit Ausmeſſung der Stationen auf dem Leidenswege Chriſti von Pilatus zur Richtſtätte, wie man's in Jeruſalem ſich zurechtgelegt hatte, kleine Capellen bezeichneten die Stellen, wo Chriſtus etwa niedergefallen war oder ein bedeutſames Wort geſprochen hatte.

Im Unglück der Sache, die als Gottes Sache verkündet war, lag ein unlösbarer Widerſpruch. So ſang ein Troubadour: „Ich ſehe Den nicht für einen Ritter an, der nicht eilt zur Hülfe Gottes, der ſo ſehr dieſer Hülfe bedarf.“ Der Legat beim letzten Kreuzheer erhielt die Kunde ſeiner Wahl zum Papſte: Gregor X. Seine Abſchiedspredigt hielt er

über Pſalm 137: Vergeſſe ich dein, Jeruſalem, ſo werde meiner Rechten vergeſſen, meine Zunge müſſe an meinem Gaumen kleben, wo ich dein nicht gedenke, wo ich nicht laſſe Jeruſalem meine höchſte Freude ſein. Aber auch dieſer Papſt hat nichts vermocht gegen die Ermattung einer Idee. Emir Abulfeda hat uns den heldenmüthigen Todeskampf geſchildert um Ptolemais, die letzte Feſte der Kreuzfahrer. Als es erſtürmt war, am 18. Mai 1291, hat ſich der letzte römiſche Patriarch von Jeruſalem auf ein Schiff gerettet; als es zu viele Flüchtige aufnahm, iſt das Schiff verſunken.

Nach Ludwig dem Heiligen hat jenes ideale und doch ſinnliche Gefühl, die Sehnſucht nach einem heiligen Grabe und ſeine Verherrlichung ſeine Macht über die Maſſen verloren. Es kommt nicht immer auf die Folgen einer Begebenheit an, die größten gelten durch ſich ſelbſt. Der Kreuzfahrer, der nichts erobert hatte als etwa eine Muſchel auf ſeinem Grabſteine, dieſen Orden des kriegeriſchen Pilgers, er hat vielleicht höchſtes Lebensglück dort gewonnen. Doch waren die Kreuzzüge nicht ohne bedeutſame Folgen, auch materielle: Handelswege nach dem Orient waren erſchloſſen, die Kirche durch Erb- und Pfandſchaft bereichert, viele unruhige Elemente aus dem Abendlande entfernt. Größer noch waren die geiſtigen Folgen: die Anſchauung morgenländiſchen Lebens ſtellte hinaus über die engere Heimath. Leo ſchreibt davon: „Das heilige Land iſt durch die Kreuzzüge allerdings erobert worden und bis auf den heutigen Tag in guten Händen geblieben; aber nicht jenes irdiſche Land in Paläſtina und gegen die Türken, ſondern das heilige Land des Geiſtes und gegen die ſtrenge Form und Feſſel der Hierarchie.“ Und Hegel: „An dieſem Grabe wurde der Chriſtenheit noch einmal geantwortet: was ſucht ihr den Lebendigen bei den Todten! Er iſt nicht hier, er iſt auferſtanden.“ Es iſt die große Erfahrung, daß das Heilige nichts Äußerliches iſt, daß der Menſch das Göttliche in ſich ſelbſt, in ſeiner Geſinnung hat.

§ 136. Rudolf von Habsburg. Die ſicilianiſche Veſper.

Nach dem Untergange der Hohenſtaufen wollten die Deutſchen nicht wieder einen mächtigen Herrn. Nach einem langen Interregnum, der „kaiſerloſen, der ſchrecklichen Zeit“, wurde durch Werner von Mainz ein einfacher Graf des Reichs, Rudolf von Habsburg vorgeſchlagen, der ſich durch ſeine Ehrfurcht der Kirche empfohlen hatte. Schillers Ballade iſt nicht ohne hiſtoriſche Grundlage. Rudolf hat auch ſonſt ſeine kirchliche Geſinnung mit gewandter Äußerlichkeit gezeigt. Als nach der Krö-

nung die übliche Belehnung der Fürsten geschehn sollte, und durch irgendeinen Zufall das Scepter fehlte, da ergriff der König schnell ein Kreuz vom Altar: „Dieses Kreuz, welches die Welt erlöst hat, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können." Die Einmischung der Päpste in deutsche Reichsangelegenheiten war vornehmlich veranlaßt durch die Einmischung der Kaiser in Italien. Rudolf wird gerühmt wegen seines Verzichts auf Italien und der Gründung einer Hausmacht in Deutschland. In ihm war nicht der geniale, schrankenlose Geist der Hohenstaufen, aber gemessene verständige Kraft. Der Bischof von Basel, als er die Nachricht bekam, der Graf von Habsburg ist Kaiser geworden, rief aus: „Nun sieh zu, lieber Herrgott! sonst steigt Rudolf noch auf deinen Stuhl." Es hat sich lange für des Volkes Gedächtniß die Rede erhalten: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht." Das Reich der Hohenstaufen ist rasch und blutig untergegangen, das Reich, dessen Ahnherr Rudolf geworden ist, besteht noch heut als europäische Großmacht und wird bestehen gerade ohne Italien.

Hier in Italien begann eine Frontveränderung. Der Papst wurde von Sorge ergriffen vor den Franzosen, die er auch nach Neapel gerufen hatte. Die alten Parteinamen erhielten nun eine andre Bedeutung: Ghibellinen nennt man in Neapel jetzt die französische Partei, während die Welfen ihre Hoffnung auf den Kaiser und seine Deutschen setzen. Auf die Geldforderung Karls von Anjou, um seinen Thron zu behaupten, antwortete Clemens IV einmal gar kläglich: „In Unserm Schatz herrscht Ebbe und Wir mögen ihn nicht so bereichern, wie's Uns manch Einer vorschlägt." Dann zeigt er seine Lage den Völkern der Erde gegenüber: „England ist Uns feind; Deutschland gehorcht mit Müh' und Noth, Frankreich nur unter Seufzern und Klagen, Spanien hat kaum für sich selbst genug, Italien hilft Uns auch nicht: wie soll da der Papst, bei Gottesfurcht und Menschenachtung, sich und Andern mit Kriegsdienst oder Geld helfen?" Karl führte nach seinem Charakter und nach seiner Politik das tyrannische Regiment eines Fremdlings, der durch Schrecken herrschen will. Gregor X hat ihm geschrieben: „Sicherlich wird der Tag kommen, da über dich und deine Söhne unvermuthet der Tyrann herfallen wird." Und der Tag ist rasch gekommen. Im Jahre 1282, als das Vespergeläute des dritten Osterfeiertags zum Ave Maria lud, kam es in Palermo zum Ausbruch der Revolution, die sich rasch durch ganz Sicilien verbreitete, die Sicilianische Vesper genannt. Überall gab es ein Morden der fremden Eindringlinge, ja der Leib eingeborner Frauen, die mit Franzosen vermählt waren, wurde aufgeschnitten, damit nichts Französisches auf der Insel bliebe. Eine alte

Überlieferung weiß von einer Verschwörung und ihrem beispiellosen Geheimhalten über zwei Jahre zwischen dem Papst, Peter, dem König von Aragonien, dem griechischen Kaiser und einem großen Theil des sicilianischen Volks; durchgeführt sei sie worden durch einen Edlen, Johann von Procida. Aber es war keine Verschwörung, sondern ein Aufstand, der Zorn des Volks gegen den französischen Tyrannen ist plötzlich ausgebrochen. Erst nach dem Morden wurde ein republikanischer Bund der Barone und des Volks geschlossen, fünf Monate später boten sie die Krone dem König von Aragonien an als dem Erben der Staufen aus weiblicher Linie, um Sicilien zu schützen. Über ihn und über sein neues Königreich hat Papst Martin IV, selbst ein Franzose, Bann und Interdict gesprochen, Karl von Anjou ist doch auf Neapel beschränkt geblieben, und die Päpste haben für lange Zeit allen Einfluß auf Sicilien verloren. Die Geschichte dieses Aufstands von Michele Amari ist das bedeutendste Geschichtswerk Italiens vor seiner Einigung, veranlaßt durch Niccolinis Tragödie Johann von Procida. Es klingt etwas hindurch von dem unglücklichen Geschick Italiens, wie es war vor 1859, voll schmerzlicher Sorge, unter dem Motto: „Was soll süßes Himmelslächeln auf das Land des feigen Schmerzes!" Auch Amari wollte die Revolution predigen, d. h. die Vertreibung der Österreicher, ohne durch die Censur behindert zu sein, ein bedenklicher Zweck für einen Geschichtschreiber, doch ruht sein Werk auf gründlicher Forschung.

§ 137. Der Einsiedler und der Politiker als Papst.

Die französische Macht über Neapel hatte eine Partei unter den Cardinälen gewonnen, der unter mancherlei Schattirungen eine päpstliche, italienische oder deutsche Partei entgegenstand, aber keine Partei war so mächtig, die erforderliche Majorität für ihren Candidaten zu erlangen. Der Papst, auf den sie sich schließlich vereinigten, stand außerhalb aller Partei. Er ist nicht historisch bedeutend gewesen in seiner Wirksamkeit, aber eine individuell bedeutende Erscheinung: Weltverachtung und Weltunkunde auf dem verweltlichten Thron. Petrus de Murrhone war noch Laie, ein Einsiedler, von Fasten abgezehrt. In dürftiger Kutte saß er vor seiner Höhle im Gebirg, als die Deputation der Cardinäle ihm die höchste Krone der Christenheit brachte. Man sagt, er habe dieses Angebot für ein Traumgesicht gehalten, aber der Kronprinz von Neapel war doch schon bei ihm gewesen mit der Kunde von seiner Wahl. Noch war er nicht überredet sie anzunehmen, er beschwor die Gesandtschaft, man möge seine Unfähigkeit nicht dem Spotte und

der Verachtung preisgeben: doch ein einfaches Gemüth wird immer leicht zu überreden sein, daß solch ein Ruf unmittelbar vom Himmel komme. Cöleſtin V zog auf ſeinem Eſel im benachbarten Aquileja ein und ließ ſich nach Neapel führen. Er blieb als Papſt des Königs von Neapel Unterthan, dem er ſofort den Zehnten für den Fall eines Krieges mit Sicilien verwilligte. So wurde bald offenbar, daß ſolch ein unwiſſender Papſt mit ſeiner Allwilligkeit nur Verwirrung bringen könne. Man ſcherzte, er werde noch viel Schaden ſtiften de plenitudine potestatis, noch mehr aber de plenitudine simplicitatis, und er hätte dieſen Scherz nicht einmal verſtanden, da er kein Latein konnte. Auf ſeine Einfalt haben die Cardinäle den Plan gebaut, ihn zur Verzichtleiſtung zu bewegen. Cardinal Cajetanus ſoll es ihm durch ein Sprachrohr zugerufen haben, das mochte ausreichen, um ihm das Sündhafte im Pontificat eines Unfähigen als gefährlich für ſeine Seele vorzuſtellen. Doch entſtand Zweifel, ob es für einen Papſt erlaubt, ja nur möglich ſei, abzudanken, und es mußte eine Bulle erlaſſen werden, für das Recht eines ſolchen Schrittes. Dann aber im Kreiſe der Cardinäle, die ihm wenigſtens zum großen Theil nach Neapel gefolgt waren, ſtellte er ſein Alter vor und ſeine Unfähigkeit, auch ſein Verlangen nach Einſamkeit. Darauf zog er ſein päpſtliches Gewand aus und ſetzte ſich zu den Füßen der Cardinäle. Dem Könige kam alles Das ſehr unbequem, zunächſt durch eine große Volksproceſſion ſuchte er den Papſt wieder zurückzuführen. Der hat vergeblich gehofft, ſeine Waldeinſamkeit wiederzugewinnen; ſein Nachfolger hat ihm nur die Einſamkeit des Kerkers gegeben, darin zu ſterben. Wer eine Krone getragen hat und immer noch gebraucht werden kann als dazu berechtigt, wird ſelten in den Frieden des Privatlebens zurückkehren. Als Cöleſtin ſpäter heilig geſprochen und ſein Leichnam ausgeſtellt worden iſt, fand ſich ein Nagel durch ſeinen Kopf getrieben, ein ſtummer Ankläger gegen ſeinen Nachfolger. Dante ſah ihn in der Hölle: „Ich erkannte den Schatten deſſen, der in niedriger Geſinnung auf Großes verzichtet hat.“ Er fand ihn unter den Unglücklichen, den Gleichgültigen, che mai non fur vivi.*)

Die Neuwahl konnte der König von Neapel, der die Cardinäle feſthielt, beherrſchen. Da hat ſich jener Cajetanus von Anagni in der Nacht zu ihm begeben: er wiſſe, daß er nur durch ihn Papſt werden könne; dafür wolle er ihm Sicilien erobern helfen, auch ganz in ſeinem Sinne regieren. Der König willigte ein, aber ſobald Bonifacius VIII

*) Inferno III, 58 ss. Vidi e conobbi la ombra di colui
Che fece per viltate il gran rifiuto.

gewählt war [1294], eilte er von Neapel weg und vergeblich rief ihn der König zurück. Zwei Cardinäle aus dem mächtigen Geſchlechte der Colonna erklärten ſich gegen ihn mit der Behauptung, der Papſt als Stellvertreter Gottes könne nicht abdanken. Als Bonifaz ihre Bergſtadt Paleſtrina genommen hatte, ſprach er das Urtheil: „Nicht ein Stein ſoll auf dem andern gelaſſen werden.“ Er wollte in den Colonnas die römiſche Ariſtokratie beugen. So leidenſchaftlich war er: am Aſchermittwoch iſt üblich, daß die in Rom gegenwärtigen Prälaten bei feierlichem Gottesdienſte vor dem Papſte niederknieen, und dieſer ihnen Aſche auf's Haupt ſtreut mit den Worten: „Aſche biſt du, und zu Aſche ſollſt du werden.“ Statt deſſen ſprach Bonifaz zum Erzbiſchof von Genua: „Du biſt Ghibelline und mit den Ghibellinen wirſt du umkommen.“

Im Krieg zwiſchen Frankreich und England wollte der Papſt ſeine naturgemäße Stellung als Friedensfürſt einnehmen, aber mit der Forderung, daß ſie ſeinem Spruche ſich fügen müßten. Der König von Frankreich, Philipp der Schöne, bedurfte zum Krieg einer Beſteuerung des Kirchenguts, der Papſt verbot dieſelbe durch die Bulle Clericis laicos. Der Gegenſchlag des Königs gegen die Ausfuhr edler Metalle war nur gegen die römiſchen Einkünfte aus Frankreich gerichtet zu einer Zeit, als das Syſtem der Wechſel und Anweiſungen noch nicht ausgebildet war. Hierdurch bedrängt erklärte Bonifaz ſeine Bulle für mißdeutet, als nur gemeint gegen willkürliche Auflagen, nicht gegen Geſchenke und durch den Klerus ſelbſt verwilligte Anlehen. So wurde der Papſt von beiden Seiten anerkannt als frei erwählter Schiedsrichter, doch erließ er ſeinen Spruch in Form einer Bulle: Philipp ſolle ſeine Eroberungen zurückgeben. Das Recht in dieſem Streit war ſchwer zu finden. Seit England von der Normandie aus erobert war, gehörte dieſe zu England. Dies war ſchon hiſtoriſches Recht, die Könige von England als Herzöge der Normandie Vaſallen der Krone Frankreich, als welche ſie im Gefühl ihrer Macht ſich natürlich möglichſt wenig gerirten. Aber die Normandie war von der Natur Frankreich zugetheilt, und jetzt war ſie von Philipp erobert worden. Gehorſam dem päpſtlichen Spruche hätte er auf dieſes Land verzichten müſſen, deß weigerte ſich der König.

Hierzu kam ein alter Streit über die Beſetzung von Pfründen, ſowie während der Erledigung eines Bisthums über Genuß ſeiner Einkünfte zur Zeit der Vacanz. Auf Beides erhob Philipp von Frankreich als Lehnsherr Anſpruch. Der päpſtliche Legat, ſelbſt ein franzöſiſcher Biſchof, regte das Land gegen den König auf, der ließ ihn als ſeinen

Unterthan verhaften. Dagegen erließ Bonifaz am 5. December 1301 zwei Bullen wesentlich gleichen Inhalts. Die kürzere ist die berühmte: „Bonifacius Bischof, der Knecht der Knechte Gottes, an Philipp, König der Franken. Fürchte Gott und beachte seine Befehle. Wir thun dir kund und zu wissen, daß du in geistlichen und zeitlichen Dingen Uns untergeben bist. Die Übertragung von Beneficien und Pfründen geht dich nichts an, und hast du eine vollzogen, so erklären Wir sie für ungültig. Der anders glaubt, den achten Wir für einen Ketzer." Das war ein ungeheurer, unerhörter Anspruch an Frankreich, daß der König dem Papste unterworfen sei, nicht nur in spiritualibus, sondern auch in temporalibus, d. h. in weltlichen Dingen. Schon den Zeitgenossen ist ein Bedenken aufgestiegen über die Ächtheit dieser Bulle, das Tumultuarische, Lakonische, nie habe ein Papst so allen Anstand verletzt, fast immer die größten Bitterkeiten unter dem Schein väterlicher Autorität versteckt, selbst Verfluchungen nur kund gethan unter biblisch erbaulichen Redensarten, wie denn die andre Bulle desselben Tags sie zeigt: „Höre, geliebter Sohn, die Mahnungen des Vaters," das ist der hergebrachte Styl und doch wesentlich der gleiche Inhalt, und wozu auch zwei Bullen auf einmal? Allein die Antwort des Königs, deren Ächtheit über allem Zweifel steht, paßt genau auf jene lakonische Bulle, diese famose Antwort: „Philipp von Gottes Gnaden der Franken König an Bonifaz, der sich als Oberpriester aufspielt, einen dürftigen Gruß oder besser gar keinen. Deine hochmögende Thorschaft möge wissen, daß Wir in weltlichen Dingen Niemand unterthan sind, daß die Übertragung freistehender Kirchen und Pfründen Uns nach Unserm Königsrecht zukommt und daß Wir ihre Inhaber gegen Jeden männlich schützen wollen. Wer anders glaubt, die achten Wir für Dummköpfe und Narren." In den Drohungen beider Briefe sind charakteristische Gegensätze mit der größten Schärfe ausgesprochen, die das Wesen der streitenden Mächte bezeichnen. Der Papst: wer ihm nicht gehorche, gilt ihm als Ketzer; der König beruft sich auf den gesunden Menschenverstand, diese weltliche Macht. Wenn hiernach eine Fälschung stattgefunden hat, reicht sie jedenfalls bis in das Cabinet des Königs. Bonifaz klagte denn auch im nächsten Consistorium der Cardinäle: der königliche Kanzler habe seine Worte verfälscht, er habe nie behauptet die allgemeine Unterthänigkeit des Königs in temporalibus de regno, sondern nur: nobis subjectus ratione peccati. Dies also im Sinne der denuntiatio evangelica. Hiernach ist jetzt die Meinung, der Kanzler habe den König durch die Fälschung zu Gewaltschritten fortreißen wollen. Doch ist auch denkbar: dieser schlaue König ist mitwissend gewesen,

er hat aus der größern Bulle jenes Tages den energischen Auszug unter seinen Augen anfertigen lassen zu Händen des französischen Volks und zur Rechtfertigung der Antwort, wie er Lust hatte sie zu geben. Die große Bulle hätte die Masse der Franzosen nicht gelesen, den zusammengedrängten, tief verletzenden Auszug konnte Jedermann im Volke verstehn, wenigstens wenn er in's Französische übersetzt war, und auf diesen paßte des Königs Antwort. Denn sofort gegen die von den Bischöfen ausgehende kirchliche Bewegung warf sich Philipp in die Arme der Nation, indem er sie aufregte mit dem Gefühl ihres Rechts und ihrer gekränkten Eitelkeit. Zum Reichstage gehörten nach althergebrachtem Recht die Abgeordneten des Adels und des Klerus, jetzt zum ersten Mal hat der König auch die Abgeordneten der Städte dazu berufen, einen dritten Stand! Auf dem so gestalteten Reichstage wurde auch der Klerus von den beiden andern Ständen fortgerissen zu feierlicher Erklärung der Unabhängigkeit des französischen Reichs vom Papste. Die Güter von 45 Prälaten, die gegen das königliche Verbot sich zu dem ausgeschriebenen Concil nach Rom begaben, wurden sofort eingezogen. Dort in Rom ist 1302 die Bulle Unam sanctam erlassen worden, deren auch in den neuesten Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche gedacht worden ist.

Die Bulle hebt an mit der hierarchisch gefaßten Lehre von den beiden Schwertern, die Gott verliehen habe, beide in potestate ecclesiae, das eine zu führen pro ecclesia, das andre ab ecclesia, d. h. das eine zum Vortheil der Kirche, das andre durch die Kirche selbst, wie es weiter heißt: dieses ist in den Händen des Priesters, jenes in den Händen des Königs und der Soldaten, aber nach dem Wink der Kirche soll es geführt werden. „Wer dieser von Gott geordneten Gewalt widersteht, widersteht Gottes Ordnung, er müßte denn wie die Manichäer zwei Prinzipien anerkennen," einen Gott neben Gott. Dann folgt der berühmte Schlußsatz: „Somit verkünden Wir laut und öffentlich jeder menschlichen Creatur, daß sie unterthan ist dem Papste, bei Verlust der Seligkeit." Und dieser Satz ist auf einem Concil gebilligt, ja von demselben unter Vorsitz des Papstes erlassen worden, nach der neuesten Doctrin also recht eigentlich mit Unfehlbarkeit angethan. Die Bulle enthält die vollständig entwickelte Politik der römischen Hierarchie und ist deßhalb aufgenommen in das canonische Rechtsbuch.

Zugleich sprach der Papst den Bann gegen den König, dieser ließ die Verkündiger der Bulle ohne weiteres verhaften und auf einer zweiten Reichssynode den Papst der Ketzerei anklagen, um seinen geistlichen Charakter am sichersten zu treffen. Ein Ritter beschwor auf das Evan-

gelium 29 Anklagepunkte gegen den Papst: er habe einen Hausteufel, daemon privatus, weil er sich Untrüglichkeit anmaße, was ohne magische Künste unmöglich. Er verleite zur Abgötterei, indem er sein Bild in einer Capelle habe aufstellen lassen; wahrscheinlich gemeint das schöne Bild von Giotto, das noch jetzt in der Laterankirche sich befindet. Er leugne die Unsterblichkeit, denn er habe erklärt, lieber ein Hund oder ein Esel sein zu wollen als ein Franzose, das aber sei unerhört für Einen, der an die Unsterblichkeit glaube. Diese kühne Schlußfolgerung erreichte ihren Zweck, indem sie die Eitelkeit des französischen Volkes aufstachelte. Dazu Verbrechen an Cöleſtin, Sodomiterei u. A.

Die Anklage und Appellation des Reichstags an ein allgemeines Concilium erhielt an 700 Zusatzakten von Städten, Stiften, Klöstern und Corporationen aller Art. Mit jener plötzlichen enthusiastischen Entschiedenheit, die zuweilen das französische Volk ergreift, stand ganz Frankreich für einen Mann. Bonifacius sprach das Interdict über das Land, suspendirte den französischen Klerus, hob die Privilegien der Universitäten auf und belehnte den König der Deutschen mit Frankreich. Aber Philipp, daheim gesichert, ließ den Papst im eignen Hause angreifen. Bonifacius, der dem römischen Adel nicht traute, hatte sich mit seinen Schätzen zurückgezogen in seine Stadt Anagni, einsam gelegen im Sabinergebirg. Wilhelm von Nogaret, der andre Kanzler des Königs, und der Cardinal Colonna warben in der Nähe heimlich 300 Reiter, mit diesen haben sie den Papst überfallen. Als Bonifaz sich in der Gewalt seiner Feinde sah, setzte er sich im päpstlichen Schmucke auf den Thron: „Da ich verrathen und überfallen bin wie unser Herr, will ich als Papst sterben.“ Colonna, den er gebannt hatte, hat ihn mißhandelt. Er sollte widerrufen und abdanken oder gefangen nach Frankreich, um dort vor Gericht gestellt zu werden. Heldenmüthig weigert er Alles, endlich ermannen sich seine Mitbürger, greifen zu den Waffen, und die feindliche Schar, zufrieden mit reicher Beute, ist entflohen.

Bonifaz hatte doch keine Freude an seiner Befreiung: seine Schätze waren ihm geraubt, sein Herz wie gebrochen. Er kehrte nach Rom zurück, dort vom Adel bewacht, wie er sich's einbildete. Ein hitziges Fieber ergreift ihn, damals soll er sich einen Finger abgebissen und den Kopf gegen die Wand gestoßen haben. Doch war er über 80 Jahre alt, als er am 11. October 1303 starb. Ein Urtheil ward über ihn sprüchwörtlich: Wie ein Fuchs hat er sich eingeschlichen, als Löwe hat er regiert, wie ein Hund ist er gestorben,*) oder als Weißagung Cöleſtin's: mo-

*) Intravit ut vulpes, regnavit ut leo, mortuus est ut canis.

ietur ut canis. Es ist der Menschen Weise, die Thaten nach dem Erolge, einen Menschen nach seinem Glück zu beurtheilen. Gregor VII ätte in Canossa dasselbe geschehn können, wenn Heinrich IV nicht zu ühe verzweifelte. Bonifaz war ein kühner Charakter, wenn auch mehr idenschaftlich als besonnen. Er hielt starr fest an den leuchtenden ildern der Vergangenheit, ohne zu bemerken, daß die Zeit begann ine andre zu werden. Dante, der Ghibelline, hat sein weltrichterliches rtheil über ihn gesprochen: „Der neuen Pharisäer Hirt und Hort, der att der Saracenen Christen hat bekriegt."

Die Zeit begann eine andre zu werden. Schon trug unter den Rathebern des Königs einer darauf an, den Kirchenstaat aufzulösen als einiges Mittel, die Verwaltung der Kirche den Schwankungen der Politik u entziehn. Mit Bonifaz VIII ist der Glanz des mittelalterlichen apstthums, sein Glanz als Weltmonarchie, erloschen. Bis zur Mitte es 15. Jahrhunderts hat man keinen bedeutenden Papst gesehen, und s sind nicht Personen, sondern Ereignisse, die wir zunächst zu betrachten aben.

§ 138. Das babylonische Exil.

Benedict XI war einer der zwei Cardinäle, welche in Anagni ei Bonifaz aushielten. Seine Begrüßung durch eine französische esandtschaft benutzte er sogleich, um ungebeten den Bann zu lösen, er über König und Volk hing, nur Colonna und Nogaret sollten usgeschlossen sein. Er wird geschildert als ein ernster Charakter: seine utter, eine Wäscherin, kam vornehm ausstaffirt ihren hohen Sohn begrüßen, als es ihm gemeldet wurde, sagte er: „Meine Mutter keine Prinzessin, sondern eine arme Frau." Hier erscheinen freilich ndliche Pietät und päpstliche Gravität im Widerspruch, aber die ehre war wohl nothwendig gegen Eitelkeit und Ansprüche. Er ist lötzlich gestorben, man sagt, er habe zu viel Feigen gegessen. Nogaret annte den raschen Tod ein Wunder, dessen Bewirkung Zeitgenossen hm doch selbst Schuld gaben. In Perugia, wo Benedict gestorben ar, mußte das Conclave gehalten werden. Schon saßen die Cardiäle neun Monate zusammen, sie vermochten nicht sich zu einigen, ndlich haben sie diesen Compromiß geschlossen: die italienische Partei, ie hierarchische, möge drei Franzosen denominiren, aus denen möge ann die französische Partei den Papst erwählen. Das ist dann in 40 agen geschehen. Natürlich nannten die Italiener möglichst eifrig hierrchisch Gesinnte, unter ihnen primo loco Bertrand d'Agoust, den Erzischof von Bordeaux, den heftigsten Gegner des Königs von Frankreich.

Nach Villani, als Philipp die Nachricht von diesem Vergleich erhielt, soll er nach Bordeaux geeilt sein und dem Erzbischof anheimgegeben haben: „Ich habe in meiner Hand dich zum Papste zu machen, wenn ich will, und deßhalb bin ich gekommen. Versprichst du mir sechs Gnaden [gratie], so soll es geschehn.“ Diese Gnaden waren sechs Bedingungen, die der Erzbischof dem König fußfällig gelobte. Sie lauteten: 1) Unbegrenzte Absolution für alle Gegner des Bonifacius, 2) der Zehnte von allen französischen Kirchengütern auf 5 Jahre, 3) Ernennung einiger Freunde des Königs zu Cardinälen, 4) gerichtliche Untersuchung über das Verfahren des Bonifacius, 5) der Erzbischof wird seine Brüder und Vettern dem Könige als Geißeln übergeben, 6) diese Bedingung könne der König noch nicht nennen, weil das Geheimniß zu wichtig sei. Und der Erzbischof hat auf's Abendmahl geschworen, diese sechs Bedingungen, auch die unbekannte, zu erfüllen. Über deren Inhalt hat man hin und her gerathen, man hat gedacht an eine Verurtheilung des Bonifacius als Ketzer und Ausgrabung seines Leichnams; oder daß der Papst seinen Sitz in Frankreich nehme; oder an eine Vernichtung des reichen Templer-Ordens zu Gunsten der Krone. Ich vermuthe, der König hat gar nichts Bestimmtes im Sinne gehabt, er hat nur durch solche ungenannte Verwilligung eine unbedingte Macht über den Papst sich vorbehalten. Man hat die ganze Erzählung bezweifelt, doch ist die Zusammenkunft des Königs mit dem Erzbischof sicher bezeugt, und die Einwilligung zur Wahl seines Hauptgegners wird er auch nicht gegeben haben ohne Verheißungen der Art.

Der so gewählte Papst, Clemens V hat Alles gethan, was die fünf Bedingungen enthielten, nur der vierten hat er sich dadurch entzogen, daß er das Gericht über den todten Papst auf ein allgemeines Concil vertagte. Während er sich so dem König von Frankreich gefügig zeigte, sprach er gegen die Republik Venedig im Streit über Ferrara furchtbare Bannflüche, erneute bei dem Römerzug Heinrichs VII von Luxemburg alle Forderungen seiner Vorfahren, und als Kaiser Heinrich mitten in seinen Siegen gefallen war, verkündeten päpstliche Bullen, daß der Papst des Kaisers Herr und bei erledigtem Throne Reichsverweser sei in Italien. Seinen Sitz hat Clemens in Frankreich genommen [1305], weil er durch jene Verheißungen sich dem Könige verpfändet hatte, und so beginnt mit ihm was man genannt hat die babylonische Gefangenschaft des Papstthums, d. h. der Sitz des Papstthums in Frankreich, sie hat 72 Jahre gedauert. Diese Päpste saßen in Frankreich durch ihren eignen, freien Willen, weil sie Franzosen waren, und durch französische Cardinäle gewählt. So ist das Papstthum durch

die Arglist König Philipps und den Verrath eines Papstes in die Hände Frankreichs gekommen. Dieselben Ansprüche wie vordem wurden an den Papst gemacht, aber den Völkern mußte doch offenbar werden, daß er nur ein Werkzeug der französischen Krone, nicht mehr Gottes Statthalter sei.

Nach Clemens' V Tode haben die alten und neuen Cardinäle noch einmal um die Wahl gestritten. Durch französische Macht und trügerische Verheißungen ist Johann XXII [1316—34] gewählt worden. Er hatte zu Lyon den italienischen Cardinälen geschworen niemals ein Thier zu besteigen außer zur Reise nach Rom: das ließ sich leicht erfüllen, von Lyon nach Avignon, damals eine Stadt des Königs von Neapel, des päpstlichen Lehnsmanns, war der nächste Weg auf der Rhone. Ludwig der Baier und Friedrich von Österreich, Beide Enkel Rudolfs von Habsburg, kämpften in Deutschland um die Krone, an Macht durch Verbündete gleich. Wir kennen Alle die That echter deutscher Treue, die doch nichts Außerordentliches ist, nur vom Auslande angestaunt, weil der Papst Friedrich III lösen wollte von seinem Eide der Rückkehr in die Gefangenschaft, den er freiwillig erfüllt hat. Seitdem bestand Freundschaft unter den beiden Gegnern, der Papst, nach französischer Politik, war für den Besiegten, damit es nicht zur Einigung Deutschlands komme. Da schrieb Ludwig an den Papst: „Als Krieg zwischen uns war, ermahntet ihr Christenblut zu schonen. Da wir uns verglichen haben, sucht ihr neues Kriegsfeuer anzuzünden, nur um eurer eignen Begierde nach Macht und Ehre nachzuhängen, unbekümmert, wie viel Christenblut darüber vergossen wird." Er ließ in Rom, nach eingelegter Appellation an ein allgemeines Concilium, sich als Kaiser, einen frommen Bettelmönch als Papst krönen. Aber seine Macht in Italien endete mit dem Rückzug seines Heeres, des Kaisers Papst wurde nach Avignon ausgeliefert, und Johann XXII erließ eine Bulle, wie sie heilsamer nie erlassen worden ist: „Wir, denen kraft besondrer Vollmacht zusteht auszurotten und zu pflanzen, zu theilen und zu einigen, unter Zustimmung Unsrer Brüder und nach ernster Berathung, trennen Italien gänzlich vom deutschen Reiche, setzen eine vollendete Scheidung und gebieten, daß Beide niemals verbunden oder als einen Körper fürderhin betrachtet werden." Nur daß solche Trennung nicht durch ein loßes Pergament vollzogen wird. Solche Scheidebriefe der Völker werden mit Blut geschrieben.

Noch mehr als unter Friedrich II ist im Streite Ludwigs des Baiern mit dem französischen Papste das Recht von Staat und Kirche literarisch untersucht worden. Die kaiserliche Partei war bei dieser Untersuchung

nicht etwa besonders liberal, sie berief sich auf das römische Recht, au[illegible]f die phantastische Vorstellung vom Kaiser als dem Herrn der Welt. Nütz[illegible]licher für das deutsche Reich war die päpstliche Vertheidigung. So i[illegible]n der Schrift des Augustinus Triumphus: „Der Papst kann alle König[illegible]e, wenn Grund vorhanden ist, absetzen. Wie Gott der Schöpfer und Für[illegible]sorger [provisor] aller Königreiche ist, so ist der Papst als Gottes Statt[illegible]halter aller Königreiche Fürsorger." Der deutsche Volksverstand erkannt[illegible]e anstatt des theokratischen Rechts die Einflüsterung Frankreichs. Den[illegible]noch störte das Interdict, das der Papst schon 1324 gesprochen hatte[illegible]e, den Frieden des Reichs und der Seelen. Ludwig bewarb sich um di[illegible]e Aussöhnung mit der Kirche, die Frankreich verhinderte, während Bene[illegible]dict XI [1334—42] sie nicht minder wünschte als der Kaiser selbst. Be[illegible]i solcher Unfreiheit des Papstes schlossen die Fürsten den ersten Kurverein[illegible]n zu Rense [16. Juli 1338], kraft dessen ein römischer König allein au[illegible]f der Kurfürsten Wahl besteht. Ludwig erklärte in einem Manifest a[illegible]n die Christenheit, daß die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott komme[illegible], daß der von den Kurfürsten Erwählte ohne weiteres König und Kaiser[illegible], und wer es leugne Hochverräther sei. So ist durch Frankreich und de[illegible]r Papst Deutschland zum Nationalgefühl der politischen Selbständigkei[illegible]t gekommen, doch verstand Ludwig nicht, sich auf dieses Nationalgefüh[illegible] zu stützen, in sich ungeordnet war er gewaltthätig und verzagt zur Un[illegible]zeit. Er trennte die Ehe der Margarethe Maultasch, der Fürstin vo[illegible]r Tirol, und gab den Dispens zu ihrer Wiederverheirathung mit seinem[illegible] Sohne, ihrem Blutsverwandten. Er bot dem Papste demüthige Be[illegible] dingungen, die dieser nicht annehmen konnte und wollte. Clemens VI[illegible] [1342—52] mußte den Bann gegen ihn erneuen. Es liegt fast Poesie[illegible] aber eine furchtbare Poesie, in dem Spruche dieser Verfluchung: „Die[illegible] göttliche Allmacht werfe Ludwig darnieder und übergebe ihn der Gewal[illegible] seiner Feinde. Der Herr schlage ihn mit Narrheit und Blindheit. Der[illegible] Himmel verzehre ihn durch seine Blitze, die ganze Erde waffne sich gegen[illegible] ihn mit allen ihren Elementen, der Abgrund der Hölle thue sich auf und verschlinge ihn lebendig. Sein Name bleibe nicht über ein Geschlecht und sein Andenken verlösche auf ewig. Sein Haus werde wüste, seine Kinder sollen aus ihren Häusern vertrieben und vor den Augen ihres Vaters von seinen Feinden getödtet werden." Das waren fromme Wünsche des Statthalters Christi für den Kaiser. So ließ der Papst Deutschland nicht zum Frieden kommen, aber sein Recht dazu ward mit scharfen Gedanken gemessen.

In Neapel regierte Giovanna, aus dem Geschlechte Karls von Anjou. Ihr Gemahl Andreas, ein ungarischer Prinz, hatte sie und die Großen

in roher Weise verletzt. Er ist aus den Fenstern des Palastes gestürzt worden und lag einen Tag lang unbegraben, schwerer Verdacht des Mordes lastete auf der jungen Königin. Vor der Ungarn Blutrache entfloh sie nach Avignon, ihrem Besitz als Gräfin der Provence. Clemens VI, als ihr Lehnsherr und Richter an Gottes Stelle, sprach die schöne Königin feierlich von dem Verdachte der Blutschuld frei und bestätigte ihre neue Vermählung. Sie verkaufte dagegen zur Bestreitung des Feldzugs gegen die Ungarn um 80 000 Goldgulden Avignon an den päpstlichen Stuhl. So lebten die Päpste wenigstens im eignen Hause. Das französische Königthum war damals noch nicht concentrirt, die Provencalen fühlten sich nicht geradezu als Franzosen, doch war Avignon von französischen Besitzungen umgeben, und der Papst immer noch abhängig. Avignon ist in dieser Zeit ein zweites mittelalterliches Rom geworden, auf einer Anhöhe haben die Päpste einen prachtvollen Palast erbaut und mit Meisterwerken italienischer Kunst geschmückt. Ich sah ihn als Caserne französischer Soldaten, und eine Zeit lang ging die Rede ihn wieder einzurichten für etwaigen Aufenthalt des Papstes. Es zeigte sich, daß das Papstthum nicht gebunden sei an Rom, aber abhängig vom französischen Königthum. Karl IV, der von Papst Innocenz begünstigte Kaiser, wurde durch einen beauftragten Cardinal in Rom gekrönt, doch mit dem Versprechen, nicht länger als einen Tag dort zu verweilen. Petrarca, die zärtliche und mächtige Stimme Italiens, schrieb damals: „Der Kaiser untersteht sich nicht, was sein ist zu retten, er flieht, obwohl ihn Niemand verfolgt. Er verschmäht die Umarmungen seiner Braut und wendet sich vom reizenden Angesicht Italiens hinweg. Zwar entschuldigt er sich, er habe eidlich versprochen, sich nur einen Tag in Rom aufzuhalten. Welch eine Schmach! Der römische Kaiser wagt nicht, länger als einen Tag in Rom zu bleiben; der römische Papst, nicht zufrieden, daß er selbst Rom verlassen hat, will auch nicht einmal erlauben, daß ein Andrer es besucht, und solchen Vertrag schließt er mit dem Kaiser.“ Innocenz VI [1352—62], ein rechtskundiger sittenstrenger Fürst, erkannte das Bedürfniß einer Reformation, die er begann durch Beschränkung seines Hofs und durch den Versuch, die angehäuften Pfründen auf wirklichen Kirchendienst zurückzuführen. Der Kirchenstaat war in unabhängige Städte und Herrschaften zerfallen, die Päpste hatten vergeblich auf herzerschütternde Bannflüche gesonnen, um die Kirchenräuber zu schrecken, bis der Cardinallegat Albornoz, Erzbischof von Toledo, der sich im Kriege mit den Mauren die Rittersporen verdient hatte, durch kleine tapfre Kreuzzüge und durch kluge Unterhandlungen eine päpstliche Regierung wiederherstellte, die auch

die Rückkehr des Papstes nach Rom möglich machte. Dort hatte Nicolo Rienzo, Cola di Rienzi, ein geistvoller, doch in Tagen des Glücks unbesonnener Mensch, wie Crescentius und Arnold von Brescia, durch Erinnerung an das, was Rom einst gewesen, die Aufrichtung einer kaiserlichen Republik herbeigeführt. Vom Adel vertrieben, dann von Albornoz als Senator benutzt, ward er endlich wegen Auflage einer Steuer vom Volk erschlagen.

Ein halbes Jahrhundert war vergangen, seit Rom zuletzt einen Papst gesehn hatte. Das Bedenken mußte doch hervortreten, da das Papstthum an die Cathedra Petri sich gebunden fühlte, und diese an Rom, ob ein ausländisch gewordnes römisches Bisthum auf die Länge bestehn werde, und dies Bedenken wurde fühlbar durch die Abhängigkeit von Frankreich. Petrarca fragte Urban V [1362—70], ob er einst unter den Sündern von Avignon auferstehn wolle oder unter den Aposteln und Märtyrern von Rom. Vielleicht hätte Urban sich weniger darum gesorgt, wo er auferstehn werde, als wo er leben könne unabhängig vom französischen Königthum. Aber es war nicht leicht für einen Papst sich loszumachen von Avignon. Fast alle seine Cardinäle waren Franzosen oder Provencalen, dem französischen Adel angehörig. Neben dem Poeten sind es vornehmlich zwei heilige Frauen, Caterina von Siena und Birgitta, die Schwedin, gewesen, welche die religiösen Motive der Rückkehr nach Rom geltend machten. So setzte es Urban durch, aber er fand ein unruhiges Volk, viel schlimmer als Königsmacht und eilte nach Avignon zurück.

Der Gedanke war doch einmal geweckt, daß nur durch die Rückkehr nach Rom zu S. Peters Grab die irdische Unsterblichkeit des Papstthums sicher sei. Die Provinzen des Kirchenstaats wurden damals durch französische Legaten beherrscht und ausgesogen. 1376 brach ein Aufstand in Perugia aus, der seinen Stützpunkt in Florenz hatte, eine rothe Fahne mit der Inschrift Libertas wurde in die Städte des Kirchenstaats gesandt. Fast ganz Mittelitalien erhob sich, es war die ausgesprochne Absicht, der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen, unbekümmert um das Interdict, da die Freiheit jedenfalls der Seligkeit vorgehe. Aber jede Stadt blieb für sich, und ein Söldnerheer unter dem Cardinal Robert von Gent eroberte und verwüstete sie entsetzlich. Neben den kirchlichen Gründen war die Einsicht, daß nur ein gegenwärtiger Papst den Kirchenstaat in Frieden beherrschen könne, der Grund, daß Gregor XI [1370—78], ein zarter, kränklicher Provençale, mit Überwindung aller Schwierigkeiten am 17. Januar 1377 wieder in Rom einzog. Die Römer waren außer sich vor Freude [amentes prae gaudio].

aber der Papst erschrak über die Trümmerstadt, die er vorfand: überall Schutthaufen, mit hohem Gras bewachsen, die Niederungen der Stadt waren Sümpfe geworden, Alles vereinsamt, noch etwa 30 000 Einwohner, wo einst über 2 Millionen Raum gefunden hatten. Durch Siege und Verträge haben sich die meisten Ortschaften dem Papste unterworfen, doch dem, der nicht einmal italienisch verstand, war es so unheimlich, daß er die Rückkehr in der Stille vorbereitete. Nur ein früher Tod hat ihn festgehalten. So besaßen die Römer endlich doch den Leichnam eines Papstes, ein werthvoller Besitz, denn nach dem Gesetz mußte nun das Conclave in Rom gehalten werden, und die Bevölkerung war eifrig genug die Cardinäle nicht entfliehn zu lassen.

§ 139. Das Schisma.

Als diese sich zur Wahl anschickten, forderte das bewaffnete Volk einen Römer: lo spirito santo non intende altro che un Romano. Wüstes Geschrei um die Mauern des Vaticans bedrohte allerdings jede andre Wahl mit dem Tode. In Freiheit würden die zwölf Cardinäle von jenseits der Berge sicher einen aus ihrer Mitte gewählt haben, der das Papstthum in das friedliche Avignon zurückgeführt hätte. Doch haben sie auch so nicht unbedingt nachgegeben: sie wählten einen Italiener, den Erzbischof von Bari, aber dieser als neapolitanischer Unterthan gehörte gewissermaßen zu Frankreich und war seit langen Jahren Dirigent der päpstlichen Kanzlei gewesen, als solcher mit nach Rom gekommen. Auch stellte diese Wahl anfangs das Volk so wenig zufrieden, daß die Cardinäle sich versteckten und der Neugewählte, Urban VI, sich über Nacht in einem Winkel des Palastes verkroch. Doch am nächsten Morgen nahm die Stadt vorlieb mit dem wenigstens italienischen Papste, Urban VI wurde am Osterfeste 1378 feierlich gekrönt, und die Cardinäle berichteten ihre Wahl an ihre sechs in Avignon zurückgebliebnen Collegen, wie an die christlichen Fürsten. Erst als sie durch diese Wahl jede Hoffnung der Rückkehr nach Frankreich vereitelt sahn, und als Urban die natürliche Härte seines Charakters zeigte, wurden die fremden Cardinäle von Reue ergriffen: sie zogen sich in's Gebirge zurück, erklärten die Wahl als unfrei für ungültig und lockten ihre drei italienischen Collegen dadurch in ihre Versammlung, daß sie jedem versprachen ihn zum Papste zu erwählen. Aber sie wählten jenen kriegerischen Cardinal von Gent, Clemens VII, der, nachdem sein Söldnerheer in der Nähe von Rom geschlagen worden, nur dadurch dem Gegensatze gewachsen war, daß er das französische Papstthum erneute. Urban, von sämmtlichen Cardinälen

verlassen, creirte sich neue, und so beginnt die Zeit des Schismas, der Kirchenspaltung durch ein römisches und französisches Papstthum.

Der französische Papst war so unbekümmert um den Kirchenstaat, daß Clemens VII aus den nördlichen und östlichen Provinzen desselben für den französischen Prinzen Ludwig von Anjou ein Königreich Adria gründete als päpstliches Lehnsreich mit jährlichem Lehnszins von 40000 Gulden. Dem Papste blieb nur vorbehalten die Stadt Rom mit der Campagna und dem südlichen Theile des Landes. Die lang vergeßne Bulle dieser Ausscheidung vom 14. April 1379 ist erst in neuerer Zeit wieder aufgefunden worden. Als Motiv ward angegeben: Der Papst ist, mit der Regierung des Erdkreises beschäftigt, sei nicht in der Lage die Übelstände in der Verwaltung dieser Länder zu beseitigen. Der wirkliche Grund war der Kaufpreis für des Prinzen kriegerische Hülfe gegen Urban VI. Dieser blieb anerkannt in Ober- und Mittelitalien. In Unteritalien folgte Giovanna der französischen Politik und adoptirte Prinz Ludwig zu ihrem Thronerben. Gegen Beide rief Urban den ungarischen Prinzen Karl von Durazzo, der Erbansprüche an Neapel hatte, nach Italien, indem er Bann und Entsetzung gegen die Königin aussprach. 40 Jahre waren vorüber, seit die Blutschuld an ihrem Gemahl auf ihrem Haupte lag; noch mit drei Männern aus drei verschiedenen Nationen ist sie vermählt gewesen. Gefangen ist sie wahrscheinlich im Kerker erdrosselt worden. Nach wenig Jahren sehn wir Urban durch den von ihm belehnten König Karl Durazzo in Nocera belagert, täglich spricht er aus einem Fenster der Burg den Bannfluch über ihn unter Glockengeläute und dem Verlöschen schwarzer Kerzen. Karl von Neapel hatte 10000 Goldgulden Dem versprochen, der ihm den Papst todt oder lebendig ausliefern würde. Durch einen Handstreich des Grafen Orsini gerettet ist Urban nach Genua entkommen mit einigen gefangnen Cardinälen; sie waren beschuldigt, ihn unter Curatel stellen zu wollen, dafür ließ er sie ertränken.

Die Kirche hat nie über das Recht der beiden Papst-Dynastien entschieden, die französischen Schriftsteller zählen insgemein die französischen Päpste in Avignon, die Italiener die römischen, so auch die Curie selbst. Indem die Gegenpäpste sich gegenseitig schmähten und excommunicirten, wurde die Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhle tief verletzt aber da die verschiednen Völker mit ihren Fürsten meist sich für den einen oder den andren Papst erklärten, blieb doch in der Spaltung eine gewisse Einheit. Aber auch die einzelnen Bischöfe, je nach ihrer Convenienz, hielten zu dem einen oder andern, und der Bischof des römischen Papstes suchte den des französischen zu verdrängen. Die großen

über die Kirche verbreiteten Mönchsorden wurden gespalten, und so gingen aus dieser Bigamie der Kirche unzählige Mißbräuche hervor: die Macht, welche bisher Obhut der Ordnung gewesen war, wurde jetzt zur Quelle der Verwirrung. Es gab keine Behörde diesen Streit zu entscheiden als die christlichen Völker, wen sie anerkennen wollten als Statthalter Gottes. Das alte Sprüchwort kam zu Ehren: Volkes Stimme ist Gottes Stimme.

So gelangte eine Volkssouveränetät zu momentaner Geltung, zugleich mit dem großartigen Versuche einer Reformation der Kirche. Vor allem die Universität Paris bildete dabei das Organ der öffentlichen Meinung durch ihre Intelligenz, und indem sie nach kurzem Schwanken auch das französische Papstthum nur als Partei anerkannte. In ihrem Sinn hat ein französisches Nationalconcil von 1398 erklärt, die französische Nationalkirche habe sich bis zur Erwählung eines einzigen und rechtmäßigen Papstes selbst zu verwalten. Beide Päpste zu Anfang des 15. Jahrhunderts, Gregor XII und Benedict XIII, hatten schon bei ihrer Wahl jeder versprochen abzudanken, wenn nur der andre gleichzeitig dasselbe thue. Zu diesem Behuf sollten sie beide an einem Ort zusammenkommen: aber da machten sie Ausflüchte, der eine wollte nur in eine Seestadt, der andre nur in eine Landstadt. Die Wahrheit war: keiner hatte Lust abzudanken. Die beiderseitigen Cardinäle, gedrängt durch die öffentliche Meinung, konnten bestehn auch ohne die Päpste, so haben sie sich losgesagt und zur Entscheidung ein allgemeines Concil nach Pisa berufen.

§ 140. Die großen Concilien.

Wessenberg, der letzte freisinnige deutsche Prälat, hat die Geschichte der Concilien von Pisa bis Trient geschrieben, ein weites Geschichtswerk, es ruht nicht gerade auf umfassenden Quellenstudien und ist nicht in rein historischer Absicht verfaßt, sondern um darzuthun, daß in den Synoden die wahre Kraft liege gegen die Ausartungen des Katholicismus.[a]) Wissenschaftlich bedeutender ist das große Werk von Hefele, an dem wir beklagen, daß es aus Unlust des Verfassers an dem letzten Concilium zu Rom, dessen hochachtbares Mitglied er selbst gewesen ist, nicht zum naturgemäßen Abschluß gelangt ist.[b]) Nach den griechischen Glaubenssynoden bis zum 8. Jahrhundert waren die allge-

a) J. H. Wessenberg, die großen KVersamml. d. 15. u. 16. Jh. [Const. 840. 1 B.] B. II. b) Hierher gehörig der 7. Band mit dem besondren Titel: Die Reformations- und Unionssynoden des 15. Jh. Frbg. 874.

mein genannten Synoden des Abendlandes nur Rathsversammlungen des Papstes gewesen und zur Ausführung päpstlicher Befehle, jetzt wurde die kirchliche Volkssouveränetät durch das Concil dargestellt, es war thatsächlich die höchste Behörde. In Pisa war das Priesterthum repräsentirt durch 24 Cardinäle und an 200 Bischöfe persönlich oder durch Vollmacht, das Mönchthum durch 300 Äbte, die Wissenschaft durch die Abgeordneten der Universitäten, an 120 Magister der Theologie und 300 Graduirte des römischen und canonischen Rechts, die Politik vornehmlich durch die Gesandten von Frankreich und England. Am 25. März 1409 wurde die Versammlung eröffnet, die Sitzungen in der Domkirche waren öffentlich.

Gegen die Berechtigung des Concils hat sich allerdings auch eine Partei erhoben: nur der Papst könne ein allgemeines Concil berufen, die Kirche sei nicht über ihrem Haupte. So außer den beiden Päpsten der deutsche König Ruprecht und Ladislaus, der neue König von Neapel. Gerson, Kanzler der Universität von Paris als Sprecher gegenüber dem Doppelhaupte, doch selbst zu Pisa nicht anwesend, entgegnete: „Die Kirche ist immer nur Eine, wenn es auch zehn Päpste auf einmal gäbe. Jeder Christ kann im Nothfall ein Concil berufen. Wenn eine einzelne Person im Fall der Nothwehr den Papst in's Meer werfen kann, so kann die Kirche sich jedenfalls da, wo es keine anerkannte Papstgewalt gibt, über alles Papstthum erheben. So steht zu solcher Zeit ein allgemeines Concilium über allem positiven Rechte." Und auf die Frage, welches Ansehn ein solches Concil habe, lautete Gersons Antwort: „Das Ansehn Christi." So war ein neues, doch uraltes Princip des Kirchenrechts ausgesprochen: Die höchste Macht über die Kirche geht von der Gemeinde aus, geübt durch ihre gesetzlichen Vertreter. An die beiden Päpste wurden gerichtliche Ladungen erlassen und an die Kirchthüren angeschlagen, daß sie innerhalb einer bestimmten Frist vor der Synode zu erscheinen hätten. Da dies unbeachtet blieb, wurden sie nach förmlichem Proceß als ungehorsam und wortbrüchig entsetzt kraft dieses Spruches: „Nachdem das heilige Concil, welches die allgemeine Kirche darstellt und daher mit der nöthigen Macht bekleidet ist, Alles untersucht hat, was in Sachen des Schismas gegen Peter de Luna und gegen Angelus Corrarius, sonst Gregor XII genannt, vorgebracht worden ist, thut es nach reifer Erwägung den Ausspruch, daß alle wider beide Prätendenten vorgebrachten Facta wahr sind und beide als Schismatiker, Ketzer und Meineidige allen Anspruch auf diese Würde verloren haben, untersagt ihnen sich ferner den päpstlichen Namen beizulegen und verbietet allen Christen bei Strafe des Bannes ihnen zu gehorchen."

Es entstand der Zweifel, ob nun ein berechtigter Papst gewählt werden könne durch die von unberechtigten Päpsten creirten Cardinäle, hierdurch vermittelt, daß allerdings die vereinigten Cardinäle wählen sollten, aber unter der Auctorität des Concils. Aus dieser Wahl ging hervor Alexander V, ein Findling aus Candia, so schien man wenigstens sicher gegen Nepotismus, aber er betrachtete alle seine Freunde als Nepoten. Man vernahm seine schmerzliche Klage, als Bischof sei er reich, als Cardinal arm gewesen, nun als Papst ein Bettler. Wie die französische Nationalversammlung von 1789 zwar berufen wurde, um den Staat aus der Finanznoth zu retten, doch nothwendig fortgetrieben zur Reform, so waren die Repräsentanten der Kirche zwar zunächst versammelt, um der Papstspaltung abzuhelfen, aber ihr Ansehn ruhte auf der Erwartung der Völker, daß durch sie die Mißbräuche der Kirche abgestellt werden würden. Reform der Kirche war fortan die Losung: was Jeden drückte, insbesondre die durch das Schisma entstandnen Mißbräuche, anfangend am päpstlichen Haupte. Wiefern dazu Vorarbeiten nöthig schienen, entschloß man sich zur Auflösung des Concils nur als Vertagung [7. August 1409].

Aber auch der nächste Zweck war nicht vollständig erreicht, vielmehr nach Pisa bestand, wie man scherzend sagte, eine Dreifaltigkeit des Papstthums. Zwar von den Repräsentanten der Kirche, auch von der öffentlichen Meinung, ward nur der Papst des Concils anerkannt, doch behielten auch die beiden andern ihre Anhänger, besonders auf der spanischen Halbinsel. Auch diese drängten zu einem neuen Concil, um sich des Gegenpapstes zu entledigen. Der war inzwischen durch Johann XXIII ersetzt worden, den Cardinallegaten von Cossa, von reicher weltlicher Begabung, doch ohne irgend einen geistlichen Charakter. Durch seine Schicksale sind alle dunklen Geheimnisse seines Lebens schonungslos offenbar geworden: daß er aus edlem neapolitanischen Geschlechte stammend in seiner Jugend Seeräuberei getrieben, Ablaß auf eigne Hand verkauft und dadurch Reichthümer gesammelt habe. Mit dem Geld habe er Söldner geworben und mit diesen Bologna den Visconti abgenommen, wo er als Tyrann im Namen des Papstes herrschte. Hier habe er Ehefrauen, Jungfrauen, auch Nonnen verführt, wo männliche Kraft ihm entgegentrat, sei diese rasch verschwunden. Den Papst habe er nach Bologna gebracht, und durch ein vergiftetes Klystier beseitigt, damit das Conclave da abgehalten würde, wo er die Macht besaß. Die Cardinäle wollten ihn nicht wählen, da hat er ihnen entgegengehalten: „Überlaßt mir die Wahl." Sie gingen das ein, und er wählte sich selbst.

Er wußte wohl, was darauf ankomme, wo das Concil gehalten werde. In Italien haben sie ein Sprüchwort: Der h. Geist geht nicht gern über die Alpen. Aber der König von Neapel hatte Rom eingenommen und aus der Peterskirche einen Stall für seine Pferde gemacht. Daher sich der Papst in die Forderung Kaiser Siegmunds fügte, daß das Concil an einem Orte Deutschlands zu halten sei, mindestens am deutschen Fuße der Alpen. Siegmund, der Sohn Karls IV, war eine glänzende Persönlichkeit, erfüllt von der Hoffnung Kirche und Reich zu reformiren, aber ohne feste Umsicht und augenblicklichen Eindrücken meist hingegeben. Zum Concil von Constanz hat Johann seine persönliche Anwesenheit versprochen, und der Vorsitz auf dem Concil war ihm auch wichtig genug, weil er sonst die Gleichstellung seiner Gegenpäpste befürchten mußte: denn seine moralische Macht von Pisa her hatte sich gemindert, weil von dort aus die Erwartung einer Reformation nicht erfüllt war, dazu die bösen Gerüchte über sein Leben. Nicht ohne Vorsicht ist er nach Constanz gekommen. Er hat sich feierlich als alleinigen Papst anerkennen und von den Städten sich einen Geleitbrief ausstellen lassen: mit Herzog Friedrich von Österreich schloß er einen geheimen Vertrag und führte große Summen mit sich, freilich auch viel unheimliche Gedanken. Als sein Wagen auf der Bergstraße umgeworfen wurde, will man von ihm vernommen haben: „Da lieg' ich im Namen des Teufels! Wär' ich doch in Bologna geblieben." Und als sich der Bodensee vor ihm ausbreitete, rief er aus: „Da ist die Grube, in der man die Füchse fängt!"

Das Concil war zugleich ein großer politischer Congreß, auf dem eine Menge untergeordneter Händel vermittelt oder entschieden worden sind. Als zu einem Schauspiel in deutschen Landen, das die Zeitgenossen noch nie gesehen hatten, strömten die Menschen in das kleine Constanz zusammen. Ein amtlicher Bericht aus der mittleren Zeit des Concils gibt die Zahl der gewöhnlich anwesenden Fremden auf 30 000 an, die aber bei besonderen Anlässen bis auf 80 000 stiegen. Johann XXIII mit 600 Pferden, d. h. Reitern, 3 Patriarchen, 33 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 326 Bischöfe, 124 Äbte und ungefähr 1800 Priester. Dazu eine Gesellschaft minder kirchlicher Personen: 346 Gaukler, an 700 Freudenmädchen, andre heimliche Dirnen und Courtisanen „fast viele". Solch eine Menge konnte in der mäßigen Stadt nicht Raum finden, sie lagerte theils in Zelten und Baracken, theils in den umliegenden Ortschaften. Polizei und Gerichte verwaltete der Kaiser, so weit er zugegen war, in oberster Instanz.

Es schied sich sofort eine liberale und eine hierarchische Partei. Die

Liberalen behaupteten die höchste Macht des Concils und dachten ernst an eine Reform des Kirchenrechts und der kirchlichen Sitte. Die hierarchische Partei wollte wohl auch eine Reform, aber ohne Verlust für das Papstthum und Prälatenthum. Einig waren Beide nur in der Absicht, die volle Einheit des Papstthums zu sichern. Bischöfe waren zugegen aus allen Völkern des christlichen Abendlandes, bei weitem die Mehrzahl Italiener. Zu Pisa hatte die liberale Partei ihre Macht kennen gelernt, sie forderte, um dieselbe zu sichern und zu mehren, das Stimmrecht auch für die Doctoren als einen dritten Stand neben den Bischöfen. Der Cardinalbischof Peter d'Ailly an ihrer Spitze argumentirte: „Die Doctoren wurden von den Aposteln den Bischöfen und Propheten an die Seite gesetzt; da ein unwissender Bischof oder Fürst doch nur ein infulirter oder gekrönter Esel ist, so müssen die Doctoren neben ihnen Platz nehmen, um ihre Unwissenheit zu ersetzen." Die Streitfrage wurde dadurch geschlichtet, daß überhaupt von der Abstimmung der Einzelnen abzusehn sei, indem jede „Nation" nur eine Stimme führte. Diese Scheidung nach Nationen hatte sich in den vorbereitenden Versammlungen von selbst gemacht, es war eine neue, unkirchliche Einrichtung, die doch der anhebenden Entstehung von Nationalkirchen entsprach. Jede Nation konnte in ihrer Mitte eine Stimmordnung vornehmen nach ihrem Wohlgefallen, wichtig war dabei, daß die Italiener bei der großen Masse ihrer Bischöfe, zu denen der Papst auch noch Titularbischöfe ernannt hatte, gegenüber den vier Nationen, den Deutschen, Franzosen, Engländern, und nach Aufgebung Benedicts auch den Spaniern, nur eine Stimme hatten. Die deutsche Nation umfaßte auch die Polen und den ganzen germanischen Norden.

In solchen nationalen Versammlungen sollten alle Verhandlungen und Abstimmungen stattfinden, die großen allgemeinen Sitzungen dienten selten der Debatte, meist nur der Abstimmung nach Nationen und zur Verkündigung der Beschlüsse. Johann XXIII präsidirte, aber bei dieser nationalen Eintheilung war das ohne besondere Bedeutung. Sein Recht ruhte auf Pisa, durch die Art seiner Wahl und seines Lebens untergraben. Es entstand die Hoffnung, wenn man auch diesen Papst opfere, würden die beiden andern um so eher zur Abdankung zu bewegen sein. Eine Schrift, eigentlich eine Anklage, über sein Leben wurde dem Ausschuß übergeben. Darin wurden alle Vorwürfe vorgebracht, die Vergiftung seines Vorgängers, so viele Männer habe er gemordet, so viele Frauen geschändet. Als man ihm diese Anschuldigungen vorlas, sagte er seufzend: „Ach, ich habe noch viel Schlimmeres gethan!" Und auf die Frage: was denn? antwortete er: „Nun, daß ich hierher

gekommen bin! Wäre ich in Italien geblieben, so wäre dies Alles nicht geschehen!" So zwang man ihm das Versprechen ab, auch er wolle abdanken. Der Schmerz, daß er seine Person preisgegeben, die Hoffnung, durch seine Entfernung das Concil zu sprengen, veranlaßte seinen Plan: Friedrich von Österreich gab ein Tournier. Während man sich daran ergötzte, ist der Papst als Knappe verkleidet mit einer Armbrust und bloß von einem Knaben begleitet aus dem Thor gewichen, am 20. März 1415. In Schaffhausen, das damals zu Österreich gehörte, ist er bereits auf freiem Boden und erklärt die Auflösung des Concils. In seiner Schutzschrift hat er als Grund vorgebracht: seine Unfreiheit in Constanz, die ihm befreundeten Prälaten seien ebenso unfrei, wenn sie ihre Stimme erhöben, würden sie ausgezischt. In Constanz entstand große Verwirrung, die Läden wurden geschlossen. Es trat ein Schwanken ein, ob ein vom Papste berufnes Concil auch ohne ihn rechtlich fortbestehn könne, und die hierarchische Partei folgte zum Theil dem Papste. Siegmund und die Häupter der liberalen Partei stellten die Ordnung bald wieder her, man erklärte sich für competent, und am 26. März faßte eine Generalsitzung des Concils den Beschluß: „Diese heilige Synode, welche das heilige öcumenische Constanzer Concil heißt und zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern versammelt ist, erklärt und verordnet: daß sie rechtmäßig angefangen und gehalten worden ist, daß sie durch den Abzug des Papstes oder von Prälaten und andern Mitgliedern nicht aufgehoben worden ist, auch nicht aufgehoben werden darf, bis das dermalige Schisma vollkommen ausgerottet und die Kirche im Glauben und in den Sitten, an Haupt und an den Gliedern, reformirt worden ist; daß sie nur aus einer vernünftigen, von ihr selbst zu bestimmenden Ursache anders wohin versetzt werden darf, und daß auch ihren Mitgliedern, nur aus einer solchen von dem Concil zu untersuchenden Ursache und unter der Bedingung ihre Vollmachten Andern zu übertragen erlaubt ist sich zu entfernen." In dieser Sitzung waren doch nur 70 Prälaten, darunter 2 Cardinäle zugegen. In einer volleren Versammlung am 30. März, da schon viele Erschrockne zurückgekehrt waren, wurde das Decret ergänzt: „Die Kirchenversammlung zu Constanz, welche im Namen des h. Geistes rechtmäßig versammelt ist und die streitende katholische Kirche vorstellt, hat ihre Macht unmittelbar von Christo, und derselben ist Jedermann, welches Standes er auch sei, wenn auch päpstlichen, in Allem, was den Glauben und das Schisma, ingleichen die Reformation an Haupt und Gliedern betrifft, zu gehorchen schuldig."

Damit war das neue Prinzip entschieden ausgesprochen: die Sou-

ränetät der Versammlung! Ein neues Kirchenrecht, aber aufgedrungen
rch die Verhältnisse. Auch alle Verfügungen des Papstes oder seiner
eamten zum Nachtheil der Kirchenversammlung oder ihrer Anhänger
urden für nichtig erklärt. Das Concil übernahm sogar die Verwal-
ng des Kirchenstaats, so weit die Ortschaften desselben gehorchen woll-
n. Friedrich von Österreich wurde durch den Kaiser und die Eid-
nossen unterworfen, Johann verhaftet und nach dem festen Schlosse
ottleben verbracht, wo auch Johannes Hus gefangen gesessen hatte.
ie Anklage gegen ihn wurde jetzt schonungslos verfolgt, er wurde ent-
tzt, sein Siegel gebrochen, die Acht und der Judasfluch über ihn aus-
sprochen. Der Kaiser begab sich nach Spanien, um Benedict XIII
r Entsagung zu bewegen. Das war vergeblich, doch war die An-
esenheit des Kaisers nicht ohne Resultat, die Reiche der Halbinsel
gten sich vom Papste los, ihre Bischöfe kamen zum Concil. Benedict,
lgemein aufgegeben, wurde als Ketzer gegen den Artikel einer einigen
tholischen Kirche entsetzt. Gregor XII entsagte freiwillig, er wurde
ardinalbischof von Porto und Statthalter der Mark Ancona.

Nachdem so alle drei Päpste beseitigt waren, entstand die Frage, ob
ne neue Papstwahl vorzunehmen oder jetzt, wo keine Verhinderung
rch einen Papst möglich, gleich die Reform in Angriff zu nehmen sei.
a hat sich die liberale Partei gespalten; ein Theil scheute die Über-
acht des Kaisers, aber auch den demokratischen Geist, die Bischöfe
rchteten für ihre Privilegien. Daher nur ein Kompromiß geschlossen
urde: die Gegenstände der Reform sollten vorerst bezeichnet werden,
nn aber sei sofort der neue Papst zu wählen. Als reformbedürftig
urden angegeben: die Sitten des päpstlichen Hofs, die freie, würdige
ahl aller kirchlichen Beamten, die Sicherung des Kirchenguts und der
ationen gegen römische Aussaugung, die Verschleppung der Prozesse
ch Rom. Dennoch war das Zugeständniß sofortiger Papstwahl der
ste Schritt zum Preisgeben der Reformation. Es war davon die
ede, gar nicht durch die Cardinäle wählen zu lassen, denen man den
hlechten Johann XXIII verdankte, daher diese selbst den Vorschlag
achten, mit 30 Abgeordneten des Concils, unter ihnen 7 bloße Doc-
ren, wollten sie das Conclave bilden. Cardinal Otto Colonna wurde
n Martinstage 1417 gewählt, Martin V. In ihm, der als leut-
lig bekannt war, dazu vorsichtig und gemäßigt, gewann die Hierarchie
n kluges, geehrtes Haupt, das bald allgemein anerkannt wurde. Mar-
n befolgte die alte römische Politik: divide et impera! Er schlug die
berale Partei mit ihren eignen Waffen, indem er mit den einzelnen
ationen einzeln verhandelte, mit Berufung auf Hieronymus: man müsse

eines jeden Landes besondre Bräuche und Sinnesart berücksichtigen. In der Trennung eilte dann jede Nation, von der päpstlichen Gunst einige Vortheile zu erlangen. Daß man in solcher Weise noch einmal mit Hoffnungen auf die Zukunft sich abfertigen ließ, dazu hat viel beigetragen, daß die Versammlung schon im vierten Jahr saß, man sehnte sich nach der Heimath, bedachte auch wohl die Kosten. Auch hat wohl ein tieferer Grund des Unsegens mitgewirkt: die dunkle Rauchsäule, die von einem Scheiterhaufen aufstieg und sich verdüsternd auf die heilige Versammlung legte. Am 16. Mai 1418 zog der Papst in feierlichem Gepränge davon, und die getäuschten Hoffnungen wandten sich wieder auf ein künftiges allgemeines Concilium, das nach fünf Jahren gehalten werden sollte.

In der französischen Nation, besonders in der Universität und im Parlament von Paris, dem obersten Gerichtshofe mit Theilnahme an der Gesetzgebung, hatte sich noch der gegen Bonifacius VIII entwickelte Sinn erhalten: das Concordat, welches Martin V der Nation bot, ward verworfen und das Verbot aller Geldsendungen nach Rom für Processe und Kirchenämter erneut. Aber durch Hofintriguen gelang es, vom König die Genehmigung und theilweise Einführung des Concordats zu erhalten. Johann XXIII war dem Kurfürsten von der Pfalz in leidliche Verwahrung gegeben. Er hat sich in Heidelberg mit Versen über den Wankelmuth des Glückes getröstet. Durch Bestechung ist er entflohen. Martin V ehrte in ihm das Papstthum, er machte ihn zum Cardinalbischof in Tusculum, und 1419 ist Johann in Florenz gestorben. Man kann nicht sagen, daß sich die göttliche Gerechtigkeit an diesem Verbrecher sonderlich bewährt hätte. Cosmo de' Medici hat ihm ein prachtvolles Grabmal gesetzt.

Noch lebte Benedict XIII, der nicht abgedankt hatte, doch nur in Peniscola, einer kleinen Seestadt in Aragonien Anerkennung fand, die erst mit seinem zweiten Nachfolger erlosch. In Folge eines Einfalls der Neapolitaner in Rom und der Entfernung des Papstes war im Kirchenstaat wieder die alte Verwirrung eingetreten, daher Martin V über Jahr und Tag in Florenz weilte, bedrängt von seinen Gläubigern. Dann sang der Gassenhaufen: Il Papa Martino non vale un quattrino! Nach der Beruhigung von Rom dorthin zurückgekehrt hat er sehr wohl verstanden, den Geldwerth des Papstthums zu realisiren. In den von Vogt herausgegebenen Berichten des Deutschordensgesandten aus Rom an seinen Großmeister in Marienburg lesen wir unter dem Jahre 1420 „Lieber Herr Meister, ihr müßt Geld senden, denn hier am Hofe alle Freundschaft endet, so sich der Pfennig wendet;" und 1430: „Die Gierig-

eit hat am Hofe die Oberhand und weiß von Tag zu Tag mit neuen iſten und Finten das Geld aus Deutſchland auszupreſſen, daß groß ſchreien und Ärgerniß darüber iſt, ſo daß daraus wohl großer Zwiſt ber die Papſtſchaft entſtehn, oder gar der Gehorſam endlich entzogen erden wird, damit man das Geld nicht ſo jämmerlich viel den Wäl-hen zuſchleppe. — Allhier gibt's wunderliche Finten um Geld zu er-erben. Iſt da irgendwo Friede im Lande, bringt man's mit Liſt zu-ege, daß Zwietracht entſteht, damit der Theil, der gerechte Sache hat, ine Gerechtigkeit wahre, und dafür muß er hier Geld laſſen. Wird in Biſchof, Propſt oder Domherr in Eintracht erwählt, ſo wird er in urzer Zeit nicht beſtätigt, auf daß, wenn Jemand käme, der dem Er-ählten Einſpruch thun wollte, dieſer, um ſein Recht zu behaupten, ehr Geld ausgeben muß; doch es ſind die mancherlei Finten, die es llhier gibt, um Geld zu erkriegen, gar nicht zu beſchreiben. — Alles, omit der geſammte Hof umgeht, iſt Büberei, Gierigkeit, Hypokriten-haft und Übermuth, und der Papſt, wenn er ſich nicht Geldes und roßer Brocken vermuthet, läßt ſelten Jemanden zur Verantwortung ommen." Die Rechnungen des Geſandten über die Geſchenke an den apſt und an die Cardinäle belegen das urkundlich. Hemmerlin, Chor-err in Zürich, klagte: „Die Pfründen werden in Rom ſo öffentlich ver-auft, wie Schweine auf dem Markt." Daher das Verlangen nach einem eformatoriſchen Concil ſich auch von hier aus lebendig erhielt. Dahin endeten ſich alle vereitelten Hoffnungen. Die Böhmen übten Blutrache ür den ermordeten Hus, man erwartete von einem Concil die Mög-ichkeit einer Ausſöhnung mit ihnen, aber der Kaiſer drohte mit einer eformation durch den weltlichen Arm, und endlich hat er es durch-eſetzt, da Abgeſandte der Böhmen nie nach Italien gegangen wären, aß abermals eine deutſche Stadt für das Concil zugeſtanden wurde. Die eine böſe Erbſchaft fand Eugenius IV das Ausſchreiben des oncils nach Baſel vor, das er ſeinem Wahlvertrage gemäß beſtätigte.

Das Concil ſollte eine dreifache Beſtimmung haben: vorerſt die Re-ormation der Kirche endlich wahrhaft zu vollziehen, ſodann die Aus-öhnung mit den Huſiten und die Union mit der griechiſchen Kirche, ber die an andrer Stelle zu reden iſt. Baſel war damals Reichsſtadt, on den Eidgenoſſen umgeben, einem kühnen freien Volksſtamm. Die timmfreiheit eines Concils war durch die Sicherheit der nächſten Um-ebung, auch wohl durch den Genius des Ortes einigermaßen bedingt. ugen forderte ſogleich die Verlegung nach Italien, in ſeine Stadt Bo-ogna: ſeine Geſundheit erlaube ihm nicht über die Alpen zu gehn, dazu ei Baſel unſicher wegen der Huſiten, und den Griechen eine italieniſche

Stadt bequemer. Indeß sein eigner Legat, Cardinal Julian Cesarini, schreibt nach Rom: Verlegung in eine italienische Stadt werde allgemeines und gerechtes Mißtrauen erregen. Wenn die Forderung der christlichen Völker abermals vereitelt werde, so werde die Folge sein Verachtung des Papstthums, ja es sei zu befürchten, daß die Laien sich selbst helfen und über den Klerus herfallen würden. So begann das Concil kraft seiner Selbstherrlichkeit in offner Opposition wider den Papst, dem Legaten wurde der Vorsitz nur im Namen der Versammlung zugestanden. Römer und Banden verabschiedeter Soldaten bedrohten Eugen, ihr Vorwand, daß sie die Sache des Concils führten. Der Papst, als Mönch verkleidet, flüchtete nach Florenz, die Cardinäle, eingedenk des Schicksals der Päpste, die durch das letzte Concil entsetzt worden waren, verließen ihn bis auf vier. So wurde er gezwungen, Basel anzuerkennen, dafür hat das Concil Gesandte nach Rom geschickt, die Stadt zu beruhigen.

Die Geschichte des Concils gliedert sich in vier Perioden: in der ersten ist es vom Papste nicht anerkannt; in der zweiten von 1434—37 anerkannt, auch hinsichtlich seiner früheren Beschlüsse, also eine durchaus legitime Behörde; in der dritten verworfen, aber eine mächtige, kühne Versammlung; endlich in der vierten allmälich verlassen von den Prälaten, mit gebrochnem Ansehn noch neun Jahre fortvegetirend. Was in Constanz bereits als Streitfrage hervorgetreten war, ob allein den Prälaten Sitz und Stimme zukomme oder auch den Äbten, Ordensgenerälen und den Abgeordneten der Universitäten als den Vertretern der Wissenschaft, das wurde hier gleich anfangs als Prinzip aufgestellt, auch der niedre Klerus ist zuzulassen. In Basel hatte man kein Bedürfniß der Abstammung nach Nationen, vielmehr nach den Constanzer Erfahrungen Scheu vor ihrer Zerspaltung. An ihre Stelle wurde eine Gliederung in 4 Deputationen gesetzt, jede aus allen kirchlichen Ständen, ihre Scheidung durch die Verschiedenheit der von ihnen berathnen Gegenstände, die deputatio pro communibus für die gemeinsamen Angelegenheiten des Concils, so die Verhandlungen mit dem Papste, die deputatio reformatoria, dogmatica und pacis zur Verhandlung mit den Hussiten und den Griechen. Jede Deputation wählte ihre Beamten, und alle vier Monate sollten alle Mitglieder des Concils durch Neuwahl unter die vier Deputationen vertheilt werden. Damit war doch die Frage noch keineswegs zur Klarheit gebracht, in welcher Weise auch niedre Kleriker Sitz und Stimme erhalten sollten. Eine bestimmte Wahlordnung für Abgeordnete derselben war nicht vorhanden, sondern jeder war persönlich Mitglied des Concils, daher die Gefahr eintrat,

aß kein eigentliches Repräsentativsystem, und keine Wahlordnung für en niedren Klerus da war, sondern ein Schwarm niedrer Priester sich indrängen werde. Dies zu verhüten, sollten alle Monate vom ganzen Concil 12 Männer gewählt werden, dieser Ausschuß entscheiden über ie Zulassung jedes Einzelnen nach seiner amtlichen oder persönlichen Würde, nach diesem Grundsatz: Kein Träger einer kirchlichen Würde st auszuschließen, wenn er nicht eines Verbrechens schuldig ist, aber uch einfache Presbyter, Mönche und Doctoren können wegen persönicher Würdigkeit aufgenommen, unter keinen Umständen dürfen die Prälaten ausgeschlossen werden. Der Cardinal d'Allemand, Erzbischof on Arles, sprach: „Die Wahrheitsliebe des armen Presbyters ist der Lüge des reichen Bischofs vorzuziehn." Die Zahl der Bischöfe ist immer gering gewesen, nie ist sie über 50 gestiegen, in den ersten und etzten Jahren waren es nur 7—11. Neben Schwärmern sind natürlich auch Ehrgeizige und Unzufriedne eingedrungen, und Äneas Sylvius hat die Mitglieder der letzten Jahre eine Menge plebejischen Bodensatzes gescholten.

Eine Reformation der Kirche ist beschlossen worden, so weit es durch esetzgebende Gewalt und innerhalb des Katholicismus möglich war, enn diesen meinte das Concil nicht zu überschreiten, so daß es selbst inen Ablaß ausgeschrieben hat, um dadurch die Kosten seiner Erhalung aufzubringen. Durch Decret des Concils wurde jedes Kirchenmt auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückgeführt. Die Wahl soll iberall frei sein, d. h. frei von Fürsten und vom Papste. Innerhalb ines jeden Bisthums der Bischof mit seinem Klerus eine ständige Behörde, das Ganze zusammengehalten durch nationale und ökumenische Concilien, der Papst nur ausführender Beamter, gebunden durch inen Eid.

Der neue Zwiespalt mit Eugen brach vornehmlich an zwei Punkten us: 1) Das Papstthum bezog reiche Einkünfte aus der Ertheilung oder Bestätigung aller gut dotirten kirchlichen Ämter, noch Kaiser Max hat ersichert, der Papst beziehe aus Deutschland dreimal mehr als der Kaiser. Als das Concil diese Einkünfte strich — wer sie fordere, wer ie gebe, falle in die Schuld der Simonie — da war der Bruch mit em Papst entschieden. Zwar hat der Legat vor Abfassung des Decrets as Versprechen erhalten, eine Entschädigung der päpstlichen Kammer olle in Berathung gezogen werden. Allein so rasch man war zur Abschaffung, so langsam zur Entschädigung. Fortwährend wurde den päpstlichen Klagen das schöne Bild apostolischer Armuth entgegengehalten, wie er fortan ungestört durch weltliche Sorgen dem Dienste Gottes

[illegible] Das Recht des Concils vor der päpstlichen Anerkennung der Bullen zu prüfen zu sagen. Doch hat man mehrere Bulle mitgetheilt, in denen der Papst mit Lucas Evangelium wider den apostolischen Stuhl aus den Händen der Italiener reden oder in reden, daß nichts daran liegt, wo er [illegible]? Das Concil machte sich immer mehr zur Verwaltungsbehörde, wie das einer constituirenden Versammlung leicht geschieht: der streitigen Wahlen zu Kirchenämtern wandte sich der eine Theil an den Papst, der andre ans Concil. Für solche Eingriffe fand sich eine biblische Begründung in der Stellung des Paulus zu Petrus: Paulus restitit Petro in faciem Gal. 2, 11. Das Concil spielte dabei den Paulus. Eugen klagte: „Durch diese Beschlüsse wird das Papstthum zum Schattenbilde gemacht." Er warnte die Fürsten vor den demokratischen Prinzipien.

Abermals erschien dem Papste die Hülfe in der Verlegung des Concils nach Italien. Den Vorwand gab, daß die Griechen nur in eine italienische Stadt die verheißne Gesandtschaft schicken würden. In der 26. Sitzung fand deßhalb eine scharfe Debatte statt, die Majorität beschloß in Basel zu bleiben, eine Minorität, das Concil nach Ferrara oder wohin es S. Heiligkeit gefalle zu übertragen. Nach der Geschäftsordnung wurde der Beschluß der Majorität kanzleimäßig ausgefertigt und in einer Kapsel innerhalb der Kirche aufbewahrt. In der Nacht ist durch einen der Legaten dies Decret herausgenommen, die Schnur des Siegels zerschnitten und der Beschluß der Minderheit an die Stelle gelegt worden. Natürlich wurde die Fälschung sofort entdeckt, aber nun, als bei Zwiespalt des Concils, behauptete Eugen, ihm komme die Entscheidung zu, man müsse die Stimmen nicht bloß zählen, sondern auch wägen, er bestätigte den Beschluß der Minorität und verlegte das Concil nach Ferrara, dann nach Florenz. Dort versammelte sich allmälich die ganze päpstliche Partei, und das Gegenconcil wurde glänzend durch die Ankunft der griechischen Gesandtschaft, des Kaisers und des Patriarchen, und durch die wirklich vollzogne Union. Von Basel schieden allmälich die meisten Bischöfe aus Furcht vor Entsetzungsdecreten. Die Verhandlungen waren mitunter sehr stürmisch, da manche der frühern Liberalen jetzt als Eugenianer für das Bestehende eintraten, bis alle hierarchischen Elemente ausgeschieden waren. In den entscheidenden Sitzungen wurden Reliquien auf die verlassenen Plätze der Bischöfe gelegt. Im Kühnsten sah man das Sicherste: in der Entsetzung Eugens und Wahl eines befreundeten Papstes. Nur noch ein Cardinal war anwesend, der Erzbischof von Arles, d'Allemand. Ein Wahlausschuß kam zu Stande, indem drei angesehne Theologen durch Acclamation gewählt 30 Wahl-

herren ernannten, um eine besonnene Einigung der Angesehensten zu erreichen, unter den 30 befanden sich natürlich die 11 noch anwesenden Bischöfe und der Cardinal. Wessenberg erzählt, das Conclave sei abgehalten worden in einem angesehnen Capitelhause bei der Domkirche, päpstliche Schriftsteller versichern, es sei ein lüderliches Haus gewesen. Wir wissen durch Äneas Sylvius, daß es gehalten wurde im Ballhause nahe der Domkirche, einem Hause zu ehrbaren geselligen Vergnügungen. Gewählt wurde der Herzog von Savoyen Felix V, kein Kleriker, aber er führte seit Jahren ein bequemes Einsiedlerleben in Ripaille. Es war Ehrgeiz des savoyischen Fürstenhauses, die zweifelhafte Wahl anzunehmen, die nur dadurch dem Concil empfohlen wurde, daß sie eine angesehne Persönlichkeit traf und des Herzogs Söhne in der Umgegend herrschten. Aber nur seine Erblande, die Könige von Aragonien und Ungarn, einige deutsche Fürsten, die Eidgenossen und die meisten Universitäten erkannten ihn an. Das Conclave war nicht gesetzmäßig, auch das Concil selbst nicht mehr gesetzmäßige Repräsentation der Kirche, nicht einmal thatsächliche. Dazu Eugen nicht in der Gewalt des Concils, seine Wahl war gesetzmäßig, sein Leben untadlig, und schon deßhalb war die Aufstellung eines Gegenpapstes ein Unrecht, weil das Concil die Macht nicht besaß sie durchzuführen. In den neun Jahren dieser Sessionen war die Theilnahme der Völker erkaltet. Eugen sagte: die Teufel aus der ganzen Welt seien in der Räuberhöhle zu Basel zusammengekommen, sie stifteten in dem Augenblick eine Spaltung, wo er die 500jährige Spaltung der Griechen versöhnt habe.

Einen gewissen Heldenmuth der Getreuen von Basel muß man doch anerkennen: nicht nur, daß Jeder seine kirchliche Stellung daran wagte; als die Pest ausbrach und täglich in Basel an 300 Menschen starben, als der Antrag auf Vertagung gestellt wurde, wollten sie lieber alle in Basel sterben als durch Aufgeben ihres Werks den Ruin der Kirche erleben. Nach 1440 hatte das Concil keine Macht mehr dieses Werk durchzusetzen, weil es angstvoll auf die eigne und seines Papstes Anerkennung bedacht sein mußte: es wollte den Teufel in die Kirchengemeinschaft aufnehmen, wenn er das Concil anerkennen wollte. Nach Siegmunds Tode beschützte kein mächtiger Fürst mehr die Versammlung, auf Deutschland lastete bereits die milde, schläfrige Regierung Friedrichs III.

Äneas Sylvius Piccolomini aus Siena, ein herabgekommener Adliger, war als Secretär des Cardinals Capranico, der im Zwiespalt mit Eugen zum Concil reiste, mit nach Basel gekommen, um sein Glück zu suchen. Obwohl er kein Herz hatte zur Hingabe für etwas Allgemeines, wurde er doch ergriffen von den dort herrschenden Gedanken

und gelangte bald zu Ansehn durch Klugheit und humanistische Beredsamkeit. Voll Enthusiasmus für die großen Reform-Entwürfe begann er die Geschichte des Concils zu schreiben. Erhalten ist uns nur die Geschichte der bewegtesten Zeit, des Jahres 1439: die Zeit der Pest, der Entsetzung Eugens, der Wahl und Krönung des Herzogs von Savoyen. Das gilt bisher als das vollständige Werk: aber es beginnt mitten im Sommer 1439, und unser erstes Buch hebt an mit der Bevorwortung: „Wie mir's am Herzen liegt, kehren wir zu unsrer Geschichte zurück und berichten der Ordnung nach über die Ereignisse des Concils." Das ist kein Anfang, sondern eine Fortsetzung, und wie diese lautet, ist's wie ein Journal auf dem Concil selbst mit der lebendigsten Antheilnahme geschrieben im Dienst der liberalen Partei. Die Hoffnung bestand, das Vermißte wiederzufinden. Ich habe geforscht in Wien und Paris, Basel und Rom, doch das Gesuchte nicht gefunden. Im Vatican ward mir außer bereits Gedrucktem ein prächtig gebundnes Manuscript mit dem Wappen Pius II und der Aufschrift: Geschichte des Concils von Basel gereicht, nicht die gedruckte, aber auch nicht die gesuchte, sondern eine Schmähschrift auf das Concil, von ihm als Papst geschrieben. Entweder haben sie mich auch in Rom betrogen trotz der Vollmacht Antonellis, oder Äneas hat in seiner späteren Stellung das edle Werk seiner Jugend zu unterdrücken vermocht, und nur das uns Erhaltne ist durch einen Zufall gerettet.

Als sich's mit Basel zu Ende neigte, trat Äneas Sylvius in des Kaisers Dienste, erst wohl als gewöhnliches Mitglied der Kanzlei, bis allmälich seine Brauchbarkeit für die italienischen Angelegenheiten erkannt wurde. Er vornehmlich hat als kaiserlicher Minister die Früchte des Concils für Deutschland zu nichte gemacht. Die deutschen Fürsten wollten im Grunde, was das Concil erstrebt hatte, als aber die Spaltung begann, erkannten sie dasselbe nicht mehr offen an, aber auch Papst Eugen nicht, sie wollten eine neutrale Stellung mit freier Hand behaupten. Man ist in Deutschland manchmal allzu klug gewesen. Die Erzbischöfe von Trier und Cöln, als Gönner des Concils durch Eugen entsetzt, suchten, als das Ansehn des Concils zu sinken begann, die Aussöhnung mit dem Papste. Durch Äneas Sylvius ist ein Vertrag mit Eugen geschlossen worden: indem sich das deutsche Reich von Basel lossagte, bewilligte der Papst das Wesentliche der Basler Beschlüsse für die deutsche Kirche. Da starb Eugen, und der Cardinal-Legat Parentucelli ward als Nicolaus V Papst. Nun überredete Äneas den Kaiser: mit einem mächtigen befreundeten Papste sei Deutschland leichter zu regieren; Papst und Kaiser müßten zusammenhalten gegen das

Volk, das seine Fürsten immer hasse. So ist es zu dem Aschaffenburger Concordat 1448 gekommen, in dem die Verzichtleistung auf fast alles Gewonnene für Deutschland ausgesprochen wurde; zwar nicht gesetzmäßig, als Reichstagsbeschluß, aber doch den Acten des Reichstags, der ein halbes Jahr früher dort in Aschaffenburg gehalten worden war, durch kaiserlichen Machtspruch angefügt. Die Fürsten haben das erfahren, aber ertragen, und das wahre Verhältniß wurde vergessen, bis im 18. Jahrhundert es wieder entdeckt wurde und ein neuer literarischer Streit über die Rechtsgültigkeit dieses Concordats entstand. Frankreich benutzte den Augenblick besser: durch die pragmatische Sanction zu Bourges 1438 hat es die Basler Decrete, so weit sie zur Selbständigkeit der gallikanischen Kirche dienten, sich angeeignet, insbesondre das Recht der Appellation wegen Mißbrauchs geistlicher Gewalt an die Parlamente.

Nachdem das deutsche Reich sich von Basel abgewandt hatte, sagte die Stadt auf Befehl des Kaisers und nachdem ihr die Getreidezufuhr gesperrt war, dem Concil das freie Geleit auf. Schon 1443 ist die letzte Session in Basel gehalten worden, der kümmerliche Rest begab sich nach Lausanne, ins savoyische Gebiet. Der Concilspapst Felix wurde bei seiner Verzichtleistung als Cardinal mit den päpstlichen Insignien anerkannt, auch die von ihm bestellten Cardinäle und ertheilten Pfründen als gültig angesehn, man ehrte in ihm den Fürsten. Nun im Mai 1449 erklärte das Concil den päpstlichen Stuhl für erledigt, wählte durch eine Scheinwahl den schon seit zwei Jahren regierenden Papst Nicolaus V und löste sich auf. So endete die Zeit der großen Concilien ohne Erfolg, unwürdig ihres Anfangs, ihres Aufschwungs. Das Gefühl, mit welchem wohl die bessren Zeitgenossen dieses Ende sahen, wir haben es selbst empfunden, als 1849 der Frankfurter Reichstag kläglich in Stuttgart endete.

§ 141. Die Päpste bis zur Reformation.

Die fünfte Gruppe der Papstgeschichte dieser Periode, das Papstthum als italienisches Fürstenthum. Bis zur Reformation sind diese Päpste keine großen Geister, nichts Welterschütterndes ist in ihnen, doch waren es individuelle Charaktere. Alle hierarchischen Mißbräuche kamen nach Basel wieder in Kraft, nur von einer Macht über die Fürsten, über die Völker war nicht mehr die Rede. Diese Päpste fühlen sich als italienische Fürsten in einer Zeit, wo die fürstlichen Gewalten in Italien sich begründeten, wo Italien fast immer das Schlachtfeld Europas ge-

wesen ist. Der Papst in seiner weltlichen Stellung wurde durch diese politischen Verhältnisse bald gehemmt, bald gehoben.

Nicolaus V, der Sohn eines armen Arztes, war ein gelehrter Theolog im Dienste Eugens. Er ist der Hauptgründer der großen vaticanischen Bibliothek geworden, indem er vornehmlich in Griechenland Handschriften aufkaufen ließ. Seitdem wurde Rom ein Sitz der Gelehrsamkeit. Er hat seine Wohlthaten verschwenderisch gespendet, aber wie es scheint, ohne eine kraftvolle Verwaltung zu führen. Seit jener Zeit ist der Name Pasquill bekannt geworden. Es lebte damals in Rom ein Schuhflicker Pasquino mit beißendem Witz, in dessen Werkstätte sich Abends die Leute versammelten, um sich an seinen Scherzen zu ergötzen. Nahe dieser Werkstätte lag eine verstümmelte, schöne antike Statue, jetzt im Winkel eines Palastes. Nach dem Tode des Schuhflickers wurden an diese Statue bisweilen Zettel geklebt mit bittrem Scherz über die Großen der Stadt. So wurde sie gleichsam der wiederaufgelebte Schuhflicker, und davon ist auch der Name Pasquill hergekommen. In der Nähe dieser Statue lag eine andre, auch ein Torso, auf dem Forum Martis, daher sie genannt wurde Marforio. Ihr ward bald die Bestimmung zugetheilt, wenn Pasquill schwieg, ihn durch Fragen aufzufordern, zu spitzen Antworten. So ist jahrhundertelang zwischen beiden Statuen ein Zwiegespräch des römischen Volks gegangen, nicht eben zu Ehren seiner Herrscher.

Die Eroberung Constantinopels durch die Türken [1453] hat Schmerz und Schrecken über Europa verbreitet. Seitdem war es der größte Gedanke des Papstthums, das Abendland zu vereinigen zu einem Kreuzzuge gegen die Eindringlinge. Alfonso de Borgia, der diesen verhängnißvollen Namen seiner Familie in den hohen Kirchendienst eingeführt hat, als Papst Calixtus III, ein hochbejahrter, angesehner Jurist, vorher Bischof von Valencia, ließ Kreuzprediger ausgehn in alle Welt. Täglich um die Mittagszeit mahnte die Betglocke, um Alle zum Gebet gegen die Türken zu vereinigen, die Türkenglocke. Einst für einen phantastischen Gedanken hatten sich Fürsten und Völker Europas erhoben, jetzt war nicht Fürst noch Volk zu finden gegenüber einer ernsten Gefahr. Calixt hat doch 13 Galeeren entsendet, mit denen er zwar nicht Constantinopel von den Türken zurückerobert, aber doch Belgrad vor ihnen gerettet hat. Nach seinem Tode fand sich ein Gebetbuch, darin er der H. Trinität gebot, mit Krieg, Verschwörungen und jedem Mittel die Türken zu verfolgen. Der geringre Gedanke seiner Regierung war die Eroberung von Neapel für seine Nepoten. Der König von Neapel war gestorben mit Hinterlassung eines natürlichen Sohnes, den der Papst

nicht anerkannte. Doch hat er nur Unruhen in Neapel veranlaßt, unter denen er gestorben ist.

Ihm folgte Äneas Sylvius als Pius II [1458—64], wohl kaum im Andenken an den heiligen Papst dieses Namens noch nahe der Apostelzeit, sondern nach dem üblichen Beiworte seines heidnischen Schutzpatrons pius Aeneas; ein geistvoller Humanist, der sich in die Arme der legitimen Gewalt geworfen hatte, um so das Höchste zu erreichen, was ein Sterblicher, der nicht im Purpur geboren ist, erreichen kann. Er ist ein Vermittler zwischen Deutschland und Italien geworden, indem er nicht bloß eine neue Art Liebesbriefe zu schreiben, sondern die neue humanistische Bildung über die Alpen gebracht hat. Er hat geschichtliche und geographische Werke verfaßt, sie gehn nicht quellenkundig in die Tiefe der Ereignisse, aber mit dem klaren Blick für alles Individuelle und mit der Lust am bewegten Leben beschreibt er den äußren Verlauf und die Eigenthümlichkeit des Landes wie des Volks. Auch einen kleinen Roman hat er geschrieben: Eurhalus und Lucrezia, in der Weise Boccaccios, doch lateinisch, darin verbotnes Liebesglück mit heißen Farben beschrieben wird, zur Rettung der Moral mit dem trüben Ausgange seines Opfers. Dazu eine Menge Briefe, welche freundschaftlich, geschäftlich, gelehrt, einige mit mehr als naiven Geständnissen, einen weiten Kreis von Bekanntschaften unterhielten und in einem leichten, für klassisch geachteten Latein, schon zu seinen Lebzeiten vielfach weiter gegeben und veröffentlicht wurden. Als er das höchste Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte, erhob sich seine Vergangenheit wider ihn. Als er den Satz verdammte, daß ein Concil über dem Papste stehe und den König von Frankreich aufforderte, ihn aus der pragmatischen Sanction zu streichen, da hat dieser geantwortet, er selbst habe ja diesen Beschluß zu Basel einregistrirt. So sind bei Manchem, was er forderte im Sinne der kirchlichen Monarchie, ihm seine eignen Schriften entgegengehalten worden. Das hat ihn zuletzt dazu bewogen, in einer Bulle an die Universität Cöln, der seine Dialoge zur Vertheidigung von Basel zugeeignet waren, von der Überzeugung seiner Jugend sich feierlich loszusagen. Er habe geirrt als ein sterblicher Mensch und andre in den Abgrund des Irrthums hineingezogen. Nun bitte er Gott, der Sünden seiner Jugend und seiner Unwissenheit nicht zu gedenken. Man möge von seinen Schriften nichts annehmen, was das Ansehn des römischen Stuhls verletze oder von den Lehren der römischen Kirche abweiche. „Findet ihr etwas dagegen Verstoßendes in den Dialogen oder in Unsern Briefen, oder in andern Unsern Werken, denn Wir haben viel in der Jugend geschrieben, so weiset es zurück, verachtet es. Folget dem, was Wir jetzt

sagen, glaubet dem Greise mehr als dem Jünglinge, schätzet den Laien nicht höher als den Priester, Aeneam rejicite, Pium recipite, verwerft den Äneas, haltet fest an Pius." So hat er bußfertig seine Jugend und sich selbst verworfen.

Es ist wie ein Bedürfniß seines Herzens, damit doch etwas Ideales in seinem Gelangen auf den höchsten Thron der Christenheit sei, daß er die ererbte päpstliche Bestrebung für den Türkenkrieg eifrig aufnahm. Er selbst will sich an die Spitze eines Kreuzzugs stellen, die Fürsten würden ihren alten kranken Vater nicht allein ziehen lassen. Sie ließen ihn dennoch. Im ganzen Abendlande hatte er den Kreuzzug predigen lassen zur Rettung der morgenländischen Kirche, und Allen, die mit dem Zeichen des Kreuzes das Gelübde dieses Kampfes auf sich nahmen, zum vollen Erlaß ihrer Sünden. Ancona ward zum Sammelplatz bestimmt und Venedig, das für seine griechischen Besitzungen fürchtend allein eine Flotte ausgerüstet hatte, beauftragt, das Kreuzheer einzuschiffen. Schon fieberkrank kam Pius in einer Gondel, so weit der Tiber sie trug, dann in einer Sänfte. Er fand nur zerlumptes Gesindel, das sich durch Bettel und Raub nährte, und dieser Anblick hat zu seinem Tode beigetragen.

Auch als Papst ist er noch ein unermüdlicher Gelehrter gewesen. In Mußestunden hat er einem Vertrauten die Geschichte seiner Zeit dictirt, die unter dem Namen des Schreibers veröffentlicht worden ist, um desto unbefangner von Pius II zu erzählen. Er soll gestorben sein disputirend mit einem Bischof, ob es Recht sei, die letzte Ölung zu wiederholen; er hatte sie einst in Basel erhalten, als er von der Pest befallen war. Man könnte ihn etwa mit Talleyrand vergleichen: immer der Macht der Umstände nachgebend, mit scharfer Voraussicht, doch hat er im allgemeinen immer zunächst an sich gedacht. So hat er vergeblich, wenn nicht gelebt, doch regiert, abgefallen von der idealen Richtung seines Zeitalters, seine Schriften sind dem nachmaligen Index doch nicht entgangen. Zwei würdige Denkmale feiern sein Gedächtniß: das eine, die Universität Basel, die er mit gegründet hat im Andenken glücklicher Jugend, daher bei dem Jubelfeste 1860 dort seiner in Ehren gedacht wurde; das andre Denkmal: in der Bücherhalle des Doms von Siena sind im Auftrage seines Nepoten, des Cardinals Piccolomini, Scenen seines bewegten Lebens gemalt von Pinturicchio und von Rafael, in frischer Farbenherrlichkeit ein schönes Lebensbild.

Paul II [1464—71] hat sich ein Verdienst erworben um die Aussöhnung der Städte und Fürsten Italiens. Damals ist in Rom eine sogenannte platonische Akademie entstanden, deren Mitglieder heidnische Namen trugen und in der selbst Bedenken laut wurden gegen die

Unsterblichkeit. Der Papst hat die Theilnehmer ein Jahr lang im Vatican gefangen gehalten, unter ihnen auch Platina, den Geschichtschreiber der Päpste, dem er sein Amt als Abbreviator entzog. Der forderte, weil dies sein Besitz sei, rechtlich erkauft, gerichtliche Entscheidung. Da schlug der Papst an seine Brust: omne ius in scrinio pectoris nostri. Jener drohte mit Beschwerdeführung an christliche Fürsten und ein Concil, als wegen Hochverraths ist er gefangen und gefoltert worden. Auf Pauls Familienglück aus früherer Zeit spielt das Epigramm eines Freundes an:

Da du Schätze besitzt und eine Tochter, o Paulus,
Bist du ein glücklicher wohl, doch nicht ein heiliger Vater.[a]

Platina urtheilt: sein Grabmal ist umgeben mit allegorischen Figuren der Wissenschaft, die er hatte, und der Tugenden, die ihm fehlten. Einen Geschichtschreiber zu verletzen ist stets gefährlich!

Sixtus IV [1471—84], ein gelehrter Franciscanergeneral, hat nur eine politische italienische Regierung geführt. In Florenz war das Banquierhaus der Medici zu fürstlicher Macht gelangt, das Geschlecht der Pazzi dadurch verletzt. Sie verschworen sich mit dem Papste, die beiden Söhne Cosmos, Giuliano und Lorenzo de' Medici bei Seite zu bringen. Der Plan war, die Beiden sollten bei der Messe in dem Augenblick niedergestoßen werden, wo die Hostie erhoben wird und Alles auf die Kniee fällt. 2000 päpstliche Soldaten waren in der Nähe verborgen. Giulio wurde getroffen, Lorenzo entkam. Der Papst wagte ihn zu bannen, weil er den Dolchen der Verschwörer entronnen war, aber Florenz trotzte dem Bannfluche, und Lorenzo hat eine lange glänzende Verwaltung geführt, im bittern Groll gegen Sixtus. Auch mit Venedig kam der Papst in Streit über den Besitz von Ferrara. Als die Republik mit ihren andern Feinden Frieden schloß, soll Sixtus vor Ärger gestorben sein. So sagt's ein Epigramm:

Keine Gewalt vermochte den wilden Sixtus zu fällen:
Als er vom Frieden vernahm, sank er doch endlich in's Grab.[b]

Solchen Aufschriften merkt man's an, daß die Humanisten aufgekommen sind. Macchiavelli meint: er hat gezeigt, wie viel ein Papst in den Angelegenheiten Italiens vermöge, und daß viele Dinge, früher Verbrechen genannt, sich unter dem päpstlichen Mantel verbergen lassen.

Immer verderblicher ward der päpstliche Nepotismus, die kurze

a) Cum sit filia, Paule, sit tibi aurum, pater vocari
Sanctus non potes, at potes beatus.

b) Non potuit saevum vis ulla extinguere Sixtum:
Audito tandem nomine pacis obit.

Herrschaft eines alten Mannes wurde ausgenutzt zur Bereicherung seiner Verwandten. Sixtus verschönerte Rom, verkaufte die Kirche und erfüllte Italien mit Blutvergießen, um seinen Nepoten oder Söhnen Fürstenthümer zu gewinnen. Doch im Conclave nach seinem Tode wurde ein Vertrag unterzeichnet: wer auch gewählt werde, habe sich gewisse Beschränkungen gegenüber seinen Verwandten aufzuerlegen, auch als Versprechung gegen die römische Bevölkerung, gewisse Ämter nur an römische Bürger zu vergeben. Aber Innocenz VIII [1484—92] cassirte jede Verheißung vor seiner Wahl als unrechtmäßig, seine Sippschaft machte er erst zu römischen Bürgern, dann gab er ihnen die Ämter. Dem König Ferdinand von Neapel hatte Sixtus den üblichen Lehnszins, einen Zelter und eine Geldsumme, erlassen, Innocenz forderte Zins und Rückstand, er veranlaßte deßhalb einen Bürgerkrieg in Neapel, während er die Fürsten Europas zur Eintracht gegen die Türken ermahnte. Ein Bruder des Sultans und Kronprätendent war nach Rhodus geflüchtet, vom Papste als künftiger Bundesgenosse und um ihn im Krieg zu benutzen erst gastlich empfangen, dann aber gefangen gehalten gegen einen Jahrgehalt von 40 000 Kronthaler, den er vom Sultan bezog. Gegen die in Rom eingerißne Lüderlichkeit erließ einmal der Vicar des Papstes den Befehl: jeder Kleriker solle seine Concubine entlassen. Innocenz ließ ihn deßwegen heftig an, das Motiv nennt Pasquin in einem Epigramm:

Acht der Knaben, und acht der Mädchen in sündiger Liebe
Zeugte der Papst, drum nennt Vater ihn Roma mit Recht.[a])

In seiner letzten Krankheit verhieß ein jüdischer Arzt ihn zu heilen, wenn von drei Knaben das Blut in seine Adern gelassen würde. Die Grabschrift, die er sich selbst gesetzt, lautet fast ironisch: Ego autem innocentia mea ingressus sum: redime me, Domine, et miserere mei: In Unschuld bin ich durch's Leben gegangen, erlöse mich, Herr, und erbarme dich meiner.

Die letzten drei Päpste der noch wesentlich einigen lateinischen Christenheit sind Individualitäten, die tief dem Gedächtniß der Völker sich eingeprägt haben: der erste ein Verbrecher, aber ein Staatsmann von großen Gaben, der zweite ein roher, leidenschaftlicher Kriegsheld, der dritte ein Fürst von hoher, geistiger Bildung und durch eine hochgebildete Umgebung verherrlicht. Der erste ist Alexander VI Borgia, ein Nepote Calixts III, und seit dessen Zeit schon ein mächtiger Cardinal. Burchard, der päpstliche Cärimonienmeister, seit 1503 Bischof von Hosta, hat mit allem Respect vor Sr. Heiligkeit das alltägliche

a) Octo nocens pueros genuit totidemque puellas
Hunc merito poterit dicere Roma patrem.

Sündenleben im Vatican beschrieben. Infessura, Kanzler der Stadt Rom um 1494, gibt nur römischen Stadtklatsch wieder, Guicciardini, im höheren Sinn der Geschichte, hat die politischen Pläne und die kirchliche Verwaltung Alexanders beschrieben. Sannazar, ein venetianischer Dichter, machte auf ihn dies Epigramm:

Alexander verkaufte die Schlüssel, Altäre und Christum,
Da er sie selber gekauft, stand das Verkaufen ihm zu.[b])

Es war der Plan Alexanders VI, Italien zu einem Reiche seines Hauses, der Borgia, zu machen. Die im Kampfe gegen die Hohenstaufen ausgestreute Saat war aufgegangen: die Lust Frankreichs nach dem Besitze von Italien. Karl VIII hat 1494 ein mächtiges Heer über die Alpen geführt. Alexander fand nur noch in der Engelsburg eine Zuflucht, schon waren die französischen Kanonen gegen sie aufgefahren, die Cardinäle bereit den Papst abzusetzen, als er ein Bündniß mit Frankreich schloß, durch welches er doch alle festen Plätze des Kirchenstaates den Franzosen überlassen mußte. Dann hat er sich mit den italienischen Fürsten zur Vertreibung der Franzosen verbündet und hat sie vertrieben. Endlich ist er wieder mit Frankreich gegangen, um die Herrschaft seines Sohnes Cesare Borgia zu befestigen.

Unvergängliche Schmach ruht auf dem Andenken dieses Papstes in Zusammenhang mit seinen Kindern, und doch war seine Zärtlichkeit für sie der eine menschliche Zug in ihm, den die Geschichte aufbewahrt hat. Den ältesten Sohn, seinen Liebling, hat er zum Herzog von Candia gemacht; der jüngre ward Cardinal, der Liebling der Mutter. Eifersucht auf den Erstgebornen und zugleich auf eine Dame soll Anlaß gewesen sein, daß der Herzog von Candia mit neun Wunden im Tiber gefunden wurde. Da hat Alexander sich drei Tage eingeschlossen, ohne Nahrung zu nehmen. Dann ist die Mutter gekommen und hat ihn versöhnt, er hat seine Gunst ganz auf jenen übertragen und ihn zurückgeführt. Dieser Cesare war eine schöne Heldengestalt mit melancholischem Gesicht, wie ihn Rafael gemalt hat. Aber er war ein blutiger Mensch, er hat einen Günstling des Papstes verfolgt, der sich unter des Papstes Mantel flüchtete, und da noch hat er ihn niedergestochen, so daß der Papst mit dem Blute befleckt wurde.

Alexander, der an die ruchlosen Päpste des 10. Jahrhunderts erinnert, war doch selbstherrschender Fürst, und das Papstthum noch immer eine geistige Macht. Spanien und Portugal stritten um ihre Grenzen in Südamerika. Alexander zog auf der Karte eine Linie von Norden nach

b) Vendidit Alexander claves, altaria, Christum.
Emerat ille prius, vendere iure potest.

Süden und entschied, was jetzt nicht alle Schwerter der Welt würden entscheiden können. Aber, während er einen Ablaß ausschrieb für einen Türkenkrieg, hat er die Unterstützung des Sultans gegen Frankreich angenommen. Im apostolischen Palaste herrschte die gemeinste Lüderlichkeit, Burchard erzählt davon Dinge, welche man nachzusprechen erröthen müßte. Mit seiner eignen Tochter Lucrezia ist der Papst verdächtigt worden und seine Söhne galten als seine Nebenbuhler bei ihr! Diese Papsttochter hat ein furchtbares Andenken hinterlassen, als Grabschrift ist dies Epigramm auf sie gemacht worden:

Hic jacet in tumulo Lucretia nomine, sed re
Thais, Alexandri filia, sponsa, nurus.

„Hier ruht eine Lucretia dem Namen nach, in Wahrheit eine Thais, Alexanders Tochter, Gattin und Schnur." Gregorovius hat in vortrefflicher Schrift doch nachgewiesen, daß ihr zuviel gethan ist.*) Sie ist erzogen worden als Nichte eines reichen Cardinals und Nichte eines Papstes, erzogen in einer verdorbenen Umgebung, der auch sie verfallen ist. Sie hat in mehrfacher Ehe gelebt je nach dem politischen Willen ihres Vaters. Zuletzt ist sie vermählt worden dem Erbprinzen und späteren Herzog von Este, und als Herzogin von Este, als Frau und Mutter, hat sie in würdiger Stellung den Untergang ihres Hauses überlebt.

Von Alexander wurde erzählt, er habe lange nicht an Gott geglaubt — der Statthalter Gottes, der nicht an Gott glaubt! Und es ist seine eigne Rede, daß er nicht geglaubt hat bis zu dem Tage, wo der Sturm einen Kamin herabwarf, so daß die Steine zu beiden Seiten von ihm niederfielen, ohne ihn zu verletzen. Mitunter scheint er beßre Momente gehabt zu haben. Nach der Ermordung seines Sohnes sprach er im Consistorium seine Reue und den Schmerz über sein Leben aus. Er setzte eine Commission nieder zur Reform seines Hofes, aber es blieb Alles beim Alten. Auch scheint sein gelegentliches Insichgehen mehr Ironie gewesen zu sein. Nach seiner Wahl erklärte er seinen Söhnen, wenn sie tugendhaft wandelten, so würde sein Schutz ihnen nicht fehlen, würden sie aber seine Macht auf etwas Andres gründen, so würde er sie nicht als seine Söhne ansehn, denn zum Besten der Kirche sei er auf den Thron erhoben. Als darauf Cesare sich an die Mutter wandte, meinte die lächelnd, er möge nur unbesorgt sein. Für Cesare Borgia hat Macchiavel seinen Principe geschrieben, dessen Idee, oder was bessre Zeitgenossen hineinlegten, die Einheit Italiens durch einen Fürsten war, nach der schon damals eine Sehnsucht durch Italien ging. Als Mittel

*) Gregorovius, Lucrezia Borgia. Stuttg. 874. 1—3. A. 2 Bde.

dazu wird anempfohlen die kalte, nichts scheuende Klugheit, um zerspaltne, der Herrschaft ungewohnte Volksstämme unter einem fürstlichen Scepter zu einigen.

Alexander zuerst hat es verstanden, Gottes große Gabe zu nichte zu machen, so weit der Mensch es vermag: er hat 1501 das Decretum de libris non sine censura imprimendis erlassen, das erste Censuredict, auch damals mit erbaulichen Redensarten verbrämt.

Über seinen Tod ist sicher, daß er durch Gift gestorben ist, welches einem Andern zugedacht war, dem Cardinal Hadrian von Corneto. Dennoch über den nähern Verlauf sind zwei Überlieferungen erhalten. Nach der einen war der Cardinal in Cesares Villa geladen. Dieser kam zuerst in den Garten, übergab die Flasche einem Aufseher und ging weiter. Dann kommt der Papst, durstig fordert er zu trinken. Der Aufseher, in der Meinung, jene Flasche müsse besonders guten Wein enthalten, reicht sie ihm. Cesare tritt hinzu und als er seinen Vater trinken sieht, trinkt er mit. Nach der andern Überlieferung ahnte der Cardinal, was ihm bevorstehe, er bestach den Küchenmeister, das für ihn bereitete vergiftete Confect dem Papste und seinem Sohne vorzusetzen. Der Papst starb, Cesare lag lange in schwerer Krankheit, doch seine Jugendkraft widerstand dem Gifte. Noch unter den Zeitgenossen hat sich die Sage verbreitet: als Alexander zum Sterben kam, ließ er ein Zauberbuch holen, daraus wollte er die Zeit seines Todes berechnen. Der rückkehrende Diener sah den Satan im päpstlichen Gewande neben dem Bette sitzen, der sagte: ego sum papa, und zum Papste: seine Zeit sei aus. Alexander meint, er habe noch acht Jahre zu regieren, Satan habe ihn getäuscht. Der aber hatte die Zeit von Innocenz an berechnet, wo Alexander schon den päpstlichen Stuhl hatte einnehmen wollen. So dachten ihn die Zeitgenossen dem Satan verfallen. Das Volk, als man hörte, er sei todt, lief zusammen, die todte Schlange zu sehn. Ihm war er mild gewesen, aber seine Laster sind dem allgemeinen Hasse nicht entgangen.

Cesare hatte Alles berechnet auf den Tod seines Vaters, um einen guten Theil des Kirchenstaats mit andren unterworfnen Orten zu behalten, nur nicht, daß er selbst zu dieser Zeit hülflos auf dem Krankenlager liegen würde. Wegen der politischen Gefahren und durch glänzende Bestechungen wurde binnen sechs Stunden ein Neffe Sixtus' IV, der reiche geistesmächtige Cardinal Giuliano della Rovere gewählt, Julius II [1503—1513]. Während Alexanders Regierung hatte er aus Scheu vor den Giftmischern zumeist in Frankreich gelebt und nicht in patriotischem Sinn ist er zurückgekehrt. Er hat Karl VIII nach Italien geführt. Um den Besitz Italiens stritten damals die europäischen Mächte:

Frankreich, Spanien und Kaiſer Max, Julius II hat Italien für ſich gerettet. Auch alle die kleinen Tyrannen, welche Ceſare vertrieben hatte, tauchten wieder auf. Man hat Julius verglichen mit dem Neptun Virgils und ſeinem: Quos ego! Ceſare iſt vor dem Papſte nach Spanien entflohen und dort nach wenigen Jahren im Kampfe gefallen.

In der Kirchengeſchichte von Näbe iſt Julius ein novum monstrum, eine indomita bellua genannt, das iſt eine kleinliche Betrachtungsweiſe ohne Kenntniß der Verhältniſſe. Er wird gerühmt gerade als Genueſe: ein italieniſches Sprüchwort ſagt, die See ſei dort ohne Fiſche, die Weiber ohne Treue, die Männer ohne Wahrhaftigkeit. Und allerdings war Italien verwundert, einen Papſt zu ſehn faſt ohne Nepoten. Er hat nicht für ſich ſelbſt geſorgt, und auch Guicciardini ſagt von ihm, daß er private und ſelbſtſüchtige Leidenſchaften nicht gehabt habe [senza affetti privati o proprii]. Aber er war Soldat und Feldherr. Man erzählt ſeine Rede: „Wenn S. Peters Schlüſſel nicht helfen, ſo helfe mir ſein Schwert!“ Das war ſymboliſch gemeint, aber doch ernſthaft. Zugleich war er ein Kunſtfürſt. Wie unſer Großherzog Karl Auguſt zur deutſchen Poeſie, ſo hat ſich Julius II zur bildenden Kunſt verhalten, deren große Zeit unter ihm anbrach, von ihm verſtanden und mit großen Mitteln gefördert. Er hat den Bau der Peterskirche unternommen, Rafael hat ſeine Zimmer mit Bildern geſchmückt, Michel Angelo ihm die ſixtiniſche Capelle großartig verherrlicht. Die Beiden, Julius II und Michel Angelo, waren heroiſche Menſchen, mehrmals in Streit und doch hatte Jeder Reſpect vor dem Andren und war ihm anhänglich.

Mit dem Kaiſer und Ludwig XII von Frankreich ſchloß der Papſt die Ligue von Cambray, um Venedig niederzuwerfen, damals eine europäiſche Macht, herrſchend in Ober-Italien, Dalmatien, Peloponnes, Candia und auf der See. Als aber die Franzoſen faſt die ganze Lombardei erobert hatten, hörte er auf die Bitten der Venetianer, daß nicht durch ſeine Schuld Italien von Neuem den Barbaren preisgegeben werde. Nachdem Venedig ſeine Forderungen befriedigt hatte, trat er an die Spitze der italieniſchen Staaten gegen Frankreich. Ein gichtbrüchiger Greis ſtürzt er ſich in alle Mühen und Gefahren eines Winterfeldzugs: bei der Belagerung von Mirandola ſchlief er im Bereich der Kugeln, unter dem Dache ſeines Zeltes wurden Zwei aus ſeinem Gefolge getödtet. Den Harniſch ſchnallte er über den Prieſterrock, und den Degen in der Fauſt zog er ein über die Breſche der Mauer. Einſt in Bologna, als er krank darniederlag und in Gefahr war, von den Franzoſen aufgehoben zu werden, ſagte er unbewegt: Lebendig ſollen ſie mich nicht haben, ich nehme Gift, und Alles iſt vorbei. Als nach Niederwerfung ſeines Heeres

nur die Majestät des Pontificats ihn noch schirmte, schloß er mit Venedig, Spanien, England und den Eidgenossen einen heiligen Bund, in dessen Folge Frankreich über die Alpen zurückgeworfen wurde. Ludwig XII ließ eine Münze auf ihn schlagen mit der Umschrift: perdam Babylonis nomen, und Maximilian sagte: „Ewiger Gott, wenn du nicht wachtest, was sollte aus der Welt werden, die von mir, einem armen Jägersmann, und von dem bösen, versoffnen Papste regiert wird!" Julius aber meinte: „Ich sollte Kaiser, Maximilian Papst sein!", und wirklich hat der flüchtig daran gedacht, sein Coadjutor und Nachfolger zu werden.

Um S. Peters Schwert auch mit geistlichen Waffen zu zwingen, hatte Ludwig XII durch einige abtrünnige Cardinäle ein allgemeines Concilium zur Reformation der Kirche nach Pisa berufen. Nur wenige und französische Prälaten waren gekommen, sie machten die Urkunde bekannt, durch welche Julius bei seiner Wahl versprochen hatte, ein Concil binnen zwei Jahren zu berufen, sie bezichtigten ihn der Simonie, rügten seine Kriegslust als im Widerspruch mit dem Evangelium und schritten bis zu seiner Suspension fort als des neuen Goliath. Aber solches Concil war ohne allen religiösen Ernst, nur ein politisches Werkzeug. Als Julius hörte, wohl die Hälfte der Prälaten wünsche eine Reformation an Haupt und Gliedern, da lachte er. Doch um sein Wort zu lösen, versammelte auch er die Bischöfe zu einer allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran. In der ersten Session [3. Mai 1512] hörte man die Rede des Augustinergenerals Ägidius von Viterbo, daß die Kirche allein durch Waffen des Geistes groß geworden sei, daß auf ein Stück Land wenig ankomme, Alles auf den Reichthum an göttlichen Dingen. Über des Papstes Kriegslust sprach er das Urtheil nach dem paulinischen Spruch: nostra arma sunt pietas, supplicationes, lorica fidei atque arma lucis. Aber der Geist des Papstes beherrschte die Synode, noch war nichts geschehn, als die Vorladung Frankreichs wegen der pragmatischen Sanction und die Verfluchung jeder Simonie: da starb der Papst.

Guicciardini hat über ihn das Urtheil des strengen Historikers gefällt: von fast unglaublicher Kühnheit und Standhaftigkeit sei er gewesen, aber heftig und voll unermeßlicher Entwürfe. „Daß er dadurch nicht tief herabstürzte, lag mehr an der Macht des Pontificats und an der Fürsten Uneinigkeit als an seiner Klugheit und Mäßigung. Er wäre sehr ruhmwürdig, wäre er ein weltlicher Fürst gewesen. Er hat ein glänzenderes Andenken hinterlassen als alle vorhergehenden Päpste, vornehmlich bei Denen, welche die wahren Benennungen der Dinge verloren und die richtigen Begriffe in Verwirrung gebracht haben,

und mehr für die Bestimmung der Päpste halten durch Waffen zu herrschen, als durch ihr Beispiel die Sitten zu bessern und für das ewige Heil zu sorgen." Als Michel Angelo ihm das Modell zu seiner colossalen Erzstatue in Bologna zeigte, fragte der Papst, ob die heftig erhobne Hand Segen oder Fluch bedeute. Michel Angelo antwortete: „Sie will die Bologneser lehren verständig zu sein." Ob er in die andre Hand ein Buch legen solle oder ein Schwert? Darauf Julius: „Gib mir das Schwert, ich bin kein Scholastiker." In der Satire, die bald nach seinem Tode erschien, im Julius exclusus, wird erzählt, wie er mit großem Lärm vor die Himmelsthür kommt. Petrus schlägt sie ihm vor der Nase zu und ruft: da er einen Haufen tapfrer Männer und viel Geld habe, auch ein tüchtiger Baumeister sei, so möge er sich ein eignes Paradies bauen, aber recht fest, damit der Teufel es nicht in Beschlag nehmen könne. Julius stellt ihm eine peremptorische Frist: wenn er innerhalb dreier Wochen den Himmel nicht gütlich übergebe, so werde er mit 60 000 Mann wiederkommen und den Apostel mit all seinen Heiligen hinauswerfen.

Julius war kein Statthalter Christi, eher ein Nachfolger Petri, der mit dem Schwerte dreinschlug. Wer will dem Sturm und Genius gebieten? Zum Kriegshelden bestimmt nach seiner Natur, hat ihn die Vorsehung in einen Priesterrock gesteckt. Der venetianische Gesandte berichtet doch mit hoher Achtung von seiner Weisheit und Selbständigkeit. Das gab ihm sittlichen Halt: er durfte seiner Tendenz sich rühmen. Die Mittel sind ihm gleich gewesen, sein Wort und manchen Vertrag hat er unbedenklich gebrochen. Im Sinne des damaligen Italiens hat er gelebt, dem Tüchtigkeit und Kraft höher stand als alle Sittlichkeit. Das hielt die Welt für ein rühmliches Unternehmen, den Kirchenstaat wiederherzustellen, und er hat ihn wiederhergestellt in seinen weitesten Grenzen, die er gehabt bis 1870. Italien hat er vor den Fremden geschützt und es war sein Stolz genannt zu werden „der Befreier Italiens". Von ihm ist die Losung ausgegangen: „Laßt uns die Barbaren zurückwerfen über die Alpen!", die seitdem durch Italien forthallte, bis 1875 der deutsche Kaiser feierlich in Mailand einzog als Gastfreund von Italien.

Rafael hat ihn gemalt: seine gebrochne Heldengestalt mit den leuchtenden Augen und dem langen weißen Bart. Er hatte sich sein Grabmal bei Michel Angelo bestellt für die Peterskirche, deren gewaltigen Grund er gelegt hatte. 30 Statuen sollten es zieren, durch seinen ihm unerwarteten Tod ist es auf die dermalige Beschränkung herabgesetzt: die Hauptstatue die des Moses, diese Personification des alten Testaments und zugleich des Papstes selbst in furchtbarer Majestät.

Ihm folgte Giovanni Medici, Leo X. Lorenzo, der Kaufmannssohn hatte über Florenz, über ganz Toscana geherrscht, wie einst Perikles über Athen, die Wissenschaft der alten und die Kunst der neuen Welt um sich sammelnd. Sein jüngrer Sohn, Giovanni, war der Kirche bestimmt, als Knabe schon französischer Erzbischof, mit 13 Jahren Cardinal, durch Karl VIII und Savonarola mit seiner Familie aus Florenz vertrieben, unter Alexander VI mit dem künftigen Julius II im Exil. Als dessen Legat wurde er in der Schlacht von Ravenna von den Franzosen gefangen, aber die feindlichen Scharen, dem Cardinal zu Füßen, empfingen seinen Segen. Seine Wahl zum Papste, im 37. Lebensjahr, ist gefördert worden durch ein bösartiges Geschwür, das den Geruch des nahen Todes verbreitete. So war selbst die Hoffnung eines baldigen Todes einer Papstwahl günstig.

Der Engländer Roscoe hat mit seiner Biographie die Geschichte jenes Zeitalters aufstrebender Geistesfülle und klassischer Bildung, für welche Leo X Mittelpunkt geworden ist, verbunden. Audin hat sein Leben novellenartig, verschönernd beschrieben, so daß selbst von Innocenz VIII, dem pater patriae, es heißt: „er besaß eine schöne Seele". Ranke beginnt mit Leo seine fragmentarischen, aber scharf und höchst anschaulich gezeichneten Bilder der neueren Päpste.

Ein Fürst wie Leo X ist anders gewöhnt als ein im stillen Vaterhause oder im Kloster Erzogner. Sein Palast, den er sich als Cardinal auf dem Monte Pincio in Rom erbaut hatte, die Villa Medici, steht noch in aller Schönheit, der Sammelplatz aller Kunst und Wissenschaft. Wenn sein Haushofmeister ihm Vorwürfe machte, erwiderte der Cardinal: „Männer, die zu großen Dingen geboren sind, läßt das Glück nicht sinken." Zum Papst gewählt, sagte er zu seinem Bruder: „Genießen wir nun die Herrschaft, die uns Gott gegeben!" Und er hat sie genossen. Auch Florenz erkannte wieder sein und seines Hauses mildes Regiment an. Damals konnte man durch Geist und Gelehrsamkeit den Cardinalshut erlangen, so Bembo, Bibbiena, selbst Rafael hat daran gedacht. Diesem Papste konnte Erasmus die erste kritische Ausgabe des Neuen Testaments zueignen. Doch erhob ihn mehr Glück und Bildung als eigne geistige Größe. Höchster Glanz ward seiner Regierung durch künstlerische Bestrebungen, durch unsterbliche Denkmale der bildenden Kunst. Gott schuf in dieser Zeit gleichsam noch einmal die Welt durch Künstlerhände. Die wahre Kunst nimmt zwar ihren Stoff aus der Natur und erfrischt sich an ihr, aber sie ist nicht bloß Nachahmung, sondern eigenthümlich zugleich die aus der Idee entsprungne Natur, die auch von Gott geschaffen ist durch die Hand des Genius. Leos Ruhm

unter allen gebildeten Völkern gilt daher dem Kunstfürsten. Doch genau betrachtet, hatte Julius II das Alles schon begonnen, Leo hat Vieles liegen lassen, selbst Rafael, weil der Papst ihn nicht bezahlte, hat sich in mancher kleinen Arbeit zerstreut, und nicht minder als Kunst und Wissenschaft liebte Leo Jagen, Schmausen und Possenspiel.

Die neue humanistische Bildung war in Italien nicht kirchlich. Von Leo geht ein Wort: „Es ist bekannt, wieviel die Fabel von Christo uns eingebracht hat." Doch der venetianische Gesandte berichtet von ihm: „Er ist gelehrt und ein Liebhaber der Gelehrten, ben religioso, ma vuol vivere!" Er will das Leben genießen, wie man es damals genoß. Seine Regierung war ernst und gegen Verbrecher streng, nur forderte seine edle Freigebigkeit wie seine Verschwendung Reichthümer, zu deren Herbeischaffung manche Mittel benutzt wurden, so daß selbst Raubritter ihm genehm waren.

Das Unglück der politischen Verhältnisse ist ihm durch weise Benutzung zum Glück geworden. Frankreich und Spanien, Franz I und Karl I (V) kämpften um die Herrschaft in Italien. Leo stand auf Seiten Spaniens, er fand dort weniger Gefahr für die Unabhängigkeit des Kirchenstaats; auch war er im Herzen antifranzösisch gesinnt und persönlich verletzt: er beklagte sich, der französische Gesandte habe geäußert, vom Papst möge nichts übrig bleiben als die Ohren. Dennoch aber handelte er nach dem Grundsatz: hat man mit der einen Partei abgeschlossen, so muß man deßwegen nicht aufhören mit der andren zu verhandeln. Bei Marignano hatte Frankreich gesiegt, doch gelangte nach Rom zuerst die falsche Nachricht vom Siege der Spanier. Darüber war große Freude. Am nächsten Morgen kam der Botschafter der Republik Venedig, die zu Frankreich stand und sprach: „Ew. Heiligkeit gab mir gestern eine schlimme und zugleich falsche Nachricht. Heut bring' ich dafür eine gute und wahre. Die Spanier sind gänzlich geschlagen." Leo rief: „Was wird dann aus uns werden?" aber er fügte rasch besonnen hinzu: „Wir müssen uns in die Arme des Königs von Frankreich werfen und misericordia rufen!" Gegen den Rath der Cardinäle machte er sich auf, um persönlich mit Franz zu unterhandeln, er beschwor den Sturm und erlangte einen kirchlichen Sieg: der König verzichtete durch das Concordat von 1516 auf die Basler Beschlüsse. Sein Motiv war: Toscana und der Kirchenstaat in Leos Hand würden werthvolle Bundesgenossen der französischen Herrschaft in Oberitalien, und so hat er die gallikanische Kirchenfreiheit politischen Rücksichten geopfert.

In solcher weltlichen Bildung und kirchlichen Macht saß man zu

Rom, als die Kunde kam vom Widerspruche eines unbekannten deutschen Mönchs und Professors gegen alle diese Herrlichkeit.

Cap. II. Die gesellschaftliche Verfassung der Kirche.

§ 142. Das canonische Rechtsbuch.

Die formale Rechtsgeschichte meldet von dem Abschluß des Gesetzbuches der lateinischen Christenheit. Gesetze entstehn und vergehn nicht bloß durch feierlichen Beschluß des Gesetzgebers, sondern auch wie Naturproducte durch die stille unwiderstehliche Macht der Verhältnisse. Im Decret Gratians [S. 181 f.] war Manches den wirklichen Rechtszuständen fremd geworden. Bis zum Schisma war die höchste Macht über die Kirche beim Papstthum, also ging zunächst von ihm auch die kirchliche Gesetzgebung aus, daher zum Decret Gratians die Decretalen traten. Die Rechtsgültigkeit jeder einzelnen Bulle war insgemein bedingt durch eine bestimmte Form der Publication und Annahme in den verschiedenen Reichen, auch enthielten sie oft nur Entscheidungen über den einzelnen Fall. Durch die Zusammenfassung in ein kirchliches Gesetzbuch erhielten sie allgemeine Geltung. Gregor IX ist zu solcher Sammlung wohl veranlaßt worden durch das bürgerliche Gesetzbuch Friedrichs II. Der Plan war: Sammlung aller vorhandnen päpstlichen Erlasse, so weit sie nicht schon bei Gratian standen, Vereinigung des Widersprechenden, Weglassung des Überflüssigen oder irgendwie Bedenklichen. Die 5 Bücher nach dem Gedächtnißvers: index, iudicium, clerus, sponsalia, crimen. Die beiden folgenden Sammlungen, der Sextus Decretalium Liber auf Befehl Bonifacius' VIII aus später erlaßnen Decretalen zusammengestellt, und die Clementinae, von Clemens V aus seinen eignen, meist auf der allgemeinen Synode zu Vienne [1313] erlaßnen Constitutionen gesammelt, haben dieselbe Eintheilung erhalten. Durch die Universitäten ist jede dieser Sammlungen als Lehrbuch zum frei anerkannten Gesetzbuch der ganzen Kirche geworden. Als nun das gesetzgebende Ansehn der Päpste durch die reformatorischen Concilien zweifelhaft geworden war, hielt man dafür, das Gesetzbuch der Kirche sei geschlossen: Corpus Juris clausum. Dennoch durch akademische und literarische Anlässe sind noch neue Decretalen hinzugekommen, Extravagantes genannt, d. h. Decretales quae extra C. J. clausum vagantur. Man hat solche Novellen auch wohl als Bestandtheil des Gesetzbuches angesehn, doch in der deutschen Nation haben durch das Herkommen nur einzelne Bestimmungen im Gerichtsbrauch Geltung erlangt.

Sonach beſteht das Corpus Juris Canonici aus zwei Beſtandtheilen: 1) dem Decretum Gratiani und 2) der Decretalenſammlung. Es iſt eine geiſtige Macht geworden wie eine zweite heilige Schrift. Schon Dante klagt, daß man das Evangelium und die großen Lehrer verlaſſe und allein an die Decretalen denke.*) Die Verſtimmung iſt geſchärft worden, ſeit Luther das Buch ins Feuer geworfen hatte. Aber es iſt das Recht des Proteſtantismus, überall gerecht zu ſein: das corpus iuris canonici hat doch eine hiſtoriſche und rechtliche Bedeutung. Die hiſtoriſche: es iſt ein Sittenſpiegel des Mittelalters. In der Vermiſchung des Rechtlichen und Sittlichen haben ſich dieſe päpſtlichen Geſetze eingemiſcht ins häusliche Leben. Wie ſie z. B. verbieten Ammen zu halten, ſo auch Kinder mit ins Bett zu nehmen wegen der Gefahr des Erdrückens. Die rechtliche Bedeutung iſt eine mannigfache: vorerſt es enthält die Anmaßungen des Papſtthums, doch innerhalb beſtimmter Schranken, denn zum Weſen des Despotismus gehört kein Geſetz über ſich zu haben; ferner, die Einheit der Kirche iſt durch ein Geſetzbuch im Anſchluß an den Papſt noch mehr geſichert worden; wie es einen Bund der Hierarchie mit der Wiſſenſchaft enthält, ſo hat es doch auch manches Altkirchliche, Freiſinnige aufbewahrt, beſonders im Decret Gratians, und endlich gewährte es Schutz gegen Übergriffe der Staatsgewalt, als die Kirche deſſen bedurfte.

Da doch ſo Vieles darin dem neuen Rechtsbewußtſein widerſprach, und ſeit den großen Concilien jedes Volk auf die beſondern Rechte ſeiner Nationalkirche hielt, ſo bildete ſich der Unterſchied einer disciplina vigens, des noch gültigen Rechts, im Gegenſatz zu einem veralteten, zum Theil beſtimmt durch die glossa ordinaria, eine Auslegung und praktiſche Anwendung, wie ſie allmälich durch literariſches und akademiſches Herkommen ſich gebildet hatte, und es entſtand der Rechtsſpruch: quod non agnoscit glossa, non agnoscit forum. Gregor XIII, jenſeits unſrer Periode, hat die erſte kritiſche Ausgabe beſorgt durch die Commiſſion der Correctores Romani. Die Vorrede bedroht nach hohem Vorbild Jeden mit dem Bann, der fortan am Texte etwas ändern werde. Doch haben ſpäter nicht nur Proteſtanten, ſondern auch rechtgläubige Katholiken, dadurch unbeirrt, an der Herſtellung des urſprünglichen Textes gearbeitet.

*) L'Evangelio ed i Dottori magni
Son derelitti, e solo ai decretali si pensa.

§ 143. Staat, Kirche und Papst.

Die Feudalherrschaft ruhte auf dem Privatverhältniß Einzelner, die Vasallen durch Vortheil, Gewalt und persönliche Treue dem Lehnsherrn verbunden, daher sobald diese Beweggründe schwankend wurden, der Einzelne mit seiner Willkür gegen den Einzelnen stand. Der Übergang dieses mittelalterlichen in den modernen Staat war die Begründung eines rechtlichen Gesammtwillens, mag nun der Vollstrecker desselben ein Monarch oder eine andre gesetzliche Behörde sein. Dieser Übergang ist theilweise im 15. Jahrhundert geschehen. In Deutschland war die höchste Gewalt nicht mehr beim Kaiser, sondern beim Reichstag, einer Aristokratie mit monarchischen und demokratischen Elementen: Kaiser und Kurfürsten, Reichsritter und Reichsstädte. Das deutsche Volk war in seinem Bewußtsein, in seiner Machtentfaltung gehoben worden durch die Idee der geweihten Weltkrone des Kaiserthums, und die Glorie desselben verhüllte noch immer seine gesunkne Macht. Aber diese ordnende und einende Macht ist gerade durch die Ansprüche auf Italien und Burgund gebrochen worden. Während der Kaiser dort beschäftigt war, haben die Fürsten sich unabhängig gemacht. Zwar die Einheit des Reichs war noch immer rechtlich vorhanden, auch im Volksbewußtsein, und durch den Kurverein zu Rhense wie durch die goldne Bulle [1356] ward seine Selbständigkeit mit der festen Ordnung der Kaiserwahl neu hergerichtet, doch in den einzelnen Gebieten herrschte bereits viel unabhängige Willkür zum Guten wie zum Bösen, und nur allmälich erhob sich über den Gottesfrieden der Landfriede. Das Reichskammergericht [seit 1495] galt als höchste Rechtsbehörde der Reichsstände unter einander, der Unterthanen gegen sie, von den Ständen besetzt, nur der Präsident, der Kammerrichter, wurde vom Kaiser ernannt. Es war noch schwankend in seiner Existenz und in der Vollstreckung seiner Sprüche.

Frankreich war durch den glücklichen Despoten, Ludwig XI der Einheit nahe gebracht. Zwar bestanden noch mächtige Vasallen, wie die Titularkönige von Navarra, die Herzöge von der Bretagne und Provence, doch waren sie einzeln dem Nationalkönigthum nicht gewachsen. Die Reichsstände, wie sie versammelt wurden unter Philipp dem Schönen, sind durch Nichtberufung fast in Vergessenheit gerathen, aber Klerus, Adel und Städte hatten eine gewisse Selbstverwaltung. Die Parlamente, zunächst bloße Gerichtshöfe der einzelnen Provinzen, gewannen Theil an der Gesetzgebung, indem die Gültigkeit der königlichen Gesetze durch die Einregistrirung bedingt war, die die Parlamente ver-

weigern konnten. Die langen Kämpfe, durch welche in England die Monarchie und eine bestimmte Dynastie siegte, hat Shakespeare in seinen historischen Dramen wahrer und lebendiger als mancher Geschichtschreiber geschildert. Während beim Königthum die ausübende Gewalt war, lag die Gesetzgebung in beiden Häusern des Parlaments, die Besteuerung ausschließlich im Volksparlamente. Auch im englischen Volke war noch nicht der Gedanke erwacht, der das Parlament zum sichern Hort gegen königliche Willkür machte. In Spanien, das durch die Vermählung von Aragonien und Castilien in Ferdinand und Isabella wieder zu einem Reiche eines katholischen Königthums ward, hat durch die Kämpfe gegen die Mohammedaner das Mittelalter mit seinen enthusiastischen Gefühlen sich noch erhalten. Auf den Päpsten liegt eine Blutschuld an Italien. Durch sie sind nach einander Deutsche, Franzosen und Spanier ins Land gerufen worden, daher Italien, obwohl durch die Natur selbst befestigt und reich, zwiespältig und schwach, siegreich oder besiegt als Staat fast immer unglücklich gewesen ist.

Die Päpste, um Könige ein- und abzusetzen, haben den Glauben an sich selbst und der Völker an sie verloren. Doch war die Kirche immer noch mächtig genug, um Eingriffe des Staats zurückzuweisen. In Deutschland waren die Bischöfe Fürsten und Kurfürsten geworden, in Frankreich, England und Spanien standen sie gleich den Baronen des Reichs, in Italien, gegenüber der Macht des Papstes, der sicilianischen Monarchie, den Städten und Tyrannen, haben sie fast jeden politischen Einfluß verloren. Die Könige von Frankreich und England bezogen als Regalie die Einkünfte einer erledigten Prälatur, bis der neuerwählte Prälat den Lehnseid geleistet hatte, und die Krone Frankreich nahm auch die Besetzung aller während der Vacanz erledigten Pfründen in Anspruch. Durch das Concordat von 1516 erhielt Franz I die Ernennung der Bischöfe, dem Papste wurde nur ihre canonische Einsetzung zugesichert, d. h. ihre Bestätigung, und darin lag ein Veto für den einzelnen Fall, vorbildlich für die neuern Concordate. In Zeiten des Zwiespalts und des Mißtrauens machte die Staatsregierung geltend, daß eine päpstliche, ihre Landeskirche betreffende Verordnung ihrer Einsicht und Zustimmung bedürfe, ne quid detrimenti capiat respublica, und solche Zustimmung hieß das Placetum regium. Ludwig XI hatte einen Commissär nach Amiens gesetzt, der Alle, die von Rom kamen, visitirte, wenn etwas Bedenkliches sich fand, arretirte und an den König berichtete. Die Päpste haben stets dagegen protestirt als gegen einen Eingriff in die Freiheit der Kirche.

In kleinen Republiken, wenn die Bevölkerung einig war, vermochte

der Klerus nur wenig dagegen. Schon 1219 hat Parma den Klerus zu den städtischen Lasten herangezogen, Friedrich II hat das bestätigt. Der Bischof erklärte dagegen, der Kaiser könne die Rechte der Kirche nicht schmälern, und belegte die Stadt mit dem Interdict, dafür sprach der Magistrat den Podesta von seinem Eide frei den Bischof zu schützen und verbot Lebensmittel an die Geistlichen zu verkaufen, ihr Getreide zu mahlen, selbst ihre Bärte zu scheeren. Die Einwohner von Béziers versicherten unter dem Interdikt, sie befänden sich so gut wie vorher, die Speisen verlören durch den Bann nichts von ihrem Wohlgeschmack und im Schlafe würden sie auch nicht dadurch gestört. Freilich bedarf der Mensch noch etwas mehr zum Leben als gut Essen und Schlafen. Im Pfaffenbrief von 1370 haben die Eidgenossen ihrem Klerus fast jede bürgerliche Pflicht auferlegt. Deutsche Reichsstände forderten den Blutbann über den Klerus, zogen ihn zu den öffentlichen Lasten heran und beschränkten die Vergrößerung des Kirchenguts in liegenden Gründen. In Venedig nannte sich ein gegen den Willen des Papstes eingesetzter Bischof: „von Gottes und der Republik Gnaden". Visconti in Mailand meinte: „Hier bin ich Kaiser, Papst, und Bischof!" Aus solchen Anzeichen wird offenbar, daß schon vor der Reformation die Staaten gelernt hatten, sich der hierarchischen Bevormundung zu entziehn.

Die Vehmgerichte auf rother Erde, in Westphalen, waren alte Volksgerichte aus kaiserlicher Vollmacht mit Freigrafen und Freischöffen im 12.—13. Jahrhundert ins Geheimniß verborgen, eine weltliche Inquisition. Wie diese wagten sie sich mitunter an die höchsten Gewalten: so luden die Freigrafen Heinrich Schmidt und Hermann Grote Kaiser Friedrich III vor ihren Freistuhl, daß er daselbst seinen Leib und höchste Ehre verantworte bei Strafe, für einen ungehorsamen Kaiser geachtet zu werden. Geistliche wurden insgemein nicht vorgeladen: als 1441 alle Bürger von Eßlingen vorgefordert wurden, werden die geistlichen Leute ausdrücklich ausgenommen. Sie trotzten nicht selten dem Bann und behaupteten: kein Freischöffe darf einen Gegenstand der Vehme seinem Beichtvater bekennen.

Die kirchliche Macht des Papstthums ist aus den Stürmen des 14. und 15. Jahrhunderts scheinbar unverletzt hervorgegangen, doch war der Glaube an ihr maßloses Recht in den Völkern erschüttert. In ihrem siegreichen Streben haben die Päpste die öffentliche Meinung meist geachtet, die Heerde als ihre eigne geschont. An äußerm Glanze ist das Papstthum noch gewachsen. Bonifacius VIII hat eine zweifache Krone angenommen, Urban V 1362 gar eine dreifache, die göttliche Trinität galt darin versinnbildlicht, die leidende, streitende und siegende

Kirche, auch Erde, Himmel und Unterwelt. Die Tiara ist die Mütze der morgenländischen Bischöfe, dreifach umgeben von zackigem, goldnem Diadem, von weißer Seide, reich mit Edelsteinen besetzt. Bei gewöhnlichem Gottesdienste trägt der Papst nur eine weiße, goldgestickte Bischofsmütze, und da diese bei den verschiednen Cärimonien öfter abgenommen wird, wird ihm dafür ein weißes Käppchen aufgesetzt. Weiß ist überhaupt die Tracht des Papstes. Seit Innocenz IV wird üblich, päpstlichen Erlässen die Formel vorzusetzen: non obstante quocunque: nichts, was auch immer, könne die Vollziehung hindern. Ist das auch schön als heldenmüthige Gesinnung, so wird doch in Rechtsverhältnissen dadurch die Willkür an Stelle des Rechtes gesetzt, und wir sahen, wie Paul II sich rühmte, alles Recht sei beschlossen in scrinio pectoris sui. Päpstliche Gerichte, etwa in Ehesachen, besonders in Wahlstreitigkeiten, wurden durch die Entfernung, durch Kosten und durch Bestechlichkeit der Beamten zur Last, und es wurde die Möglichkeit, jeden Proceß durch den Willen der einen Partei nach Rom zu ziehn, als Appellation selbst von dem Spruche des ordentlichen Richters, fast eine Gelegenheit zur Rechtsverweigerung und Aussaugung. Dispensationen galten als berechtigt von kirchlichen Satzungen, nicht von göttlichen Naturgesetzen: und wie der Mensch etwa in seiner Leidenschaft, in seiner Angst etwas gelobt, was er nachher, in ruhiger Stunde, zu halten weder willens noch im Stande ist, so ist freilich eine Behörde, die solch Gelübde löst, naturgemäß, und der Papst vermochte ein Klostergelübde der Art zu lösen. Dagegen, daß der Bruder die Schwester heirathe, das steht nicht in seiner Macht zu gestatten, doch sprach er auch von sittlichen Pflichten der Vergangenheit mittelbar frei durch den Ablaß.

Da der Papst die Bestätigung aller erwählten Bischöfe und Äbte in Anspruch nahm, konnten verdiente Männer ohne Gunst in Rom nur durch Machthandlungen der Könige zu Prälaturen gelangen. Fast alle andre einträgliche Kirchenämter wurden unter allerlei Rechtstiteln unmittelbar von Rom aus vergeben; der Papst behielt sich die Besetzung bei bevorstehender Erledigung vor, Reservation; er ist als mindestens ebenso berechtigt der ordentlichen Besetzung durch den Bischof zuvorgekommen, Prävention; oder durch mangelhafte Wahl ist das Recht der Besetzung auf ihn übergegangen, Devolution; oder die Einkünfte eines Kirchenamts werden einem Geistlichen, der es gar nicht verwaltet, übertragen, weil sein Hauptamt ihn nicht erhält, besonders bei den Cardinälen sind solche Commenden in Menge vorgekommen. In Frankreich und Deutschland wurden förmlich Commissäre gehalten, um aufzupassen, wo ein reichbesoldetes Kirchenamt erledigt werde. Durch Ertheilung von

Anwartschaft auf bestimmte Ämter und durch Fürbitte des Papstes entstanden die Precisten, welche in die Ämter der Landeskirche eindrangen. So hat Gregor IX 1240 an einen englischen Bischof geschrieben, er solle für 300 Römer die nächsten Kirchenämter, die vacant würden, frei halten. Daher es geschah, daß Streber und feile Creaturen, statt durch Seelsorge, geistliche Wissenschaft und wirkliche priesterliche Verwaltung sich verdient zu machen, in Rom und Avignon als Hofschranzen warteten, bis sie durch Papstes Gewalt ein Amt erhielten, und, wenn sie es erhalten hatten, fern von ihrer Gemeinde die oft reichen Einkünfte am päpstlichen Hofe verzehrten. In einem Reformations-Entwurf, den eine Commission von Cardinälen unter Paul III verfaßt hat, heißt es: „Welch ein Anblick für einen Christen, der die christliche Welt durchwandert, diese Verödung der Kirchen! die Oberhirten sind von ihren Heerden entwichen und haben sie Miethlingen anvertraut!" Einzelne Stifter und Klöster erkauften päpstliche Schutzbriefe gegen päpstliche Anwartschaften und Empfehlungen. Doch auch auf diese wurden Anwartschaftsbriefe aufgestellt, darin es etwa heißt: S. Heiligkeit habe es den Bittenden nicht versagen können, manche fänden doch ein Unterkommen. Innocenz IV schlug einem englischen Kloster vor, ihm eine von demselben zu besetzende reiche Pfarrei zu überlassen, er wolle dann einen Theil der Einkünfte für sich nehmen, das Andre dem Kloster schenken, so hätten sie beide Gewinn; man entging der Zumuthung mit Hülfe des Königs.

Die Vergebung der Kirchenämter war den Päpsten ein unerschöpflicher Quell des Reichthums, theils durch hergebrachte Confirmationsgelder und Annaten, je nach dem Einkommen einer Pfründe eine ganze oder halbe Jahresrente, theils durch offenbaren Verkauf. Insgemein waren es doch ältere Leute, die Bischöfe wurden, man mochte berechnen, daß durchschnittlich alle 10 Jahre die Verwaltung wechselte, bei andern Kirchenämtern alle 20 Jahre, und durch Annaten sollen 7—8 % aller kirchlichen Einkünfte gesetzlich nach Rom gegangen sein. Der vormalige Schutz des Kirchenguts wurde durch die Ausschreibung von Zehnten zum Türkenkrieg ein Besteuerungsrecht gegen die Kirche, durch welches der Papst seine Kriege führte. Wegen der Entfernung sind nicht selten erschlichne und verfälschte Bullen in den Landen jenseits der Alpen gebraucht worden, von römischen Unterbeamten zum Verkauf ausgefertigt. Innocenz III klagt, auf Grund einer nachgemachten Bulle habe ein Priester in Frankreich eine Steuer eingetrieben, einen Schuster gezwungen, ihm unentgeltlich Schuhe zu machen, ja einen jungen Menschen geängstet, der nicht mit ihm in ein schlechtes Haus gehn wollte. In den Decretalen Gre-

gors IX handelt ein ganzer Abschnitt von erschlichnen und gefälschten Bullen.

Solchen Zuständen gegenüber befand sich ein rechtschaffner Papst in schmerzlicher Lage. Es war doch meist die kurze Regierung eines alten Mannes, der immer ein Emporkömmling, ein Parvenu, war, auch nicht eine Person für sich, sondern in ihm gipfelte das Papstthum, die Curie, Hunderte von Beamten, die sich eingekauft hatten und demoralisirt waren. Aber die Mißbräuche erreichten ein Äußerstes, wo der Papst selbst theilnahm: von Bonifaz IX berichtet sein Geheimschreiber, er habe Anwartschaften [gratiae exspectativae] auf Kirchenämter verkauft, auf dieselben Ämter später wieder eine Anwartschaft mit der Klausel: anteferri, dieser solle vorgehn. Er hat selbst ein Gesetz erlassen zur Beschränkung der Exspectanzen, von dem er wieder Ausnahmen vornahm; er hat gesagt: „Der Erste, der bezahlte, hat mich betrügen wollen", und auf dem Sterbebette: „Wenn ich Geld hätte, würde ich mich wohl befinden." Schon Matthäus Paris versichert: „Die einzige Hoffnung des Heils am römischen Hofe beruht auf dem Golde. Der Thürhüter wird mit Gold erweicht, der Himmel für Gold geöffnet, Christus für Gold verkauft." Wenn daraus auch keine Verarmung der Kirche folgte, so war's eine Schätzung der Völker zu Gunsten der Italiener. Doch seinen Beutel hält auch der Aberglaube noch am ersten fest. Zunächst vernehmen wir nur spitzige Reden: Christus habe gesagt, weide, nicht: scheere meine Lämmer; was du bindest auf Erden, soll auch im Himmel gebunden sein, nicht: was du eintreibst über die Erde hin; Schafe ohne Wolle seien kein Gegenstand der Fürsorge für die römische Curie. Dieser Scandal ist von den großen Concilien vielfach ausgesprochen worden, ohne daß bleibende Abhülfe geschaffen wäre, und später im 16. Jahrhundert hat selbst ein Papst, Hadrian VI, in der Instruction seines Legaten nach Deutschland bekannt: „Wir wissen, daß eine geraume Zeit her viel Verabscheuungswerthes bei dem heiligen Stuhle stattgefunden hat, Alles ist verkehrt worden, vom Haupte ist das Verderben auf die Glieder, vom Papste über die Prälaten ausgebreitet worden, wir Alle sind abgewichen vom Wege Gottes." Die französische Nationalkirche allein hatte durch die neue pragmatische Sanction sich den Erwerb der großen Concilien angeeignet, den das Concordat von 1516 preisgab; aber vom Parlament nicht einregistrirt, von der Universität Paris zu drucken verboten, ist es nur in zweifelhafter Geltung gewesen. Die andren Völker wurden durch einige Ermäßigungen abgefunden. Das Aschaffenburger Concordat theilt das Jahr in päpstliche und in canonische Monate, die Kirchenämter innerhalb eines Bis-

thums, deren Inhaber in einem päpstlichen Monat starb, besetzte der Papst, wenn im canonischen der Bischof. Ermäßigungen, welche als Gnadengaben bald wieder durch neue Eingriffe umgangen wurden.

Der Episcopalismus war einst bis auf Pseudo-Isidor das hergebrachte Recht, auf den großen Concilien ward er erneuert: alle Bischöfe wesentlich gleich, der Papst der erste Beamte der Kirche, als solcher ihren Gesetzen und Repräsentanten unterthan. Dagegen der Curialismus behauptet das Recht der päpstlichen absoluten Monarchie als göttlicher Einsetzung. Während die Päpste bis auf Innocenz III sich gebunden achteten an die Kirchengesetze, wurde jetzt behauptet, der Papst als der vicarius Dei sei keinem Gesetz verpflichtet, ein alter deus, qui habet potestatem in coelo et in terra. Auch ward manche ironisch klingende Rede laut: der Papst könne keine Simonie begehn, denn er sei an kein Recht gebunden. Beide Ansichten waren in positiven Rechten begründet, beide von der Wissenschaft vertheidigt, die eine als Nationalbehauptung heimisch in Frankreich, die andre in Rom als Behauptung des Klerus. In den Völkern war die fromme Scheu vor dem Stellvertreter Gottes auf Erden tief verletzt, doch die Nothwendigkeit eines Papstes und seines göttlichen Rechts zur Einheit und Regierung der Kirche blieb in der herrschenden Meinung unangetastet; je näher Rom je geringer die Scheu, während in die Ferne der Gedanke noch mächtig wirkte. Der Deutsch-Ordensgesandte schrieb 1429 von Rom an seinen Hofmeister in Marienburg: „Fürchtet Euch nur etwa nicht vor dem Bann, der Teufel ist so häßlich nicht, als man ihn oft malet, auch der Bann nicht so groß als ihn uns die Päpste machen. In Welschland fürchten auch Herren und Städte, die doch unter dem Papste gelegen sind, den Bann außer Recht gar nicht weiter, und man hält nichts mehr vom Papste, als insofern er es mit ihnen wohl will. Nur wir armen Deutschen lassen uns noch dünken, daß er ein irdischer Gott sei; besser wir ließen uns dünken, daß er ein irdischer Teufel wäre, als er fürwahr auch ist." Und 1430: „Wenn Euch der Papst mit dem Banne hart entgegen sein wollte, so bedenket nur, wer mit Pfaffen zu schaffen haben will, muß sich des Banns erwägen. Aber habet zu ungerechtem Banne nur guten Muth und lasset Land und Leute um solchen Bannes willen nicht verderben." So finden wir am Ausgange des 15. Jahrhunderts das Papstthum entwürdigt, erschüttert, aber solch ein tausendjähriger Baum fällt nicht auf einen Schlag, vielmehr nach so schweren Unfällen erscheint er immer wieder festgewurzelt.

Die Souveränetät des Papstes war anerkannt, doch mehr als einmal in jedem Menschenalter fiel sie an's Cardinal-Collegium zurück.

Unbedingt berechtigt war dieses nur als Wahlversammlung und als Regentschaft während der Vacanz, doch theilte es dann die Herrschaft mit der römischen Bevölkerung, die in solcher Zeit zügellos lebte. Über den strengen Abschluß des Conclave, eine Vermauerung wider jeden äußern Einfluß und einen gelinden Zwang zur Wahlbeschleunigung, hat Gregor IX auf der Synode zu Lyon [1274] eine durch Cöleſtin V erneute, sodann mindestens scheinbar befolgte Satzung erlassen. In päpstlichen Bullen findet sich oft die Berufung auf die Brüder, die Cardinäle, und es galt als ein Vorwurf, wenn sie bei wichtigen Anlässen nicht gehört worden sind. Sie suchten mehrmals durch Wahlcapitulationen ihre Personen und Einkünfte zu sichern, auch den künftigen Papst an ihre Rathschläge zu binden. Aber der Erwählte trug selten Bedenken, kraft seines Dispensationsrechtes sich von diesen ungesetzlichen Schranken zu entbinden, daher das Recht der Cardinäle auf widersprechenden Thatsachen ruhte und mehr persönlich als amtlich war. Nach dem Beschlusse der Concilien von Constanz und Basel sollten sie einen Rath der Frömmsten und Erleuchtetsten aus allen Völkern bilden. Das Basler Decret enthielt auch Bestimmungen über ihre Zahl: es sollen nicht mehr sein als 24, aus einer Nation nicht mehr als $^1/_3$ dieser Zahl, aus keiner Stadt oder Diöcese mehr als einer, nie ein Nepote des Papstes. Sähen sie den Papst nachlässig oder Unrechtes thun, so „sollen sie ihn in kindlicher Ehrfurcht wie ihren Vater beschwören, daß er seinem Hirtenamt und seiner Hirtenehre genug thun möge". Hört er nicht auf ihren Rath, so sollen sie mit einigen angesehnen Bischöfen die Mahnung dringlich wiederholen und mit einem allgemeinen Concil drohen, dabei Gefahr und Haß nicht scheuen. Nun, das blieben alles fromme Wünsche. Jeder Papst ernannte seine Vertrauten und Verwandten zum Lohn für die gewährte Unterstützung und zur Verstärkung der eignen Macht. Auch wurde üblich, daß der Papst besonders angesehne auswärtige Bischöfe zu Cardinälen ernannte. Das entsprach nicht dem Gedanken der Incardinati, daß auch Solche Titel und Recht zur Theilnahme an der Papstwahl erhielten. Einige große römische Familien, so die Colonna, Barberini, Orsini, Aldobrandini und vorübergehend auch die Borgia, waren famiglie papali, d. h. in ihnen war üblich, daß immer einer der jüngern Söhne, anfangs von der Familie erhalten, früh zu den höchsten Ehren des Klerus hinaufstieg, und so wurde erreicht, daß aus solchen Pflanzstätten mehrmals Päpste hervorgegangen sind. Paul II hat den Cardinälen als eigenthümliche Tracht den rothen Hut und Talar, auch rothe Strümpfe verliehen: sie sollten ihr Blut für die Kirche vergießen. In solche Versuchung ist wohl keiner gekommen.

§ 144. Concilien und Nationalkirchen.

Die Bisthumssynoden wurden meist noch regelmäßig, Provinzialsynoden mit unbestimmter Ausdehnung selten und bei besondrer Veranlassung insgemein durch Legaten gehalten. Das Nationalconcilium war fast überall in der Reichsversammlung aufgegangen. Die mehr oder minder großen Concilien, welche von den Päpsten bis ins 14. Jahrhundert zu Zeiten im Lateran oder in Südfrankreich versammelt wurden, waren ständische Rathsversammlungen, theils um die Gesinnungen und Bedürfnisse der Landeskirchen zu vernehmen, theils um die Vollziehung päpstlicher Beschlüsse zu verbürgen. Da hierbei bestimmte Standesrechte auf Sitz und Stimme wenig in Betracht kamen, sondern nur Kenntniß der Verhältnisse und amtliches oder persönliches Ansehn, so trat jene Unbestimmtheit über Stimmrecht und Geschäftsordnung ein, welche im 15. Jahrhundert freien Verfügungen Raum gab.

Über die Unfehlbarkeit der ökumenischen Synoden wie der Päpste vernehmen wir widersprechende Meinungen. Von den Päpsten haben wir eigne Bekenntnisse, Entschuldigungen wegen menschlicher Schwachheit und über Bonifaz VIII das Urtheil der französischen Nation, daß er einen Hausdämon haben müsse, um sich für unfehlbar auszugeben. Aber die Unfehlbarkeit ist der katholischen Kirche wesentlich, als die katholische Bezeichnung der Souveränetät in der Lehre, und es liegt in der Natur der Sache, daß solche stolze Behauptung nur immer von dem höchsten Organ der Kirche ausgesagt werden kann. Das waren für die ersten 7 Jahrhunderte die großen allgemeinen griechischen Synoden, diese, wie sehr auch in Widerspruch mit sich selbst, haben ihre Aussprüche als gleichsam göttliche geltend gemacht. Im Mittelalter war für die abendländische Christenheit der Papst die Spitze der Gewalt, bis sich im 15. Jahrhundert die großen Concilien weit über sie erhoben. Ein Johann XXIII steht vor dem Tribunal der Constanzer Synode! Aber das Gefühl und die Thatsache menschlicher Schwäche ist doch auch in den Concilien lebendig gewesen. Im Siegel der Synode von Basel erscheint der h. Geist als Taube, aber in der Liturgie, mit der die Sitzungen eröffnet wurden, doch nur als Hoffnung und Anrufung: er möge ihre Herzen regieren und durch ihre Beschlüsse sprechen.

Eine Erhebung zur Idee einer wahrhaft allgemeinen, unfehlbaren Kirche, in der die Gläubigen aller Orten eins und selig seien in Christo, unterschieden von der römischen Kirche, als welche irren könne, getäuscht werden und täuschen, findet sich in Flugschriften aus der Zeit des Concils von Constanz, die doch den liberalen Häuptern des Concils unbe-

rechtigt zugeschrieben worden sind. Als die drei großen Kirchenversammlungen nach der höchsten Gewalt griffen, konnten sie sich auf das kirchliche Alterthum berufen: aber im Rechtszustande, der seit Jahrhunderten galt, war es eine Revolution, obwohl außerhalb Jemandes Willkür durch die Macht der Verhältnisse begonnen. Diese allgemeinen Concilien gedachten als regelmäßig wiederkehrende Versammlungen die Gesetzgebung, Oberaufsicht und höchste Gerichtsbarkeit der Kirche zu verwalten. Basel erkannte auch das Bedürfniß, diese Repräsentation der ganzen Kirche auf die Erneuerung einer von unten aufsteigenden Synodalverfassung zu gründen: Diöcesan- und Provinzialsynoden, Nationalconcilien und endlich ökumenische Concilien, bei dem Umfange der Kirche und der Zertheilung unter so viele Völker nicht möglich in regelmäßiger Wiederkehr, nur durch äußere Ereignisse und besonders dringendes Bedürfniß. Auch ward es den Päpsten nicht schwer, diese gefährlichen Versammlungen zu umgehn, oder im Lateran auf ihre frühere Unbedeutendheit zurückzubringen. Appellationen an ein allgemeines Concil sind selten an ihre Adresse gelangt. Pius II nannte sie ein Unding, ein non ens, und belegte sie mit dem Banne. In der That waren sie nur die hergebrachte Form der Widersetzlichkeit gegen einen päpstlichen Spruch, eine Berufung an die öffentliche Meinung, an Gott und die Nachwelt, daher auch an die Apostel, an Christum gerichtet oder etwas loyaler: a Papa male informato ad melius informandum. Es war das Gehorsams-Aufsagen in religiösen Dingen, wie es von Anfang an in der Kirche bestanden hat, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen; und solche Freiheit liegt, wie oft gemißbraucht, doch im Wesen des religiösen Gewissens, das sich überzeugen und überreden, nicht aber befehlen lassen kann.

Die Rechtsgültigkeit des Concils zu Pisa ist auch von der liberalen Partei, die dort herrschte, nachmals angezweifelt worden, weil auf ihm das Recht Johanns XXIII ruhte. Über Constanz ist die römische Curie und Gesinnung in Verlegenheit: einerseits, zwei Päpste haben dort präsidirt, und auf ihm ruhte das Recht der päpstlichen Succession: wenn Martin V nicht rechtmäßig durch das Concil erwählt worden ist, so sind auch die von ihm ernannten Cardinäle nicht rechtmäßig, und die folgenden Päpste ohne Rechtsgrund; andrerseits: gerade dieses Concil hat Beschlüsse gefaßt für die Oberherrlichkeit der allgemeinen Concilien über den Papst, und Thatsachen haben hier geredet. Paolo Sarpi schreibt: „Das Concil von Constanz weder anzuerkennen noch zu verwerfen gehört zu den Geheimnissen unsrer Kirche." Römische Schlauheit hat allerdings einen Ausweg gesucht, die Curialisten sagen:

jene Beschlüsse galten nur für eine Zeit, da es keinen rechten Papst gab, sie sind nicht bestätigt von Martin V, scheinen vielmehr selbst verdammt durch die Verdammung der Lehre von Hus und Wiclif: quod Petrus non est nec fuit caput ecclesiae. Aber jene Beschlüsse ordnen jede kirchliche Würde, auch die dignitas papalis dem ökumenischen Concile unter, und kraft dieser Beschlüsse ist Martin V gewählt worden. Auch an der Geltung von Basel bis zur 26. Sitzung [1437] ist kein rechtlicher Zweifel möglich, denn bis dahin war es von päpstlichen Legaten präsidirt, vom Papste und vom ganzen Abendlande anerkannt. Die Reformen von Constanz und Basel sind vergeblich gewesen, zu ihrem Unheil sind die Päpste siegreich gewesen über eine Revolution, welche die Einheit und friedliche Entwicklung der Kirche retten konnte, während ihre Unterdrückung die größre Revolution des 16. Jahrhunderts nothwendig machte.

Die Kirchen der einzelnen Völker, welche sich aus dem römischen Reiche durch die germanischen Volksstämme entwickelt hatten, waren durch ihren Zusammenhang mit dem Volksthum und der Staatsverfassung längst eigenthümliche Gemeinschaften. Allein die Macht des gemeinsamen Ursprungs und Mittelpunkts war so groß, daß Alle sich als Theile eines einigen Reiches fühlten, das seine Gesetze von Rom empfing. Aber je mehr die Macht des Mittelpunktes erschlaffte, desto entschiedner trat die Nationalität hervor, zuerst in Frankreich im Gegensatz der päpstlichen wie der kaiserlichen Universalmonarchie, und Concordate mit Rom verbürgten die besonderen Rechte der Landeskirchen. Vornehmlich durch die damals geschloßnen Separatverträge bildete sich der Rechtsgrundsatz, daß die Beschlüsse der Päpste und Concilien als eine ehrwürdige Autorität erst durch ihre Annahme in jeder Nationalkirche für dieselbe rechtskräftig würden. Zum Recht der Nationalkirche gehört, daß ihre Priester Eingeborne sein sollen, dafür insbesondre Kenntniß der Sprache und Sitten des Volks geltend zu machen ist. Dagegen hatten die Päpste einen idealen Grund, den sie aussprachen: durch das Christenthum sind Alle Brüder in dem einen Reiche Gottes, aber auch einen realen, den sie verschwiegen: ihre Creaturen, Italiener, mit ausländischen Pfründen zu versorgen. Hierdurch und durch die Exemptionen, die Unterstellung einzelner kirchlicher Institute unter die Aufsicht und Macht des Papstes, die leicht zu erkaufen waren, wurde der bischöflichen Aufsicht immer mehr Abbruch gethan, bis die Bischöfe zu Constanz und Basel alles Verlorne zurückforderten. Aber der einzelne Prälat hatte von Rom zu fürchten oder zu hoffen, die Mehrzahl wurde von der Besorgniß ergriffen, einer Macht anheimzufallen, die nach der Erschütterung des Papstthums auch

die bischöflichen Stühle umstoßen werde: daher die Prälaten, zufrieden mit ihrer weltlichen Herrlichkeit, für geringe Zugeständnisse den großen Kampf aufgaben.

Die Domcapitel blieben die gesetzlichen Wahlcollegien des Bischofs, aber ihre Wahl einerseits durch den Landesherrn, besonders in Frankreich, England und Spanien, andrerseits durch die Zustimmung des Papstes als canonische Einsetzung bedingt. In Deutschland, wo ihre Wahlstimme unabhängiger von Kaiser und Papst, wurde sie durch benachbarte Reichsfürsten mehr oder weniger bedingt. Zur Aufnahme ward die Ahnenprobe üblich, besonders in Deutschland, und dadurch ein Bund der Hierarchie mit dem Junkerthum geschlossen, durch den die höhere Geistlichkeit vom Volk und den Pfarrern abgelöst wurde. Dagegen hat sich Basel mit Rom verbunden für das demokratische Recht, daß die Würden der Kirche jedem Verdienste offen stehn, und demnach die Hälfte der Domstellen für Männer von wissenschaftlichen und kirchlichen Verdiensten gefordert, doch in Deutschland verband sich der Papst gern fürstliche Häuser, indem er ihre jüngern Söhne zu Bisthümern beförderte. Da nun dergestalt der Bischof am wenigsten Pfarramtliches vollzog, so ward üblich, für Dom- und Stiftskirchen einen Leutpriester, Pönitentiar, als eigentlichen Pfarrer zu bestellen; für ihre bischöflich-priesterlichen Handlungen aber nahmen sich Bischöfe, welche lieber als Fürsten lebten, solche Bischöfe als Chor- und Weihbischöfe an, die nach dem Verlust des heiligen Landes flüchtig geworden, von den Päpsten als eine unvergängliche Hoffnung und Protestation für die alten Bischofssitze fortwährend ernannt wurden, Episcopi in partibus, später auch infidelium. Auch für Abteien, nach ihrer protestantischen Aufhebung, hat der Papst gelegentlich einen Abt in partibus ernannt, so noch bis tief ins vorige Jahrhundert für Bürgel im Thüringischen.

§ 145. Die Inquisition.

Als das allgemeine Morden des Kriegs gegen die Albigenser aufhören mußte, übertrug Innocenz III den Sendgerichten die Ausrottung der geheimen Überreste. Das Verfahren wurde auf der Synode von Toulouse [1229] näher bestimmt: „Jeder Fürst, Gutsherr, Bischof oder Richter, der einen Ketzer verschont, soll seines Landes, Gutes oder Amtes verlustig gehn, jedes Haus, in welchem ein Ketzer gefunden wird, niedergerissen werden. Zu Ketzern und Verdächtigen wird auch in tödlicher Krankheit kein Arzt und kein Genosse ihres Verbrechens gelassen. Aufrichtig Reuige werden aus ihrer Heimath, wenn diese verdächtig ist, ent-

fernt, erhalten besondre Tracht, und sind aller öffentlichen Rechte, bis auf päpstliche Dispensation, verlustig. Bußfertige aus Furcht werden eingeschlossen." Schon in diesen Beschlüssen war furchtbare Willkür ausgesprochen: selbst in der Reue keine Rettung, und wo der Verdacht einer Bekehrung aus Furcht, ewige Gefangenschaft; Lebendige wurden mit halbverfaulten Leichnamen verbrannt. Dennoch, ein einheimischer Bischof als Vorsitzender konnte das Gehässige scheuen, er konnte barmherzig sein, daher Gregor IX fremden Mönchen, die nichts zu scheuen, nichts zu lieben hatten, die Inquisition anvertraut hat. Allmälich nahmen das die Dominicaner als ihr Erbe in Beschlag. Ludwig IX erließ aus Andacht, Raymund VII von Toulouse aus Angst, Friedrich II aus Sorge für seinen Ruf die Gesetze, durch welche den weltlichen Behörden das Henkeramt übertragen wurde.

Das eine Moment der Inquisition war seit dem 5. Jahrhundert in der Kirche anerkannt: der Zwang zum Glauben, das Cogite intrare, woraus bald die Todesstrafe gegen Ketzer gefolgert wurde. Weil die katholische Kirche ihrem Wesen nach etwas Äußerliches ist und dieses Äußerliche alleinseligmachend, so erschien zur Rettung der Seelen oder zur Abschreckung für Andre auch das Äußerste folgerecht. Vom altgermanischen Rechte, wo nur processirt wird, wenn ein Privatkläger auftritt, war der Übergang zum Inquisitionsproceß durch die Sendgerichte gemacht. Dort waren die Schöffen zugleich verpflichtet nach kirchlichen Verbrechen zu forschen, inquirere, und sie zu richten. Neu war nur das heimliche Gericht, dieses wilde Verfahren ohne schützende Rechtsform. Jeder Verdächtige konnte verhaftet werden, statt Anklagepunkte vorzulegen forderte man eine allgemeine Beichte, inquirirte durch die Folter, ließ Verbrecher, Ehrlose und Mitschuldige als Zeugen zu und verschwieg die Namen. Der Anlaß war gegeben, weil durch gewöhnliche Rechtsmittel Ketzer, welche Täuschung für erlaubt hielten, nicht zu erreichen schienen, aber es ward unmöglich Verleumdungen zu entkräften, grausamer Willkür sich zu entziehn. Tiberius, der so lange als das Ideal finstrer Tyrannei gegolten hat, erklärte, als einmal im römischen Senate gegen Gotteslästerung verfahren werden sollte: Deorum incuriae diis curae, werden sie beleidigt, so mögen die Götter selbst zusehn. Die Christenheit hat, die Ehre Christi zu retten, Scheiterhaufen errichtet, aus Eifer und Innigkeit der Religion, aber auch durch die Entartung der Hierarchie. Indem sie durch den frei werdenden Geist bedroht wird, ist die Inquisition das große ungeheure Mittel geworden, ihn in Schranken zu halten, das Mittel des Terrorismus, wie Robespierre es für eine Staatsform geübt hat, die er für alleinseligmachend hielt. Aus der

legitimen Herrschaft, dem Hirtenamt der Kirche, wurde ein bösartiger Despotismus, ein Todtschlag im Namen Christi.

Vergebens erhoben sich in Südfrankreich Volksaufstände und nahmen blutige Rache an einzelnen Inquisitoren. In Italien konnte die Inquisition bei dem beschränkten Umfange der geistlichen Gewalt ihren mörderischen Charakter nicht durchführen. Auch in Deutschland, für das bis zur Zeit der Reformation Ketzerrichter ernannt wurden, gelangten sie bei dem Widerwillen der Bischöfe und des Volks selten zu einiger Macht, und Konrad von Marburg, ein beredter Prediger und Haupt des Ketzergerichts, wurde unterwegs durch unbekannte Hand erschlagen. So ist auch Peter Arbues, der Inquisitor von Aragonien, Nachts in der Kirche beim Singen der Mette ermordet worden. In Spanien war der Enthusiasmus des reinen Glaubens durch lange Kämpfe gegen den Islam und die drohende Mischung mit diesem und dem Judenthum wachgerufen. Die Juden und Moriscos wurden theils zur Taufe gezwungen, theils wurde ihnen zur Wahl gestellt: Taufe oder Auswanderung. Die Juden in Castilien boten König Ferdinand 30 000 Ducaten, wenn er sie dulden wolle, doch der Generalinquisitor Torquemada erklärte, das heiße das Christenthum verkaufen. Da mochte es geschehn, daß gar Manche sich taufen ließen, die den Glauben der Väter noch im Herzen trugen, und verkappte Juden sollen Priester, ja Bischöfe geworden sein, die dann im Geheimen zur Synagoge gingen. Gegen solche Zustände war die Einführung der Inquisition möglich, nicht allein gegen Abfall und Ketzerei, sie zog vor ihr Gericht jedes Vergehn in Bezug auf die Religion, Polygamie, Verheirathung der Geistlichen, auch Hexerei. Das geistliche Gericht erkannte nicht auf Tod, es übergab den Verurtheilten der weltlichen Obrigkeit, heuchlerisch um Milde ansprechend, schon im Angesicht des Scheiterhaufens; aber die Obrigkeit kam selbst in den Verdacht der Ketzerei, wenn sie Milde walten ließ. Durch das tragische, schauerliche Gepränge wurden die Hinrichtungen, die actus fidei, Autodafé, volksbeliebt. Als Vorbild dachte man das Weltgericht. In feierlicher Procession wurden sowohl die Begnadigten wie die zum Kerker oder Untergang Verurtheilten hinausgeführt: die Verurtheilten gekleidet in ein gesegnetes Bußgewand, den saccus benedictus, san benito, gelb mit rothen Kreuzen über schwarzem Unterkleide, wenn ein verzweifeltes Wort zu fürchten war, mit einem Maulkorb, die Mütze bemalt mit Flammen und Teufeln. Der aufgerichtete Scheiterhaufen stellte das Höllenfeuer dar. Llorente, der als Secretär der Inquisition in Spanien noch unter der französischen Herrschaft ihre Geschichte geschrieben hat, flüchtig und leidenschaftlich, berechnet, daß in drei Jahrhunderten an

30 000 verbrannt, mehr noch in den Kerkern umgekommen sind. Von den Königen wurde die Inquisition benutzt, um Städte und Adel zu stürzen und auf den Trümmern der alten Nationalfreiheiten die absolute Monarchie zu errichten. In ziemlich strengen, wenigstens umständlichen Rechtsformen entwickelte sie seit 1483 unter dem Generalinquisitor Torquemada ihre furchtbare Gewalt, welche das Widerstreben der Reichsstände und jeden Gegensatz niederwarf, jeden freien Gedanken zermalmte. Ein königlicher Gerichtshof, aber mit päpstlichen Vollmachten, obwohl die Päpste einzeln zur Milde ermahnten, wenn die Opfer etwa selbst hohe Kleriker waren. Auch ein heroischer, altspanischer Charakter, wie Ximenez, durch strenge Mönchsheiligkeit auf den Stuhl von Toledo erhoben, Cardinal und zuletzt Regent von Castilien [† 1517], ein großartiger Freund der Wissenschaft, hielt es werth Großinquisitor zu sein, um Ungerechtigkeiten zu mildern, den Glauben zu vertheidigen und die Monarchie zu stützen. Zuweilen ward die Inquisition selbst den Königen drohend, jeden Gegensatz konnte sie im Entstehn vernichten, da sie geheime Späher, die familiares, im Volk hatte, so daß Keiner sich traute, dem Andern auszusprechen, wovon er überzeugt sei, und Jeder fühlte sich von Verräthern umgeben.

Auf Jahrhunderte hinaus hat die Inquisition in Spanien ihren Zweck erreicht, aber sie hat das edle Volk demoralisirt und um seine natürliche Entwicklung gebracht.

Cap. III. Das kirchliche Leben.

§ 146. Die beiden großen Bettelorden.

In unsrer Periode ist das Mönchthum so einflußreich geworden, daß wir es allem Andren voranstellen müssen. Während Innocenz III auf seiner Lateransynode gerufen hatte: Kein neuer Orden! wuchs eine ganz neue Gestalt des Mönchthums heran. Entstanden in der Wüste, hatte es sich hinter Klostermauern zurückgezogen, nun ging es zurück in die Welt, doch ohne ihre Sorgen und conventionellen Sitten, predigend und bettelnd. Das war einestheils das Bedürfniß der Kirche, um jene apostolische Armuth der Waldenser auch in sich selbst zu haben, doch auch die Individualität des Franciscus von Assisi hat es hervorgebracht. Assisi liegt in Umbrien, an steilem Abhang des Apennin, gegenüber Perugia, nur ein weites Thal dazwischen. In seinem berühmten Sohne stellt sich dar die seltsamste Mischung von Naivetät und Sentimentalität, äußerm Werkdienst und Entsagung in kühner, genialer Hingabe an

Christus. Über sein Leben besitzen wir ausführliche und treue Berichte, zwar aus einem Kreise unbedingter Verehrung für ihn, doch von glaubwürdigen Männern verfaßt, die bloß nach menschlichem, äußerlichem Ansehn gemessen wohl jenen Vieren verglichen werden könnten, von denen uns das höchste aller Menschenleben überliefert ist. Der Erste, Thomas de Celano, hat drei Jahre nach dem Tode des Heiligen, dessen Schüler er noch gewesen war, auf Befehl des Papstes, der ihn soeben heilig gesprochen hatte, sein Leben beschrieben, seine Legende im unverfänglichen katholischen Sinne als das zur Feier seines Andenkens zu Lesende. Dann, 20 Jahre später, haben die Drei Genossen, wie man sie nennt, Nachträge dazu geschrieben, meist thatsächlich, ohne viel erbauliche Redensarten. Endlich hat Bonaventura, der berühmte Scholastiker und Mystiker, im Auftrage des Ordens übernommen, an die Stelle der schon mannigfachen Legenden eine bewährte Geschichte zu setzen. Er hat Franciscus selbst nicht mehr gekannt, von Schülern und Freunden hat er seine Nachrichten, auch hat er die Geburtsstätten seines Ordens besucht und alles Frühere fleißig benutzt.[a]) Die Wunderlust und Poesie schon der Zeitgenossen hat doch auf das bleiche Haupt dieses Heiligen einen reichen Mythenkranz gesetzt, und dann nach dem von ihm selbst ausgegangnen Gedanken einer Nachfolge des Lebens Christi auch in seiner Äußerlichkeit, im dunklen Drang noch Jahrhunderte hindurch den Herrn, dem er demüthig nachfolgte, in glänzenden Äußerlichkeiten überboten. Zu diesem Liber Conformitatum, d. i. das Buch von den 40 Ähnlichkeiten des h. Franciscus mit Christo, hat Luther als zu der Barfüßermönche Eulenspiegel und Alkoran im Zorne seines christuseifrigen Herzens, daß sie ihren Franciscus an Christi Stelle gesetzt hätten, eine Vorrede geschrieben. Ein Geistlicher zu Brandenburg, Erasmus Albertus, hatte bei einer Visitation des Barfüßerklosters daselbst zwar keine Bibel, aber allerlei Bücher gefunden, aus denen und insbesondre aus dem Liber Conformitatum, er mehr als 500 Sätze ausgezogen, verdeutscht und theilweise mit Glossen versehn hatte. Dieses in der Weise jener Zeit mit grobem, eintönigem Witz, ohne irgend eine Neigung, Sinn und Poesie der Legende zu verstehn. Zum Schlusse diese Parodie des Johannes-Evangeliums: „Auch viel ander Zeichen hat Franciscus, der vermeinte Jesus, gethan, die nicht geschrieben sind in diesem Buch. Diese aber sind geschrieben, daß ihr gläubet, Franciscus sei der Widerchrist, der Sohn des Bapsts, und daß Alle, die ihm glau-

a) Diese drei zeitgenössischen Biographien in den Acta Sanctorum. Neuere katholische, wie die von Vogt und Chavin de Malan, enthalten ein Gemisch von Legendarischem und Geschichtlichem.

ben, das schebig Leben und hölliſch Feuer haben in ſeinem Namen. Wer das begehrt, ſprech Amen." Auch ein ächtes Volksbuch Italiens, einfache Proſa voll Poeſie, iſt die Geſchichte des Bettlers von Aſſiſi und ſeiner erſten Getreuen zur katholiſchen Heldenſage der chriſtlichen Armuth und zur anmuthigen Novelle geworden in den „Blümlein" des h. Franciscus.[b]) Es iſt doch der Mühe werth, das Geſchichtliche auszuſcheiden an dieſem wunderlichen Heiligen, der eine unermeßliche Wirkſamkeit geübt hat.

Es war eine Sommernacht des Jahres 1207, als ein fröhlicher Schwarm junger Leute mit Fackeln von einem Schmauſe kommend durch die Straßen von Aſſiſi zog, voran der König des Feſtes, ein feuriger Jüngling von zartem Gliederbau und mildem, fröhlichem Geſicht, einen Blumenkranz im ſchwarzen Haar. Plötzlich blieb er ſtehn, ganz gefeſſelt, mit verklärter Miene, von unendlicher Süßigkeit durchdrungen. Man frug ihn lachend: „Was haſt du? Denkſt du etwa daran dir ein Weib zu nehmen?" „Ihr habt wahr geſprochen, ich denke daran, eine edlere, reichere, ſchönere Braut heimzuführen, als ihr je geſehn habt." Seine Biographen deuten dies auf die Religion, die unberührte Gottesbraut; wir dürfen es noch beſtimmter deuten, wie Dante und Giotto es gethan haben, auf die Armuth, ſeine geliebte Braut, für die er Vater und Mutter verließ. Er war damals 25 Jahre alt, der verzogne Sohn eines reichen Tuchhändlers. In ſonniger, froher Jugend liebte er das Eitle, Auffällige. Er hat ſich ein Gewand machen laſſen, auf der einen Seite von koſtbarem Stoffe, auf der andern vom geringſten, wie die Ankündigung der beiden Hälften ſeines Lebens. In einer ſtädtiſchen Fehde zwiſchen Aſſiſi und Perugia ward er gefangen, viele Edle ſeiner Vaterſtadt mit ihm, ein Jahr lang bis zum Friedensſchluſſe in Haft ſchlichtet er ihre Händel, ſie nennen ſeinen frohen Muth Thorheit. „Was denkt ihr von mir? — ſagt er — man wird mich noch in der ganzen Welt verehren." So lebendig iſt in ihm die Luſt und das Vorgefühl eines Außerordentlichen. In kurzer, ſchwerer Krankheit begann ſein Herz ſich von Dem abzuwenden, was er bisher geliebt und bewundert hatte. Als er auf ſeinen Stab gebeugt wieder zum erſtenmal aus dem Vaterhauſe trat und hinabſah in das blühende Thal, wundert er ſich, daß ſelbſt dieſe Schönheit ihn nicht mehr erfreue. Aber nicht im plötzlichen, entſcheidenden Gegenſatze iſt ſein neues Leben durchgebrochen. Er will einem Ritterzuge nach Apulien ſich anſchließen, wo um die Erbſchaft

b) Fioretti di San Francesco, wohl aus dem 14. Jahrhunderte. Firenze 714. 4. Auch in deutſcher Bearbeitung von N. H. Julius, Münſter 853.

der Hohenstaufen gekämpft wurde. Stattlich ausgerüstet kommt er bis Spoleto, da wieder leicht erkrankt vernimmt er halb im Schlafe eine Stimme: „Francesco, wer kann dir mehr Gutes erweisen, der Herr oder der Knecht? Warum also lässest du den Herrn für den Knecht, den reichen Gott für den armen Menschen?“ Da kehrt er zurück nach Assisi, noch einmal versucht er's mit den frohen Jugendgenossen, und in jener Sommernacht hat er sie auf immer verlassen. Die innere Stimme sprach: „Was du bisher irdisch geliebt hast, musst du verachten und hassen.“

In solcher Stimmung umherirrend tritt er einmal in eine alte Capelle, die einsam vor der Stadt liegt, und wirft sich betend nieder vor dem Bilde des Gekreuzigten. Da vernimmt er die Stimme: „Francesco, siehst du nicht, wie mein Haus zerfällt? Gehe also und stell' es wieder her.“ Der Orden hat das nachmals auf das gesamte Thun des Heiligen zur Wiederherstellung der Kirche bezogen: Franciscus verstand es von jenem baufälligen Kirchlein, er lud kostbare Tuchballen seines Vaters auf ein Pferd, verkaufte die Waare sammt dem Thiere und brachte dem Priester der Capelle den Erlös zu ihrer Reparatur. Dieser verweigerte es zu nehmen aus Scheu vor den Ältern des Jünglings. Francesco warf es in einen Fensterwinkel der Capelle und blieb bei dem Priester. Der Vater war erbittert über die neue Lebensweise des Sohnes, die bereits ein Gespött der Leute geworden war. Als er sieht, es ist vergeblich, will er ihn wenigstens aus der Stadt verscheuchen, auch sein Geld für das geraubte Gut der Tuchballen zurückerlangen. Von den Consuln der Stadt abgewiesen wendet er sich an den Bischof. Der ermahnt den Sohn, das Geld gutwillig zurückzugeben, Gott wolle nichts Geraubtes. „Herr — antwortete Franz — nicht nur das Geld will ich frohen Muthes ihm geben, sondern auch die Kleider, die ich von ihm habe.“ Er legte seine Kleider ab, bis auf ein härnes Gewand, gab sie mit dem Gelde dem Vater und rief: „Hört es Alle und vernehmt es! Bisher habe ich Diesen meinen Vater genannt, fortan will ich sagen: Vater unser der du bist im Himmel!“

So schroff stellte sich das Zerreißen aller bürgerlichen und natürlichen Bande durch das ausschließlich gottgeweihte Leben dar. Der Bischof gab dem freiwillig Verwaisten eine Kutte, der Priester an jener Kirche eine Lagerstatt, aber die Theilnahme an dem bescheidnen Mahl verweigernd ging er Mittags mit einem Topfe umher, in welchen die Überreste von allerlei Speisen geschüttet wurden, eine Mischung, vor der ihm anfangs graute. Er bettelte Geld zum Bau der Kirche zusammen und schleppte Steine auf den Schultern herbei. Als das vollend

t, macht er sich an eine zweite Capelle, endlich an das Kirchlein der Maria von Portiuncula. Das wird seine Lieblingsstätte, er lebt dort i hergebrachter Sitte als Einsiedler, seine Tracht eine Kutte, wie er sie rade von milder Hand empfangen hatte, ein Ledergürtel, Sandalen, azu Sack und Stab. Die Genossen seiner frohen Tage hielten ihn für ahnsinnig, zuweilen fliegen Koth und Steine ihm nach, doch hat das eitalter, das solche Überschwänglichkeit hervorbrachte, auch Sinn für in so kühnes Brechen der Gottgeweihten mit der Welt, schon nennen anche ihn einen Heiligen, während seine Seele sich noch in unklarer ehnsucht verzehrte.

Zwei Jahre waren so vergangen, als Franciscus in Portiuncula nter der Messe das Evangelium von der Aussendung der Jünger ohne chuhe und Stab, ohne Geld und Gürtel verlesen hörte. Da rief er ubelnd im Geiste: „Das ist's, was ich suchte." Er löst die Sandalen, ertauscht den Gürtel mit einem Strick, wirft selbst den Bettel-Sack und Stab von sich. Die göttliche Bestimmung seines Lebens ist ihm aufgeangen, das ursprüngliche Christenthum in einem apostolischen Bunde u erneuern. Fortan predigt er in den Straßen von Assisi Buße zur ergebung der Sünden in einfältiger, herzergreifender Rede. Ergriffen on seinem Geiste gesellt sich zuerst ein reicher Bürger ihm zu, Bernardo, on dem Celano erzählt: er verkaufte all' das Seine und, das Geld den rmen gebend, nicht seinen Verwandten, erfüllte er den Rath des Evanliums: „Willst du vollkommen werden, so gehe hin und verkaufe Alles, as du hast, und gieb's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himel haben, und komme und folge mir nach." Bald traten Andre hinzu, Männer aus den niedern Schichten des Volks. „Fürchtet euch nicht — prach Franz —, weil ihr klein und thöricht erscheint, sondern predigt er Welt Buße, auf den Herrn vertrauend, der die Welt besiegt hat, daß ein Geist durch euch rede. Ihr werdet etliche milde Menschen finden, ie euch und euer Wort mit Freuden aufnehmen, mehr noch stolze, die uch widerstehn und schmähen, ertraget Alles geduldig und sanftmüthig. Sorget euch nicht um meine oder eure Einfalt! Nach kurzer Zeit wer- en Weise und Edle kommen, die mit euch predigen vor den Fürsten nd Völkern, Viele werden sich bekehren zu dem Herrn. Er hat mir's ezeigt, in meinen Ohren ist noch das Geräusch der vielfachen Zungen Derer, die fast aus jedem Volke zu uns kommen werden. Es kommen ranzosen, Spanier eilen herbei, es nahn sich Deutsche und Engländer. Zu einem großen Volke will der Herr uns machen bis zu den Enden es Erdkreises."

Sie zogen in der Umgegend bettelnd umher, immer neue Genossen

annehmend. Ihre Heimath war die Hütte bei Portiuncula, in der der Einsiedler gelebt hatte, und die noch Raum bot für die ganze Schar. Zuweilen mangelte das Brot, da haben sie sich doch selbst geholfen, unbekümmert um den Felddiebstahl, durch das Herausziehn von Rüben auf den Feldern.

Die Zahl der Jünger war auf elf angewachsen, da, noch im Jahre 1209, sprach Franz: „Laßt uns zu unsrer Mutter, der heiligen römischen Kirche gehn, dem heiligen Vater anzuzeigen, was der Herr durch uns zu thun beginnt, auf daß wir nach seinem Willen, was wir begonnen haben, fortführen." Also die Absicht eine päpstliche Bestätigung des neuen Ordens zu erhalten, wie der Kirchengebrauch es erforderte. In Rom befand sich gerade der Bischof von Assisi, welcher die junge Genossenschaft beim Papste einführte, Innocenz III: und so standen sie einander gegenüber, diese beiden höchsten Personificationen entgegengesetzter und doch beide im römischen Katholicismus gleichberechtigter Richtungen, der Repräsentant der geistlichen Weltbeherrschung und der geistlichen Weltverachtung. Verschiedne Überlieferungen über die Aufnahme des neuen Ordensgründers stimmen nur zusammen in dem Bedenken des Papstes gegen die Ausführbarkeit des Unternehmens. Matthäus Paris berichtet: Als Innocenz inmitten seiner Cardinäle die Regel des Mannes Gottes Franciscus vernommen hatte und sein schlechtes Gewand, sein verächtliches Aussehen, den langen Bart, die herabhängenden schwarzen Augenbrauen, die ungekämmten Haare betrachtete, da sprach er zu ihm: „Geh' hin, mein Bruder, und suche dir Schweine, denn mit diesen scheinst du mehr zu thun zu haben als mit den Menschen, wälze dich mit ihnen im Kothe, übergib ihnen deine Regel und übe an ihnen dein Predigtamt." Franz neigte sein Haupt, ging hinaus, und nachdem er eine Heerde Schweine aufgefunden hat, wälzt er sich mit ihnen im Kothe. So zugerichtet stellt er sich dem Papste dar: „Herr, ich habe gethan, wie du geboten hast. Erfülle du nun mein Flehn." Worauf der Papst, gerührt von solcher Demuth und betrübt, einen solchen Mann verachtet zu haben, sein Gesuch sogleich erfüllte. Wirkliches und Charakteristisches ist hier zur pikanten Anekdote gesteigert, weder vereinbar mit der Empfehlung des Bischofs von Assisi, noch mit der Gravität des Papstes. Nach den Biographen der zweiten Generation hat Innocenz ein Gesicht gehabt: die Laterankirche will einstürzen, da stützt ein Mönch von bescheidnem verächtlichem Ansehn sie mit seinem Rücken, und der Papst erkennt in dem Priester von Assisi Den, der durch das Werk und die Lehre Christi die Kirche Gottes stütze. Die sinnbildliche Bedeutung dieser Vision liegt zu Tage: Innocenz

pflegte nicht durch Träume bestimmt zu werden, sondern durch weltherrschende Gedanken. Ihm konnte nicht unbekannt sein, daß vor einem Menschenalter Alexander III die Armen von Lyon, die Waldenser, deren Abgesandte mit ähnlicher Berufung auf apostolische Armuth und apostolische Predigt zum Stuhle S. Peters gekommen waren, erst durch seine zarte Wegweisung zu Ketzern gemacht hatte. Er ertheilte den Armen von Assisi seinen Segen: „Geht mit dem Herrn, meine Brüder, und wie dem Herrn es euch einzugeben gefallen wird, so predigt Allen Buße. Wenn aber der Allmächtige euch mehren wird an Zahl und an Gnade, dann berichtet es mir mit Freuden, und ich werde unbesorgter euch Größeres zugestehn." Er ließ ihnen auch die Tonsur ertheilen, damit sie als Kleriker, ohne noch Prediger zu sein, was Franz aus Demuth nie geworden ist, kirchlich berechtigt wären zu predigen. Offenbar wollte Innocenz die feierliche Bestätigung eines neuen Ordens vermeiden, und doch seine mögliche Zukunft, wenn er sich bewährte, fest mit der römischen Kirche verbinden.

Franz hat seine Genossen genannt: die Minoriten, die Kleinen im Reiche Gottes, die Geringren als alle andre Mönche. Über den nachmals üblichen Namen Franciscaner würde er gesagt haben gleich Luther: Wie sollen sich die Kinder Gottes nach meinem heillosen Namen nennen! Bald sammeln sich Scharen um Portiuncula, Männer aus allen Ständen: sie sollen Wandrer sein, in fremden Landen, sie sollen nichts besitzen, wie der Menschensohn, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte. „Gehet aus je Zwei und Zwei durch die verschiednen Theile des Erdkreises zu verkünden Frieden den Menschen und Buße zur Vergebung der Sünden. Dazu sind wir berufen, daß wir die Verwundeten pflegen, die Gebeugten aufrichten und die Irrenden zurückführen. Seid geduldig in Trübsal und sorglos, denn der Herr wird seine Verheißung erfüllen. Antwortet demüthig Denen, die euch fragen, segnet die euch verfolgen, danket Denen, die euch schmähen, und das Reich Gottes wird euch bereitet werden."

Als eine große Menge sich sammelte, ist ausgemacht worden, immer zu Pfingsten solle man nach Portiuncula zurückkommen. Als es noch mehr wurden, nur alle drei Jahre und von jenseits der Alpen nur Abgeordnete. Franz selbst hat noch erlebt, daß an 5000 gekommen sind. Er war ein Gourmand auf Bettelbrot, das er Engelbrot nannte. Er will nicht Theil haben am Raube der Welt, die Armuth ist ihm die Braut Christi, wenn die Brüder von ihr lassen, ist der Bund gelöst. In seiner Regel befiehlt er den Seinen: sie sollen nicht kopfhängerisch sein, sondern heiter und froh in Gott, friedlich und liebenswerth. Die

Sorglosigkeit des Bettlers erscheint mit religiöser Würde verbunden, und hat man den Diogenes einen verrückten Sokrates genannt, man könnte von Franz wohl sprechen als von einem verrückten Christus, der das Ideal der Bergpredigt nach seiner Weise verwirklichen wollte.

Auch einen weiblichen Orden hat Franz gestiftet. Zwar warnt seine Regel vor weiblichem Umgang, der Schwache werde dadurch gebrochen, der Tapfere geschwächt, frivol sei das Gespräch des Weibes und der Mann Gottes habe nichts mit ihr zu reden, außer wenn sie beichtend eine Buße und den Rath eines beßren Lebenswandels von ihm begehre; gefährlich sei ihre Züge zu betrachten, und er konnte von sich sagen, daß er kein Weib dem Gesicht nach kenne. Doch hatte die Tochter eines angesehnen Ritters in Assisi, Clara Scifi, sich in frommer Sehnsucht an ihn gewandt. Er hat sie heimlich besucht und sie ihn, es ist wie eine Intrigue und eine Entführung. Er bestärkt sie in ihrer Verachtung der Welt und als ihr „Brautführer zum Herrn" erfüllt er ihr Herz mit der Süßigkeit der Liebe zu ihrem Verlobten in Himmelshöhn. So ist Palmarum 1212 gekommen. Nach Francescos Rathe geht die schöne achtzehnjährige Jungfrau nach Landessitte reich geschmückt mit unter dem Palmenzuge, in der folgenden Nacht entweicht sie durch eine Hinterthür aus dem väterlichen Hause, in Portiuncula wird sie von den Mönchen erwartet, sie wirft den Schmutz Babylons von sich, vor dem Altar schneidet Franciscus ihr das lange Haar ab und bringt sie in ein benachbartes Kloster der Benedictiner-Nonnen. Ihre Verwandten bieten Alles auf sie zurückzuführen, sie klammert sich an den Altar und zeigt ihr kahlgeschornes Haupt, ihre junge Schwester Agnes folgt ihr, nach des Vaters Tode auch die Mutter, diese Lust der Welt abzusterben geht durch die Frauen und Jungfrauen der Umgegend, und in einem ärmlichen Hause stiftet Franz den Orden der armen Frauen, nachmals insgemein Clarissen genannt. Nach ihrer Regel eingeschlossen ins Kloster und angewiesen auf Das, was ihnen gebracht wurde, haben sie, Königstöchter in ihrer Mitte, Zeiten der Verlassenheit mit heroischem Muthe überstanden, im Gefühl die Erbinnen und Königinnen des Himmelreichs zu werden.

Noch einflußreicher ward ein dritter Orden, daher Tertiarier genannt, ursprünglich Brüder und Schwestern der Buße, welche in ihrem Besitzthum und im bürgerlichen Leben blieben, auch in der Ehe, und bei der Aufnahme nur versprachen alle Gebote Gottes zu halten, alle kirchlichen Pflichten eifrig zu erfüllen, ihre Streitigkeiten nach dem Rathe der Oberen zu vergleichen und Angriffswaffen nur zu führen zur Vertheidigung der Kirche, des christlichen Glaubens und ihres Landes. Es

lag darin doch eine große Erhebung über das Mönchthum, es wird anerkannt als nicht nothwendig zum vollkommenen Christenthum, auch eine Erhebung über den Cölibat, und doch wieder wurde dieser Laienbund die breite volksthümliche Grundlage der Bettelorden, die dadurch einen geordneten Einfluß erhielten auf ihre Verbündeten unter allen Ständen, denn dieser dritte Orden, dem jede Kammer eine Zelle und jedes Haus ein Kloster werden konnte, hat eine unermeßliche Verbreitung gefunden, vom Königspaare, das unter den Prachtgewanden das rauhe Bußkleid trug, bis zu der Masse, die nicht erst nöthig hatte ein Gelübde der Armuth auf sich zu nehmen.

Franciscus hat meist unter freiem Himmel gepredigt, einfach und vielleicht nicht immer geschmackvoll: aber es waren Liebesworte, aus einer Seele quellend, die nur Eins wollte, ohne den Schmuck menschlicher Erfindung, mit dem Hauche göttlicher Offenbarung, oder wie es die moderne Sprache nennen würde, mit dem Hauche des religiösen Genius. Er predigte unmittelbar aus dem Herzen, doch einst, da er vor Papst Honorius predigen sollte, hat er sorgfältig studirt und memorirt. Als er anfangen will, ist Alles vergessen. Demüthig bekennt er's, dann kommen ihm plötzlich neue, mächtige Worte, von denen die erhabne Versammlung tief bewegt ward, also, meint Bonaventura, daß offenbar werde, nicht er selbst rede, sondern der Geist des Herrn durch ihn.

Auch die Gabe des Lieds, wie er sie einst beim frohen Gelage geübt hat, ist seinem höhern Leben nicht untergegangen. Es sind mehrere Lieder als von ihm herrührend überliefert worden, sicher echt ist doch nur das eine berühmte, das Lied der Creaturen, nach seinem Anfang insgemein Cantico del sole, das Lied von der Sonne genannt. Nach meiner Übersetzung:

Höchster, allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist das Lob, die Herrlichkeit, die Ehre und jegliche Segnung,
Dir allein gebühren sie
Und kein Mensch ist würdig dich zu nennen.

Gepriesen sei Gott mein Herr mit allen deinen Geschöpfen,
Vornehmlich mit unsrer edlen Schwester der Sonne,
Die den Tag wirkt und uns leuchtet durch ihr Licht,
Und sie ist schön und strahlend mit großem Glanze.
Von dir, o Herr, trägt sie das Sinnbild.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder den Mond und die Sterne,
Die du hast am Himmel gebildet so schön und helle.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder den Wind
Und durch die Luft und durch den Nebel,

Durch heitere und durch jegliche Witterung,
Durch welche du allen Geschöpfen Erhaltung schenkst.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder das Wasser,
Das sehr nütz ist und demüthig und köstlich und keusch.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder das Feuer,
Durch das du die Nacht erhellst,
Und es ist schön und freudig und stark und gewaltig.

Gepriesen sei mein Herr durch unsre Mutter die Erde,
Die uns ernährt und trägt
Und mannigfache Früchte erzeugt
Und bunte Blumen und Kräuter.

Gepriesen sei mein Herr durch Die, welche verzeihn
Aus Liebe zu dir und Schwachheit ertragen und Trübsal.
Selig die da bestehn werden im Frieden,
Denn von dir, o Höchster, sollen sie gekrönt werden.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder den leiblichen Tod,
Dem kein lebender Mensch entrinnen mag;
Wehe Dem, der in einer Todsünde stirbt!
Selig Die, welche ruhn in deinem heiligen Willen,
Denn der zweite Tod kann ihnen nichts anthun.

Preiset und benedeiet meinen Herrn und danket ihm,
Und dienet ihm in großer Demuth!

Nach einer Überlieferung sind die beiden letzten Strophen von Franz nachgedichtet, die vorletzte, um einen Zwiespalt des Bischofs mit der städtischen Behörde beizulegen, die letzte unter schweren Leiden im Angesicht des eignen Todes. Wie er in diesem Liede Sonne, Mond und Sterne und selbst den Tod als seine Geschwister behandelt, so ist ihm durch die Liebe zum Schöpfer im Andenken an den gemeinsamen Ursprung Alles verschwistert erschienen. Das geschichtlich Wahre an Dem, was davon erzählt wird, mag schon durch Augenzeugen leicht zur Sage umgebildet sein, aber hübsch ist's doch: als Francesco wieder auf den Berg Alverno kam, flogen viele Vögel zwitschernd um seine Zelle, da sprach er zu seinem Gefährten: „Ich sehe, es ist der Wille Gottes, daß wir eine Weile hier verweilen, so sehr scheinen sich unsre Brüder, die Vögel, über unsre Gegenwart zu freuen." Er gibt den Mantel her, der für die kalten Tage ihm gekauft war, um ein Lamm von der Schlachtbank loszukaufen. Auf dem Felde traf er einst auf einen Schwarm Vögel, und als sie gegen ihre Gewohnheit bei seiner Annäherung sitzen blieben, grüßt er sie und ermahnt sie demüthig das Wort Gottes zu

vernehmen: „Meine Brüder, ihr Vögel, ihr müßt euren Schöpfer viel loben und immer ihn lieben, der euch die Flaumfedern gegeben hat zur Kleidung, die Schwungfedern zum Fliegen und was euch sonst nöthig ist. Er hat euch edel gemacht unter seinen Geschöpfen und in der reinen Luft euch Wohnung angewiesen. Ihr säet nicht und fahret nicht in die Scheuern, und doch ohn' alle eure Mühe erhält und regiert er euch." Celano erzählt weiter, die Vögel reckten die Hälse, streckten die Flügel aus, öffneten die Schnäbel, und, obwohl er fast mit seiner Kutte sie streifte, flogen sie nicht hinweg, bis er segnend das Zeichen des Kreuzes über sie gemacht hatte. Auch wo sie ihm ungelegen kommen, behandelt er die Thiere als seines Gleichen. Als er auf der Straße zum versammelten Volke reden wollte und Alles schwieg, machten die vielen Schwalben, die dort nisten, ein großes Gezwitscher. Eine Weile hört er geduldig ihnen zu, dann spricht er: „Meine Schwestern, ihr Schwalben, es ist Zeit, daß auch ich rede, da ihr genug geredet habt, so vernehmet nun das Wort des Herrn und schweiget, bis es vollendet ist." Celano versichert, daß die Vögel sogleich verstummten und sich nicht von der Stelle rührten, bis das Amen gesprochen war. Und allerdings, Kinder und kluge Thiere merken es, wenn Jemand es gut mit ihnen meint. Anmuthig erzählt spätere Sage, wie Franciscus einem Wolfe zuredete, der die Gegend von Gubbio unsicher machte. „Bruder Wolf, — sprach er, — du tödtest die Creaturen Gottes und bist ein Mörder, das ganze Land hat Abscheu vor dir. Aber ich will, daß du Frieden machst mit dem Lande, und da der Hunger dich zu deinen Übelthaten verführt, sollst du versprechen sie nicht wieder zu thun, wenn man dich ernährt." Der Wolf neigte tief sein Haupt zum Zeichen der Zustimmung, und als der Heilige noch ein Pfand verlangte, legte er treuherzig seine Tatze in dessen Hand. Der Wolf lebte dann im Orte wie ein Hausthier und starb nach zwei Jahren zum großen Mißvergnügen der Einwohner, denen er ein lebendiges Denkmal des h. Franciscus war. Man hat das rationalistisch auf einen Räuber deuten wollen, doch ist's sicher ein Mythus.

Die Stimmung, die sich in allen Äußerungen Francescos ausspricht, war bald kindliche Heiterkeit, eine Freude an Allem was Gott geschaffen und erlöst hat, bald auch ein tiefes Mitgefühl mit Dem, der für unsre Sünden am Kreuz gehangen hat: oft, wenn er vom Gebet aufstand, waren seine Augen rothgeweint wie voll Blut. Einst fand ein frommer Mann ihn bei seiner Capelle seufzend und weinend. Der frug in der Meinung, daß er irgend einer Leibesschwachheit erliege, mitleidig, warum er weine? „Ich weine um das Leiden meines Herrn Jesus Christus,

für das ich mich nicht schämen sollte laut weinend durch die ganze Welt zu gehen."

Nach seinem Tod hat sich das Gedächtniß der Nachwelt vornehmlich an die Wundmale Christi geheftet, die er getragen haben soll, es ist fast ein Dogma der römischen Kirche geworden. In den drei historischen Biographien wird erzählt: Zwei Jahre vor seinem Tode auf dem Berg Alverno erschien ihm in einem Gesichte ein Seraph, der umarmt ihn und drückt ihm als höchste Ähnlichkeit mit Christo die Wundmale ein. Dante hat darauf hingedeutet:

Auf hartem Fels gelegen zwischen Arno
Und Tiber, ward ihm Christi letztes Siegel,
Das seine Glieder dann zwei Jahre trugen.

Viele sollen nach seinem Tode am Leichname die Zeichen gesehn haben, Wenige bei seinem Leben, denn er trug seitdem die Hand von der Kutte meist verhüllt. Nicht sagenhaft ist diese Erzählung, denn von seinem vertrautesten Jünger und ersten Nachfolger wird sie schon berichtet in der Meldung seines Todes an die Brüder in Frankreich fast im Angesicht des Leichnams. Hiernach scheint doch eine Thatsache vorzuliegen, und der Wissenschaft kommt das Recht zu sie zu erklären. Es ist denkbar, daß bei der gänzlichen Zerrüttung seiner Säfte eine Phantasiewirkung durch das Hineinleben in die Passion Christi stattfand, vielleicht auch nur sind in seiner letzten Krankheit Löcher entstanden, in Füßen und Händen, aus denen Eiter und Blut floß, und denkbar ist endlich, daß er selbst es sich angethan, nicht um durch Täuschung eine besondre Ehre zu erlangen, sondern um auch darin seinem geliebten Herrn ähnlich zu werden. Stephan de Borbone erzählt im Jahre 1225 aus derselben Zeit und Gegend, daß der Marchese de Monte Ferrando viele Jahre vor seinem Tode die Wundmale zum Andenken des Leidens Christi sich jeden Freitag mit den Nägeln aufkratzte bis zum Blutvergießen. Gegen alles Dies spricht doch die Beschreibung der Nägelmale durch Helias von Cortona: nicht Wunden oder Narben, sondern Fleischbildungen in der Gestalt von Nägeln wie durchgewachsen durch die Handfläche, daß man oberhalb der Hand und des Fußes den Kopf des Nagels sah in schwarzer Farbe, in der innern Hand die Spitze. Nur die Seitenwunde beschreibt Helias als Narbe, die auch zuweilen geblutet habe. Die Thatsache, wie auch diese Male beschaffen gewesen sein mögen, schien hinreichend bezeugt, nur den Engel mochte die Phantasie hinzugethan haben. So ist es auch mir erschienen, bis ich in genauerer Untersuchung der Zeugnisse dahin gelangte, daß alle Diejenigen, welche die Wundmale gesehn haben wollten, doch nur von Hörensagen, daß Andre sie gesehn haben,

erzählen, außer jenem Helias. Der aber war ein weltkluger Mann, dem leicht eine Täuschung zum Ruhme seines Ordens zuzutrauen wäre. Die Bedenken gegen die Thatsache sind aber diese: In jenem Schreiben des Helias heißt es: „Nicht lange vor seinem Tode erschien unser Bruder und Vater als ein Gekreuzigter, fünf Wunden, welche wahrhaft sind die Wundmale Christi, an seinem Leibe tragend." Nun, lang und kurz sind unbestimmte Begriffe, aber innerhalb eines Menschenlebens, das mit dem 45. Jahre endet, kann in der Todesanzeige „nicht lange vor seinem Tode" sicher nicht zwei Jahre bedeuten. Nach Matthäus Paris, einem Zeitgenossen, sind „am 15. Tage vor dem Ableben des Heiligen an Händen und Füßen Wunden erschienen, aus denen Blut floß, wie sie erschienen waren am Welterlöser, als er von den Juden gekreuzigt wurde. Auch seine rechte Seite erschien so offen gelegt und blutig, daß man das Herz zu sehen meinte". Diese 14 Tage stimmen überraschend zusammen mit dem „nicht lange vor seinem Tode" im Schreiben des Helias, aber sie wecken auch wieder den Verdacht, daß dieser Alles erdichtet oder am Leichnam, über den er eine Nacht volle Gewalt hatte, die Male bewirkt hat. Entscheidend ist die Bulle Gregors IX vom Jahre 1228, also zwei Jahre nach dem Tode Francescos, in der er ihn heilig spricht. Der Papst, der auch nach dieser Bulle mit dem Heiligen befreundet war und öfter mit ihm zusammengekommen ist, weiß von Wundern mancherlei Art zu erzählen, aber tiefes Schweigen herrscht über die Wundmale, gerade über Dasjenige, was den Zeitgenossen als das Wunderbarste erschien. Sonach ist zu urtheilen: entweder der Papst hat noch nichts gewußt von den Wundmalen, oder er hat nicht daran geglaubt, vielleicht weil er Bedenken gesetzt hat in die Wahrhaftigkeit des Helias.

Von einem solchen Volksheiligen mußte der Glaube jener Zeit Wunder erwarten, ja fordern. Es sind einige erzählt als durch Franz selbst geschehn, die meisten doch nach seinem Tode durch seine Anrufung. Da hat er auch Tode erweckt, so daß schon Celano ihn preist wie einen allgemeinen Heiland oder wie die Alten den Äsculap. Alle Kranke, die unter seiner Anrufung genaßen, alle Schiffbrüchige, die ihn anriefen und das Vaterland wiedersahn, sind seine Wunderzeugen. Nun, wenn doch Tausende in der Zeit seiner höchsten Glorie aus Krankheitsnöthen ihn angerufen haben, warum sollen nicht Einige mehr oder minder rasch genesen sein? In solcher Verehrung hat sein Andenken gestanden, daß von ihm der Spruch üblich wurde: Exaudit quos non ipse audit Deus. So ist er barmherziger als Gott selbst: das lautet wie ein Frevel und ist doch nur der scharf ausgeprägte Gedanke aller Heiligenverehrung.

Helias hat über dem Leichnam eine prachtvolle Kirche zu Assisi gebaut, aber seltsam genug, wenige Jahre nachher ist die Stätte des Grabes unbekannt, und erst 1818 wollte man sie nach römischer Versicherung wieder aufgefunden haben. Franz von Assisi ist gleichsam der Genius dieser Gegend von Umbrien geworden — und eine weltgeschichtliche Macht.

Weit farbloser ist die Individualität und das Leben von Dominicus, Don Guzman. Er verhält sich zu Franz wie der Spanier zum Italiener, wie stille Gluth und scharfe Berechnung zu excentrisch-naiver Genialität. Dominicus war eine würdige Gestalt, Franz auf den ersten Anblick unbedeutend, klein, von zartem Gliederbau, und nach dem Bericht eines Bologneser Studenten schmutzig. Dominicus als Student in Valencia verkaufte bei einer Hungersnoth all das Seine, um Arme zu speisen. Im Andenken der Nachwelt steht er da als der erste Inquisitor, angstvoll um fremdes Seelenheil. Doch hat er seinem Orden die Richtung gegeben auf Reinheit des Glaubens, in der Provence war es sein Geschäft gefangne Ketzer zu unterweisen; die seinen Worten nicht Gehör gaben, hat er doch in die mörderischen Arme der Ketzergerichte liefern müssen. Aber es erschien ihm als höchster Beruf, Ketzer zu bekehren durch begeisterte Predigt. Schon ein Jahrzehnt lang hatte er in der Provence gewirkt, da kam ihm der Gedanke eines Ordens zu seiner Hilfleistung. Wenn Franz aus seinen Jüngern Bettler und apostolische Wanderer machen wollte, so Dominicus Mönche und Pfarrer. Wenn Franz bei den Seinen kein Buch zuließ außer dem Psalter und den Evangelien, — denn wer eines habe, wolle mehr und lieber von den Thaten Andrer lesen als eigne vollbringen, — gebot Dominicus seinen Jüngern, durch neun Jahre philosophische und theologische Studien zu treiben. Doch als er merkte, daß die Cistercienser, die im Glanze der triumphirenden Kirche einherzogen, keine Erfolge hatten, hat er, um die Waldenser zu überbieten und nach dem Vorbilde des Franciscus, das Gesetz der Armuth erlassen und im schweren Kampfe gegen das Widerstreben der Seinen durchgeführt. Gestorben ist er in Bologna [1221], bestattet unter einem Altar voll Gold und edler Kunstwerke von Nicola Pisano und Michel Angelo.

Keine geschichtliche Erinnerung eines persönlichen Zusammentreffens der beiden Gründer der Bettelorden hat sich erhalten. Erst als die Eifersucht der Orden begann nach der Mitte des 13. Jahrhunderts ist die Legende entstanden: Als Dominicus 1215 zum Lateranconcil nach Rom gekommen war, hat er, die Nacht in der Peterskirche zubringend, ein Gesicht gehabt: Christus zückt drei Lanzen gegen die Welt, eine

gegen die Hochmüthigen, die zweite gegen die Habsüchtigen, die dritte gegen die Wollüstigen. Maria fällt ihm in den Arm, er möge Die verschonen, die er erlöst habe und so durch Mitleiden die Gerechtigkeit ermäßigen. Er antwortet: „Siehst du nicht, wie viel Unrecht ich erdulde, meine Gerechtigkeit kann so große Übel nicht ungestraft lassen." Da spricht die Mutter: „Du weißt, der du Alles weißt, wie du sie zurückführst zu dir. Ich habe einen treuen Knecht, den wirst du in die Welt senden, daß er dein Wort ihnen verkünde, und sie werden sich bekehren zu dir, ihrem Erlöser. Ich habe noch einen andern Knecht, den ich ihm zum Beistande geben werde, daß er Ähnliches vollbringe." So zeigt sie ihm Dominicus und Franz, früh erkennen sie einander, und Dominicus fällt ihm um den Hals: „Du bist mein Genosse! wir werden beisammenstehn, und Niemand wird etwas wider uns vermögen." Dies die Idee. In der Wirklichkeit herrschte fortwährende Eifersucht zwischen beiden Orden, die mit Niemand mehr Streit hatten als unter einander. Wo gleiche Ideen mächtig sind, denen sich die Personen unterordnen, ist die Einigkeit leicht zu erhalten, wo aber zugleich irdische Zwecke verfolgt werden, ist Neid und Streit unvermeidlich, und der Streit der Bettelorden ist hervorgegangen aus zu großer Gleichheit der Ideen. Weit abgekommen von den Gründern haben Beide doch immer etwas von dem Grundton bewahrt. Beide haben durch Weltverachtung nach geistiger Weltherrschaft gestrebt. Die Dominicaner haben sich gegründet auf Rechtgläubigkeit, Domini canes, wie das Wortspiel sagt, und sie haben sich das gefallen lassen. In Florenz in ihrem Kloster bei Maria Novella ist ein großes Bild: Hunde in den Dominicaner-Farben, schwarz und weiß, jagen auf Füchse, d. h. Ketzer, im Weinberg des Herrn. In Frankreich haben sie den Namen Jacobins erhalten, weil sie in Paris ihr Kloster in der Straße S. Jacobs hatten. Die Minoriten sind besonders im südlichen Europa die Mönche des niedern Volkes geworden, seine Freunde und Rathgeber. Weil sie meist aus armem Stande waren und in armen Klöstern lebten, hatte bis tief ins 18. Jahrhundert fast jede Familie einen Verwandten unter ihnen, dem wurde, was Jeden drückte, vorgetragen. Wohl auch bedrängte junge Paare haben sich um Rath und Hülfe an sie gewandt, und jener Bruder Lorenzo in Romeo und Julie ist aus dem Leben gegriffen. In Italien haftet an ihnen insgemein der trauliche Name des Fra, des abgekürzten Bruders, und das Sprichwort sagt: „Es ist nichts so arg, daß nicht ein Fra dabei wäre."

Beide Orden haben sich heldenmüthig erwiesen in Missionen. Sie waren auch eine mächtige Cohorte zur Aufreizung des Volks im Kampfe gegen Friedrich II, der sie aus Neapel vertrieb, auch dem Papste drohend,

wenn er ihnen nicht zu willen war. Sie haben Beide Weltverbindungen gegründet, aber nicht wie Clugny gebunden an ein Kloster, sondern ihr Mittelpunkt wurde Rom, die Franciscaner auf dem Capitol [Aracoeli], die Dominicaner über den Grundmauern des Minervatempels [sopra Minerva]. Die Verfassung beider Orden hat sich wesentlich gleich entwickelt. Ein Guardian, bei den Dominicanern ein Prior, stand einem Kloster, ein Provincial den Klöstern einer Landschaft, der General dem ganzen Orden vor, jede dieser Behörden durch Definitoren als Repräsentanten der Gemeinde, der sie vorstand, berathen und beaufsichtigt die Oberaufsicht und Gesetzgebung bei Provinzialconventen, über das Ganze bei dem Generalcapitel. Über die Sorgen des Weltlebens hinaus gestellt waren diese Bettelorden doch mitten unter das Volk verwiesen Sie vornehmlich erhielten dem Talent und Verdienst eine Bahn offen zu den höchsten Würden der Kirche. Durch ihre Vollmacht überall zu predigen und Beichte zu hören, ergänzten sie die Pfarrgeistlichkeit auch gegen den Einbruch der Laien in das kirchliche Lehramt. Es mag oft schwer sein, dem einheimischen Pfarrer Gebrechen, Verbrechen zu bekennen, das war leichter beim durchwandernden Bettelmönch, der man nie wiederzusehn hoffte. Die Universität Paris hat sich beiden Orden eine Zeit lang erwehrt mit dem Corporationsgeist, der nicht Fremdes einlassen will. Wilhelm von St. Amour hat eine Schrift verfaßt gegen den Gedanken der Bettelmönche: Besitz irdischer Güter sei wenig ein Hinderniß der Seligkeit als Armuth, ja Noth führe ebenso leicht zum Bösen wie Reichthum; Bettler, die etwas verdienen könnten werden mit verdienter Schande belegt, und der Müßiggang ist nicht der Anfang eines heiligen Lebens, auch war Christus kein Bettelmann. Als 1229 wegen Ermordung zweier Studenten durch Bürger die Vorlesungen eingestellt wurden, begannen die Dominicaner zu lesen, und Franciscaner folgten bald. Auch durch die Wissenschaft sind diese Orden mächtig geworden, und die großen Scholastiker und Mystiker im 13. und 14. Jahrhundert waren meist Bettelmönche.

Einen besondren Schatz besaßen die Franciscaner in ihrem Portiuncula-Ablaß: über der kleinen Capelle von rohbehauenen Steinen ist eine prächtige Kuppelkirche erbaut worden, über der Eingangsthüre hat unser Overbeck, der in der römischen Kirche zwar nicht eine Erhebung seiner Kunst, doch die seiner Natur gemäße Richtung derselben und den Frieden seines kindlichen Herzens fand, das Rosenwunder gemalt. Die Bedeutung des Ablasses im Volksglauben war: wer am 2. August zur Kirchweih mit Andacht hier beichtet, dem sind alle Sünden vergeben, und noch im vorigen Jahrhundert sind im August Scharen bis zu

100 000 zu dieser Kirche gekommen. Den Ursprung des Ablasses erzählt diese Legende: Als Sanct Franciscus in einer Januarnacht einsam in seiner Zelle betete, trat der Teufel zu ihm und sprach: „Franciscus, du bist jung und hast noch lange Zeit deine Sünden zu bereuen, was willst du vor der Zeit dich mit Wachen und Beten umbringen." Etwas in ihm mochte dieser Rede entgegenkommen. Er aber warf alles Gewand von sich und stürzte hinaus in das dichte Dornengestrüpp, welches, durch sein Blut benetzt, sofort von weißen und rothen Rosen erblühte. Da erscheint ihm ein Engel: „Komm schnell zum Heiland und seiner Mutter in die Kirche." Er gibt ihm zwölf weiße und zwölf rothe Rosen, und Franz legt sie ehrerbietig auf den Altar nieder. Christus fordert ihn auf, sich eine Gnade zu erbitten, und er bittet um den Ablaß. Der Herr zögert die Bitte zu gewähren, aber Maria spricht fürbittend und Christus gewährt ihm den Wunsch: „Du bittest ein Großes, Franciscus, doch bist du Größres werth, und es soll dir werden." Sie senden ihn darauf mit sechs der Rosen, drei von den rothen, drei von den weißen, zu Ehren der h. Trinität, nach Rom. Als Innocenz endlich den Ablaß bewilligt hat, will Franz gehen, da ruft ihm der Papst nach: „O du Einfaltspinsel! Simplicone! Du hast ja kein Document!" Franz aber antwortete: „Euer Wort ist mir genug. Ist's ein Werk von Gott, so wird es sich selbst erweisen. Daher verlange ich kein andres Zeugniß, sondern meine Urkunde sei die selige Jungfrau Maria, der Notar Christus, Zeugen die Engel." Man erkennt in der Spitze der Legende die Ausflucht in Ermanglung einer päpstlichen Urkunde. Bonaventura 1277 weiß noch nichts von diesem Ablaß. Offenbar ist zunächst am Jahrestage der alten Kirchweih von Portiuncula dort nach italienischer Sitte ein frommer Zulauf entstanden, die Fürbitte des h. Franz, der so hoch stand bei Christus, erschien als sündentilgende Macht, vom Franciscanerorden, dessen Heiligthum die Capelle blieb, begünstigt wuchs die Wallfahrt, der Ablaß ward ein Herkommen, und endlich zur Erklärung und Bekräftigung ist die Legende erdichtet worden.

Franz hatte gewollt, daß seine Jünger nichts zu eigen besäßen, jeder sollte das tägliche Brot sich erbetteln. Doch drang sich die Nothwendigkeit einer Wohnstätte auf, wie nachmals das Bedürfniß wissenschaftlicher Bildung. Helias von Cortona, ein Geist zum Herrschen geboren, Francescos liebster und doch sein falscher Jünger, hat schon zu Lebzeiten seines Meisters Bauten in Assisi unternommen besonders zur Aufnahme der Brüder, die schon zu Tausenden zum Generalcapitel kamen. Franz, der daran Ärgerniß nahm, hat doch bei jeder Abwesenheit das Regiment in Helias' Hände gelegt und endlich ster-

bend seinen höchsten Segen auf sein Haupt herabgefleht als seinen Nachfolger. Helias stand in hohem Ansehn: er ist der Vermittler geworden zwischen Kaiser Friedrich und dem Papste, bis er, zweimal zum General erhoben, zweimal gestürzt und mit dem Papste zerfallen, sich ganz dem Kaiser zuwandte. Das Haupt der andren, entsagenden Richtung war Antonius, ein Portugiese, der eine mächtige Beredtsamkeit besaß in der fremden, wenn auch verwandten Sprache, ein aufregender Bußprediger, auch gegen Händler und Wechsler in Neapel. Daß er einmal den Fischen gepredigt habe, scheint nicht durchaus fabelhaft. In seiner Vita von einem Zeitgenossen wird erzählt: Als er in Rimini Ketzer, Patareni, bekehren wollte, und die nicht auf ihn hörten, ging er an's Meer: „Vernehmt ihr Fische das Wort des Herrn, das jene Ungläubigen verschmähen!“ Alsbald versammelte sich eine ungezählte Menge von Fischen, die Köpfe aus dem Wasser, die Kleinen voran, die Großen hinterher: „Meine Brüder, ihr Fische! ihr seid sehr verbunden, nach eurem Vermögen dem Schöpfer zu danken, der euch die Wohnung gegeben hat in dem reinen Element, der euch gesegnet bei der Schöpfung und euch erhalten hat in der Sündfluth. Ihr habt nach dem Gebot des Herrn den Propheten Jonas bewahrt, ihr habt dem Herrn Jesus die Tempelsteuer geliefert, ihr habt vor und nach der Auferstehung zur Speise des ewigen Königs gedient. Deßhalb müßt ihr den Herrn loben und preisen, von dem ihr vor den übrigen Thieren so absonderliche Wohlthaten empfangen habt.“ Sie thaten das, so gut sie konnten, sperrten die Schnauzen auf und nickten mit den Köpfen. Da sprach Antonius: „Gesegnet sei der ewige Gott, den die unvernünftigen Thiere mehr ehren als die ketzerischen Menschen.“ Die Fische rührten sich nicht von der Stelle, bis er den Segen über sie gesprochen. Inzwischen war ketzerisches Volk herangekommen, zunächst aus Neugierde, aber bewegt von dem Wunder hörten sie nun die Predigt. Zum Andenken ist an der Stelle eine Capelle erbaut worden, deren Alter man daraus sieht, daß jetzt das Meer sich fast eine Viertelstunde Wegs davon zurückgezogen hat. Antonius war zu Absonderlichkeiten aufgelegt wie Franz, und die Fischpredigt ist nur Copie von dessen Vogelpredigt. Ärgerlich über die Menschen mag Antonius hinausgepredigt haben in die Brandung, und durch die Absonderlichkeit des Vorgangs mögen die Ketzer bewogen worden sein, ihn anzuhören. Die Legende hat dann, was seine Predigt voraussetzt, hinzugethan, die moderne Fassung hat endlich hinzugefügt, auch bei den Fischen sei Alles beim Alten geblieben, daß die Großen die Kleinen fressen. Auf einem alten Bild hält Antonius einem knieenden Esel die Hostie vor, und das ist nicht satirisch gemeint. Ermüdet

von den täglichen Fastenpredigten in Padua hat er sich eine Art Nest auf einem Nußbaum gemacht. Er ist als Jüngling gestorben, nach dem Verlangen von Padua hat ihn Gregor IX schon ein Jahr nach seinem Tode heilig gesprochen, und es ist dort eine prachtvolle Kirche, reich an Kunstwerken, über seinem Grabe erbaut worden.

Der Zwiespalt zwischen Helias und Antonius brannte fort im Orden. Indem ein Theil den ursprünglichen Geist und die Begeistrung gegen die natürliche Entwicklung festhalten wollte, kam es zur Spaltung: die Einen die Zelatoren, Spiritualen, ihre Tertiarier Fraticellen, Fraterculi, sie wollten nichts von irgend welchem Besitz wissen; auf der andern Seite die Fratres de communitate, Communisten mit abgeschwächter Regel, sie erachteten einen gemeinsamen Besitz für Recht, das sei keine proprietas, kein Eigenthum, sondern sie hätten es erworben nur zum Nießbrauch, usus fructus. Nun, das gilt eigentlich von jedem Reichthum, wenn er einsichtig und christlich gebraucht wird. Nicolaus III hat in der Bulle Exiit 1279 diese Unterscheidung anerkannt und, indem er die Franciscanergüter für die Kirche in Besitz nahm, auch verwirklicht. Die Päpste hielten dafür, durch einen Enthusiasmus, der alles Irdische verschmäht, könne eine religiöse Corporation wohl gegründet, nicht erhalten werden. Den Spiritualen erschienen die Päpste als Verfälscher ihrer Regel, bei ihnen kam der noch immer anerkannte Grundgedanke der alten Kirche zu neuer Geltung: die Weltverachtung. Der Gegensatz der apostolischen und der römischen Kirche drängt sich ihnen auf. Mit dem Muthe von Männern, die nichts zu verlieren haben, wenden sie sich mit ihrem Tadel gegen die Kirche selbst, gegen die Reichthümer ihres Clerus, die mit ihrer Forderung vollkommener Armuth in grellem Widerspruche standen, und im Gefühl der Zukunft, die durch sie anbrechen soll, achten sie sich bestimmt, die reformatorischen Weißagungen des Joachim von Floris zu erfüllen. In diesem Sinn sind die Commentare zu Jesaias und Jeremias unter Joachims Namen [S. 289] erdichtet worden, darin Franz und sein Orden als rettende und erlösende Macht erscheint. Nicht feindselig gegen die Kirche ist das gemeint, doch im Zorn gegen das Bestehende auf dem Punkt in Feindschaft umzuschlagen. So die Einleitung in das ewige Evangelium. Der Name nach Off. Joh. 14, 6: ein Engel mit dem ewigen Evangelium fliegt durch den Himmel. Dort ist es gedacht als die ewig bleibende Wahrheit, die Spiritualen wollten darunter nicht ein Buch verstehn, sondern eine Weltepoche, das Zeitalter des h. Geistes, das nun anbrechen werde. Die angeblichen Schriften Joachims als die ersten Bücher dieses Evangeliums sollten das bisherige Christenthum auflösen in einen höhren Zustand

der wahren Vollkommenheit, d. h. der allgemeinen Besitzlosigkeit der Christenheit. Das wahre Bedürfniß einer Reformation wurde von diesen Spiritualen schwärmerisch aufgefaßt, so daß sie die Rückkehr des h. Franz in Durchführung der Parallele mit Christus erwarteten. Cölestin V, der Einsiedler-Papst, wußte ihre weltentsagende Armuth zu schätzen. Seine Mißhandlung nährte den Groll gegen Bonifaz VIII und dessen Nachfolger. Seitdem sind besonders ihre Laienbrüder der Inquisition verfallen, und Viele sind auf dem Scheiterhaufen freudig dafür gestorben, daß sie auf Erden nichts besitzen wollten. Die andre Partei suchte sich indessen ihrem Gelübde gegenüber mit der Ausflucht des bloßen Nießbrauches ihres Besitzes zu helfen. Aber Johann XXII ergriff leidenschaftlich Partei für die Dominicaner, welche gemeinsamen Besitz als nicht gegen die christliche Vollkommenheit erachteten, denn auch Christus und die Apostel hätten wenigstens eine gemeinsame Kasse geführt. Der Papst hat die Täuschung seiner Vorfahren aufgedeckt und feierlich den Franciscanergütern entsagt. So blieb auch dieser Partei nur die Wahl übrig, entweder wirklich nichts zu besitzen oder die Behauptung ihrer unbedingten Armuth aufzugeben: Bettler, die nichts besitzen *wollen*, die keine feste Stätte haben, sind nicht wohl zu überwältigen. Endlich hat man ihnen vergönnt, nach ihrem Geschmacke arm zu sein, und sobald man sie gewähren ließ, hat sich doch die Macht des Bedürfnisses eingestellt, nach Wohnung und Kleidern, wenn auch nur eine arme Hütte und eine grobe Kutte. Die Parteien sind doch stets geschieden geblieben: die Einen als *Conventualen*, die sich eines gemeinsamen Besitzes trösteten, die Anderen *Observanten*, die möglichst wenig besitzen wollten, wegen Entbehrung der Schuhe *Barfüßer* genannt.

Zu Anfang unsrer Periode galten die Bettelorden als Erneuerer der Kirche, als die beiden Posaunen, mit denen Moses das Volk Gott berief. Jeder von beiden hatte über 100 000 Mitglieder, und ihre Tertiarier waren unzählige. Gegen Ende der Periode sind sie zur Leibgarde der Hierarchie geworden, die viri obscuri, Bettelmönche führten den Kampf gegen die Wissenschaft, der sie früher gedient hatte, vertheidigten die römischen Mißbräuche und boten Alles auf, um das Volk in der Unmündigkeit des Aberglaubens zu erhalten. Ihre Unwissenheit und ihr Stumpfsinn, ihre Habsucht und ihr Ketzergeschrei wurden dafür von den Geistern der neuen Zeit, mit denen sich ihre alten Gegner verbanden, auch unberechtigter Geringachtung preisgegeben. Es lag doch etwas Großes in der Erhebung über alles Irdische, in der Betrachtung der Armuth als eines Gutes, einer Tugend. Doch war

auch eine sittliche Gefahr darin und ein Unheil, besonders für Italien: dem Volke ist's von den Bettelorden hergekommen, daß ihm Betteln und Nichtsthun nicht mehr als Schande erscheint.

§ 147. Der Cultus.

Das Heilige erscheint als ein Sittliches in der Gesinnung, in der Außenwelt ist es nur ein Sinnbild, und losgetrennt von der Gesinnung, als etwas für sich Bestehendes, wird es zum opus operatum, zum frommen Werk, das einen Werth an sich habe, indem es eben nur gethan wird. Schon unter den Einsiedlern der ägyptischen Wüste im 4. Jahrhundert finden wir eine Abzählung der Vaterunser nach irgend einem Merkzeichen: Paulus der Eremit hatte Gott täglich dreihundert Gebete gelobt; um nicht irre zu werden, trug er 300 Steinchen im Schoß, von denen er nach jedem Gebet einen fortwarf. Ein gemeinsames Zeichen kirchlicher Gläubigkeit ist das doch erst in unserer Periode geworden, als Rosenkranzgebet, Corona Mariae. Auf einer Schnur sind 140 kleine Kugeln aufgereiht, sie werden von der Linken nach der Rechten einzeln auf der Schnur fortbewegt, und bei jedem Kügelchen wird der englische Gruß gesagt: ave Maria, allmälich mit dem Zusatz: ora pro nobis. Zwischen den kleinen sind 10 größere Kugeln vertheilt, bei jeder von ihnen wird das Paternoster gesprochen. Verglichen mit den Psalmen erschienen die 150 Kugeln als Psalterium Mariae. Ähnliches findet sich bei den Buddhisten, doch ist nicht nachweisbar, daß diese kirchliche Sitte von ihnen entlehnt sei, und solche heidnische Weise des Gebetsplärrens mochte leicht zweimal erfunden werden.

Aller Cultus soll zur Einigung mit Gott, zum Gefühl der Gottesnähe führen. Dieses Gefühl hat seine höchste sinnliche Steigerung gefunden in der Messe, dieser sinnvollen Zusammenstellung altchristlicher Gebete, in zweifacher Bedeutung: als Erinnerung oder auch als Wiederholung des Opfers Christi für die Sünden der Menschheit und als sinnliche Erscheinung des Gott-Menschen, wenn auch unsichtbar, aber doch sinnlich als gegenwärtig. Solch eine Feier hat ihre Wahrheit, wenn eine Gemeinde versammelt ist, die sich in Christo verbunden fühlt, und das ist die Idee der Messe. In Wirklichkeit wurde sie mehr und mehr gehalten als Winkelmesse durch den einsamen Priester mit seinen Chorknaben, wie eine Zauberformel, sei es zur Erfüllung eines irdischen Wunsches, sei es als Todtenmesse, um eine Seele aus dem Fegfeuer herauszubeten; insofern wird sie bestellt und bezahlt.

Die Predigt ist dem mittelalterlichen Gottesdienst nicht wesentlich,

aber die Wirksamkeit der Bettelmönche zeigt, wie viel Sinn vorhanden war für geistliche Volksberedtsamkeit, und zuweilen kommt auch vor eine Mischung mit vaterländischen, politischen Elementen. So hat Johann Schio von Vicenza, der Sohn eines Rechtsgelehrten, Dominicaner, zur Zeit als Italien im Kampf der Ghibellinen und Guelfen unter Friedrich II voll Raub und Mord war, mit seinen Buß- und Friedensbotschaften das Land durchzogen. In Bologna bewirkt er einmal eine allgemeine Versöhnung: Schulden werden erlassen, Gefangne freigegeben, Frauen geben ihren Schmuck her zu frommen Werken. So groß war sein Ansehn, daß das Volk zuweilen ihn mit Gewalt festzuhalten suchte, bis der Papst befahl, es solle fortan Niemand versuchen, seine rettende Einwirkung Andern vorzuenthalten. Auf den 21. August 1233 hat er eine allgemeine Versammlung nach Verona entboten: Bischöfe, Fürsten, Abgeordnete vieler Städte kamen herbei, man meinte an viermalhunderttausend Menschen zu zählen. In der Mitte ward ein Kanzelgerüst errichtet, und Johann predigte über den Text: „Ich gebe euch den Frieden, meinen Frieden lasse ich euch." Auch hier ward allgemeine Amnestie und Zurückberufung aller Verbannten beschlossen, Todfeinde fielen einander in die Arme, und überall ertönte der Ruf, auf immer den Weg des Rechtes und des Guten zu wandeln. Er hat ihn selber zuerst verlassen. Aus einem Schieds- und Friedensrichter verlockte ihn die Lust der Herrschaft, sich zum Oberherrn in Vicenza und Verona aufzuwerfen. Da man alle Wunder von ihm glaubte und erwartete, so verlegte er sich darauf sie zu thun, aber er nahm auch Geiseln von Verdächtigen und ließ Gegner hinrichten. So brach die Zwietracht von Neuem aus, und da der Glaube an ihn verloren ging, mußte er sich wieder auf die Wanderschaft begeben. Als er seine Ankunft nach Florenz melden ließ, ward ihm dort die Antwort: die Stadt sei volkreich, man habe keinen Platz für all die Todten, die er erwecke. Nach seinem Tode in Bologna ist er noch zum Gegenstande plumpen Spottes geworden: ein Franciscaner kommt in das Dominicanerkloster, in dem er begraben lag, und erbittet sich als Reliquie ein Stück der Kutte. Nach Tische macht er davon einen unanständigen Gebrauch und ruft um Hülfe, da das Heiligthum zufällig in den Koth gefallen sei. Man quält sich lange mit dem unangenehmen Herausſuchen, und als es gehoben, lacht er die Finder aus.

Berthold von Regensburg [† 1272] hat in Schwaben und Baiern als Bußprediger große Wirksamkeit geübt, den Methodistenpredigern unsrer Tage vergleichbar, und oft haben von ihm bewegt Verbrecher ihre geheimen Missethaten bekannt. Seine Predigten

sind epochemachend gewesen für die Entwicklung der deutschen Prosa. Nicht immer wurden heilige Texte für die Predigten gewählt, vielmehr ward auch ein humoristisches Element gern in der Volkspredigt vernommen: so hat Geiler von Kayserberg, der in Schaffhausen Priester war, Predigten gehalten über Sebastian Brants Narrenschiff. Der Narr hat im Hof- und Volksleben wie in der Literatur keine unbedeutende Rolle gespielt: wo er nicht selbst klug ist unter idealisch narrenhafter Hüllung, wird doch an ihm als Gegenbild die Weisheit anschaulich gemacht. So haben es Brant und Geiler dargestellt, die Leidenschaften als Thorheiten.

Das heitre Angesicht der Caricatur ist hier verbunden mit Innigkeit und religiösem Ernste, in unchristlicher Weise, wie Guericke meinte, ich möchte doch nur sagen, in einer der religiösen Stimmung ungewohnten Weise. Als das Vorbild solcher Volksredner galt unter den romanischen Völkern Gabriel von Barletta [um 1470], der von einem Priester zu erzählen wußte, wie er weltliche Sagen mit seinen geistlichen Geschäften vermischte, und beim Vaterunser, wie er bei der vierten Bitte ist, der Köchin zuruft, sie solle die Wurst nicht von der Katze fressen lassen. Das ist nicht mehr humoristisch, sondern nur gemein komisch, aber auch das Erhabne und schmerzlich Aufregende ächter Volksrede hat Barletta nicht gefehlt, und seine Beliebtheit bezeugt das Sprüchwort: nescit praedicare, qui nescit barlettare. Besondre Berechtigung zu solcher Manier gab der Ostermorgen, wo nach weit verbreiteter Sitte zur Erregung des Ostergelächters, das das fröhliche Ende der Fastenzeit bezeichnete, auch die derbsten Späße auf der Kanzel zulässig schienen: da konnten Schwänke erzählt werden von Heiligen, wie Petrus den Wirth um die Zeche betrogen und Pilatus Bisthümer an die Meistbietenden verkauft habe, wie Satan von Lucifer lahm geprügelt wird, weil er Christum nicht besser versucht habe. Als Christus zur Hölle fuhr, streckte der überraschte Satan seine lange Nase als Riegel vor das Thor. So geschildert in einer Predigt, in der dann auch das gräßliche Geschrei des Satans erbaulich nachgeahmt wird. Auch ziemlich leichtfertige Anspielungen fehlten nicht ganz: „Wer Herr in seinem Hause ist, der beginne sogleich den Triumphgesang von der Auferstehung Christi.“ Als Alles schwieg, rief der Prediger: „So will ich ihn beginnen, da ich Niemand als eine Katze im Hause habe, über die ich Herr bin.“ Nächstes Jahr an jenen Schwank erinnernd: „Heut kann auch ich den Triumphgesang nicht beginnen, denn ich habe eine Magd im Hause, und man weiß, daß die Mägde sich auch gegen die guten Priester gar gebieterisch betragen.“

Da nur der Klerus beim Gottesdienst thätig war, blieb der Kirchengesang lateinisch. Zum Althergebrachten kamen aus dem Kreise der Franciscaner einige tiefgefühlte Lieder. Thomas de Celano hat das Requiem gedichtet, diesen Weltgerichtshymnus, der uns noch heute in Mozarts Composition ergreift und in Goethes Weltgedicht die Herzen erschüttert:

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla,
Teste David cum Sybilla.

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulchra regionum
Coget omnes ante thronum.

Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura,
Judicanti responsura.

Der mächtigste dieser Franciscaner-Dichter war Giacopone aus dem adligen Geschlecht der Benedetti, Doctor Juris und reicher Rechtsanwalt zu Todi. 1268 bei den öffentlichen Spielen brach ein Gerüst zusammen, seine junge, heißgeliebte Frau mußte er todt hinwegtragen. Nun hat er all sein Gut unter die Armen vertheilt, in Lumpen ging er daher, ja auf allen Vieren kriechend und gesattelt kam er auf den Markt, daß die Kinder auf ihm reiten konnten. Durch sie hat er auch den Scherznamen Giacopone, der lange Jacob, erhalten. Man hat gemeint, er habe sich närrisch gestellt aus Demuth, aber das sieht doch schon aus wie wirklicher Wahnsinn. Nach einem Jahrzehnt solch kummervollen Lebens klopft er ans Franciscanerkloster; man war doch bedenklich ihn aufzunehmen, da hat er eines seiner lateinischen Lieder vorgetragen, in welchem das tiefste Leid der Mutterliebe ausgesprochen ist, das uns Allen wohlbekannte Stabat mater dolorosa. Er hat auch der andern Seite, dem Glück der Mutter, Ausdruck verliehen in einem minder bekannten Liede:

Stabat mater speciosa
Juxta foenum gaudiosa
Dum iacebat parvulus.

Das Muttergefühl vor dem Kreuz und vor der Krippe. Auch im umbrischen Volksdialekt hat er gedichtet, Buße und Liebe, die sich in Gott versenkt, der Inhalt seiner Lieder. Ein schweres Geschick war auf den Dichter gelegt. Weil er, zu den Spiritualen gehörig, die Urkunde, durch welche Colonna die Unrechtmäßigkeit Bonifaz' VIII aussprach, mit unterschrieben hatte, hat ihn der Papst in unterirdischem Kerker

ben. Hier hat er wilde Spottgedichte auf seinen Feind verfaßt, ans Licht gekommen, den Ausgang desselben mit herbeigeführt ı. Über die Kerkerqualen lächelte der alte Büßer: „Man kann mir mehr Leid anthun als ich mir selbst wünsche.“ Doch dem Bann : er zuletzt sein Haupt. Nach der Sage hat ihm Bonifaz einmal ıtergerufen: „Wann wirst du aus dem Gefängniß herauskommen?“ er antwortete: „Heiliger Vater, wenn ihr hineinkommt.“ Bene- XI hat ihn frei gesprochen und frei gelassen, er wird als beatus ırt, ihn hat sein Volk selig gesprochen. Er ist ein Vorläufer Dantes, eine Lieder hochgehalten hat.

Im Schluß des Priestergesanges sang die Gemeinde das Kyrie on! Da dies in deutschen Landen zum unverständlichen Geschrei)e, hat man allmälich einige deutsche Zeilen vorangestellt, und n des bleibenden Refrains sind diese ersten deutschen Kirchenlieder e n genannt worden. Sie waren zu hohen Festen bestimmt, dane-)at sich geistlicher Gesang doch auch gebildet bei Kriegsfahrten als ıchtgesang, bei Betzügen und Geißlerfahrten. Zur Zeit des h. Bern- hatte das deutsche Volk eigne geistliche Lieder, die romanischen nicht. So das Ostertriumphlied aus dem 13. Jahrhundert:

Christ ist erstanden
Aus Todes Banden,
Deß sollen wir Alle froh sein,
Gott will unser Trost sein.
Kyrieleis!

:er das Pfingstlied:

Nun bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüte an unserm Ende,
Wenn wir heimfahren aus diesem Elende.
Kyrieleis!

das Weihnachtslied:

Ein Kind zu trösten ist uns gesandt,
Von ferne aus der Engel Land.

zweites erst aus dem 15. Jahrhundert:

Gelobet seist du, Jesus Christ,
Daß du Mensch geboren bist,
Von einer Jungfrau, das ist wahr,
Deß freut sich aller Engel Schar.

dieses:

Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Deß uns die Alten sungen,
Von Jesse war die Art.

Von all diesen Festliedern ist nur der erste Vers ursprünglich. Gegen Ende dieser Periode sind theils Übersetzungen lateinischer Hymnen, theils von Psalmen üblich geworden, auch aus weltlichen Volksliedern sind geistliche geworden, indem an die Stelle des Liebes- und Trinkliedes die religiöse Beziehung trat. Mitunter ist auch das geistliche in ein weltliches Lied verwandelt worden. In Breisach 1474, als der Landvogt Karls des Kühnen gefangen war und die Stadt sich wieder zu ihrem alten Herrn, Siegmund von Österreich, gewandt hatte, sangen zu Ostern die Kinder:

Christ ist erstanden,
Der Landvogt ist gefangen,
Deß sollen wir Alle froh sein,
Siegmund soll unser Trost sein.
Kyrieleis!

Eine Mischung deutscher und lateinischer Zeilen ist nicht zum Ausgleich mit der Kirchensprache entstanden, sondern war ein naheliegendes Spiel Solcher, die, wie Studenten und Kleriker, beider Sprachen mächtig waren. Daher schon im 13. Jahrhundert weltliche Lieder der Art aus Psalmen zu Liebesliedern parodirt worden sind, Schalkheiten in biblischem Ausdruck verhüllt. So besitzen wir als geistliches Lied aus dem 15. Jahrhundert dieses Weihnachtslied:

In dulci jubilo
Nun singet und seid froh.
Unseres Herzens Wonne
Liegt in praesepio,
Und leuchtet wie die Sonne
Matris in gremio.
Alpha es et O, Alpha es et O.

Der gregorianische Priestergesang war nur rhythmisch, die neuen Kirchenlieder hatten auch Melodie.

Über das altgermanische Recht der Eheschließung, wonach sie ein Verkaufsvertrag war mit dem natürlichen oder gesetzlichen Vormunde, dem die Übergabe der Braut in den Familiengewahrsam des Mannes folgte, obsiegte das canonische Recht, welches mit Bewahrung des altrömischen Rechtssatzes: gegenseitige Zustimmung bewirkt die Ehe [consensus facit nuptias], die sich einander Gelobenden selbst als Vollzieher des der Kirche immer etwas zweideutigen Sacramentes ansah. Das Versprechen und das wirkliche Eingehen der Ehe wurde nur durch den Inhalt des erklärten Willensactes unterschieden, und in der Volksansicht fiel Verlobung und Eheschließung fast zusammen. Das Beilager galt nur als Beweis des Willensactes oder erleichterte wenn nicht

vollzogen die gesetzliche Scheidung. Eine priesterliche Einsegnung, vor Alters von der Kirche empfohlen und üblich, war sonach zu einer rechtmäßigen Ehe nicht nothwendig, und daß die Segenspendung in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters vor der Kirchthür geschah und doch seit dem 12. Jahrhundert als Sacrament angesehen wurde, zeigt, daß die Kirche an der sinnlichen Vollziehung der Ehe einen bittern Beigeschmack fand. Nachmals neben und statt der Trauung galt der feierliche Kirchgang der Neuvermählten. Eine vorhergehende Anzeige vor der Gemeinde wurde zuweilen erfordert, konnte aber wegen der Gültigkeit heimlicher Ehen nicht durchgeführt werden.

Zu den alten Kirchenfesten sind neue hinzugekommen nach dem Gesetz, daß jedes Zeitalter in neu entstehenden und dann volksthümlich gewordnen Festen sich selbst feiert, seine religiösen Neigungen und Gefühle. Der Dreikönigstag, dessen wir schon gedachten [Band I, S. 609] ist zum Familien- und Missionsfeste geworden, die h. Dreikönige sind höchst volksthümliche Fürsten, und durch das kaiserliche Strafgericht über Mailand der Dom zu Cöln ihr Grab geworden. Das erste der neuen Feste ist ein Marienfest, die Feier ihrer unbefleckten Empfängniß [8. December], darunter nicht zu verstehn ist, daß sie als Jungfrau ihren göttlichen Sohn empfangen hat, sondern sie selbst ist von ihrer Mutter ohne Sünde, d. h. ohne Erbsünde, empfangen worden und ihr ganzes Leben hindurch sündlos im Wandel geblieben. Das kirchlich Frömmere ist immer das, wodurch eine einmal kirchlich anerkannte Verehrung höher gestellt wird. Daher, wenn die Franciscaner sich zu dieser neuen Lehre bekannten, der Erfolg ihnen sicher war. Aber man empfand doch die Neuerung, man mochte es auch scheuen, das Menschenkind Maria vollkommen gleichzustellen dem Gott-Menschen als das Gott-Weib, und in dieser Betrachtung haben die Dominicaner der neuen Lehre widersprochen und ihren Widerspruch festgehalten trotz der Anerkennung durch Gelehrte, Päpste und Concil. Noch 1509 ließen sie zu Bern zur Unterstützung ihrer Sache ein Muttergottesbild blutige Thränen weinen, Heilige mit Briefen vom Himmel erscheinen und einem bethörten Menschen die Wundmale Christi einbrennen. Alle Eifersucht der beiden Bettelorden hat sich in diesem Streitpunkt concentrirt, der doch erst in unsrer Zeit durch päpstlichen Machtspruch aus der Welt geschafft ist.

Ein zweites Fest galt dem neuen Dogma der Transsubstantiation. Juliane, eine Nonne in Lüttich hatte den Vollmond gesehn, ein Stück aus ihm herausgebrochen. Man deutete das auf den Mangel eines Festes, welches Gott zur Stärkung des Glaubens eingeführt

haben wollte. Urban IV hat es mit nach Rom gebracht und dort 1264 als allgemeines Kirchenfest verkündigt. Dazu kam die Legende von dem Wunder in Bolsena, wie Rafael es im Vatican gemalt hat: ein ungläubiger Priester ließ vor dem Papste die Messe, da quollen vor seinen Augen Blutstropfen aus der Hostie. Das gemahnt wie ein Nachklang des Wunders, das Gregor d. Gr. zur Stärkung des Verwandlungsglaubens vollbracht hatte. Die Einführung dieses Fronleichnamsfestes — fron, der Herr — war klug und folgerecht, erst so ist das Dogma volksthümlich geworden. In dem großen Wunderfest der Verwandlung des Brotes in den Leib des Gottmenschen erscheint die Kirche im höchsten Glanze ihres Cultus, das Göttliche als ein äußerlich Gewordenes. Zugleich liegt die höchste Verherrlichung des Papstthums darin ausgesprochen. Noch Urban hat das Fest vom Gründonnerstag, wo man in Rom mit der Fußwaschung beschäftigt ist und wo die Stimmung des Freudenfestes ohnehin nicht aufkommen mag, auf den zweiten Donnerstag nach Pfingsten verlegt. Da tritt die Kirche in glänzender Procession auf die Straße, die geschmückt ist mit Blumen und grünen Bäumen, wie sie der Frühling spendet, und durch das Fronleichnamsfest, dieses willkürliche Fest der mittelalterlichen Kirche, ist Ostern weit überstrahlt worden.

Endlich das dritte Fest, ein Fest des Papstthums, das römische Jubelfest. Wenn gute Freunde am Sylvesterabend zusammensitzen, geschieht wohl, daß man etwas lebhafter denkt an das, was man erlebt hat und erleben soll. Und wer die Wende eines Jahrhunderts erlebt, bei dem mag das noch eindringlicher stattfinden. So war's in Rom Ausgangs des 13. Jahrhunderts. Man denkt an eine kirchliche Feier, es wird in alten Büchern nachgeschlagen, was wohl vor 100 Jahren geschehen sei. Da meldet sich ein Greis, 107 Jahre alt, der erzählt, er sei vor 100 Jahren mit seinem Vater nach Rom gekommen und habe da einen großen Ablaß erhalten. Das hat Bonifaz ergriffen, dem andächtigen Zulaufe nachgebend ertheilte er Allen, die am Jubeljahre die Kirchen der Apostel bußfertig besuchen, vollkommenen Ablaß für ein ganzes sündiges Leben. Hunderttausende zogen nach Rom, so daß man erkannte, das menschliche Geschlecht sei römisch und versammle sich wie eine große Familie um den heiligen Vater. Dem hat es auch Nutzen gebracht, denn Bonifaz' Ansehen war noch widersprochen. Später ist dies Jubeljahr zum Besten der römischen Gastwirthe erst auf 50, dann auf 25 Jahre herabgesetzt und fast zu einer willkürlichen Satzung des Papstes geworden, der es noch heute als Anziehungsmittel benutzt. Mit der Zeit hat sich für dies Fest eine

besondre große Liturgie herausgebildet. Die drei römischen Hauptkirchen: S. Paolo Maggiore, S. Giovanni in Laterano und S. Peter haben Jubelthüren, die für gewöhnlich vermauert sind. Vor der Jubelthür der Peterskirche erscheint beim Anbruch des Jubeljahres der Papst an der Spitze einer Processión: aperite mihi portas justitiae, und der Chor fällt ein: ingressus in eas confitebor Domino. Mit silbernem Hammer schlägt dann der Papst den ersten Stein der leicht gebauten Thür heraus, und mit Gesang zieht die Processión in die Kirche ein. Am Schluß des Jubeljahres legt wiederum der Papst feierlich den ersten Stein zu neuer Vermauerung der Thür. In den Kalk aber wird eine Gedenkmünze gelegt. Von den Erfolgen des ersten Jubeljahres heißt es in einer alten Chronik: „Da ging Annus Jubilaeus an zu Weihnachten und lieffen alle Leute gen Rom. Und die auch von Rom kamen wurden eins Theils böser als sie vor gewesen waren", doch aber auch reicher am Gefühl des Lebens durch große Anschauungen.

Wie fast alle neuere Kunst aus der Kirche hervorgegangen ist, so auch das Schauspiel. Der Cultus, zumal die Messe, hat schon etwas Dramatisches, dieses Andenken und sinnbildliche Darstellung des Leidens Christi. Auch in den üblichen Processionen tritt es hervor: in einer Charfreitagsprocession zu Antwerpen gingen voran Adam und Eva mit dem Baum der Erkenntniß, dann Moses mit den Gesetzestafeln und der ehernen Schlange, Johannes der Täufer folgte mit der Fahne als Herold, und ihm nach drängten geistliche und bürgerliche Corporationen in malerischen Trachten mit wehenden Fahnen. Anfänge des Dramas zeigen sich in den Wechselgesängen, z. B. der drei Marien, Christi und der Engel am Grab, oder zu Weihnachten an der Krippe zwischen den heiligen drei Königen, den Hirten und Engeln. Franz ließ solch eine Krippe im Walde errichten. Ostern- und Weihnachtsspiel haben sich daraus entwickelt. Anfänglich sprachen die Darsteller in der Cultussprache lateinisch, und in der Kirche geschah die Aufführung. Sie zog dann hinaus auf den Kirchhof, endlich auf den Markt oder auf die Wiese bei der Stadt. Priester und Schüler waren die Handelnden, allmälich auch Leute aus dem Volk, und so vollzog sich der Übergang in die Volkssprache, doch so, daß die heiligen Personen die Bibelworte meist noch lateinisch redeten. Dann entstanden poetische Paraphrasen in der Volkssprache, Gesang und Recitativ waren vorwaltend. Weniger in regelmäßiger Wiederkehr etwa zur Festzeit als bei außerordentlichen Veranlassungen wurden solche Spiele aufgeführt. Ihre Blüthe fällt ins 13. Jahrhundert, der Inhalt eine Übersicht der Geschichte Jesu. Alttestamentliches ging voran als Vorbild, mitunter

anhebend mit der Schöpfung, das Ganze beschlossen durch das Weltgericht, so daß mehrere Tage gespielt wurde. Die halbe Stadt spielte mit, die andre Hälfte und die Umgegend sah zu, und die großen Processionen, etwa der Palmenzug, verlangten eine Menge Mitspieler.

In Frankreich unterschied man Mystères und Moralités. Das Mysterium hat seinen Stoff vornehmlich aus der heiligen Schrift. Die Grundbedeutung des Geheimnißvollen eignete sich für den ursprünglichen Inhalt dieser Aufführungen, die göttliche Menschwerdung und Erlösung, es sind die Geheimnisse des Gottesreichs, die hier anschaulich dargestellt werden sollen. Die Moralität war ursprünglich allegorische Darstellung, etwa Glaube, Liebe und Hoffnung, oder Tugenden und Laster als Personen. Auch aus der Heiligenlegende hergenommene Stücke kamen zur Darstellung, besonders in England miracles genannt, weil ihr Hauptgegenstand die Wunder des Heiligen, d. h. die Verherrlichung des Glaubens im Siege über die Naturmächte wie im endlichen Untergange durch dieselben. Aber diese Namen-Unterschiede wurden nie genau eingehalten, die Bezeichnung als Mysterien ist vielmehr auch für die Stücke weltlichen Inhalts herrschend geworden. Die Bühne war zuweilen groß und kunstreich in drei Stockwerken: das eine der irdische Boden, darüber das Paradies, darunter die Hölle. Die Aufführung wurde angesehn wie eine Art Gottesdienst, zu Anfang knieten die Mitspielenden auf der Bühne nieder und sangen das Veni Spiritus Sancte. Hymnen im Choralstyl, wie wir sie kennen gelernt haben, wurden gesungen, und auch sonst ist der Inhalt ernst genommen worden. Für unser Thüringer Land knüpft sich daran eine Erinnerung: Als nach Ostern 1322 zu Eisenach vor Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange das Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen aufgeführt wurde und die Thörinnen trotz der Verwendung der Heiligen und der seligen Jungfrau von den Teufeln weggeschleppt wurden, da fuhr der Landgraf auf: „Was ist dann der Christen Glaube, wenn der Sünder durch die Fürbitte der Mutter Gottes und aller Heiligen nicht Gnade erlangen kann.“ Und es begann jene Verdüsterung, in welcher dieser heldenmüthige Fürst die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Das komische Element war doch nicht ausgeschlossen, zumal als im 14. Jahrhundert der strenge Kirchenstyl zurücktrat. Insgemein ist es dem Salbenkrämer zugekommen, mit seinem Famulus vor dem Grabe argen Marktschreierwitz loszulassen. Auch die Zwischenrede des Narren fehlte nicht ganz. In Rom sind solche Spiele bis 1549 durch die Brüderschaft del Gonfalone im Colosseum aufgeführt worden. In Paris stand vor dem ersten steinernen Theater als Wappenschild das Kreuz

mit den Leidenswerkzeugen Christi, und die erste dortige Schauspielergesellschaft hieß Confrèrie de la Passion.

Bis heute hat sich ein solches Spiel in dem bairischen Flecken Oberammergau erhalten, verhältnißmäßig neuen Datums, denn erst 1633 in einer bösen Seuche, als aller menschlichen Weisheit der Flachs auf der Spindel ausgegangen, gelobten die Oberammergauer dem Herrn, das bittre Leiden seines lieben Sohnes alle zehn Jahre öffentlich darzustellen, und das hat bis heute gewährt, nur für kurze Zeit durch eine falsche Aufklärung unterbrochen. Das Spiel hat den Vorzug, daß das Alte Testament dem Ganzen nicht vorausgeht, sondern nur den einzelnen Scenen als Typus: so dem h. Abendmahl das Suchen des Manna, der Kreuzigung die eherne Schlange, und zwar diese Scenen auf einem höher liegenden Zwischentheater durch das was wir zu nennen pflegen lebende Bilder. Das ist sehr volksbeliebt geworden, und alle Jahrzehnte wallfahrten viele Tausende dorthin. Als ich zuerst das Spiel sah, fast nur als Frage, ob es möglich sei, diese Aufführung durch einfache Landleute, hab' ich es doch erbaulich gefunden, wirklich wie eine Art Gottesdienst, selbst die Einsetzung des Abendmahls, ja die Kreuzigung des Herrn, und wer kann, der mag auch in Zukunft getrost hinwandern.

§ 148. Die Blüthe der bildenden Kunst in der Kirche.

Die bildende Kunst gehört durchaus zum kirchlichen Leben des Mittelalters, sie ist das schönste Kind desselben. Freilich ein besondres Verständniß davon ist ohne Anschauung, wenigstens durch gute Bilder, nicht zu erreichen, doch auch die nur halb verständliche Beschreibung, der Gedanke, erweckt Interesse, gelegentlich kommen auch wohl Abbildungen in die Hand: was in deutschen Landen zu sehen ist, in Nürnberg, München, Dresden und Berlin oder auch in den rheinischen Städten und Wien, das vergönnt wohl den Meisten ein günstiges Geschick, und Manchen treibt doch die Sehnsucht fort nach Dem, was jenseits der Berge liegt.

Nicht zufällig ist eine Blüthe der bildenden Kunst im Mittelalter aufgebrochen. Der Katholicismus des Mittelalters, wir haben ihn kennen gelernt als die sinnliche Veräußerlichung des Heiligen, doch fehlt ihm nicht die Innigkeit und der Enthusiasmus. Durch die Kunst wird das Äußerliche beseelt, die Andacht hat nicht ein bloß äußerliches Ding vor sich, sondern eine seelenvolle Form, so daß ein Verhältniß des Geistes zum Geiste eintritt und das Heilige sich darstellt in der Form

des Schönen. Daher fast gleichzeitig die bildende Kunst in ihren drei Zweigen sich entwickelt: in Architektur, Plastik und Malerei.

Wir sahen schon einmal [Bd. I, S. 612], wie das Bedürfniß zur Kunst geworden ist, in den beiden Formen des antiken Kirchenbaus: die Basilika, das längliche Viereck, im Innern mit Säulen, auf denen horizontal das Gebälke liegt, und die Rotunda mit Kuppelgewölbe. Bis zum 12. Jahrhundert herrschte der romanische Styl, eine Mischung der Basilika und Rotunda: der Grundriß das längliche Viereck, aber mit Gewölben im Halbkreisbogen, mit Pfeilern und phantastischen Säulen. So der Dom Karls d. Gr. zu Aachen, die Marcuskirche zu Venedig, und schon im Übergang zum gothischen Styl die zierliche Marienkirche zu Arnstadt. Die Umbildung zum gothischen, germanischen Baustyl geschah dadurch, daß aus den Halbkreisbogen Spitzbogen wurden. Die breite Wölbung war doch schwer in der Schwebe zu halten, während der Spitzbogen leichter sich selbst trägt und von außen her durch Strebepfeiler unterstützt werden kann, die daher diesen Bauwerken wesentlich sind. Einzeln ist er schon vor dem 11. Jahrhundert verwendet worden, durch arabische Einwirkung ist das Zierliche, luftig Aufstrebende hinzugekommen. Im Norden sind die Spitzdächer, wie sie zu den Spitzbogen sich schickten, schon des Schnees wegen angemessen, daher von Liebhabern des alten Baustyls die Spitzbogen nur als Nothbehelf oder als Entartung betrachtet worden sind. Klenze, der Architekt, meinte, dieser Baustyl sei hierarchisch; man habe den Blick des Volkes zum Himmel gewandt, um auf Erden desto freier schalten zu können. Das klingt fast wie ein Scherz. Wer unsre deutschen Münster für eine Entartung hält, könnte auch in Shakespeares Dramen eine Entartung von Sophokles, in den Nibelungen eine Entartung der Ilias, ja im Christenthum überhaupt eine Entartung des griechischen Heidenthums sehen.

Das Wesen des antiken Tempels war die heitre Schönheit, im Kuppelgewölbe des romanischen Styls schien der Himmel dargestellt auf Erden, herabgezogen, dagegen dem germanischen Styl eigen ist das Hinaufstrebende und Sehnende, aber nicht in verkümmerter Sehnsucht, sondern in reicher Lebensfreude und Pracht, zugleich unbewußt eine Versteinerung und Verklärung des alten germanischen Naturtempels, des heiligen Haines, des Hochwaldes. Wo hohe Bäume in zwei Reihen neben einander emporgewachsen sind, hat man im Frühling die Durchsicht einer solchen Spitzbogenhalle, und eine gothische Kirche erscheint wie ein heiliger Wald, der seine tausend Wipfel und Zweige wie Hände zum Gebet emporhält. Nirgends eine horizontale Fläche, eine leere

todte Wand, Alles aufstrebend in reichen Verschlingungen, selbst Fenster und Thüren nicht als Öffnungen für den Nothbehelf, sondern aus den gegliederten Säulenbündeln und Spitzbögen wie nothwendig hervorgehend.

Wie in der Basilika wird auch im gothischen Kirchenbau die Breite möglich gemacht durch Säulengänge, gleich durchbrochnen Zwischenwänden: aber auf diesen Säulen liegt das Gebälk des Daches nicht gradlinig, sondern Säulen und Pfeiler gehn in die Decke völlig über. Im antiken Kirchenbau war der Thurm nicht naturwüchsig, d. h. er ging nicht hervor aus der Idee des Baues, nur als Glockenhaus, eine hohe Säule, stand er neben der Kirche. Im germanischen Styl sind die Thürme die höchsten Gipfel des allgemeinen Strebens geworden, mit der Kunst allmälichen Abnehmens und Zuspitzens, so daß das Ganze ausgeht wie eine durchbrochne Pyramide, diese Hochkirche, die gleichsam losgesprochen vom Gesetz der Schwere gen Himmel steigt und in der Kreuzblume ihren Abschluß findet. Es wäre vergeblich, einen solchen gothischen Kirchenbau zu beschreiben, wir haben ihrer ja genug in Marburg, Nürnberg, Wien, Magdeburg, Bamberg, Regensburg, Ulm, Freiburg, Cöln, und unser wiedergewonnenes Straßburger Münster. Selbst unsre Jenaische Stadtkirche zum heiligen Michael hat die Grundform des gothischen Styls, und auch ihre Pfeiler gehn über in das Gewölbe, nur ohne die reiche Gliederung, ohne den phantastischen Schwung und abgesehn vom Thurm, der einer späteren Zeit angehört.

Die Anfänge dieses Kirchenbaus gehn zurück auf die Normannen in Sicilien, zur Entwicklung kam er im 13. Jahrhundert, gothisch in Italien genannt, wie wir etwa sagen: altfränkisch, aber die wahre Bezeichnung, so sehr wir an die andre gewöhnt sind, ist germanisch-christlich. Wenn sich darin eine tiefsinnige Frömmigkeit darstellt, so gemahnt es doch auch an eine an künstliche Systeme gewohnte Zeit, eine Scholastik der Architektur. Wie Alles daran sinnbildlich ist, so auch die Zierathen der Pfeiler und Säulen: die Rose, über dem Hauptthor, das gottgeweihte Herz; fromme Thiere, Lämmer, Tauben, Pelikane, daneben auch Ungeheuer. Am Magdeburger Dome, und auch heute noch in vielfach geschmackloser Nachbildung, sind die Abflüsse der Dachrinnen Drachenköpfe, die Thiere des Satans im Dienste des Heiligthums. Die Säulen haben nicht die einfach schönen Formen griechischer Architektur, sondern sie steigen empor als ein Bündel, bald sich trennend, bald sich verschlingend, oft mit Guirlanden umwebt, darin Nischen zu Statuen, so daß Hunderte und Tausende darin Raum gefunden haben aus dem Alten und Neuen Testament, wie aus der Welt- und Kirchengeschichte.

Solch eine Kirche ist wie eine heilige Chronik, oder wie die apokalyptische Stadt Gottes, das triumphirende Gottesreich, Alles beherrschend und Alles sich aneignend.

Die hohen Fenster bedurften einer Dämpfung des Lichts. Fensterscheiben kannte man seit dem 4. Jahrhundert, goldgelbe Scheiben an Kirchenfenstern jedenfalls zur Zeit Gregors von Tours, der erzählt, ein Dieb habe solche gestohlen, in der Hoffnung Gold daraus zu schmelzen. Die Glasmalerei, wie sie in den oberbairischen Klöstern entstanden zu sein scheint, war zunächst eine Mosaik mit gefärbten Glasstückchen. Im 10. Jahrhundert finden wir schon das Wesentliche, das Bemalen des Glases mit durchsichtigen in Feuer verglasbaren Metallfarben. Doch entstand die Schwierigkeit, mehrere Farben auf einer Tafel anzubringen und die Übergänge, das Verfließen zu hindern. Daher die Verbleiung, Glasstückchen der verschiednen Farben durch Bleiröhren zusammengesetzt, wobei dann doch der Eindruck colorirter Zeichnungen entstand. Das gehört wie nothwendig zu einander, das Düstre und doch zugleich die Farbenpracht echter Lichtbilder, zumal wenn die Sonne darauf scheint und die bunten Schatten in die hohen düstern Wölbungen fallen. Auch daß die Kirchen Begräbnißstätten hochgestellter Menschen waren, gehört zum Eindruck. Wie diese Todten insgemein als Erz- oder Steinbilder auf ihren Grabmalen liegen, wird die Gemeinde früherer Jahrhunderte durch sie repräsentirt. Selbst die Leichenversammlung in den unterirdischen Gewölben, wie polizeiwidrig sie ist, steigert den ernsten, in der Nacht schauerlichen Eindruck.

Es war eine der phantastischen Vorstellungen des Mittelalters, daß Salomos Tempel auf Zion das Vorbild dieser Bauten gewesen sei. Aber kein Fürst hat unsere Dome gebaut, sie sind Werke der Hierarchie und der städtischen Freiheit. Statt Kreuzzüge zu unternehmen baute man Kirchen in der Heimath, in Ulm haben die Frauen all' ihren Schmuck dazu hergegeben. In Dreierlei war dieser Trieb gegründet: vorerst in der Idee und Kunstfreude, sodann in der Frömmigkeit, welche im Hingeben ihrer irdischen Schätze ein Verdienst vor Gott zu erwerben glaubt, endlich in Handwerk und Kunstfertigkeit. Im 13. Jahrhundert bestanden in Deutschland 22 Bauhütten, d. h. Vereinigungen, Corporationen von Steinmetzen, die in Straßburg unter Meister Erwin von Steinbach die oberste. Von hier aus kamen die Gesellen und Meister, welche die Kathedralen in Frankreich und Italien aufführten. Sie mußten einen Eid schwören, nur um Taglohn, nicht für das Ganze sich zu verdingen, der sorgsamen Ausführung wegen.

Seltsam sind in diesen Werken kirchlicher Frömmigkeit die Spötte-

reien in den Steinbildwerken: Katzen, Tiger mit Mönchsgesichtern und Glatzen; ein Priester hält statt des Breviers ein Bretspiel in der Hand; ein Esel liest eine Messe oder der Fuchs im Mönchsgewand predigt den Hühnern, die mit offnem Schnabel zuhören; ein Mönch macht eine unanständige Gebärde gegen eine Beguine. Vielleicht ist es nur der Gegensatz des Gewerks gegen die Mönche, die anfangs solche Bauten unternahmen. Später sind diese Bildwerke benutzt worden zur Polemik gegen den Protestantismus: zu Toulouse in der Kirche des h. Severin ist unter den zierlichen Sculpturen des Chores ein dickes Schwein, bedeckt mit einer Mönchskutte, das predigt, und darunter steht von späterer Hand: Calvin le porc prêchant; aus den Mönchsbildern auf der Brücke zu Prag hat man Luther und Katharina machen wollen.

Zwei Schattenseiten zeigen sich doch in der Schönheit und Größe selbst: die Tausende von Schnörkeln und Spitzen, das Durchbrochne, Himmelstrebende, der Waldtypus, wodurch so ungeheure Massen so leicht, luftig aussehn, es ist, da nun einmal bei uns nur in Sandstein aufführbar, unter nordischem Klima zu sehr der Verwitterung ausgesetzt. Besonders Schnee und in die Fugen eindringendes Thauwasser, das dann wieder friert, zersprengt die Steine. Daher Reparaturen schon vor der Vollendung und stete Reparaturen nothwendig waren. Und die zweite: das Himmelstrebende fordert auch zu nur sinnbildlicher Darstellung große Höhe, diese, um nicht eng zu scheinen, weite Räume, und so treibt diese Bauart zum Riesenhaften, während das Einzelne in seiner kunstreichen Ausführung Zeit und Mühe fordert. Daher die größten und schönsten Denkmäler in Straßburg und Cöln unvollendet blieben, abgebrochen oder doch unterbrochen, wie das Volk, das sie erbaute, als die erhabensten Denksteine seiner Frömmigkeit und seines Geistes. Es geht die Sage von dem Cölner Baumeister: als er die Unmöglichkeit eingesehen habe der Vollendung seines Werkes, habe er sich von der Höhe des Thurmes herabgestürzt. Das ist die Versinnbildlichung dieses Gefühles, daß Menschenkraft nicht ausreiche, so Hochragendes zu Ende zu führen. Das Straßburger Münster stammt aus verschiednen Zeiten, der größere Theil noch romanisch, von Erwin ist nur der Vorbau, d. h. das Hauptportal inmitten zweier Thürme, und nur der eine Thurm ist vollendet. Die Spuren deutscher Kugeln, die in jener Unglücksnacht auch sie getroffen haben, sind nun sorgsam getilgt. In Cöln stand lange ein Dom aus der Zeit Karls d. Gr. Er brannte ab, die neue Kunst und der Wunsch, für die Leiber der heiligen drei Könige, die Kaiser Friedrich aus dem zerstörten Mailand mit sich geführt hatte, eine würdige Stätte zu gründen, hat den Neubau veranlaßt. Erzbischof

Konrad von Hochſteden 1248 hat den Grundſtein gelegt in Geg
des neuerwählten deutſchen Königs Wilhelms von Holland und
Fürſten. Nach einer Überlieferung ſtammt der Bauplan von Al
Magnus, dem Scholaſtiker, der damals in Cöln lebte und die D
canerkirche in Freiburg wie auch den Chor der Dominicanerkirche i
gebaut hat. Nach einer Urkunde von 1257 ertheilt das Dom
dem Meiſter Gerhard als Steinmetzen und Vorſteher des Do
eine große Hofſtätte für eigenen Hausbau. Vielleicht haben Bei
eint gewirkt, der Scholaſtiker und der Steinmetz. Durch ſtädtiſc
Reichsfehden iſt der Bau oft verſtört, aber in allen deutſchen L
iſt wieder für ihn geſammelt worden. 1322 wurde der Chor f
geweiht, dieſe Prieſterkirche, die faſt eine Kirche für ſich iſt, 143
der ſüdweſtliche Thurm auf die Höhe gebracht, in welcher ihn d
Jahrhundert übernommen hat. Damals wurden die Glocken l
gezogen, und der Krahn überdeckt, der als mahnendes Wahrzeich
Cöln ſtehen geblieben iſt, bis er [1868] dem Jahrhundert des D
zum Opfer gefallen iſt. Als in der Reformationszeit der Fortba
aufgegeben war, ſtand nur der Chor, jener Thurm bis zu $^1/_3$
jetzigen Höhe, der andre kaum aus den Fundamenten aufſteigen
Hauptſchiff zu $^1/_4$ ſeiner Höhe und mit Brettern überdeckt, All
Fragmente eines großen Gedankens. So habe auch ich ihn noch g
Als Sulpice Boiſſerée, der kunſtſinnige Kaufmannsſohn aus Cö
liebevoll in dieſen Wunderbau vertiefte, fiel ihm der längſt ve
gegebene Riß in die Hand: hiernach waren geplant fünf Läng
durch vier parallele Säulenreihen, von drei Querſchiffen durchſch
die innere Länge 450 Fuß, die Breite 150, das Hauptſchiff 200 Fu
jeder der beiden Thürme des Portals 545 Fuß. So die damals geh
Vollendung, die nun zu herrlicher Wirklichkeit geworden iſt! Di
ſabethkirche zu Marburg, eine Deutſchordenskirche, iſt viel ei
und kleiner als der Cölner Dom, aber vollendet wie ſie im Geiſte de
meiſters ſtand. Nur im Innern zerſtört, iſt ſie nun reſtaurirt, ur
dem Vorüberfahrenden ſtellt ſie ſchon vom Bahnhof aus anmuthig ſi

Das Ende dieſes Kirchenbaus, wie er im 15. Jahrhundert
det, hat man beſchrieben als Überbildung des Pflanzentypus. A
wäre die denn? Nur der Geiſt iſt verloſchen, der eine reiche Sta
frommes Volk zu ſolcher Unternehmung einte. Wir können's
wieder aufnehmen und haben's ſchon wieder aufgenommen.

Der Dom von Mailand iſt halb eine germaniſche Kirche, h
ſcheint er wie ein römiſcher Kaiſerpalaſt, italieniſch auch im Ma
ſtatt des Sandſteins weißer Marmor, der doch nach einigen Ja

derten bräunt. Napoleon I hat einige Millionen zur Restauration und Vollendung daran gesetzt, die Österreicher haben es fortgeführt. Daher der obere Theil noch weiß glänzend mit den tausend Spitzen und Statuen in Sonnen- und Mondschein einen zauberhaften Anblick gewährt, und unwillkürlich kommt es Einem auf die Lippen: Te saxa loquuntur. Rom hat nur eine gothische Kirche, die Dominicanerkirche sopra Minerva, unter Pius IX glänzend, freilich etwas bunt restaurirt. In Italien war das Altkirchliche doch zu mächtig für die Aufnahme der germanischen Bauart, und in der Zeit der Renaissance, der Auferstehungszeit klassischer Kunst und Literatur, ist man noch entschiedner zurückgekehrt zum Altrömischen, zumal seit Vitruvs Lehrbuch der Baukunst aufgefunden war, das Rafael sich übersetzen ließ, als er den Bau der Peterskirche zu leiten übernahm. Aus dem Vorhof, dem Atrium der alten Basilika, ward der Gottesacker, der campo santo, ein mit hohen Mauern umschlossenes Viereck, nach innen Säulen und Pilaster. Dadurch ergaben sich Flächen für Bilder und Denkmäler über den Sarkophagen. So die berühmte Todtenstadt in Pisa, die in ihren Denkmalen fast die ganze Geschichte der Stadt in ihren früheren Jahrhunderten enthält. Man hat es nachgeahmt in München, auch in Berlin wenigstens nachahmen wollen, doch ohne Erfolg.

In Mittelitalien blieb die Basilika herrschend mit der Kuppel auf dem Kreuzdurchschnitt. Die aufstrebende Republik Florenz wollte im 14. Jahrhundert in einem Dome diese Bauart großartig vollenden. Die Grundfesten legte Arnulf, ein Deutscher. Doch in städtischen Fehden hat der Bau ein Jahrhundert lang brach gelegen. Dann zweifelte man an der Möglichkeit das Werk zu vollführen: es galt bei einer Höhe von 380 Fuß eine Kuppel zu wölben im Durchschnitt von 100 Fuß. Als man doch zu Anfang des 15. Jahrhunderts eine Künstlerversammlung ausschrieb: wer es wage, das Werk fortzusetzen, solle sich melden, kam ein unbekannter Jüngling, Brunellesco mit seinem Modell. Ihm vertraute man den Bau, und sterbend auf der Bank des Dante, dem Dom gegenüber, hat er die Kuppel vollendet gesehen. Ihren Abschluß hat diese Bauart in der neuen Peterskirche erhalten, die weniger aus kirchlichen, als aus künstlerischen Bestrebungen des 16. Jahrhunderts hervorgegangen ist. Julius II wollte für die Blüthe der Kunst einen hohen Gegenstand und für sein Grabmal von Michel Angelos Hand einen würdigen Platz. Bramante, sein Baumeister, meinte: „So laßt uns das Pantheon auf Riesensäulen setzen," d. h. die Kuppel auf die Basilika, aber auf heiliger Stätte über dem Grabe S. Peters. Aber die alte Peterskirche war selbst ein edles Denkmal früherer Jahr-

hunderte, rings umher Grabstätten der Päpste, und viele Cardinäle warnten vor dem Abbruch. Julius, nicht gewohnt Widerspruch zu ertragen, ließ sofort die Vorderseite abbrechen, und nach einem Jahrhundert mühsamen Bauens stand die Metropole der katholischen Christenheit des Abendlandes, berühmt als die größte und reichste Kirche, fertig da. Man hört oft sagen, daß man sich beim Eintritt bedrückt, ja vernichtet fühle von dieser Kirche. Ich habe das nicht gefunden. Am Ende ist sie doch nur klein gegenüber auch nur einem mäßigen Berge, und winzig gegen das Gewölbe des Himmels. Sie hat die gewöhnliche Form moderner italienischer Kirchen: das lateinische Kreuz, als Tonnengewölbe, in dessen Einschnitt die Kuppel. Aber die Königin dieser Kirchen ist sie theils durch ihre Größe, theils durch das gleichmäßige Verhältniß aller Theile zu dieser Größe. Nur daß beide Vorzüge einander verdecken für den unmittelbaren Eindruck; weil jedes Glied, jede Verzierung riesenhaft ist, erscheint das Ganze nur als angemessen. Erst durch Reflexion wird man die Größe inne: daß die beiden Kinder, die das Weihbecken tragen, in der Nähe betrachtet, Colosse sind; daß die Nebencapellen ansehnliche Kirchen bilden, in deren einer das letzte ökumenische Concil abgehalten werden konnte; daß in der Kuppel das Straßburger Münster bequem Raum haben würde; daß das Klima in der Kirche Winters und Sommers nur um wenige Grade wechselt. So ist diese Kirche gleichsam ein Stück Welt für sich. Aber nur die Form ist's, die uns an einem Kunstwerk ergreift, die Größe hat nur einen Werth, wiefern sie die angemeßne und vollkommene Ausbildung dieser Form darstellt. Diese Form ist eine Mischung des Heidnisch-Antiken und Christlichen wie der römische Katholicismus selbst: der christliche Charakter fordert, daß die Wölbungen himmelstrebend aufsteigen: sollen diese hohen Bogen nicht schmal oder spitz werden und so in den ernsten, sehnsuchtsvollen Sinn der gothischen Baukunst übergehen, so bedarf es weiter, freier Räume. Dazu das Bedürfniß, um das sichtbare Oberhaupt der Kirche eine Gemeinde von vielen Tausenden zu versammeln. Diese Bestimmung hat die Peterskirche erfüllt, sie ist auch im Einzelnen durchgeführt worden: in einer Seitencapelle stehn Beichtstühle mit der Überschrift der Sprache, die darin gehört und gesprochen wird, und es sind die Sprachen aller katholischen Hauptvölker vertreten, so daß Jeder den Priester seiner Sprache finden kann, wenigstens zur Osterzeit. Es mag einen majestätischen Eindruck auf den Gläubigen gemacht haben, wenn unter der Kuppel an hohen Festen der Thron des Papstes stand, umgeben von den Cardinälen, Prälaten und Ordensgeneralen in ihren mannigfachen, malerischen Trachten, wenn Weihrauchwolken und die

ernsten Töne der päpstlichen Capelle hinaufzogen und die Sonnenstrahlen aus der Höhe herabfielen auf die Worte in riesenhafter Steinschrift, welche die Kuppel umgürten: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo claves regni coelorum. Doch dieser Bau ist verhängnißvoll für das Papstthum: denn der zur Fortführung des Baues nothwendige Aufwand ist hauptsächlich durch die Ablaßgelder aus deutschen Landen bestritten worden, und diese haben die Thesen vom 31. October 1517 hervorgerufen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sind in der ungeheuren Kuppel einige Risse erschienen, und so hat man allmälich um die Außenseite sechs gewaltige eiserne Reifen gelegt. Noch stehn die Worte der Steinschrift unverletzt. Wer mag wissen, ob der stolze Bau einmal durch ein Erdbeben über dem Thron des Priesters zusammenstürzen wird, der es wagt, jene Worte auf sich zu beziehen, oder ob vielleicht dieser Bau, widerwillig, einst einem fremden Cultus dienen wird? Vielleicht, wenn das geistige Erdbeben der Reformation den nicht minder kühnen und kunstreich aufgethürmten Bau der Hierarchie vollends gebrochen haben wird.

Der Plastik, der künstlerischen Nachbildung der Gestalt als Statue oder als Relief, dieses mehr oder minder erhaben an einer Fläche hervortretend, ist das Christenthum nicht günstig gewesen. Seine keusche Sitte hat ihr den Hauptgegenstand, das Nackte der menschlichen Gestalt, verkümmert, gleichsam an's Kreuz geschlagen, es darf nur erscheinen in Martern. Doch durch die Nachahmung der Antike entwickelt, ist auch dieser Kunstzweig einigermaßen von der Kirche ertragen worden. Es war eine schöne Zeit dieser Kunstentwicklung, zu Florenz, wie sie geschildert ist in Ghibertis echter, von Vasari benutzter Chronik. Wir dürfen nur Einiges nennen. Dem Dom zu Florenz gegenüber liegt das Battisterio, die Taufcapelle. Für sie goß Lorenzo Ghiberti [1378—1455] die vier Erzthüren, nach Michel Angelos Wort werth Pforten des Paradieses zu sein: darauf in Hautrelief aus Erz gegoßne Bilder des Alten und Neuen Testamentes mit landschaftlichem Hintergrunde, mit Perspective und was sonst nur der Maler darstellen kann. Von Luca della Robbia [1378—1450] sind die Chorknaben in Nachbildung weit verbreitet, hinter einander auf Basrelief. Es ist, als hörte man sie singen. Donatellos [1383—1466] berühmte Statue der Judith in Florenz, diese wilde jüdische Schönheit, birgt doch in ihrer leidenschaftlichen Beweglichkeit ein der Plastik fremdes Element. Michel Angelo Buonarotti [1474—1564] war Bildhauer, Maler und Architekt, aber auch Anatom und Dichter, seine Werke, wenigstens des gereiften Mannes, voll erhabner Leidenschaft und tiefsinnigen

Ernstes, so seine Grabmonumente der Medici in Florenz, aber auch sein Moses, der furchtbare Volksherrscher. In seiner Jugend hat er auch Anmuthiges geliefert: die Mutter mit des Heilands Leichnam innig, zart und schön, in der Peterskirche, den jungen Christus in der Dominicanerkirche sopra Minerva, den Engel auf dem Grab des h. Dominicus zu Bologna.

In deutschen Landen ist die Plastik ausgegangen von den Steinmetzen zum Schmuck der von ihnen erbauten Dome. Zwei Hauptwerke Nürnbergs gehören hierher: der Sarg des h. Sebaldus, umgeben von den 12 Aposteln und allerliebst musicirenden Kindern, von Peter Vischer kunstreich gebildet in der Sebalduskirche, und das Sacramentshäuschen, Herrgottshäusle, von Krafft in der Lorenzerkirche, in der Figur eines gothischen Thurmes die Passionsgeschichte des Herrn darstellend mit ihren Propheten, unten der Meister selbst mit seinen beiden Gesellen.

Wenn die Plastik besonders für Grabdenkmale ihre Dienste lieh, so hat sie doch auch politische Ereignisse kirchlich gefeiert. Als Lucca 1494 seine verlorne städtische Freiheit wiedergewonnen hatte, sollte dies Ereigniß auch durch die Kunst verewigt werden. Johann von Bologna erhielt den Auftrag und wußte kein besseres Symbol der Freiheit als den Weltheiland inmitten seiner Apostel, den er im Dom dargestellt hat als den siegreichen Befreier.

Den reichsten Dienst an der Kirche hat die Malerkunst geleistet, nachdem im Bilderstурm das Recht heiliger Bilder anerkannt war, als Bücher der Unmündigen, dadurch das Unsichtbare anschaulich, das Vergangne gegenwärtig wird. Die Reliquie stellt den Gegenstand religiöser Verehrung unmittelbar vor die Augen, aber meist abschreckend, unschön. Dagegen im Bilde erhält er neues Leben, und ist es nur ein Schein, so ist er doch oft schöner als die Wirklichkeit. In der Malerei hat die christliche Kunst einen Höhepunkt erreicht, weil Linie und Farbe im Sinnlichen das feinste Mittel sind, um nicht bloß die Natur, sondern auch was über ihr liegt, die Idee darzustellen. In der christlichen Kunst ist stets etwas Sinnbildliches, was unter der dargestellten Form einen tiefren Inhalt ahnen läßt: ein Löwe bedeutet bald den sterbenden Christus, bald den Satan, wie er brüllend umherschleicht; die Taube ist der h. Geist; der Pelican, der sich mit dem Schnabel die Brust aufritzt, um seine Jungen zu atzen, er weist hin auf das Abendmahl. Das Bild hat anfangs noch gar keinen Werth an sich, entsteht noch nicht nach seinem eignen Gesetz, dem der Schönheit. Doch auch in der höchsten Kunstentwicklung ist etwas von diesem Anfang geblieben: ein Weib mit

einem Kinde, unmittelbar ist's nur das allgemein Menschliche, die Mütterlichkeit, aber die Himmelskönigin mit dem gottmenschlichen Kinde erscheint darin.

Die Gegenstände kirchlicher Bilder sind vierfacher Art: 1) Personen der biblischen Geschichte Alten und Neuen Testaments. Indem die allgemeinsten Züge einer Kunsttradition sich bildeten, um sozusagen jede dieser Personen zu erkennen, blieb doch in Ausbildung derselben freier Raum für künstlerische Phantasie. Nur die Höhenpunkte dieses unerschöpflichen Gegenstandes waren die Kreuzigung und die Kreuzabnahme, die Madonna mit dem Kinde und mit dem Leichnam des Sohnes. 2) Heilige, besonders Märtyrer. Goethe hat einmal geklagt, diese Bilder stellten den reinen Schindanger dar, und allerdings, der h. Bartholomäus, wie ihm die Haut abgezogen wird, im Vatican der h. Erasmus von Poussin, wie die Eingeweide ihm aus dem Leib gewunden werden, das sind nicht erfreuliche Gegenstände ächter Kunst. Doch das Grausenhafte wird zum Tragischen erhoben, wo diese Marterbilder als Doppelbilder erscheinen: auf Erden das Martyrium, der Jammer; dort droben die Aufnahme in den Kreis der Seligen. Besonders beliebt wurde der h. Sebastian, als Ziel der Pfeile seiner Henker an eine Säule oder Baum gebunden, ein christlicher Apollo, weil erlaubt war hier die Nacktheit anzuwenden. Oft auch erscheint die Madonna anbetenden Heiligen. 3) Auch gegenwärtige Menschen der Gemeinde konnten dargestellt werden, doch nur als Nebenpersonen, etwa eine himmlische Erscheinung betrachtend oder als Donatoren. So auf Holbeins Bild, der „schwarzen Madonna", sieht man unten knieend den Bürgermeister von Basel Jacob Meyer mit seiner Familie, und die Madonna in der Höhe hält wohl nicht das eigne Kind im Arm, vielmehr nach seinem leidenden Aussehn das kürzlich verstorbene jüngste Kind des Bürgermeisters. Bloß gegenwärtige oder vielmehr namenlose Menschen nur nach Stand, Alter, Beschäftigung sind dargestellt in den Todtentänzen: Gruppen heitrer Menschen in charakteristischer Beschäftigung von Papst, Kaiser und eitlen Frauen bis herab zum Bettler, der Tod als Gerippe kommt tänzelnd hinzu und schleppt Eins nach dem Andern fort. „Der Tod hat den Menschen zum Tanz abgeholt" lautet der ernste Text. Das war eine Mahnung an das allgemeine Geschick der Menschen, indem es das Schauerliche zum Muntern, Neckischen fügte. Seit der Pest im 14. Jahrhundert wurden diese Todtentänze beliebt in den Kreuzgängen der Klöster, der ältere Holbein in Basel hat sie besonders geistvoll durchgeführt. 4) Mythische oder doch dem heidnischen Alterthum angehörige Gestalten Von ihnen waren einige schon durch die kirchliche Überlieferung gege-

ben: so erscheinen seit dem 13. Jahrhundert die Sibyllen in Bildern; Michel Angelo hat in der sixtinischen Capelle 7 Propheten gemalt, zwischen ihnen 5 Sibyllen von verschiednem Alter, die persische hochbejahrt, die delphische jung und schön, Alle tragen sie den Charakter des Erhabenen, versunken, hingegeben an die göttliche Offenbarung. Anderwärts sind die Sibyllen naiver dargestellt als das Licht, das im Finstern scheint, mit einer Laterne; auch Virgil in ihrer Mitte. Die Ahnung des Heidenthums auf Christus ist in ihnen personificirt. Die Sirenen erscheinen als Sinnbilder der verführerischen Naturgewalt, der Centaur als seltsames Vorbild der Doppelnatur Christi, Codrus als Typus seines Opfertodes. Als Nebenfiguren werden mythologische Gestalten aller Art verwendet, wie sie auch in Dantes Poesie sich finden: Parzen, Musen, Victoria, Fortuna. Dann hat man auch die Motive, die künstlerische Gestalt nachgeahmt ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Bedeutung: von Aphrodite entnimmt man das Motiv zur Maria, und hier ist noch innere Verwandtschaft; Victorien gelten als Engel, von den Satyrn hat der Teufel Hörner und Schwänzchen; am bronzenen Grabe Sixtus' IV in der Peterskirche von 1493 sieht man unter andern Figuren die Theologie in Gestalt der Diana, eine bis an die Schenkel entblößte Figur mit Bogen und Köcher. Zu Elias auf dem feurigen Wagen, er selbst wieder der Typus von Christi Himmelfahrt, hat man das Motiv von Helios' Sonnenwagen genommen, für den h. Georg aus der Perseusſage. Auch hier ist die Grundbedeutung eine verwandte: wie Perseus als Sonnengott Andromeda, die im Winter gefesselte Natur befreiend das Ungeheuer besiegt, so erlegt auch der h. Georg den Drachen.

Die ältesten christlichen Bilder finden wir theils in den Chorwölbungen der Kirchen, Musivarbeiten aus glasirten Thonstückchen, theils sind es Miniaturen, picturae minutae, in Kirchenbüchern. Auch unsre Bibliothek besitzt einige sehr hübsche, die Friedrich der Weise aus Burgund erworben hat; z. B. den Baum der Erkenntniß: auf der einen Seite Eva, die Schlange züngelt aus dem Laube, durch die Äpfel schimmern Todtenköpfe; auf der andern Maria, den Fuß auf den Drachen gesetzt, auf dem Baume Hostien und Weintrauben, der Baum der Erkenntniß ist da zum Baum des Lebens geworden. Die alten griechischen Bilder, die meist als Werke des h. Lucas galten, zeigen rohe, schwarze Umrisse, bei zarter Färbung geringe Spuren von Schatten, die Figuren kerzengrad, lange Nasrücken und langgeschlitzte Augen, das Christkind wie ein altes Männchen. Von solchen Vorbildern ausgehend ist diese Kunst zur Entwicklung in Italien gelangt. Durch Örtlichkeit, Natio-

nalität und persönliche Gemeinschaft hat sich hier eine bestimmte Art und Überlieferung gebildet, ein Gemeinsames bei mancherlei individueller Besonderheit, und so sind Schulen entstanden. Cimabue [um 1240—1300] ist nach Vasari, dem Schüler Michel Angelos, der noch als eine Stimme aus dem reichen Kunstleben Italiens dieses freilich parteiisch beschrieben hat, als der Anfänger der italienischen Malerei zu betrachten, jetzt gilt er als Vollender der griechischen Schule in Italien durch ältre Denkmale im Campo Santo zu Pisa und in der Franciscanerkirche zu Assisi. Seine heilige Jungfrau in Maria Novella zu Florenz ist wie ein erhabner heiliger Gedanke, aber nie hat ein sterbliches Weib so ausgesehn; doch im Christuskinde zeigt sich schon anmuthige Natürlichkeit. Giotto, der Begründer der Florentinischen Schule [1276—1336], von Dante und Petrarca gefeiert, galt seinen Zeitgenossen als Neuerer; er hat das Griechische in's Italienische übersetzt, das bloß Gedachte in die Natur. So auf den alten Bildern ist das Christuskind dargestellt, segnend die Finger erhoben, bei Giotto nach Art der Säuglinge ungestüm die Brust der Mutter enthüllend. Auch sonst hat Giotto kecke Blicke gethan in's wirkliche Leben. Als er die heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten gemalt hatte, fragt ihn ein Freund: „Warum sieht Joseph so traurig aus?" Und er antwortet schalkhaft: „Hat er nicht Grund dazu?" Durch Dante ist er auch in seinen Gegenständen bestimmt worden: in Assisi, in der untern Kirche, hat er ganz nach dessen Versen die Armuth als ein Weib hingestellt, welches durch Christus mit dem h. Franz vermählt wird. Dürftig gekleidet steht sie in Dornen, zwei Buben im Vordergrunde verhöhnen sie, im Hintergrund wird durch einen Engel ein Jüngling herbeigeführt, der dem Beispiel des Heiligen folgend sein Gewand einem Armen reicht.

Die Kunstfertigkeit dieser florentinischen Schule, die sich in Domenico Ghirlandajo [1451—1493] vollendet, ist auch in Darstellungen der heiligen Geschichte häuslich und bürgerlich, die Krippe von Bethlehem wird zum Wochenbette von Florenz. Und noch im 15. Jahrhundert ist aus dem Natürlichen auch das Gemeine und sinnlich Reizende hervorgegangen: die Versuchung Josephs durch Potiphars Weib z. B. ist wahrhaft verführerisch gemalt worden. Einzelne hohe Meister bewahrten doch den kirchlichen Ernst der Kunst. Angelico aus Fiesole, ein Dominicaner, als Fra Angelico bekannt [1387—1455], hat in frommer, glücklicher Kindlichkeit Kinder, Engel und Selige gemalt, nie ohne Gebet, oft unter Thränen. Seine Arbeiten hat er nicht nachgebessert, weil er seine Kunst als göttliches Gnadengeschenk betrachtete im Glauben, daß Gott sich offenbare im Bild, wie er sich geoffenbart habe im

Wort. Es ist ein Stillleben der Seele mit sich und ihrem Gott, das Leidenschaftliche, tief Schmerzliche ist ihm fremd. Als Eugen IV während des Concils im Dominicanerkloster wohnte, schmückte man sein Zimmer mit Bildern Angelicos. Der Papst, ein Kunstkenner, rief aus: „Es ist doch etwas Herrliches um diese alten Meister, wie hoch sich unsre Zeit ihnen überlegen dünkt. Es bewegt uns erst zum Lächeln, wenn wir sehn, wie die Frommen von Engeln mit beschornen Häuptern im Reigentanze gen Himmel geführt werden, aber wir werden gerührt bei längerer Augenweide. Alle Gestalten sind wie aus dem Paradiese. Wie anders ist der Eindruck, den die neuren Gemälde auf uns machen, da sehen wir gesuchte, auffallende Stellungen, und unsre Seele bleibt kalt." Wie war er verwundert, als man ihm sagte: der Maler lebt, er ist hier! Und nun zeigt man ihm die mannigfachen Bilder Angelicos auf Kalk, Holz, Leinwand, Elfenbein. Da ruft Eugen: „Gibt es noch irgend eine Masse, auf der dieser emsige Maler seine Kunst nicht versucht hat?" Man bringt ihm gemalte Osterkerzen. Er hat ihn mit nach Rom genommen und ihm die Ausschmückung einer Capelle übertragen. Das aufgehobne Marcuskloster, wo fast jede Zelle ein Bild von ihm enthält, gilt nun als das Museum seiner Werke. Masaccio [1401—1428] hat das Erhabne, Sinnvolle dargestellt; was unmöglich war durch Linie und Gestalt, hat er durch die ahnungsvolle Beleuchtung des Helldunkels wiedergegeben. Im 28. Jahr ist er gestorben, man meinte durch das Gift seiner Neider.

In Leonardo da Vinci [1452—1519] ist das volle Bewußtsein der Kunstregel aufgebrochen. Mächtig an Leib und Seele hat er den Drang gefühlt, das verschiedenste Wissen und Können zu versuchen, so hat er in Mailand eine große Wasserleitung und Festungswerke erbaut. Als Maler hat er das sorgfältigste Studium der Natur mit Tiefe der Empfindung verbunden. Ein schweres Verhängniß hat über seinen Bildern gewaltet, die meisten sind untergegangen. Auch das Abendmahl im Refectorium von S. Maria delle Grazie zu Mailand ist durch Feuchtigkeit und Übermalung gar sehr entstellt worden, und vielleicht ist die Zeit nahe, wo es verschwunden sein wird. Es ist der Moment dargestellt: „Einer unter euch wird mich verrathen." Welch großartige Individualität in diesen Köpfen der Apostel, jetzt nicht so in Mailand wie in Weimar zu sehen, wo die Cartons, die Zeichnungen zu dem Bilde, in einem Zimmer der Großherzogin hängen. Fra Bartolomeo [1469—1517], ein Mönch auch des Marcuskloster, hat, obwohl ihm Malen das Leben war, einmal vier Jahre lang den Pinsel nicht berührt, weil er's für sündlich hielt. Nächst Gegenständen der biblischen Geschichte hat er

das christlich Milde verkörpert in seiner Madonna della Misericordia, wie sie mit ihrem Mantel reuige Sünder vor dem Zorne Gottes schützt. Michel Angelo hat mit gigantischer Kraft das Ungeheure gemalt. Seltsamer Verlauf dieser Schule: das Titanenhafte, der Äschylus, steht hier am Ausgange einer Kunstrichtung. An die Decke der sixtinischen Capelle des Vaticans hat er unter Julius II die Geister des Alten Testaments gemalt und den Jehova, von dem kein Bild gemacht werden sollte, gezwungen sich im Bilde darzustellen; in seinem Alter das Weltgericht, das die Altarwand der Capelle füllt: Christus wie einen donnernden Zeus, das Ganze ein schreckliches Abbild jenes ungeheuren Zornes Gottes, jener gräßlichen Gerechtigkeit, die dazu gehört, Menschen, seine Geschöpfe, auf ewig zu verdammen.

Auch die lombardisch-venetianische Schule ist von der Kirche ausgegangen, Mantegna hat zuweilen mit heiligem Ernst, Bellini in heitrer Lieblichkeit himmlische und heilige Gestalten gemalt; doch ist sie schon der modernen Zeit zugekehrt, das Kirchliche meist nur beigeordnet und ihre Blüthe fand diese Schule in der lichtvollen Darstellung sinnlich reizender Schönheit und in der Verherrlichung der Republik: Venezia erscheint als schöne Frau mit dem heiligen Marcus und seinem Löwen als Schutzpatron. Paolo Veronese malt die Hochzeit zu Kana als einen Schmauß mit frohen Gästen und schönen Frauen, Tintoretto das jüngste Gericht im Gerichtssaal des Dogenpalastes.

Auf die deutsche Schule ist griechische Einwirkung nicht nachweisbar, vielmehr eine freie Entwicklung wahrscheinlich, deren Stufen in Miniaturen und halbverloschnen Mauerbildern von Kirchen kaum noch erkennbar sind. Schon auf den Höhen steht das Bild der Cölner Schutzpatrone, jetzt im Dom: im Mittelbild die h. Jungfrau, angebetet von den drei Königen, rechts der h. Gereon mit seinen Kriegsgesellen, links Ursula mit ihren zehntausend Jungfrauen. Ideale und doch lebensvolle Natur, heilige Freude selbst ohne Sehnsucht ist hier dargestellt. Die beiden van Eyck am Niederrhein sind den Florentinern verwandt, aber kräftiger als Fiesole und mehr festhaltend an der kirchlichen Überlieferung, inniger, andächtiger als die andern; sie sind oft portraitmäßig verfahren, Philipp von Burgund und Karl der Kühne erscheinen als zwei der heiligen drei Könige. Den Hintergrund bilden meist weitgedehnte heitre Landschaften. In dieser niederrheinischen Schule tritt das Sinnvolle, Allegorische, Typische hervor. So im h. Christophorus von Memling, wie er das Christuskind durch den Strom trägt: hinten im engen Flußthal geht die Sonne auf, wie das Licht in seinem Herzen, als das Christkind den Riesen tauft. Derselbe Memling hat

auf vier zusammenhängenden Tafeln dargestellt Melchisedek, dem Abraham Brot und Wein reicht, das Sammeln des Manna, Elias durch Raben gespeist, und das Essen des Osterlamms. Das (verlorne) Mittelbild hat jedenfalls die Einsetzung des h. Abendmahls zum Gegenstand gehabt. Engelbrecht malte im Mittelbild die Kreuzigung, in den Flügelbildern die Opferung Isaaks und die Erhöhung der ehrnen Schlange.

Die Bewegung der deutschen Schule, wenn auch zweifelhaft bleibt, ob sie ein Fortschritt war, ist vom rein Christlichen, Idealen zum Nationaldeutschen, Charakteristischen gegangen. Hier ist der Meister Albrecht Dürer [1471—1528], weniger auf Schönheit ausgehend als bei schillernder Farbenpracht strenge, scharfe Formen beachtend, unerschöpflich im Reichthum der Erfindung wie im Fleiß der Ausführung, auch schon auf gelehrte Weise mit den Kunstschätzen der Niederlande und Italiens bekannt. Seine Lieblingsgegenstände sind Kreuzigung und Grablegung oder auch phantastische, und psychologische Darstellungen, wie die Temperamente. Seine letzte Kunstentwicklung ist bereits vom Hauch des Protestantismus berührt. Neben ihm Hans Holbein, der Jüngere [1497—1543], der, mit der Freude an individueller Erscheinung, den Objecten sich ganz hingebend, von der Kirche schon fast ganz emancipirt doch gelegentlich ihre Gedanken erhaben und reizend dargestellt hat, vor Allem in seiner Madonna, von ihrem Kleide die „schwarze" genannt. Der Streit zwischen Darmstadt und Dresden, wer das Original besitze, ist nun entschieden; das Dresdner Bild ist nur eine Copie, doch glücklicher erhalten als das Original, das jetzt durch kunstfertige Hand restaurirt worden ist.

Zum Höhepunkt der mittelalterlichen Entwicklung kam es in Italien. In den Thälern von Umbrien waltete der Genius des h. Franz, jenes Mitgefühl am Leiden Christi und der Menschheit, welches das Stabat mater dolorosa hervorbrachte, und doch ein sanftes Mitgefühl. Assisi und das gegenüberliegende Perugia sind die Hauptorte geworden. Noch jetzt ist's sprüchwörtlich in Italien: „Wenn die Römerin tobt, weint die Perugianerin bloß." Aus dieser Stimmung ist Pietro von Perugia, insgemein genannt Perugino, hervorgegangen, der einfache Gestalten gemalt hat, in einer Reihe neben einander, in ihren Zügen tiefinnerliche Frömmigkeit und Sentimentalität. Es ist doch bedeutsam, daß ein solcher Künstler im Alter seine Kunst zum handwerksmäßigen Gewerbe gemacht hat. Er war der Meister Rafaels.

In Rafaele Sanzio [1483—1520] ist die kirchliche Malerei zur Vollendung gekommen, gedankenvolle Idealität in holder Natürlichkeit.

Seine Entwicklungsstufen sind vornehmlich in seinen Madonnen erkennbar: die erste zart und beschränkt in Peruginos Weise, von daher hat er bewahrt die Achtung vor der altkirchlichen Überlieferung. So die Verlobung der Maria mit Joseph, lo Sposalizio, in Mailand; die zweite, sein florentiner Aufenthalt, wo Fra Bartolomeo ihm forthalf im Zeichnen, er Jenem in der Färbung. Aus dieser Zeit die reizenden Frauen und Mädchen. Drittens, aus der römischen Zeit stammt die Sixtina, so genannt, weil die Madonna mit dem Kinde dem Papste Sixtus erscheint, jetzt das Kleinod der Dresdner Gallerie, das Göttliche in menschlicher Gestalt als Weib und als Kind. Fast dem ebenbürtig ist die h. Cäcilie in Bologna, sie, die als Erfinderin der Orgel gilt, und man könnte ihr Bild wirklich nennen eine gemalte Musik. Sie steht zwischen Paulus, Johannes, Ambrosius und Magdalena, über ihr der geöffnete Himmel, wunderliebliche Engel spielend und singend; sie schaut entzückt empor, die Werkzeuge weltlicher Musik entsinken ihren Händen. Der Gedanke: Orgel und Kirchengesang als Nachklang himmlischer Harmonien. Man unterscheidet wohl auch eine vierte Stufe der Entwicklung, in der Rafael das Große oder Erhabne zum Gegenstand gewählt habe: aber sein Prophet Jesaias in der Kirche des h. Augustin zu Rom ist doch nur eine einzelne Nachahmung Michel Angelos, dessen Einwirkung für die ganze Zeit von Rafaels römischer Vollendung gilt, wie er das Freie und Große mit dem Anmuthigen zu einen gelernt hat.

Er stand im 24. Jahre, als Julius II ihn nach Rom berief. In den Diensten dieses Papstes und seines Nachfolgers hat er vornehmlich drei große Unternehmungen durchgeführt: die erste und größte die Ausschmückung der Wohnzimmer des Papstes im Vatican, die doch nachmals als Heiligthum der Kunst geräumt worden sind, die Stanzen. Der Gedanke war, den Triumph der Kirche und die Verherrlichung des Papstthums darzustellen, die Durchführung ist bedingt worden durch allerlei individuelle Beziehungen und Einfälle. Die Zimmer sind viereckig, gewölbt, mit gegenüberstehenden Fenstern, an den breiten Wänden jeweils zwei Hauptbilder, kleinere über den Fenstern und an der Decke einzelne Figuren, meist symbolisch. Die dem Gegenstande nach bedeutendsten Bilder sind: „Heliodor", der auf Befehl des syrischen Königs den Tempelschatz auf Zion rauben will, aber durch einen Racheengel vertrieben wird [nach 2. Macc. 3], gemalt als Symbol des göttlichen Schutzes über der Kirche, insbesondre der Rettung des Kirchenstaats vor den Franzosen durch Julius II, der ganz naiv in den Tempel von Jerusalem hineingetragen wird. Sodann: „die Befreiung des Petrus" in Erinnerung an die Befreiung des Cardinals Medici, nachmaligen Leos X,

aus der französischen Gefangenschaft. Die „Rettung Italiens vor Attila", Leo d. Gr. gemalt mit den Zügen Leos X. In dem einen Zimmer sind die geistigen Mächte gemalt, auf denen das höhere Leben des Menschen ruht, im Dienste der Kirche: Theologie, Jurisprudenz, Poesie und Philosophie. Es galt, die abstracten Begriffe persönlich darzustellen. Das ist zweifach geschehn: an der Decke als einzelne allegorische Gestalten, in den Hauptbildern an den Wänden ist die Philosophie zur Darstellung gebracht als „Schule von Athen", eine Versammlung der griechischen Philosophen vor einer Tempelhalle; die Jurisprudenz, wie Kaiser Justinian dem vor ihm knieenden Tribonian die Pandekten, Gregor IX einem gleichfalls knieenden Advocaten des Consistoriums die Decretaliensammlung überreicht; die Poesie: auf dem Parnaß um Apollo und die Musen sind die griechischen, römischen und italienischen Dichter versammelt. Endlich die Theologie ist verewigt in dem großen als Disputa bekannten Bilde: eine Versammlung von Kirchenvätern um eine Monstranz, also eine Unterredung über das Geheimniß der Transsubstantiation, auch Jünglinge, die in mannigfacher Stimmung die Lehre vernehmen, oben Gott Vater, Christus und der heilige Geist mit der Gemeinde der Heiligen, vom Himmel aus zuhörend.

Das zweite Unternehmen sind die Loggien. Vor den Stanzen läuft eine offne, gewölbte Galerie, an deren Decke eine Bilderbibel Alten Testamentes gemalt ist, die kleinen Bilder durch Arabesken verbunden, in denen die munterste Fülle von Natur und Phantasie erscheint. Von Rafael sind nur die Zeichnungen, an der Ausmalung durch seine Schüler ist Manches verdorben.

Endlich die Teppiche. Zu den in Flandern gewebten Stücken, bestimmt um einen Saal rasch und glänzend auszuschmücken, hat Rafael die Zeichnungen gemacht und mit Wasserfarben colorirt. Dargestellt ist die Gründung der Kirche durch Petrus und Paulus. Die Teppiche sind in Rom stark verblichen, doch die Zeichnungen noch in England, jetzt im Kensington-Museum, zu sehen. Seit 1844 besitzt Berlin die Wiederholung dieser Teppiche, für Heinrich VIII von England angefertigt und von Friedrich Wilhelm IV für sein Museum erworben.

Daneben hat Rafael in der Farnesina, d. h. der Villa der Familie Farnese, das Geschick der Psyche gemalt. Hier sind die olympischen Götter dargestellt mit derselben Lust und Kunst, insbesondre Venus als seeherrschende Göttin, bekannter unter dem Namen der Galathea. Aber sein letztes Bild war die Verklärung des Herrn auf dem Ölberge in drei Scenen: unten die neun Jünger mit dem Besessnen, den sie vergeblich zu heilen versuchen, das ist die irdische Zerrissenheit und die

Macht des Böſen, der auch die Gläubigen unterliegen; auf dem Gipfel die drei Vertrauten, das Göttliche ſchauend, ſchlaftrunken, geblendet; darüber Chriſtus im Lichte der Verklärung ſchwebend, umgeben von Moſes und Elias, unſterblichen Geiſtern. Dies Bild ward als Siegspanier hinter des Malers Sarg geſtellt, jetzt im Vatican. Wenn in der Verehrung der Maria und der Heiligen ſich die Sinnlichkeit des Katholicismus darſtellt, ſo hat ſich der Proteſtantismus allein an Chriſtus als den Mittler gehalten; und dieſer Chriſtus iſt hier dargeſtellt als die verklärte Menſchheit.

Rafael galt den Römern als ein von Gott geſandter Menſch, den Ruhm der ewigen Stadt zu erneuen. So kurz er gelebt, ſo viel hat er vollbracht, Manches freilich durch ſeine Schüler. Er übte eine ſittliche Macht, ſo daß er die Menſchen einträchtig zu edlen Unternehmungen verband; am Feierabend ſaß er dann froh unter frohen Genoſſen. Bei ſeinem Genie hat er doch die höchſte Sorgfalt bis ins Kleinſte bewieſen. Nach noch erhaltnen Cartons hat er Figuren erſt nackt gezeichnet, die er bekleidet malen wollte. Nie hat er die Kunſt zum niedern Dienſt der Sinne entweiht, obwohl er ſelbſt nicht unberührt blieb vom Leichtſinn des päpſtlichen Hofes. Als am Charfreitag 1520 ſein junges Leben zu Ende ging, ließ er ſeine Geliebte aus dem Hauſe bringen, beichtete, empfing die letzte Ölung, und gelobte der Madonna Statue und Altar im Pantheon. Daher, ſchließt Vaſari ſeinen Bericht, zu glauben ſei, daß ſeine Seele jetzt den Himmel ſchmücke, wie ſeine Kunſt die Erde verſchönert habe. Er iſt der größte Maler der Kirche geweſen und doch kein katholiſcher Enthuſiaſt, auch iſt keines ſeiner Bilder Gegenſtand beſondrer religiöſer Verehrung geworden. Vormals wallfahrtete man nach Rom, um an den Gräbern der Apoſtel zu beten, ſeit Leo X um die Werke des Genius zu bewundern. Die katholiſche Kirche, niedergedrückt von Mißbräuchen, hat doch ſo herrliche Früchte der Schönheit und Frömmigkeit gezeitigt, und wer die Bildung des Mittelalters gering achtet, den darf man auf dieſe Kunſtwerke verweiſen. Sie ſind zum Theil nicht geringer als was Griechenland in ſeiner ſchönſten Zeit hervorgebracht, und von keiner Folgezeit ſind ſie übertroffen worden.

§ 149. Der Heiligendienſt.

Von den Bildern der Heiligen gehn wir zu ihnen ſelbſt über, vor Allen zur Jungfrau Maria. In Gebetbüchern dieſer Zeit findet ſich die Formel: „Glorie ſei der Jungfrau mit dem Vater und dem Sohne", und Walther von der Vogelweide ſagt im Liede: „Beſingen wir allezeit dieſe ſüße Jungfrau, der ihr Sohn nichts abzuſchlagen weiß. Sie

ist unser höchster Trost, denn im Himmel thut man Alles, was sie will." In dem Gedichte eines Karthäusers aus dem 14. Jahrhundert: „Maria Königin und aller Welt Erlöserin. Die Welt ist nicht allein erlöst durch das Blut Jesu, auch durch die Milch der Maria, diese erste Nahrung des Gotteskindes auf Erden, die ihm den Himmel zurückrief." Francesco Francia hat diesen Gedanken gemalt in der Pinakothek zu Bologna: auf der einen Seite Maria, die Brust dem göttlichen Kinde bietend, auf der andern Christus am Kreuze, in der Mitte Augustin, darunter die Unterschrift: hic a vulnere pascor, hic ab ubere lactor: positus in medio, quo me vertar nescio. Dicam ergo: Jesu Maria miserere!

So ward Maria verehrt als Weltmutter und Göttin. Doch gegen den Ausgang unsrer Periode, schon am Anfang der Reformation, hat sich der Verstand gegen solche Vergötterung erhoben, und Erasmus hat sie satirisch bekämpft in einem eigenhändigen Brief der Jungfrau, in dem es also heißt: „Maria die Mutter Jesu dem Glaukoplutus Heil! Daß du dem Luther folgend eifrig verkündigst, es sei überflüssig, die Heiligen anzurufen, das weiß ich meinestheils dir großen Dank. Denn vorher brachten mich die gottlosen Anforderungen der Sterblichen fast um's Leben. Von mir allein fordern sie Alles, als wenn mein Sohn immer ein Kind wäre, weil er so gebildet und gemalt wird in meinem Schoße, so daß er nicht wage, meinem Verlangen etwas abzuschlagen in der Furcht, daß ich dafür seinem Durst die Brust entzöge. Zuweilen bitten sie das von der Jungfrau, was ein ehrbarer Jüngling kaum sich unterstehen würde, von einer Kupplerin zu erbitten und was ich mich schäme niederzuschreiben. — Der Spieler ruft: sei mir günstig, Himmlische! ein Theil des Gewinnes soll dir zufallen. Und fallen die Würfel nicht günstig, so schmähen sie mich, daß ich dem bösen Thun nicht beigestanden habe. Die sich preisgibt zu schändlichem Erwerbe ruft mich an: gib reichen Fang! Und wenn ich etwas verweigere, rufen sie mir zu: bist du denn die Mutter der Barmherzigkeit? Die Wünsche Anderer sind nicht so gottlos als sinnlos. So ruft der kindische Greis: verleihe mir wieder jung zu werden! Der Philosoph: verleihe mir unlösbare Knoten zu verknüpfen! — Lehne ich etwas ab, da bin ich grausam. Verweise ich's an meinen Sohn, sagen sie: er will was du willst. So soll ich Einzige, ein Weib und eine Jungfrau, Sorge tragen für die Schiffenden, die Kaufleute, die Spieler, die Heirathenden, die Gebärenden, die Hofleute, die Bauern!" Maria ist doch eigentlich der Mittelpunkt allen mittelalterlichen Christenthums gewesen, sie hat zugleich in der asketischen Religion unbewußt die Natur vertreten. Platen hat das zusammengefaßt in dem Epigramm:

Längst schon trieb der Apostel den heiligen Dienst der Natur aus,
Doch es verehrt sie das Volk gläubig als Mutter des Gotts.

Wie man auch über den Mariendienst urtheilen mag, ist doch nicht zu verkennen: in der Mutter wird der Sohn verehrt, die Liebe zu ihm verkleidet sich in diese Poesie von Liebe und Leid, und in Mailand trägt eine Marienkirche die Aufschrift: Amori et dolori sacrum.

Zu den mancherlei seltsamen Reliquien aus der vorigen Periode findet sich jetzt noch eine kleine Nachlese: Flachs vom Spinnrocken der Maria, ein Stück der Arche Noäh, etwas vom Brote der 5000, Kohlen, auf denen der h. Laurentius geröstet worden war, der Zweig, an dem Absalom hängen blieb, ein Stück von Josephs Mantel, den Frau Potiphar in der Hand behalten hat. Wegen der Mehrzahl der Köpfe Johannes des Täufers hat man sich auf die göttliche Allmacht berufen, und allerdings wäre die Vermehrung kein größres Wunder, als es tagtäglich geschieht in katholischen Kirchen durch die Transsubstantiation. Neben Aberglauben ging frecher Betrug her, gelegentlich auch seine Enthüllung. In Bern 1516 waren viele andächtige Menschen zusammengetreten, um der h. Anna einen Altar zu gründen. Nach dem Glauben der Zeit wurde der Leib der Heiligen in einem Kloster zu Lyon verwahrt. Um eine Partikel davon zu erhalten, wie sie zu größrer Heiligkeit des Altars nöthig schien, ward der Ritter Albrecht von Stein an den König von Frankreich abgesandt. Aber er erhielt eine abschlägige Antwort und, vielleicht weil er sich fürchtete leer heimzukommen oder um sich's bequem zu machen, bestach er den Küster der Kirche, ihm den Schädel der h. Anna auszuliefern. Dem Zurückkehrenden ist Magistrat und alles Volk feierlich entgegengezogen, der Bischof von Lausanne ertheilte dem Heiligthume einen großen Ablaß. Da traf ein Brief des Abtes von Lyon ein: der Leib der Heiligen sei unversehrt, der Küster habe den Schädel aus dem Beinhaus entnommen und sei bereits bestraft worden.

Erst Anfangs des 16. Jahrhunderts ist eine besondre Verehrung der heiligen Anna üblich geworden. Zeitgenossen haben es selbst bemerkt, daß vorher ihrer wenig gedacht war, nun rief Jedermann: Hilf, heilige Anna, selbdritt! Besonders an Eckhäusern ist sie dargestellt in Schnitzwerk oder Stein, in jedem Arm ein Kind, Maria ein wenig größer. So ist sie die Großmutter des Sohnes Gottes, die Schwiegermutter des heiligen Geistes, ihre Verehrung folgerecht begründet durch Lehre und Fest der unbefleckten Empfängniß.

Crusius, Professor in Tübingen zu Anfang des 16. Jahrhunderts, erzählt eine schlimme, doch ergötzliche Geschichte vom Reliquienschwindel:

Pfaff Isolin sei mit Ablaß und Heiligthümern nach Altingen gekommen, darunter die Schwungfeder, die der Erzengel Michael verlor beim Kampfe mit dem Satan. Während der Pfaff die Nacht mit der Wirthin verbringt, wird ihm die Feder gestohlen. Doch er, anstatt zu klagen, geht in den Stall, und füllt seine Kapsel mit Heu. Der erstaunten Frau sagt er, noch heute werde sie dieses Heu küssen, es gelte einen guten Schmauß. Dann zieht er herum: „Seht, liebe Christen, Heu aus der Krippe zu Bethlehem!" Das habe die besondre Eigenschaft, daß es Ehebrecher und wer sonst unzüchtig lebe nicht heranlasse. Da hat die Wirthin tüchtig mitgeküßt.

Die mannigfachen Hülfleistungen und Patronate der Heiligen sind in verschiednen Völkern verschieden aufgefaßt worden, nach deutschem Volksglauben insgemein: Apollonia hilft gegen Zahnweh, Blasius gegen Halsweh, Rochus bei der Pest, Antonius schafft gestohlne Sachen wieder, Ulrich vertreibt die Ratten, Leonhard steht dem kranken Vieh bei, Crispin ist der Patron der Schuster, Martin der Säufer, Urban der Winzer, Barbara der Artillerie, Florian ruft man an bei Feuersbrünsten, nicht selten unchristlich: „Heiliger Florian, wahr' unser Haus, zünd' andre an!" Man kann das Alles Abgötterei nennen, und doch ist's ein Versuch, den Abgrund auszufüllen zwischen der Majestät Gottes und der Armuth des Menschen. Die Glorie der Heiligen war ein Abglanz Christi, er ward in seinen Heiligen geehrt, dazu entstand eine Vertraulichkeit mit den hohen Gestalten der Vorzeit, die Alten erzeugen neue Heilige, sie werden Gegenstände der Kunst, und wie manches Bild, wie manche Statue ist doch durch eine Zunft oder Gilde für ihren Patron bestellt und bezahlt worden. Freilich der Abstand ist weit von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit.

Die Monarchie vertheilt ihre Ordenssterne und ihren Adel, auch der Heiligenschein war Adel und Ordensstern, der den höchsten Verdiensten in der demüthigsten Gestalt als unermeßlicher Lohn jenseits und diesseits winkte. Kirchlich hohe Stellung hat selten ein besondres Anrecht darauf ertheilt, und von den Päpsten dieser Zeit ist nur Cölestin V, der Einsiedlerpapst, heilig gesprochen worden. Auch in den Heiligen dieser Zeit stellt sich weniger eine schöne Humanität dar, aber bei mancherlei Sonderbarkeit hohe Glaubenskraft, Entsagung und Aufopferung. Das Ordensinteresse hat einige Mönche heilig gesprochen, an denen sich der Geist der Kirche zunächst in frommer Wissenschaft bezeugt, Thomas von Aquin, Bonaventura. Aber zur Heiligsprechung war nicht bloß Heiligkeit des Lebens und Verdienste um die Kirche erforderlich, sondern immer auch Übernatürliches, nach einer Satzung

Innocenz' III: „Es ist nothwendig, daß Wunder für die Werke den Beweis liefern, und daß die Werke die Wunder stützen." In Rom ward die Creirung neuer Heiliger durch einen förmlichen Proceß bedingt, dessen oft bedeutende Kosten durch Verwandte, Orden oder Stadt zu tragen waren. Drei beschworne Wunder waren zur Heiligsprechung nothwendig, und in dem Proceß trat der Advocatus Diaboli auf, damit auch der Satan sein Recht vertheidigen könne. Wo die Ansprüche zur Heiligsprechung nicht ausreichten, konnte doch die Seligsprechung, Beatificatio, zugestanden werden. Das Volk hat noch Lebende heilig gesprochen und thut es noch, die Behörde nur Todte. Die „goldene Legende" des Dominicaners Jacobus a Voragine [1298] enthält eine reiche und doch kurze Zusammenstellung des Lebens der anerkannten Heiligen, aurea genannt im Urtheil der Nachwelt; ein Pariser Doctor, der sie ferrea, die eiserne, nannte, mußte auf der Kanzel widerrufen.

Welcher Art Heilige dieses Zeitalter hervorgebracht hat, davon drei Beispiele: Nicolaus von der Flüe aus Unterwalden hatte zehn Kinder großgezogen, als er mit Genehmigung seiner Ehefrau in's Gebirg ging. Was er selbst bezeichnet hat als das Licht, das sein Inneres durchschnitten habe wie ein Messer, das war die Klarheit und zugleich der Schmerz des ihm aufgehenden Bewußtseins der Gottesnähe. In seiner Einsamkeit ward er zuweilen von Hirten besucht, auch wohl vom Pfarrer des nächsten Orts. Man war überzeugt, daß er ohne Nahrung lebe, außer von der Liebe Gottes und dem monatlichen Genuß des Abendmahls. Das hat damals großes Aufsehn gemacht, sogar der Leibarzt des Erzherzogs von Österreich hat ihn, da doch Zweifel sich regte, besucht. Aber nichts ist bemerkt worden, was er getrunken hat, ob etwa Milch. Er selbst hat sich nie bestimmt darüber ausgesprochen, seine Antwort war stets: „Gott weiß es." Jedenfalls hat er über dem Vaterland im Himmel das irdische nicht vergessen. Nach dem Ausgang des burgundischen Krieges war die Tagsatzung, der Bundestag der Schweizer, im Zerfall wegen der Beute. Durch den Pfarrer Heinrich bestimmt trat Bruder Klaus in die Versammlung, barhaupt, barfüßig, in seiner Kutte und auf seinen Stab gestützt. Also begann er: „Liebe Herren, treue Eidgenossen, hier komme ich alter schwacher Mann, von meinem geistlichen Vater und Freund gerufen, um zu euch zu reden vom Vaterlande. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht; was ich habe, gebe ich euch von dem Gotte, der eure Väter errettet hat in Landesnöthen und Sieg gegeben hat am Tage der Schlacht. Eidgenossen, warum habt ihr Krieg geführt? Weil es nicht anders sein konnte. Wodurch der Sieg? Durch die Macht vereinter Arme! Jetzt wollt ihr euch trennen um der Beute

willen." Nun macht er klare und billige Vorschläge über die Vertheilung. „Erweitert die Gränzen nicht zu sehr. Seid friedsame Nachbarn! Wer euch unterdrücken wollte, finde Männer. Hütet euch vor Parteiung, sie würde euch zerstören. Liebet euch unter einander, Eidgenossen, und der Allmächtige walte gütig über euch wie bisher." Die Chronik fügt hinzu: „Gott gab Gnade zu den Worten, also daß in einer Stunde Alles verglichen war." Es sind Worte, die, wenn sie auch nicht gesprochen wurden, forttönen durch die Jahrhunderte zu den Schweizern. Bruder Klaus eiferte auch gegen fremde Sitten und ermahnte der fremden Herren müßig zu gehen, d. h. nicht in fremde Kriegsdienste zu laufen, das neue Wesen werde die Eidgenossenschaft umkehren. Seine Heiligsprechung ist vergessen, erst neuerdings wieder aufgenommen worden, doch sucht man noch nach zwei sichren Wundern.

Die zweite Heilige ist eine deutsche Frau aus ungarischem Stamme. Für das Leben der heiligen Elisabeth sind die Hauptquelle die gerichtlichen Aussagen ihrer vier Hoffräuleins, die sogenannten Dicta quatuor ancillarum. Montalembert hat ihr Leben enthusiastisch, schön und glänzend geschrieben, doch der kritischen Berichtigung sehr bedürftig. Stolz hat nur in erbaulichem Legendenstyl berichtet. Die Tochter des Königs Andreas von Ungarn ist sie, als Kind verlobt mit Landgraf Ludwig IV von Thüringen, nach der Wartburg gebracht worden. In ihrem Herzen war sie mit dem Apostel Johannes verlobt, keine Bitte in dessen Namen schlug sie ab. Sie lebte von ihrer Hände Arbeit, weil sie fürstliche Einnahmen für einen Raub hielt. Unter der vorhergehenden Regierung war die glänzende Zeit der Minnesänger gewesen, mythisch geschildert im Wartburgkrieg, nun war von des Lebens Schönheit nicht mehr die Rede. Conrad von Marburg, der deutsche Inquisitor, ward ihr Beichtvater. Sie scheinen sich gegenseitig gesteigert zu haben, aber ihr ächtes Grundgefühl, dadurch sie die liebe deutsche Volksheilige geworden ist, war das tiefe Mitgefühl mit fremder Noth. Der Landgraf ist auf dem Kreuzzug noch in Italien zu Otranto gestorben. Sein Bruder Heinrich vertreibt die Wittwe, die in Eisenach mit ihren Kindern betteln geht. Durch einen mütterlichen Verwandten, den Bischof von Bamberg und nach der Rückkehr treuer Dienstmannen aus Italien, ist ihr Marburg als fürstliches Witthum angewiesen worden. Hier hat sie noch zwei Jahre gewaltet und hat ein Spital gegründet, das sie selbst bedient. Conrad hat ihr ein aussätziges Mädchen zu ihrem Dienste gegeben. Als Jemand Bedenken äußerte über ihre Vertraulichkeit mit dem Beichtvater, entblößte sie die Schultern und zeigte die Spuren so vieler Geißelhiebe: „Das sind die Liebkosungen, die der Diener Gottes

mir erweist." Zuletzt hat sie auch ihren Kindern entsagt und dankt Gott, auch diese natürliche Neigung überwunden zu haben. Und jetzt, nachdem sie den Abschied von ihrem Gemahl so schmerzlich empfunden wie je eine junge, zärtliche Frau, und bei der Nachricht seines Todes zusammengesunken war, bedauert sie in frommer Verhärtung, je verehelicht gewesen zu sein. In sichern Urkunden wird doch nur ein sehr bescheidnes Wunder von ihr bezeugt: sie reitet einmal die Wartburg hinab, im Mantel allerlei Spielzeug für Eisenacher Kinder, durch einen falschen Tritt des Thieres geht der Mantel auf, Alles fällt heraus, aber es ist nichts zerbrochen, trotzdem viel Töpferwerk dabei war. Das bekannte Rosenwunder gehört erst späterer Sage an, der Anlaß auch gegen den Charakter des Landgrafen, von dem das Edelfräulein Isentrud aussagte, daß er seine Gemahlin in nichts bei ihren Gotteswerken gehindert habe, und als Beispiel seiner Nachsicht führt sie an: Elisabeth ließ sich in der Nacht zu bestimmter Stunde wecken zum Gebet, dazu faßte das Fräulein ihren Fuß. Isentrud nun erwischte einmal den Fuß des Landgrafen, der den Irrthum sehr geduldig ertrug. Eine ältere Sage hat Albrecht Dürer in der Elisabethkirche gemalt: sie pflegte Kranke in's Ehebett zu legen, das ärgerte den Landgrafen, und als ihm gar von einem Aussätzigen gemeldet wurde, zürnte er und sie leugnete. Als er das Deckbett, um sicher zu gehn, aufhob, war der Kranke verschwunden, oder nach anderer Fassung: Christus lag statt seiner im Bette. Durch ihre Wohlthätigkeit war sie so werthgehalten, daß, als der Leichnam ausgestellt wurde, andächtige Leute ihr die Haare abschnitten, ja auch die Ohren und selbst die summitas mamillarum. Bei der Feier ihrer Heiligsprechung hat Friedrich II seine Krone auf ihren Sarg gelegt.

Die Heilige Italiens ist ein Bürgermädchen, Caterina, die Tochter eines Färbers in Siena, von Natur auf das Überirdische gerichtet unter dem Einfluß von Dominicanern herangewachsen. Sie stand im sechsten Jahre, da erschien ihr über der Dominicanerkirche in den Lüften der Weltheiland, mit hohenpriesterlichen Gewanden angethan, die dreifache Krone auf dem Haupt. Der betenden Jungfrau in der Zeit ihrer Abgeschlossenheit erschien er wieder: „Weil du alle Eitelkeiten von dir geworfen und mit Verachtung der Freuden des Fleisches in mir allein die Lust deines Herzens gegründet hast, zu dieser Zeit, wo die Übrigen aus deinem Hause sich an Gastmahlen und Festlichkeiten ergötzen, so habe ich beschlossen, das Fest der Verlobung deiner Seele mit mir feierlich zu begehn. Als er noch sprach, erschien seine glorreiche Mutter, der Evangelist Johannes, der Apostel Paulus, der h. Dominicus und mit ihnen David, die Harfe in seiner Hand. Während er die zu süßem

Getöne anschlug, führte die jungfräuliche Mutter die Jungfrau dem Sohne entgegen, er gab ihr den goldnen Ring mit einem Demant, umgeben von vier Perlen, und als die Vision verschwunden war, blieb dieser Ring an ihrem Finger, freilich unsichtbar für Andre, und auch für sie nicht immer sichtbar. Später hat er ihr auch seine Wundmale eingedrückt, unsichtbar, damit sie nicht stolz werde auf ihr Gebet, aber sie hat den Schmerz gespürt, daß sie zu sterben meinte. Nonne ist sie nicht geworden, vielmehr im väterlichen Hause geblieben, eine Tertiarierin der Dominicaner. Sie ist jung in Rom gestorben in Liebessehnsucht nach ihrem himmlischen Verlobten. Sie vor Allen hat durch ihre Geistesmacht über Gregor XI das Papstthum von Avignon nach Rom zurückgeführt und in der folgenden Spaltung dieses römische Papstthum gestärkt [S. 328]. Es muß doch etwas an ihr gewesen sein, was Interesse und Glauben erweckte: ihre leidenschaftliche, Alles beherrschende Frömmigkeit, auch ihr großes Talent, man muß es wohl nennen religiöses Genie. Zeugnisse davon sind ihre zahlreichen Briefe, die auf uns gekommen sind, nicht nur an Freunde und Bekannte, auch an den Papst und etwa an die Königin von Neapel. Diese Briefe hat sie meist dictirt denn erst in ihren letzten Lebensjahren hat sie schreiben gelernt, aber sie war eine classische Schriftstellerin Italiens schon bevor sie schreiben konnte, und diese Briefe enthalten neben Boccaccio die erste gebildete italienische Prosa. Sie ist oft in Starrsucht verfallen, ihr körperlicher und geistiger Zustand war stets krampfhaft erregt, ähnlich den somnambulen Zuständen, in denen das Gefühlsleben sich äußerlich darstellt und die Gedanken des Herzens persönlich erscheinen. Ihr Andenken ist im Mittelalter sehr lebendig gewesen: in Rom ist ihre Zelle an der Dominicanerkirche zur Capelle umgewandelt worden, ihr Vaterhaus in Siena wurde angekauft und zu einem Oratorium geweiht, die Zimmer jedes eine kleine Capelle, das der Jungfrau einfach erhalten, andre mit den Bildern ihrer Thaten ausgeschmückt. Zur Nachfeier des Caterinenfestes ist eine freundliche Sitte begründet worden: jährlich werden an diesem Festtage zehn arme ehrbare Mädchen bescheiden ausgestattet. Nach der Messe ziehn sie, in feierlicher Procession geleitet, durch die Stadt. Die Männer, die sich um eins der Mädchen bewerben, treten heran, Jeder bietet seiner Erwählten ein Taschentuch. Gefällt er ihr, so knüpft sie einen Knoten hinein, und der Bund ist geschlossen, wo nicht, so küßt sie das Tuch und gibt es zurück. Ihre Heiligsprechung hat sich fast ein Jahrhundert verzögert, denn die Franciscaner machten allein auf die Wundmale Anspruch. 1866 hat Pius IX sie neben dem h. Petrus zur Schutzpatronin von Rom gemacht.

Das Hirtenmädchen von Dom Rémy, Jeanne d'Arc, hat Alles erfüllt, was man von einer Volksheiligen erwartet, man könnte ein paar Dutzend andre hingeben für dies herrliche Geschöpf, das doch des Heiligenscheins nicht für würdig erachtet worden ist. Unter den Quellen ihrer Geschichte sind die wichtigsten die Acten ihrer beiden Processe: des ersten, dessen Ausgang ihre Hinrichtung, sie hat schon Schiller gekannt und benutzt; und des Wiederherstellungsprocesses, der auf Antrag ihrer alten Mutter 20 Jahre nach ihrem Tode vor dem Erzbischof von Rheims geführt wurde, als ihre Weißagung erfüllt war und Frankreich die Früchte ihres Sieges und Opfers geerntet hatte. Ihr religiös-patriotischer Heldenmuth hat das Vaterland gerettet, als Alles verloren schien und Frankreich durch innren Zwiespalt unter Englands Herrschaft zu fallen drohte. Das Übernatürliche in ihr ist von beiden Parteien anerkannt worden, nur darüber stritten beide Parteien, ob sie eine Heilige sei oder eine Hexe. Von ihrem 14. Jahre an erschienen ihr zwei Heilige, Katharina, nicht die von Siena, sondern eine Märtyrerin aus Alexandrien, und die heilige Margarethe. Durch sie hat sie die Berufung erhalten Frankreich zu retten, all' ihr Thun richtet sich nach den Einflüsterungen dieser Erscheinungen. Aber dieser Glaube war verbunden mit dem gesundesten Menschenverstand, mit kühner Thatkraft und einem milden, naiven Herzen. Dazu kam eine kräftige Gesundheit: tagelang hat sie in der Rüstung zu Pferd gesessen im Schlachtgetümmel, Abends nahm sie gewöhnlich nur Brot in Wasser und Wein getaucht. Doch ist ein Anzeichen einer krankhaften Entwicklung auch an ihr bemerkt worden: durch eine Untersuchung, wie der Glaube jener Zeit es erforderte, ist nicht nur festgestellt, daß sie als Jungfrau gestorben ist, sondern auch daß sie in einer gewissen Beziehung immer ein Kind geblieben ist. Nicht in Rheims, nach der Krönung ihres Königs, hat sie ihre Sendung für beschlossen erklärt, vielmehr erst wollte sie Paris erobern und alle Engländer in's Meer werfen. Diese unterwarfen die Kriegsgefangne einem geistlichen Proceß, um auf ihre Siege die Schmach eines dämonischen Bündnisses zu häufen. Doch haben sich nur zwei Klagepunkte herausgestellt: 1) sie weigerte sich dem Spruche der Kirche zu unterwerfen, daß ihre Gesichte Blendwerke seien; 2) sie trug männliche Tracht, als welche das mosaische Gesetz mit dem Tode bestraft. Im Angesicht des Scheiterhaufens hat sie sich doch unterworfen, aber, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt erneuen sich ihr im Gefängniß die Erscheinungen, sie kann sie nicht verleugnen, und die männliche Kleidung hat sie wieder angelegt zum Schutz gegen die Rohheiten der englischen Soldaten, ihrer Wächter. So ist sie als rückfällig zum Feuer-

tode verurtheilt worden. Zwar ward ihr Andenken wiederhergestellt durch feierlichen Spruch eines geistlichen Gerichts, aber unter Zeitgenossen, von denen ein Theil gegen sie gekämpft hatte, die Universität Paris hat gegen sie entschieden, und so ist sie nicht heilig gesprochen worden. Ja, der Dichter Frankreichs, Voltaire durfte das Andenken dieses engelreinen Kindes besudeln. Shakespeare hat sie wenigstens als heroisch dargestellt, obwohl als freche Dirne. Erst unser Dichter hat ihre Verklärung gefeiert und ihre Legende gedichtet, nur erscheint die geschichtliche Jungfrau größer und tragischer. Durch Schiller haben die Franzosen gemerkt, was sie an ihr besitzen, der Bischof von Orleans hätte ihre Heiligsprechung gern durchgesetzt, aber der Papst hat dem Wunsche nicht nachgegeben.

§ 150. Wunder- und Zauberwesen.

Nur eine andre Seite desselben Gebietes lernen wir kennen im Volksglauben an das Übernatürliche. Im 15. Jahrhundert kämpfen Phantasie und gesunder Menschenverstand um seine Anerkennung. Dieser setzte dem Enthusiasmus, der sich übernatürlicher Offenbarungen freute, bisweilen Gränzen, erhob sich über den Volksglauben, entlarvte den Betrug oder frug die Legende um ihre Wahrheit. Über die Offenbarungen der Birgitta, einer schwedischen Seherin, war ein Streit, ob sie göttlich oder teuflisch seien. Durch die Einwirkung eines von ihr gegründeten Klosterordens und durch ihre reformatorische Gesinnung, die sie den beiden großen Concilien befreundete, sind ihre Offenbarungen doch als göttlichen Ursprungs anerkannt worden. Manches galt als Wunder, was einer aufgeklärten Zeit unglaublich erscheint, und was sich doch als geschichtlich und daher auch als naturgemäß bewährt. So wurden einige Male blutige Hostien aufgefunden etwa im Stamm eines hohlen Baumes oder in den Trümmern einer Capelle; an einer solchen Stelle entstand wohl ein Zulauf von Gläubigen, sie wurde zum Wallfahrtsort. Ehrenberg, der die Wunder der Schöpfung nachgewiesen hat, da wo sie bisher dem menschlichen Auge unsichtbar waren, hat den Grund hierfür aufgezeigt: Brot und ähnliche Stoffe an feuchten Orten werden oft ganz mit Insecten bedeckt, die nur das Mikroskop als solche nachweisen kann, während sie wie Blutstropfen erscheinen. Er hat sie mit Bezug auf jenen Aberglauben Monas prodigiosa genannt. Andere Wunder waren bloße Phantasien oder Täuschungen. Herzog Georg von Anhalt hörte Bartholomäus,

Tetzels Subcommissar ausrufen: „Ich sehe das Blut Christi vom Ablaßkreuz herabfließen.“ Man sah nichts, aber das Volk glaubte daran.

Selbst ein mythisches Haus erschien in prosaischer Wirklichkeit. Die Santa Casa zu Loreto galt als die Stube, wo die heilige Jungfrau erzogen war, wo ihr der Engel Gabriel erschien und Christus bis zum 12. Jahre geweilt hatte; nach Marias Tode hatte Lucas ihre hölzerne Bildsäule hineingesetzt. Als nun Palästina mohammedanisch geworden war, ward das Haus 1291 von Engeln nach Tersato in Dalmatien getragen. Niemand wußte, woher es gekommen, in der Nacht aber ward es dem Bischof offenbart. Der Befehlshaber Frangipani sendet nach Nazareth, man findet wirklich die Spur des weggenommenen Hauses, auch die Maße treffen zu. 1294 haben die Engel das Haus, weil es nicht hinreichend verehrt wurde, über das adriatische Meer in den Wald bei Recanati, der einer Dame Laureta gehörte, getragen. Da Räuber es beunruhigten, ward es im folgenden Jahr nach Recanati selbst versetzt, das wohl seitdem Loreto heißt; dort steht es noch, auf steilem Hügel, sehr wohl gelegen. Eine Inschrift auf hölzerner Tafel als von einem Priester im 14. Jahrhundert verfaßt, beruft sich zum Zeugniß solchen Wunders 1) auf einen Einsiedler und seine Offenbarungen, 2) auf zwei rechtschaffene Männer; der eine hat ausgesagt, daß der Großvater seines Großvaters das Haus in den Lüften schweben sah, der andere, daß sein Großvater, der 120 Jahre alt geworden sei, es noch an seiner früheren Stelle im Walde gesehen habe. Nun das sind sehr bescheidne Zeugen der Berufung. Im 14. Jahrhundert herrscht tiefes Schweigen, doch anfangs des 15. sagt der Dominicaner Vincentius in einer Predigt: „Ihr könnt noch heute in Nazareth in die Stube gehen, in welcher der Sohn Gottes Mensch geworden ist.“ Also damals war noch der Glaube an die Existenz des Heiligthums in Nazareth. Erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts erscheint es in Loreto, wohl nur zum Andenken, wie man es dachte in Nazareth. Daran hat sich die Legende mit ihren Erdichtungen angeschlossen; Vergerius, der päpstliche Legat in Deutschland, der Protestant geworden ist, hat sie in eigner Schrift bekämpft. Das Haus sieht aus wie eine kleine Capelle, es hat ein kleines Fenster, einen Kamin, einen Wandschrank, und die Bildsäule der Jungfrau ist mit Silberfirniß bezogen. Darüber ist eine prächtige Kirche gebaut worden, die Napoleon I geplündert hat.

Unter der weißen Magie ist zu verstehn die Zukunftsfrage an die Sterne, allenfalls auch an die Todten. Diese Astrologie ist im Mittelalter zu einer bestimmten, formulirten Wissenschaft geworden,

auch zu einem Hofamt mit oft seltsamen Erfolgen: Friedrich II in Verona frug seinen Astrologen, durch welches Thor er am nächsten Morgen aus der Stadt ziehen werde, der gab ihm die Antwort in einem versiegelten Zettel. Nachts ließ der Kaiser eine Bresche in die Mauer brechen, als er den Zettel öffnete, stand da: „Durch ein neues Thor." Auch die Kirche hat Zauberei geübt durch die Transsubstantiation und durch die behauptete Wirksamkeit der Sacramente ohne unser Zuthun. Im entgegengesetzten Sinne ward auch der Hölle zauberische Kraft zugetraut. Der Keim solchen Glaubens liegt in der Lust, die zur Sehnsucht werden kann, die Beschränkungen zu überwinden, die uns rings umgeben; dann entstehn wilde Gedanken, daß sich's durchbrechen ließe, und der Herzensfriede ist dahin. Je kräftiger die Natur des Menschen, desto mächtiger das Zweiseitige in ihm, das, in's Übernatürliche gesteigert, dem Himmel und der Hölle angehört. Das Mittelalter kennt drei Repräsentanten dieses verdächtigen Zaubers; die geheimsten Gefühle eines Zeitalters, wir haben sie schon oft mehr in seinen Sagen als in seinen Thaten gefunden.

Der erste dieser Zeugen ist Virgil, der klassische keusche Dichter, der dem Mittelalter zwiefach im Andenken blieb als Zauberer und als Prophet. Die Geburtsstätte dieses Zauberkreises ist der Golf von Neapel, des Dichters Lieblingsaufenthalt, wo am Posilippo unter Lorbeerbäumen sein Grab gezeigt wird. Die Sagen, die sich an ihn knüpfen, sind nur phantastisch ohne tiefren Sinn: er habe sich wohlthätig bewiesen durch Bauten und gegen Landplagen. Als er alt wurde, ließ er einen ehernen Thurm bauen und durch seinen Diener seinen Leib zerhacken und in eine Tonne werfen, um nach bestimmter Frist wie der Phönix sich daraus zu erheben. Die Neapolitaner vermißten ihn, der Diener ward gehängt. Aber als man jene Tonne aufmacht, vernimmt man eine Kinderstimme, verhallend: Der Zauber ist gebrochen, der Prophet todt. Von dieser Bedeutung als Prophet ist bereits die Rede gewesen [Bd. I, S. 88], wie man die dichterische Verkündigung eines kommenden glücklichen Zeitalters genommen hat als messianische Weißagung. Im Mittelalter ist die Sage entstanden: als Paulus am Posilippo und an des Dichters Grabe vorüberschiffte, habe er Thränen vergossen, daß er dem edlen Propheten nicht das Evangelium verkünden konnte, und in seiner Vaterstadt Mantua wird noch heute am Paulsfeste ein Hymnus gesungen, in dem dieses Schmerzgefühl des Apostels zum Ausdruck gebracht ist:

Ad Maronis Mausoleum
Ductus, fudit super eum
Pie rorem lacrimae:
Quem te, inquit, reddidissem,
Si te vivum, invenissem,
Poetarum maxime!

Dante gewann ihn als Führer durch die Unterwelt, doch nach dem strengen Gesetz der Kirche nur bis zum Ausgang des Purgatorio. Da hat er über ihn das Schlußurtheil gefällt (Purg. XXII, 67 ff.).

Dem, der bei Nacht geht, warst du gleichzustellen,
Dem seine Leuchte selbst kein Licht verleiht,
Um hinter ihm die Straße zu erhellen,
Indem du sprachst: „Erneuert wird die Zeit!
Ich seh' ein neu Geschlecht vom Himmel steigen
Und Ordnung herrschen und Gerechtigkeit."

Der zweite ist Merlin, ein Normanne. Wie das Göttliche in der Person Christi als ein Gotterzeugtes, so galt das Dämonische im Menschen, der Abgrund in der Menschenbrust, als ein vom Teufel Erzeugtes: der Teufel war gegen eine fromme Jungfrau entbrannt, ohne ihrer Herr werden zu können, aber einst, als sie einschläft ohne das Zeichen des Kreuzes, gewinnt er Macht über sie, doch nur über ihren Leib, nicht über die Seele. Das Kind dieser Nacht hat von der Mutter den menschlichen Sinn, vom Teufel, dem Vater, die Kunst und die Lust zum Bösen.

Hier erscheint die dämonische Macht als angeboren, in dem Dritten, in Faust, als durch Teufelsbündnis entstanden. Wir sind diesem Gedanken schon einige Male begegnet, in der Sage von Theophilus [B. I, S. 586] und in den Gestalten zweier großer Päpste, Gerbert [B. II, S. 123 und 244] und Gregor VII [S. 147]. Das deutsche Volksbuch von Doctor Faust stammt erst aus dem Jahre 1587, darnach die Tragödie von Marlowe, Shakespeares Vorgänger; nach dieser die deutsche Puppenkomödie von 1676, auch durch wandernde Comödianten aufgeführt. Darin spielt der Hanswurst eine bedeutende Rolle als neckischer Bedienter, der in der letzten Nacht als Nachtwächter die Stunden abruft vor der Mitternacht, die zum Gericht über Faust bestimmt ist. So erscheint hier das ernst heranziehende Gericht mit dem niedrig Komischen in schauerlicher Verbindung. Jedenfalls ist die Faustsage weit älter als alle diese literarischen Auffassungen. Von Faust als einer historischen Persönlichkeit erzählt Trithemius, der gelehrte Abt von Sponheim: zu Gelnhausen sei im Jahre 1500 ein Erzprahler und

Marktschreier aufgetreten, der sich als fons necromanticorum, als Magus secundus, als Faustus iunior bezeichnete, sich gleicher Wunderthaten mit Christo rühmte und behauptete, wenn einmal Plato und Aristoteles verloren gingen, er könne sie aus dem Gedächtnis wiederherstellen. In Erfurt las er über Homer; zum Schluß der Vorlesung erschien Polyphem, einen Studenten in seinem großen Maule, ein Donnerschlag erschütterte das Haus. Das ist also ein gelehrter Taschenspieler gewesen. Da er sich Faustus junior nennt, so galt Faust schon als berühmter Name, gleichviel ob ihm eine wirkliche Person vorausgegangen ist oder nicht. Man hat gedacht, Fust, Gutenbergs Genosse, könne unschuldig zu so zweifelhafter Ehre gelangt sein, seine Kunst, die „schwarze", durch der geistlichen Abschreiber Ärger, doch liegt wohl nur ein zur Volkssage gewordnes Phantasiebild zu Grunde, so daß die Rolle des Faust wie des Till Eulenspiegel gleich einer Maske von Mehreren angenommen wurde. Alle bekannten Zauberstücke wurden auf ihn gehäuft, wesentlich ist ihm, daß er ein Magier ist und ein Gelehrter, der Doctor Faust. Durch das Verlangen, mehr als dem Menschen gegeben ist zu wissen und zu genießen, ist er in die Gewalt des Bösen gerathen, ihm sich verpfändend durch die Verschreibung mit dem eignen Blute. Auch seine Liebe zur Helena ist schon ein Theil der alten Volkssage, als der höchsten Schönheit des Alterthums, wie Frau Venus von zweifelhaftem Ruf.

Das spanische Volksbild des Don Juan ist dem deutschen ähnlich, nur ohne die gelehrte Grübelei und Seelentiefe: sein Herz ist für große Liebe geschaffen, doch er hat es vergeudet in wilder, wechselnder Lust. Nachdem er jedes edle menschliche Verhältniß, das ihm entgegenstand, schändlich verstört, tritt er den Schrecken der Geisterwelt mit erhabnem Frevel gegenüber. Was für die Faustsage erst Goethes schöpferische Dichtung gebracht hat, die Erlösung, das enthält für Don Juan schon die eine Gestalt der Volkssage selbst: er wird gerettet, versöhnt, — aber freilich indem er zu Kreuze kriecht und Mönch wird, also auf eine elende Art.

Der Glaube an Zauberei ist zu furchtbarer Wirklichkeit geworden im Hexenproceß. Hexen sind umgekehrte Heilige, ihr Ursprung im germanischen Alterthum. In den Frauen ward etwas Göttliches, Weißagendes verehrt, wie es Tacitus von jener Veleda berichtet, sie bereiteten auch Heilmittel, die sie aus Kräutern gewannen, und vom Salzkochen an heiliger Stätte schreibt sich die Vorstellung des Hexenkessels. Die heilende wohlthätige Macht dieser weisen Frauen ist mit der alten Götterwelt ins Gegentheil umgeschlagen. Ein Gesetz Karls d. Gr. gegen

den Volksglauben bestimmt: „Wer Jemand für eine Hexe erklärt und daß sie Menschen fresse, und sie verbrennt, der soll enthauptet werden." Im 13. Jahrhundert erzählt Vincentius Belloraa: ein Weib habe ihrem Pfarrer vertraut, daß sie des Nachts mit andern Hexen durch's Schlüsselloch in sein Haus gekommen. Der Pfarrer, ein aufgeklärter Mann, sucht ihr den Unsinn auszureden, doch sie bleibt dabei. Da, nach vergeblichem Zureden, schließt er die Thüre, steckt den Schlüssel in die Tasche und prügelt sie mit seinem Stock: „Hinaus zur Thür, Frau Hexe, wenn's gefällig ist." Und als sie vergeblich es versucht, zieht er die Moral: „Nun seht ihr, wie thöricht eure Einbildungen sind."

Wenn doch im 15. Jahrhundert Priester und Juristen auf den Volksglauben eingingen, so war dabei eine halbe Aufklärung und der Haß gegen den Aberglauben mit thätig. Die Päpste mochten daran glauben, aber auch statt der Inquisition es benutzen, und wenn nur selten Häretiker dem Verdacht zum Opfer fielen, so war doch die düstere, fanatische Stimmung vorhanden, wie die Hierarchie sie brauchte. Die ersten deutschen Hexenrichter Sprenger und Krämer, die Innocenz VIII bestellt hat, waren auch Ketzermeister, und die spanische Inquisition verfuhr auch gegen Zauberer. Das Handbuch jener Beiden, der Hexenhammer, Malleus maleficarum, 1489 zu Cöln herausgegeben und oft gedruckt, enthält die Missethaten, Buhlschaften und das dagegen angewendete Verfahren. Die Anschuldigungen sind nur kleinlich: die Hexen haben die Milch verdorben, das Vieh geschädigt, das Getreide zu Grunde gerichtet. Wir vernehmen nichts von Reichthümern, die sie erworben, nichts von Theilnahme an höherer Lebensfreude. Es heißt im Gegentheil: „Die Hexe wird alle sieben Jahre um drei Heller reicher." Sie haben das Aussehn eines alten Weibes: triefige Augen, übelriechender Athem, epileptische Zustände genügen zu sichrem Verdacht, doch auch in der Jugend liegt keine Sicherheit vor der Anklage. Der Anfang liegt meist im Volksverdachte, besonders wenn in einem Hause ein Unglück geschehn, nachdem die Verdächtige vorübergegangen ist. Die Verdächtigten sind vorzugsweise Frauen, da nach der Volksmeinung unzüchtige Buhlschaft mit dem Teufel dazu gehörte. Das hat ja in der Volksphantasie immer bestanden: schon in der Genesis kommen die Engel herab, um mit den Töchtern der Menschen Umgang zu pflegen, in den griechischen Mythen spielt der geschlechtliche Verkehr zwischen Göttern und Menschen eine große Rolle, im Mittelalter werden Ritter von mächtigen Feen begünstigt, und im höhren tragischen Sinn dämonischer Geschlechtsverbindung steht Tannhäuser mit Frau Venus, Faust mit Helena zusammen. Der Vertrag mit dem Teufel und die

geschlechtliche Mischung unterschied Hexen von Besessenen. Auch einen biblischen Beweis besaß man dafür in der Versuchungsgeschichte und in Jes. 28, 15: Wir haben mit dem Tode einen Bund, mit der Hölle einen Vertrag gemacht.

Nach den gerichtlichen Aussagen, in denen sich der Volksglaube reflectirt, erschien der Teufel anfangs mitunter sehr menschlich als Cavalier mit bedeutsamen Namen, auch wohl als Mönch. Erst nach der fleischlichen Mischung erfährt die Unglückliche, mit wem sie es zu thun hatte. Zuweilen sind wohl auch wirkliche Liebesabenteuer bekannt worden, denn auch junge Hexen starben auf dem Scheiterhaufen. Immer vernimmt man das Umgekehrte des religiösen Ausdrucks: wie Christus Bräutigam der Seele wird, so kommt hier der Teufel in den Besitz des Leibes. Nur selten ist von einer Verschreibung, und nun gar in Blut, die Rede; diese armseligen Weiber konnten meist nicht schreiben. Statt dessen findet irgend eine symbolische Handlung statt: „Ich fasse an diesen weißen Stock und verleugne Mariens Sohn und Gott." Zum Reiten auf dem Besen hat die Hexensalbe gedient, auch als Gift, gekocht aus Schlangen, Kröten, dem sanguis menstruus und den Gliedern ungetauft verstorbner Kinder. Zu den Hexenversammlungen an bestimmten Tagen hat jedes Land einen besondern Berg gehabt, in Deutschland war es der Blocksberg, als ein Sitz des altgermanischen Cultus, doch hat er auch seine Filialen, so den Inselsberg und bei Bamberg den Staffelstein. Das Bild solchen Hexensabbaths, solcher synagoga diabolica, entsprang aus den Vorstellungen, die man sich im 12. Jahrhundert von den Versammlungen der Ketzer machte. Mitten in der Versammlung erschien der Teufel; er ward angebetet und an übler Stelle geküßt. Beim Tanze diente als Lichtstock eine Hexe, die auf den Kopf gestellt und in deren Leib eine Fackel gesteckt wird. Der Teufel als der Liebhaber von allen, liebt auch einen Spaß, mancher Hexe zieht er den Besen weg, wenn sie dann rückwärts umschlägt, lacht er daß ihm der Bauch schüttert. Auch eine Art umgekehrter Gottesdienst findet statt: als Abendmahl wird ein schwarzer ekler Trunk gereicht, die Hexen beichten ihre Sünden, daß sie etwa eine Messe gehört oder irgend einer religiösen Cärimonie beigewohnt haben. Dabei ist es verpönt, den Namen Gottes oder der heiligen Jungfrau auszusprechen, sondern es heißt: „der da droben" oder „die dicke Frau". Zuletzt werden sie entlassen mit der Mahnung, möglichst viel Böses zu thun.

So lauteten zahlreiche Geständnisse. An einigen Orten wurden die Angeklagten der Hexenprobe unterworfen: über Kreuz gebunden, der linke Arm an den rechten Fuß, wurden sie in's Wasser geworfen, die

Wölbung des Rückens machte ein Schwimmen nicht unmöglich. Wenn ſie nun aber oben blieben, ſo hieß es, da müſſe der Teufel im Spiel ſein, das reine Element verabſcheue die Schlechten; nur wenn ſie ſanken, galten ſie als ſchuldlos. Dabei mochten den Henkern doch noch zu Viele gerettet werden, ſo gab man das Verfahren auf und wandte lieber die Folter an, die dann zur Quelle umfaſſender Geſtändniſſe geworden iſt. Das war ein unrechtliches, entſetzliches Verfahren. Die Richter meinten ſich im fortwährenden Kampfe mit dem Teufel, von jeder rechtlichen Ordnung entbunden. Schon der Hexenhammer empfiehlt, wenn anders ein Geſtändniß nicht zu erlangen war: der Richter möge ſagen, wenn die Angeklagte bekenne, brauche ſie nur eine kurze Zeit im Gefängniß zu ſitzen; das Wort müſſe man ihr auch halten, und erſt nach Verlauf dieſer Zeit ſie verbrennen. Man erwartete am Leibe der Hexe ein Druidenzeichen, und um das zu finden, wurden ihr durch den Henker die Haare am ganzen Leibe abgeſchoren, in ſchamloſeſter Weiſe. Wo ein Geſtändniß vorlag, ſei es auch nur Durſt nach Heringslauge oder durch erzwungne Schlafloſigkeit, hieß es, die Hexe habe in Güte bekannt; wo nicht, wurde ſie ſtundenlang gefoltert, die Martern täglich wiederholt, und die Ärmſte bedroht, das werde ihr ganzes Leben ſo fortgehen. Den Richtern fiel auf, daß die Hexen, wenn ſie endlich geſtanden hatten und mit zerriſſenen Gliedern in's Gefängniß zurückgebracht wurden, ſo ſehr um ſchnellen Tod baten. Anſtatt der menſchlichen Deutung hatte man dafür nur die abergläubiſche: „Der Teufel läßt ihnen keine Ruhe mehr.“ Das Factiſche galt bei dieſen Unterſuchungen wenig. In Lindheim hatten mehrere Weiber nach langen Martern geſtanden, ein kürzlich verſtorbenes Kind ausgegraben und zu Hexenſalbe verkocht zu haben. Auf Antrag des Ehemanns eines derſelben wurde das Grab geöffnet, das Kind unverſehrt gefunden. Aber der Inquiſitor erklärte den Leichnam für teufliſches Blendwerk und ließ die Hexen zur Ehre des dreieinigen Gottes verbrennen. Wenn alle Foltern ertragen wurden, ſo folgte doch noch ein Jahr ſchreckliches Gefängniß, wie der Hexenhammer ſelbſt es nennt; denn ob bloß nach Indicien ohne Geſtändniß hinzurichten ſei, blieb controvers.

Nach ſo gräßlichem Verfahren iſt nicht zu verwundern, daß man Hexen fand. Die Geſtändniſſe ſind ſich faſt gleich, ſie enthalten, was die Fragen forderten und der Volksglaube vorausſetzte. Auf die Frage nach Mitſchuldigen werden zunächſt vermummte Perſonen oder Verſtorbene namhaft gemacht, aber der Richter will Lebendige, und endlich in Verzweiflung und Grimm werden auch ſolche angegeben. So brannte ſolch ein peinlicher Proceß zuweilen in einem Orte fort, bis er Leute

traf, die die Gunst und die Macht hatten, der Sache ein Ende zu machen.

Der Fanatismus hat doch nur einen Theil dieser Blutschuld auf seinem Gewissen, den andern trägt die Habsucht. Das Vermögen der Hingerichteten wurde confiscirt, so daß der Grundherr zwei Drittel erhielt, während Richter, Geistliche und Henker den Rest unter sich vertheilten. In Bamberg herrschte im 16. Jahrhundert hierin so schamlose Wirthschaft, daß Kaiser Ferdinand II dem Bischof erklärte, wie er solche höchst schmutzige Confiscationen unter keinem Vorwand mehr dulden könne.

Dennoch sind wohl nicht lauter Schuldlose geopfert worden; versuchte Verbrechen, Vergiftungen durch überlieferte Zaubermittel und vermeinte Hingabe an den Bösen mögen ausnahmsweise gesühnt worden sein. Wie das ganze Zeitalter an Hexen glaubte, mögen Einige sich selbst dafür gehalten haben, obwohl gegenüber der Folter jedes Urtheil unsicher ist. Anfangs des 15. Jahrhunderts wurde in Frankreich ein Mensch zum Tode gebracht, weil er einen Pact mit dem Teufel geschlossen, dem er die rechte Hand zugesagt habe. Vor der Hinrichtung fordert er sie ihm abzuhauen, damit nicht der ganze Leib zum Teufel gehe. Man war des Glaubens, durch die Hexensalbe werde ein tiefer Schlaf herbeigeführt, und erklärte sich so die scheinbare Empfindungslosigkeit auf der Folter. Doch war das wohl nur eine tiefe Ohnmacht durch das Unmaß der Schmerzen. Denkbar ist freilich, daß durch Salben oder durch Krankheit ein gesteigertes Phantasieleben, somnambule Zustände entstanden, in denen diese Unseligen die Bilder des Volksglaubens zu durchleben meinten, gleich den Visionen der Heiligen. Ob hiernach eine als Heilige canonisirt oder als Hexe verbrannt wurde, entschied bei derselben Form des verzückten Phantasielebens nur die fromme oder bösartige Richtung und die Meinung der Leute. Auch in Scandinavien, Frankreich, England, Spanien und Oberitalien sind Hexen verbrannt worden, Deutschland war doch der Hauptherd dieser Mordbrennerei. Hier galt der Hexenhammer als anerkanntes Gesetzbuch; Hunderttausende sind darnach inquirirt, gefoltert und verbrannt worden. Nur die Anfänge fallen noch in unsre Periode; erst nach dem Zeitalter der Reformation ist die Flamme zur vollen dämonischen Gluth geworden.

Wie Franz von Assisi und Antonius von Padua die Thiere als der Religion zugänglich betrachteten, so war das ganze Mittelalter geneigt, auf besondre Veranlassung hin Thiere als zurechnungsfähige Wesen zu behandeln. Eine Sau, die ein Kind gefressen hatte, wurde gehängt; als

ſeufzende Creatur hatte ſie Theil am Segen wie am Fluch der Kirche, daher auch Thiere excommunicirt worden ſind. Der Proceß begann mit der Vorladung wie beim Menſchen, auch beſtimmte Friſten wurden zuweilen geſetzt. Ein Decret des biſchöflichen Officials von Troyes lautet: „Im Namen des Herrn. Amen. Kraft der Auctorität, die Wir in dieſen Gegenden bekleiden, ermahnen Wir vorbenannte Heuſchrecken und Raupen hierdurch sub poena maledictionis et anathematisationis, daß ſie innerhalb ſechs Tagen, vom Tage dieſer Ermahnung an gerechnet, von den Weinbergen und allen Ländereien des Orts Villanuova ſich entfernen und weder daſelbſt noch anderwärts in der Diöces Troyes einen Schaden anrichten. Würden die genannten Thiere innerhalb dieſer ſechs Tage Unſerer Ermahnung nicht gehorchen, ſo bannen und verfluchen Wir ſie am ſechsten Tage.“ Das iſt üblich geweſen als letztes Mittel gegen Landplagen aller Art, und ſolch eine geiſtliche Drohung wurde verlangt und bezahlt. Anshelm in der Berner Chronik berichtet zum Jahre 1479: „Es hat eine weiſe Stadt Bern ihrem dazu berathnen und geneigten Stadtſchreiber einen wohlausgeſpitzten lateiniſchen, vollmächtigen Gewaltsbrief unter ihrem Siegel gegeben, die ſchadhaften, räuberiſchen Inger, Käfer und Würmer mit geiſtlichen Rechtens an ordentlichem Gericht zu Lauſanne erlangtem Bann und Verſchlüſſen aus all ihren Landen zu verbannen. Und wiewohl die als contumaces und violenti raptores, vielleicht aus Untruw ihres unmündigen Fürſprechers, verluren und heftig gebannt wurden: dennoch ungeirrt des großen Bannes blieben ſie in ihrem Gewerbe und Poſſeſſion ſo ſtark, daß man zu unſern Zeiten das Heiligthum von S. Gallen wider ſie beſchickt.“ Da klingt ſchon der Spott der Aufklärung durch. Man erzählte auch von gehorſamen Thieren: ein Rabe hat einem Abt ſeinen Ring geſtohlen; excommunicirt, bringt er ihn wieder. Doch die eigentlichen Gegenſtände der Kirchenzucht blieben immer die Menſchen, die Chriſten.

§ 151. Ablaß und Geißler.

Bann und Interdict verloren durch den Mißbrauch an ihrer Kraft, und auch die mit der Kirche in Freundſchaft lebten, waren doch zuweilen etwas kurz angebunden. Lahire, einer der tapfren Offiziere, welche die Jungfrau von Orleans umgaben, forderte vor dem Sturm auf eine Stadt vom Capellan, er möge ihm ſchnell die Abſolution ertheilen. Der meinte, er müſſe zuvor ſeine Sünden bekennen. Aber Lahire rief: „Dazu hab' ich jetzt keine Zeit, ich muß raſch gegen den Feind, ich habe gethan, was Kriegsleute zu thun gewohnt ſind.“ Der Capellan abſolvirt

ihn, und Lahire spricht andächtig sein Gebet: „Lieber Gott, ich bitte dich, daß du heute an mir thuest, was du wünschest, daß ich für dich thue, wenn ich Gott wäre und du Lahire.“ Die Excommunication war ein rein geistlicher Act: die Ausschließung aus der Kirche, in ihrer katholischen Tendenz, d. h. aus der Gnade Gottes. Daher bei anhebender Geringachtung ihres Bannes haben die Päpste denselben unmittelbar durch weltliche Folgen geschärft. So hat Gregor XI die Florentiner, Sixtus IV die Venetianer, von denen, als ein handeltreibendes Volk, viele in der Fremde waren, mit der Bestimmung gebannt, sie aller Orten niederzuwerfen, zu Sclaven zu machen, ihre Güter einzuziehn.

Der Charbonnerstag, in nördlichen Landen der grüne Donnerstag, hat seinen Namen nicht von carere, das ist so viel wie fasten, sondern von caren, schmerzlich klagen, im 11. Jahrhundert ist careleich, caregesang Klaggesang. Aus dem 15. Jahrhundert haben wir den Vers:

Der Weinstock ward gezogen
Vierundbreißig Jahr,
Bis an den Charfreitag,
Da war er zeitig gar.

Der Weinstock ist Christus selbst. Am Charbonnerstage war üblich die Pönitenten wieder aufzunehmen, um so schlagender wirkte an diesem Tage die Verfluchung. Sie geschah durch den Papst vom Balcon der Peterskirche durch Verlesung der Bulle, die mit den Worten anhebt: in coena Domini, nicht gegen Individuen, sondern gegen bestimmte Thaten und Classen, nachmals berüchtigt, weil auch Lutheraner und Calvinisten in den Fluch aufgenommen wurden. Damals stand auch Manches darin im Sinne kirchlicher Humanität: wer Waffen und Proviant den Sarracenen zuführt, wer Wallfahrer zum heiligen Stuhl beraubt, wer neue Zölle einführt oder Seeraub treibt, soll dem Bann verfallen.

Die Kirchenzucht, als ein Bedürfniß des Mittelalters, wurde geübt durch regelmäßige Aufsicht des Pfarrers und durch Kirchenbuße, durchkreuzt durch die wandernden Bettelmönche und den Ablaß für Wallfahrten oder Geld. Thomas von Aquino schreibt noch sehr bedenklich über den Ablaß: „Einige sagen, daß solcher Ablaß nicht soviel werth sei, als er gepriesen wird, sondern Jedem nur soviel, als sein Glaube und seine Andacht erfordert; aber die Kirche lasse jenes so predigen, damit sie durch einen gewissen frommen Betrug die Menschen anlocke Gutes zu thun, wie eine Mutter, welche ihrem Kinde einen Apfel verspricht um es zum Gehen zu locken. Andre sagen, das Maß der Vergebung sei nicht zu messen allein nach der Frömmigkeit des Empfangen-

den, noch nach dem Maße deſſen, was dargeboten wird, ſondern in Bezug auf die Sache, für welche der Ablaß ertheilt werde. Aber auch dadurch wird das Herkommen der Kirche nicht gerettet, welche für dieſelbe Sache bald einen größern bald einen geringern Ablaß ausſetzt." Doch tröſtet er ſich: das werde von Allen zugeſtanden, daß der Ablaß doch etwas werth ſein müſſe, weil gottlos wäre zu ſagen, daß die Kirche etwas Vergebliches thue. Dagegen die ſpätere Scholaſtik hat ihn gegründet auf den Kirchenſchatz überflüſſiger guter Werke, nämlich wiefern Chriſtus im Leben und Sterben, und ebenſo die Heiligen mitſamt der Jungfrau Maria, weit mehr gethan haben als Pflicht war, vertheilt die Kirche dies an Bedürftige, an ſolche, die an guten Werken Mangel haben. Anfangs geſchah ſolche Mittheilung zur Aufhebung von ſchon auferlegten Kirchenſtrafen, dann aufſteigend wurde den noch Lebenden Milderung und Verkürzung künftiger Fegfeuerqualen verheißen, und endlich den ſchon im Fegfeuer Befindlichen das Gleiche gewährt. Hieraus ward die Macht auch über die Todten hergeleitet, gegen die frühere und natürliche Anſicht, daß die Todten dem menſchlichen Gericht entnommen ſind. Schon Sixtus IV hat 1477 ſolchen Ablaß verkündet, aber gegen allerlei Ärgerniß mußte er erklären, daß ſein Ablaß den Todten nur in der Weiſe der hülfreichen Fürbitte zu Gute komme, wie die Gebete und frommen Almoſen der Gläubigen, aber als die Fürbitte des Vaters der Gläubigen, dem die Fülle der Gewalt verliehn ſei aus dem Schatze der allgemeinen Kirche, den Seelen im Fegfeuer zu Hülfe zu kommen. Urkundlich hat zuerſt Alexander VI plenissima indulgentia pro vivis et mortuis ausbieten laſſen, und nach ihm Innocenz VIII, unbekümmert um die Zweifelsfrage, die ſich beſonders in deutſchen Landen erhob, ob der Papſt Macht habe über das Fegfeuer, ſo daß er, wenn er wollte, es ſogar leer machen könnte. Die Ablaßprediger mögen die ihnen gegebnen Vollmachten leicht übertrieben oder auf die Spitze geſtellt haben, aber in der Ausbeutung lag ſicher auch für die Päpſte eine große Förderung des Geſchäftes, der Ablaß ward Sache der Pietät, der Bürger und Bauer gab den erſparten Nothpfennig hin, um einen geliebten Todten der langen Feuerqual zu entreißen. Nach Tetzels kurzer Anweiſung für die Prieſter Ablaß zu predigen, ſollen ſie ſagen: „Hört ihr nicht die Stimmen eurer verſtorbnen jammernden Ältern, Geſchwiſter, Kinder! Ihr laßt ſie in den Flammen und könnt doch Ablaßzettel kaufen." Neben dem Glauben an die Sache mag Mancher gedacht haben: nützt es nichts, ſo ſchadet's auch nichts! Für die Todten lag freilich nichts Gefährliches darin, wohl aber für die Lebenden. Aus unſchuldigem Urſprung germaniſchen Wehrgelds war der Ablaß zu

furchtbarer Entartung gelangt. Gläubige hatten nur das Fegfeuer zu fürchten: dies war abzukaufen. Also nicht nur die Strafe, im Grunde auch die Sünde selbst wurde abgekauft und durch Geld die Himmelsthüre geöffnet. Hier ist der Punkt, wo das Christenthum gänzlich verkehrt ward, Sünde und Frömmigkeit wurden zu etwas rein Äußerlichem, das für Geld abzumachen ist.

Den Verkauf des Ablasses verpachtete der Papst zuweilen an einen Landesbischof; der wollte dann das Pachtgeld zahlen nicht ohne eignen Gewinn. Über die Art des Verkaufes haben wir Berichte von Zeitgenossen über Tetzel: Wenn er in eine Stadt kam, machte er dem Magistrat Anzeige. War der willig ihn aufzunehmen, so zog der Rath, die Bürgerschaft und Schulen ihm entgegen mit Fahnen und Kerzen. Ein großes rothes Kreuz mit des Papstes Wappen wurde ihm vorangetragen, auf Kissen von Goldstoff lag die päpstliche Vollmacht, unter Glockengeläute zog der Zug in die Kirche; täglich wurde über die Nothwendigkeit und Pflicht Ablaß zu kaufen gepredigt, dabei auch der innern Buße gedacht, doch galt schon das Kaufen selbst als Beweis bußfertiger Gesinnung. Der Handel wurde gefördert durch Anpreisungen der Art: Seit Christi Leiden ist eine solche Gnadenzeit nicht gewesen; durch den Ablaß wird man reiner als durch die Taufe, als Adam im Stande der Unschuld. Der Ablaßprediger macht mehr Menschen selig als Petrus. So ist's wohl glaublich, nur nicht grad in dieser Form, was Tetzel nachgesagt wird: „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt." In den Vollmachtsbriefen steht auch, der Ablaß werde den Armen umsonst geboten, doch erzählt Myconius, daß er als Schüler in Annaberg Tetzel vergeblich darum angegangen sei. Da war Samsons Diener menschlicher: „Lieben Leute drängt doch nicht so! Lasset die herfürkommen, die Geld haben; den Andern, die keins haben, wird man nachher auch guten Bescheid geben." Die Überschrift von Tetzels Vollmachtsbrief lautete: Claudere portas inferni et aperire portam paradisi. Item absolvere a peccatis contritis, confessis et oblitis: at etiam a non contritis et non confessis. Eine solche Vollmacht, Sünden zu tilgen, die man nicht beichte und bereue, die hat Leo X sicher nicht ausgestellt, auch nicht sein Generalpächter Albrecht von Brandenburg-Mainz; sie ist entweder von Tetzel oder von Andern ihm zum Spott gefälscht. Es hat nicht an Widerspruch gegen solch schmählichen Handel gefehlt. Schon Berthold, der Franciscaner im 13. Jahrhundert predigte: „Pfui Pfennigprediger, Mörder aller Welt, wie manche Seele mit deinem falschen Gewinn wirfst du in den Grund der Hölle, du Mörder der rechten Buße." Er nennt den Ablaßprediger „dem

Teufel einen seiner liebsten Knechte, der fährt unter die einfältigen Leute, sagt, er habe vom Papste die Gewalt, daß er dir alle deine Sünden abnehme um einen Heller. Ihr sollt ihnen nichts geben, dann müssen sie abstehn von ihrem Betruge." D. Kraft hat in Ulm gegen Tetzel gepredigt: „Es ist ein Lockvogel aufgestanden, der euch das Geld gern aus dem Beutel schwatzen wollte. Glaubet ihm nicht, liebe Freunde. Christus allein ist unser Ablaß und Versöhnungsopfer, der hat für unsre Sünde genug gethan und bezahlt." Dagegen Tetzel: „Ihr Tadler des Ablasses, ihr seid außer der Gemeinschaft der Kirche. Keine Messen, keine Predigten, kein Sacrament, keine Fürbitten können euch helfen. Selig aber sind, die da sehen und merken, daß sie Geleitsbriefe erhalten, ihre Seelen durch das gefahrvolle Thränenthal zum Paradies hindurchzuführen." In Rom sprach man von peccata Germanorum, denn nur im germanischen Norden war der Handel beliebt, aber auch einträglich. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war der Unwille darüber unter den Gebildeten weit verbreitet. Auch der Aberglaube fand sein Ärgerniß: warum der Papst die armen Seelen nicht umsonst errette, wenn er doch könne. Dennoch fehlten die Käufer nicht, und Vorwände zur Verwilligung neuer Ablässe fanden sich immer wieder, zum Baue von inländischen Kirchen, Spitteln, auch weltlichen, gemeinnützigen Anstalten. Der Ertrag des Sündengeldes, angeblich bestimmt zum Türkenkriege oder zum Baue der Peterskirche, floß des Papstes Tasche zu, und es half nichts, daß sich die Völker über Aussaugung und Entsittlichung beschwerten oder die Fürsten den Ablaßpredigern gelegentlich die Thür wiesen.

Im Gegensatze des Ablasses ist die Geißlerbuße entstanden. Gegen Mitte des 11. Jahrhunderts, wohl aus den Klöstern herübergenommen, wird die Sitte bemerkbar, daß fromme Personen sich geißelten oder geißeln ließen. Heinrich III, so oft er bei festlichen Gelegenheiten die Krone aufsetzte, ließ sich vorher geißeln, als Hanno, der Erzbischof von Cöln, einmal zu herzhaft zuschlug, gerieth er doch in Zorn. Man unterschied die obere und untere Disciplin: zur Zucht des Fleisches und als Genugthuung für die Sünde. Damiani, der harte Cardinal, hat das in ein System gebracht: unter Absingen von zehn Psalmen gab er sich tausend Ruthenstreiche als die apostolicorum verberum disciplina; dabei berief er sich auf Ps. 150, V. 4: „Lobet den Herrn mit Pauken," d. h. drauf losschlagen. Die Geißelung geschah mit Stricken, Riemen oder Metallkettchen. Im 13. Jahrhundert ist solche Geißelung öffentlich auf die Straße hervorgetreten, zuerst wie epidemisch in Oberitalien. Dort erschienen im Jahre 1260, in welchem nach der Weißagung des

Joachim von Floris ein neues Weltalter anbrechen sollte, plötzlich lange Züge von Büßenden welche bei Tag und Nacht, bis auf den Gürtel entblößt, mit verhüllten Häuptern, unter Bußgesängen umherzogen und sich bis auf's Blut geißelten. Die Zerknirschung ging von Perugia aus, fast ganz Italien, im Kampfe der Guelfen und Ghibellinen voll Laster und Gewaltthaten, wurde von diesem Bußkrampf ergriffen. Das ist in Italien nichts Seltenes, so plötzliche Aufwallung, die doch ohne nachhaltige sittliche Wirkung bleibt, und jenseits Italiens ließen sich die Völker nicht in den Trubel hineinziehen; was von Geißlern über die Alpen kam, ward doch mehr angestaunt als nachgeahmt. Aber gegen Mitte des 14. Jahrhunderts hielt wie ein Gespenst der schwarze Tod seinen schrecklichen Siegeszug durch Europa: ein Drittel der Lebenden fiel ihm zum Opfer, dazu Erdbeben, Heuschrecken, Blutspinnen, stinkende Nebel, die den Aberglauben in seinen Tiefen aufregten. Es galt Gottes Zorn durch außerordentliche Mittel zu versöhnen; so entstanden in Deutschland die Fahrten der Flegler, der Flagellanten. Das Gesicht mit dem Beuteltuch verhüllt, mit hohen Kerzen zogen sie in die Städte. Es bestand ein Kern von „Meistern", während die Menge nur das Gelübde auf sich nahm, 33 Tage, entsprechend der Zahl der Lebensjahre Jesu, mit zu ziehen und aus der Heimath auszuwandern; Manche, die Lust an der Sache bekamen, zogen mehrmals mit. Pfaffen schlossen sie nicht aus, doch sollten sie nicht Meister werden noch in ihren himmlischen Rath kommen. In Closners Chronik ist ein Bericht verzeichnet über die Geißlerfahrt, die 1349 nach Straßburg kam. Auf öffentlichem Platze stellten sie sich im Kreise auf:

„Jesus wart gelabet mit Gallen,
Des sullen wir an ein Crütze vallen."

Dann fielen sie zur Erde, daß es klapperte, Arme und Füße kreuzweis ausgestreckt. Nach einer Weile sang der Vorsänger: „Nu hebent uf die üwern hende, daz Got dis große sterben wende." Darauf geißelte sich Jeder, dann der Meister seinen Nächsten mit den Worten: „Stant uf durch der reinen martel ere und hüt' dich vor der sünden mere." Der springt auf und gibt's seinem Nächsten weiter und so fort. Noch andre ihrer Lieder sind in der Chronik aufbewahrt. die zu den ältesten geistlichen Liedern unsrer Sprache gehören. So:

Jhesus Crist der wart gevangen,
an ein krütze wart er erhangen,
das krütze wart von blute rot.
Wir klagen Gotz martel un sinen Tot.
Durch Got vergießen wir unser blute,
daz si uns für die sünde gute.

Daz hilf uns liber herre Got,
des bitten wir dich durch dinen Tot.

Maria ſtunt in großen noten,
do ſü ir libes kint ſach toten,
ein ſwerte ir durch die ſele ſneit,
daz lo dir ſünder weſen leit.
Des hilf uns liber Herre Got,
des bitten wir dich durch dinen Tot.

Jheſus rieſe in hiemelriche
ſinen engeln alle geliche:
die criſtenheit wil mir entwichen,
des wil ich lan die Welt zergon,
des wißent ſicher one wan.
Dovor behilt uns Herre Got,
des bitten wir dich durch dinen Tot.

Maria bat den ſun den ſüßen:
Liebes kint, lo ſü dir büßen,
ſo wil ich ſchicken daz ſü müßen
bekeren ſich, des bit ich dich.
Wil liebes kint, des gewer du mich.
Des bitten wir ſünder ôch alle gelich.

Faſt aller Volks- und Minnegeſang iſt damals unterbrochen worden oder untergegangen, man hörte nur die traurigen Weiſen der Flagellantenlieder. Die Heiligen ſcheinen dabei ausgeſchloſſen, nur Marias Fürbitte, als die eignes Leid erduldet hatte, galt für wirkungskräftig. Es iſt das Bedürfniß wahrhafter, ernſter Buße, das ſich in dieſer Geſtalt ausgeſprochen hat; aber die Krankheit wurde durch ſie nur weiter verbreitet, und einſichtige Obrigkeiten mußten dagegen einſchreiten, zumal als bei ſpätren Landplagen ſolche Wanderzüge ſich wiederholten. Anfangs waren die Päpſte dieſer Bewegung günſtig als einer Aufregung für die Partei der Kirche gegen die Ghibellinen. Aber die Herabſetzung aller kirchlichen Bußen und Heilsmittel vor der Geißel verſtimmte die Hierarchie. Clemens VI erklärte ſich 1349 gegen einen Enthuſiasmus, der die kirchliche und weltliche Ordnung bedrohe. Vincentius Ferreri, ein ſpaniſcher Dominicaner, deſſen Bußpredigt vom göttlichen Gericht unter verſchiednen Völkern ſo mächtig war, daß die Gabe der Sprachen in ihm wiedergekommen ſchien, hat nachmals in Südeuropa Geißlerzüge geführt, aber der Abmahnung des Concils von Conſtanz Gehör gegeben. Durch dieſe Ungunſt der Kirche entſchied ſich in einigen Geißlergeſellſchaften ihre feindſelige Stellung. Ein Geißlerverein in Thüringen, dem die Inquiſition Scheiterhaufen errichtete, erklärte den Klerus für den Antichriſt, verwarf allen Kreuz-, Bilder- und Heiligendienſt, und ſetzte die Bluttaufe der Geißel an die Stelle aller Sacramente.

Die Reigen der Tänzer, die in einigen Städten längs des Rheins erschienen [1374, 1418] sind wie der Kehraus, der wildfröhliche Schluß nach den Geißlerzügen. Paarweise, Mann und Weib zusammengeknebelt, tanzten sie in der Kirche oder auf den Straßen, bis sie in Zuckungen hinstürzten; es waren Krämpfe von Schmerz, aber auch von Wollust. Die Cölner Chronik nennt als Erfolg: „da wurden viele Mägde kindertragend, die keine ehelichen Männer hatten". Man hat das als Veitstanz bezeichnet, weil die Hülfe des h. Vitus dagegen angerufen wurde. Nervöse Ansteckung, Macht des Beispiels, rohe Lust haben gleichen Theil daran.

§ 152. Die Sitten des Klerus.

Ein mittelalterliches Sprüchwort sagt: „Wer sich einmal gütlich thun will, der schlachte ein Huhn; wer ein Jahr lang, der nehme ein schönes Weib; wer's sein Lebelang gut haben will, werde Priester." Das ist doch einseitig gedacht und gilt nur für die privilegirten Priester, die Prälaten. Daß es in der Wirklichkeit auch anders aussehen konnte, lehrt ein Beschluß der Provinzialsynode von Eichstädt 1453: „Keine Gemeinde darf ihren Seelenhirten zwingen ihr Vieh auf die Weide zu treiben, und kein Pfarrer soll sich ferner dazu verstehn." Vom Klerus wurde unnatürliche Entsagung gefordert, neben den Mitteln des Genusses, daher das Genußleben am frechsten bei den Prälaten hervorgebrochen ist. Aus den Rezessen Gregors IX erfahren wir um 1233: der Erzbischof von Kreta hat in dem stets von ihm besuchten Wirthshaus Pallium und Kirchengefäße versetzt, vom Bann für Geld gelöst, einem Laien für Geld die Erlaubniß gegeben einen Priester zu prügeln, und einem Griechen gestattet eine katholische Nonne zu heirathen. Der niedre Klerus war ohne die Mittel, die Schmach seines Lebens zu verbergen. Die Vicare waren selten auf der Universität gebildet, es gab solche darunter, die nicht schreiben konnten, in Deutschland erhielten sie zwölf Kreuzer die Woche. Das wird nicht mehr gewesen sein, als wenn heute Einer einen Thaler bekäme. Wie es auf der größten Bildungsanstalt, der Universität Paris, herging, zeigt ein Erlaß des Bischofs von Paris contra scholares von 1269: „Einige Kleriker und Scholaren, welche ein Schulleben zu führen vorgeben, tragen Waffen und vollführen die schlimmsten Gewaltthaten: Nacht und Tag bringen sie Vielen grausame Wunden bei, tödten sie, entführen die Weiber und schänden die Jungfrauen, brechen ein in die Häuser und begehen allerhand Räubereien, die zum Himmel schreien."

Im 15. Jahrhundert bedrohten Provinzialsynoden Gemeinden mit dem Bann, die sich weigerten, einen Pfarrer ohne Concubine aufzunehmen; sie hielten das für nöthig zur Sicherung ihrer Frauen und Töchter. Man hat damals wohl daran gedacht, durch Wiedereinsetzung der Natur in ihre Rechte die Ehrbarkeit des Priesterthums zu retten. Doch haben selbst freisinnige Prälaten am Cölibatsgesetz festgehalten, und Gerson wies darauf hin, daß durch die Priesterehe die Abhängigkeit der Kirche vom Staat vergrößert würde, auch das Kirchengut in Gefahr gerathe. Pius II meinte dagegen: den Priestern sei mit gutem Recht die Ehe genommen worden, mit noch beßrem werde man sie ihnen zurückgeben. Auch wer ein mildes Urtheil über die Ausschweifungen des Klerus fällt, wiefern sie nur der gelobten Unnatur die Natur entgegensetzten, man muß doch anerkennen die Schande und das böse Gewissen, das in diesen Zuständen lag; dazu mochte doch nur der Auswurf des weiblichen Geschlechtes zu solchem Mißbrauch sich hergeben. Von manchem Bischof wird erzählt, daß sie Weib und Kind des Pfarrers besteuerten, also den Unfug begünstigten. In der Diöcese Bamberg wurden fünf Gulden von jedem Pfaffenkind genommen, nach dem Überschlag wurden jährlich 1500 solcher Kinder geboren. In den bairischen Bisthümern zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die Abgabe vom Concubinat auch von Solchen gefordert, die ehrbar lebten. Der Official erklärte: es sei nicht die Schuld des Bischofs, daß Einer die Erlaubniß nicht benutze; ob er nun Kinder habe oder nicht, der Bischof wolle das Geld haben.[a]) Ein Fiscal machte einem Priester Vorwürfe, der mehrere Pfründen hatte und sich nur eine Concubine hielt, das sei eine Beraubung des Bischofs. Und diese, welche doch in fester Gemeinschaft lebten, waren noch nicht die schlechtesten. Die Beichte, in welcher die Frauen ihre geheimen Schwachheiten bekannten, gab Anlaß diese zu benutzen, und verdarb die Phantasie des jungen Priesters. Schon vernimmt man Ermahnungen und Vertröstungen der Art: willst du nicht züchtig leben, so sei wenigstens vorsichtig; geh lieber zu hundert Weibsbildern als zu einer Ehefrau.[b]) Dazu kam gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Lustseuche in ihrer ersten entsetzlichen Kraft, ein römischer Arzt sagte, die Priester würden den Himmel und die Hölle damit verpesten.

Aus dem 15. Jahrhundert haben sich zahlreiche Spott- und Schmachgeschichten auf Kosten des Klerus erhalten, doch möchte ich nicht mit

---

a) Sive habeas sive non habeas, episcopus vult habere pecuniam.

b) Si non caste, tamen caute; pro una uxore sexcenties mulierculas inire licet.

den beiden Theiner in ihrer Jugendschrift über die Folgen der erzwungenen Eheloſigkeit alle dieſe Anecdoten für bare Geſchichte nehmen. So wenn Poggius, der Philolog, zur Zeit des Concils von Conſtanz erzählt: Ein Franciscaner wird zu einem Weibe in ſimulirter Krankheit gerufen. Er hört ihre Beichte und iſt darum allein bei ihr. Als die Frau Gefallen am Beichten findet, tritt auf einmal der Ehemann herein, er ſieht den Mönch ut peccata examinavit super lecticam braccis positis, der flieht mit Zurücklaſſung ſeiner braccae, die jener als Pfand und Beweismittel geltend macht. Im Kloſter will man den Genoſſen nicht fallen laſſen: er habe die Hoſen des h. Franz dem Weibe aufgelegt zur Heilung. Der Ehemann läßt ſich beſchwichtigen, die Mönche in großer Proceſſion holen die Reliquie ab. Boccaccio hat im Decamerone Manches der Art munter und graziös erzählt, und waren die Geſchichten nicht immer wahr, ſie wurden doch wenigſtens geglaubt. Nur das allgemeine Reſultat hat etwas Hiſtoriſches.

Bilderbücher wurden verbreitet: Chriſtus am Kreuz, gegenüber der Papſt auf ſeinem Thron; oder die Apoſtel, wie ſie auf Befehl des Hohenrathes geſchlagen werden, ihnen gegenüber ein Prälat in buhleriſcher Umarmung oder im Bade von Hetären bedient. Das war dem Volksverſtande eindringlich. Als der Hauptſitz der Sittenloſigkeit und ungläubigen Aufklärung galt Avignon, von dem Petrarca ſchreibt: „Die Hoffnung auf ein jenſeitiges Leben gilt dort für eine leere Fabel und Alles, was von der Unterwelt erzählt wird, für eitel Märchen. Enthaltſamkeit gilt als bäuriſch, Keuſchheit iſt ein gewaltiger Vorwurf, ſündigen wird für großſinnig und eines freien Mannes würdig erachtet. All die Buhlſchaften, das unzüchtige Getriebe, die Ehebrüche, mit denen ſich der Papſt läſterhaft die Zeit vertreibt, kenne nicht nur ich, ſondern das ganze Volk, wenn es auch dazu ſchweigt; aber freilich auch das Volk ſchweigt nicht mehr, denn die Entrüſtung hat die Furcht zurückgedrängt.“ In Predigten des 15. Jahrhunderts wird die Schmach des Klerus ſchonungslos aufgedeckt, und den großen Concilien ſelbſt haben Bußprediger aus ihrer Mitte einen Spiegel vorgehalten, in welchem die Kirche ihr eignes, verzerrtes Antlitz erkannte. Denn immer noch waren auch Männer im Klerus, welche einer beſſern Zeit werth die Schmach der Gegenwart fühlten und einſahn, daß eine ſo verächtliche Hierarchie nicht länger die Herzen regieren werde. Daneben: wenn etwa ein ernſthafter Jüngling Prieſter und Mönch wurde, der will durch Entſagungen nach dem immer noch anerkannten Ideal den Himmel verdienen. Entſagungen aber ſind grade kräftigen Naturen die ſchwerſten Thaten, und ſo wird einem ſolchen Mönch das Gefühl der Unzureichenheit all ſeiner

Mühen und Kasteiungen und die Angst um die ewige Seligkeit leicht entstehn.

§ 153. Der religiöse Volkscharakter.

Die religiöse Stimmung war noch immer vorwaltend, von der sittlichen Gesinnung fast getrennt, aber voll Glaubens an das Eingreifen eines Übernatürlichen, das überall erwartet, gefürchtet oder schon als gegenwärtig erblickt wurde. Eine allmähliche Umgestaltung des Volkscharakters wird gegen Ende dieses Zeitraums offenbar. Der Aberglaube blieb, aber die Begeistrung und Poesie darin verschwand, die phantastische Fülle zog sich zurück vor dem Verstande, der sich für die Forderungen der Wirklichkeit und für die Gemächlichkeit des Lebens schärfte. Die Kreuzzüge erschienen den Völkern jetzt als eine Thorheit, aber es fehlte darum nicht an Thatkraft: Amerika wurde entdeckt, Afrika umschifft, der neue Handelsweg nach Indien gefunden. Durch den Ablaß war die Sittlichkeit nicht bloß einzelner Handlungen gefährdet, sondern ihre Grundbegriffe wurden verkehrt, sie erschien nicht als etwas Inneres, Eignes, der Himmel wurde feilgeboten. Wenn das folgerecht durchgeführt worden wäre, die Sittenlosigkeit wäre noch viel ärger geworden: statt Tugend und Frömmigkeit zu üben, hätte man Geld geraubt und erpreßt, um für einen Theil fremde Verdienste zu erkaufen oder Qualen des Fegfeuers abzukaufen. Besonders Italien ist, bei großer Geistesenergie, dieser Sittenlosigkeit verfallen; virtus war zwar die Kraft, die Entschiedenheit, aber auch zum Bösen. Dagegen die Tüchtigkeit des germanischen Volkscharakters und die Unverwüstlichkeit seines Christenthums doch niemals ganz den rechten Weg verlor. Fürst Georg von Anhalt, der als Propst von Merseburg, schon in beginnender Reformationszeit, Predigten hielt, hat das Richtige getroffen: „und ist noch Gott zu danken, daß gleichwohl, obgleich die Priester lässig waren, die Ältern und sonderlich die lieben Mütter die vornehmsten Hauspfarrer und Bischöfe geblieben, durch welche die Artikel des Glaubens und das Gebet erhalten wurden".

Bibel und Katechismus erscheinen in mittelalterlicher Färbung. Die Bibel wird durchwebt mit der ganzen weltgeschichtlichen Kunde des Mittelalters als Historienbibel für das deutsche Volk.. Der Straßburger Reuß hat aus zahlreichen Handschriften ein klares Bild davon gegeben*): Goliath wird geschildert als fünf Klafter lang; aus den 20 Philistern, welche Jonathan erschlug, werden à la Falstaff 20 000. Auf

*) E. Reuß, d. deutsche Historienbibel. Jena 1855.

den beiden Theiner in ihrer Jugendschrift üb... ...schichte von den genen Ehelosigkeit alle diese Anecdoten für ... ...Mittelalters. Statt wenn Poggius, der Philolog, zur Zei... ...ren Motive aus Stellen zählt: Ein Franciscaner wird zu ... ...naive sinnige Sagen: Als gerufen. Er hört ihre Beichte ... ...then überfallen wurde, da ihr Frau Gefallen am Beichten f... ...ie fast verzagen, sofort erscheinen ein, er sieht den Mönch ut ... ...urd von der Gnade Gottes geboren positis, der flieht mit F... ...hu hin den Wurm, er hat mich sehr Pfand und Beweismitte... ...küsse ihn. Das thät sie und sprach da noffen nicht fallen laß... ...des Kind." Wie einfach und schön ist da aufgelegt zur Heil... ...be ausgesprochen! Als Adam zum Sterben Mönche in großer ... ...Paradies eine Arznei zu holen. Der Cherub Decamerone Mo... ...vom Baume des Lebens. Als Seth heimkommt, die Geschichten ... ...ben. Er pflanzt das Reis auf sein Grab, es wächst Nur das all... ...en Baum, an welchem nach 4000 Jahren Gott ge-

Bilder...

Papst a... ...etische Unterricht stand in den Beichtspiegeln: was Hohem... ...und Laien beichten sollen. Geffcken in Hamburg hat risch... ...des 15. Jahrhunderts zusammengestellt,*) und sie sind Vo... ...für die Culturgeschichte. Wie in Luthers Katechismus folgt u... ...der zehn Gebote eine Anwendung in Bezug auf Dasjenige, ...diesen Geboten entgegen geschah in damaliger Zeit. Als Vergehn ...das vierte Gebot wird eingeführt: Vater und Mutter nicht zu Hülfe ...nach ihrem Tod im Fegfeuer; zum sechsten: Fragen schamloser ...gier; zu den Vergehungen des siebenten Gebots: durch thörichtes ...dem lieben Gott die Zeit stehlen. Zum neunten Gebot spricht ...ein großer Eifer gegen den Frauenputz aus, gegen die üblichen ...Frisuren, geschminkten Wangen, goldnen Gürtel, als Verlockung ...Sünde, besonders gegen Schleppen. Da nur das Thier und der Teufel mit einem Schwanz versehen sind, bekennen sich die Frauenzimmer dadurch als Bestien und Teufelskinder, die solche Schweife nach sich schleppen, auf deren jedem ein Teufelchen sitzt, daher auch der Teufel, als er dem Hiob Alles nahm, ihm doch seine Frau ließ. In den Beichtspiegeln sind auch Beichtfragen an Kinder katalogisirt, denn der Kirche galt als wichtig die frühe Gewöhnung zu solchen Confessionen, mitunter sehr kindlicher Art: für ein sechsjähriges Mädchen die Frage, ob sie in's Bett gebrunzelt habe. Auf der Heidelberger Bibliothek ist eine Handschrift mit zwölf Bildertafeln zum Katechismus, die zehn Gebote

*) J. Geffcken, der Bildercatechismus d. 15. Jahrhunderts. Leipzig 855.

he Holzschnitte illustrirt, nicht ohne Verstand und Witz. ‹ lockt zur Erfüllung des Gebots, ein Teufel, bezeichnet ‹chwungne Nase, reizt zur Übertretung; z. B. zum r einen Hälfte predigt ein Mönch vor andächtigen .l spricht: „Du sollst feiern den Sonntag, wenn dir's ‚nen mag." Auf der andern Hälfte eine Schenke mit der Teufel legt einen Würfel auf's Trikktrakbrett, der ‚pricht: „Spielt und trinkt und gehabt euch wohl, es kommt .ommen soll." Zum neunten: Eine junge Frau sitzt zwischen alten Ehemann und dem stattlich geputzten Galan, zu dem der ‚el spricht: „Nicht begehre deines nächsten Weib, du verlierst anders Seele und Leib!" Der Teufel flüstert der Frau in's Ohr: „Dein Mann ist alt und kalt, nimm diesen, der ist besser gestalt'!"

Charakteristisch für die mittelalterliche Kirche ist das Verbot alles Zinsnehmens. Allerdings schon seit Chrysostomus und Augustin ist es als sündhaft bezeichnet worden, doch nur Klerikern verboten. Alexander III hat 1179 das Gesetz: de usuariis manifestis erlassen, das jedes Zinsnehmen, auch der Laien, mit Excommunication belegt. Das war im Sinn der öffentlichen Meinung, und die Begründung mannigfacher Art. Man berief sich auf Luc. 6, 34: mutuum date nihil inde sperantes, leihet, daß ihr nichts dafür hoffet. Die volkswirthschaftliche Begründung bot der Satz: nummus nummum parere non potest, das Geld ist nicht productiv; die scholastische die Erwägung: die Zeit ist Gemeingut Aller, tempus est commune omnium, sie kann nicht um Geld gekauft werden, und das geschähe, wenn der Verleiher für die Zeit des Ausstehns seines Geldes eine Vergütung erhalte. Endlich die ethische: es würde so ein müßiger Reichthum entstehn, so daß Menschen, ohne selbst etwas zu thun, von andrer Leute Arbeit lebten; und trotz Allem, was unsre Gegenwart für das Zinsnehmen anführt, diese letzte Begründung wird auch sie anerkennen. Nach der kirchlichen Doctrin wird das Zinsnehmen gleichgeachtet dem Diebstahl, Raub und Mord. Die nächste Folge des Verbotes war der Reichthum der Juden, und wo Christen auf Geldgeschäfte eingingen, da's doch einmal ein Verbrechen war, nahmen sie auch wucherhafte Zinsen. Der Verstand der Florentiner und Genuesen hat zuerst das idealistische Gesetz durchbrochen, dessen Durchführung jede größre Industrie unmöglich machen mußte, und am Schluß unsrer Periode ergibt sich dieser wirkliche Zustand unter den gebildeten Völkern im schroffen Gegensatz gegen das canonische Recht: das Zinsnehmen war verboten, aber allgemein üblich.

den beiden Theiner in ihrer Jugendschrift [illegible] Geschichte von den
genen Ehelosigkeit alle diese Anecdoten [illegible] Mittelalters. Statt
wenn Poggius, der Philolog, zu[illegible] Motive aus Stellen
zählt: Ein Franciscaner wird [illegible] naive sinnige Sagen: Als
gerufen. Er hört ihre Beich[illegible] [illegible]then überfallen wurde, da ihr
Frau Gefallen am Beichte [illegible] sie fast verzagen, sofort erscheinen
ein, er sieht den Mönch [illegible] [illegible]rd von der Gnade Gottes geboren
positis, der flieht mi[illegible] [illegible]hu hin den Wurm, er hat mich sehr
Pfand und Beweism[illegible] [illegible] Küsse ihn. Das thät sie und sprach da
nossen nicht fallen [illegible] [illegible]ebes Kind." Wie einfach und schön ist da
aufgelegt zur H[illegible] [illegible]iebe ausgesprochen! Als Adam zum Sterben
Mönche in gro[illegible] [illegible] Paradies eine Arznei zu holen. Der Cherub
Decamerone [illegible] [illegible] vom Baume des Lebens. Als Seth heimkommt,
die Geschich[illegible] [illegible]ben. Er pflanzt das Reis auf sein Grab, es wächst
Nur das [illegible] [illegible]ren Baum, an welchem nach 4000 Jahren Gott ge-
Bild [illegible]
Papst [illegible] [illegible]tische Unterricht stand in den Beichtspiegeln: was
Hohe[illegible] [illegible] und Laien beichten sollen. Geffcken in Hamburg hat
risc[illegible] [illegible]men des 15. Jahrhunderts zusammengestellt,*) und sie sind
V[illegible] [illegible] für die Culturgeschichte. Wie in Luthers Katechismus folgt
[illegible] der zehn Gebote eine Anwendung in Bezug auf Dasjenige,
[illegible] diesen Geboten entgegen geschah in damaliger Zeit. Als Vergehn
[illegible] das vierte Gebot wird eingeführt: Vater und Mutter nicht zu Hülfe
[illegible]men nach ihrem Tod im Fegfeuer; zum sechsten: Fragen schamloser
[illegible]gier; zu den Vergehungen des siebenten Gebots: durch thörichtes
Verzerren dem lieben Gott die Zeit stehlen. Zum neunten Gebot spricht
sich ein großer Eifer gegen den Frauenputz aus, gegen die üblichen
hohen Frisuren, geschminkten Wangen, goldnen Gürtel, als Verlockung
zur Sünde, besonders gegen Schleppen. Da nur das Thier und der
Teufel mit einem Schwanz versehen sind, bekennen sich die Frauenzim-
mer dadurch als Bestien und Teufelskinder, die solche Schweife nach sich
schleppen, auf deren jedem ein Teufelchen sitzt, daher auch der Teufel,
als er dem Hiob Alles nahm, ihm doch seine Frau ließ. In den Beicht-
spiegeln sind auch Beichtfragen an Kinder katalogisirt, denn der Kirche
galt als wichtig die frühe Gewöhnung zu solchen Confessionen, mit-
unter sehr kindlicher Art: für ein sechsjähriges Mädchen die Frage, ob
sie in's Bett gebrunzelt habe. Auf der Heidelberger Bibliothek ist eine
Handschrift mit zwölf Bildertafeln zum Katechismus, die zehn Gebote

*) J. Geffcken, der Bildercatechismus d. 15. Jahrhunderts. Leipzig 855.

ohe Holzschnitte illustrirt, nicht ohne Verstand und Witz.
el lockt zur Erfüllung des Gebots, ein Teufel, bezeichnet
eschwungne Nase, reizt zur Übertretung; z. B. zum
uf der einen Hälfte predigt ein Mönch vor andächtigen
Engel spricht: „Du sollst feiern den Sonntag, wenn dir's
gelohnen mag." Auf der andern Hälfte eine Schenke mit
.en: der Teufel legt einen Würfel auf's Triktrakbrett, der
ufel spricht: „Spielt und trinkt und gehabt euch wohl, es kommt
oa kommen soll." Zum neunten: Eine junge Frau sitzt zwischen
,em alten Ehemann und dem stattlich geputzten Galan, zu dem der
Engel spricht: „Nicht begehre deines nächsten Weib, du verlierst anders
Seele und Leib!" Der Teufel flüstert der Frau in's Ohr: „Dein Mann
ist alt und kalt, nimm diesen, der ist besser gestalt'!"

Charakteristisch für die mittelalterliche Kirche ist das Verbot alles **Zinsnehmens**. Allerdings schon seit Chrysostomus und Augustin ist es als sündhaft bezeichnet worden, doch nur Klerikern verboten. **Alexander III** hat 1179 das Gesetz: de usuariis manifestis erlassen, das jedes Zinsnehmen, auch der Laien, mit Excommunication belegt. Das war im Sinn der öffentlichen Meinung, und die Begründung mannigfacher Art. Man berief sich auf Luc. 6, 34: mutuum date nihil inde sperantes, leihet, daß ihr nichts dafür hoffet. Die volkswirthschaftliche Begründung bot der Satz: nummus nummum parere non potest, das Geld ist nicht productiv; die scholastische die Erwägung: die Zeit ist Gemeingut Aller, tempus est commune omnium, sie kann nicht um Geld gekauft werden, und das geschähe, wenn der Verleiher für die Zeit des Ausstehns seines Geldes eine Vergütung erhalte. Endlich die ethische: es würde so ein müßiger Reichthum entstehn, so daß Menschen, ohne selbst etwas zu thun, von andrer Leute Arbeit lebten; und trotz Allem, was unsre Gegenwart für das Zinsnehmen anführt, diese letzte Begründung wird auch sie anerkennen. Nach der kirchlichen Doctrin wird das Zinsnehmen gleichgeachtet dem Diebstahl, Raub und Mord. Die nächste Folge des Verbotes war der Reichthum der Juden, und wo Christen auf Geldgeschäfte eingingen, da's doch einmal ein Verbrechen war, nahmen sie auch wucherhafte Zinsen. Der Verstand der Florentiner und Genuesen hat zuerst das idealistische Gesetz durchbrochen, dessen Durchführung jede größre Industrie unmöglich machen mußte, und am Schluß unsrer Periode ergibt sich dieser wirkliche Zustand unter den gebildeten Völkern im schroffen Gegensatz gegen das canonische Recht: das Zinsnehmen war verboten, aber allgemein üblich.

Wohl mögen wir den Erfinder der Buchdruckerkunst, Johann Gutenberg, wenn ein einzelner Erfinder zu nennen ist, als Vorläufer der Reformation achten, auch dieser Johannes ein Johannes Baptista. Nach dieser Erfindung war eine einmal erkannte Wahrheit nicht mehr zu vernichten. Bibelübersetzungen in den neuren Volkssprachen kamen in die Häuser auch der Laien, ihr Gebrauch zunächst freilich beschränkt durch die Gestattung des Beichtvaters, und das Volk mußte erst lesen lernen, um den Segen dieser Kunst gewinnen zu können. Unter Protestanten ist die Meinung verbreitet: eine allgemeine Verdummung, eine sittliche Verpestung sei der Reformation vorangegangen. Das ist polemisch gemeint gegen die katholische Kirche, und es findet sich zumeist in den Einleitungen zur Reformationsgeschichte in der Lust des Gegensatzes. Wie wäre dann die Reformation möglich gewesen? Sind doch im Mittelalter auch unsre Münster erbaut worden, Kunstwerke entstanden und Wissenschaft gepflegt worden, und ihre Meister waren hochgefeiert. Jene Beschreibung, wo nicht einfach Einzelnes für das Allgemeine gesetzt wird, hält sich auch meist an Norddeutschland, das allerdings vor der Reformation wie ein nachgeborner Sohn der Kirche war. Man kann die Zeit, die der Reformation unmittelbar voraufging, eine Nacht nennen, aber gewissermaßen eine heilige Nacht wie die von Bethlehem, in der die Geburt eines neuen Heils stattfand, Christus wiedergeboren wurde, wenn auch nur einige Weise und arme Hirten davon wissen.

Das Ritterthum hat sein Wesen darin, daß Einer durch seinen Muth, durch seine Fertigkeit und durch seine eiserne Rüstung es mit einem ganzen Haufen aufnehmen kann; dadurch kam ihm der Landesschutz zu und dafür hatte er den großen Grundbesitz. Durch das Pulver kommen die Massen zur Geltung, statt der persönlichen Kraft die Kunst des Kriegführens und der sittliche Muth, der der unsichtbaren Kugel Stand hält. Die Burgen fallen, das Gesetz erhebt sich über Alle. Doch zunächst trat an Stelle des persönlichen Ritteradels der grundbesitzende Adel, der sein Recht darein setzte weder zu streiten noch zu zahlen. Der Reichthum war bisher fast nur Grundbesitz, den kann eine Familie lang festhalten. Durch Industrie und Handel ward das Geld, der Credit in den Vordergrund geschoben, die wechseln rasch, aber man kann Alles dafür erhalten, Grundbesitz, Soldaten und vieles irdische Gut. Der Fall des Ritterthums und die Blüthe städtischer Industrie erzeugte die Söldner, die Diener fürstlicher Willkür, aber auch den dritten Stand als Kern des Volkes, die Bourgeoisie, den begüterten Bauer. Diesem Bürgerthum fehlte zwar noch die Volksschule, doch in den Reichsstädten, in den freien Städten Italiens, in den großen Municipalitäten

von Frankreich und England, wo die Zünfte Antheil gewannen an der Regierung, hat sich ein bürgerlicher Gemeingeist ausgebildet, eine gemeinsame Bildung unter Theilnahme des Adels. Besonders in Italien hat sich der Mensch mit seinen weltlichen Interessen losgetrennt von seinem Geburtsstand und sich, nicht eben bekümmert um die Kirche, in eigner freier Individualität entwickelt, der moderne Mensch. In Deutschland ist unter den Bürgern die Poesie der Minnesänger, auch sie schon unabhängig von der Hierarchie, zum Meistergesang geworden, sein edler Repräsentant Hans Sachs, fromm und freisinnig, voll Scherz über die Thorheiten aller Stände, ein Schuster und ein Poet, ein Poet von Gottes Gnaden — wir werden ihn wiederfinden in der folgenden Periode. Hierarchie und Aristokratie hatten im Mittelalter ihre Bedeutung erfüllt; vom dritten Stande kam, wenn nicht das Heil, doch der Charakter der neuen Zeit.

§ 154. Orden und Vereine.

Die ältern Orden lebten zurückgezogen, wenige in alter Strenge, viele im Genuß ihrer Reichthümer. Von der ursprünglichen Regel war oft kaum ein Schein geblieben, ja man gelobte sich, sie nicht mehr zu halten, Klöster galten als Sitz der Schamlosigkeit, ihre Mauern bargen Verbrechen wider die Natur. Von den Bettelorden sagt schon Dante, daß sie weit abgeirrt sein von dem ursprünglichen Gedanken der Stifter, besonders geschlechtliche Vergehungen durch ihr freies Wanderleben wurden ihnen zur Last gelegt. So entstand viele üble Nachrede, und es ist sprüchwörtlich geworden:

Fratres Franciscani
Incedunt bini et bini
Et si tertius superest
Est generis feminini.

oder: „allerlei Büberei steckt in der Kutte", und „was ein Teufel zu thun sich scheut, vollbringt ohne Scheu ein Mönch".

Die Concilien von Constanz und Basel haben über das Klosterwesen Reformbeschlüsse erlassen. Hierauf gestützt versuchten hier und da die Landesherren die Sache in die Hand zu nehmen. Bei solchen Klostervisitationen kamen dann böse Dinge an den Tag: da waren Klöster, die sich selbst recrutirten, oder unterirdische Gänge zwischen Mönchs- und Nonnenklöstern. In Söfflingen bei Ulm, als die Visitatoren kamen, hatten die Nonnen das Thor verrammelt: die geistlichen

Brüder hätten sie schon visitirt. Die Meinung entstand, daß Unzucht zwischen Mönch und Nonne minder strafbar sei. Nicht selten wurden, namentlich von Klerikern, Nonnen an einen gelegnen Ort entführt, etwa zur Frühlingszeit in den Wald. Hier ward das Verhältniß noch eine Weile fortgesetzt, bis das gemißhandelte Geschöpf verlassen und entkräftet einem schmählichen Los entgegenwankte oder umkam. Auch wurde Nonnenklöstern nachgesagt: in ihren Kellern fänden sich zarte Knöchlein nicht anders als in Bethlehem zur Zeit des Herodes. Johann Busch [† 1479] aus Zwolle, von den Brüdern des gemeinsamen Lebens, Propst des Klosters Neuwerk bei Halle hat seine Erlebnisse bei Klostervisitationen selbst geschildert, sie eröffnen einen Blick in einen Abgrund des Verderbens. Als er mit Herzog Wilhelm von Braunschweig das Kloster Wenigsen visitirte, erklärten die Nonnen: „Wir haben beschlossen und beschworen, wir wollen uns nicht reformiren lassen, wir wollen unsre Regel nicht halten.“ Als dennoch Anstalt dazu gemacht wurde, warfen sie sich platt auf die Erde, Hände und Füße im Kreuze und sangen ein Verwünschungslied. Der Herzog, erschrocken, fürchtete, daß Land und Leute zu Grunde gehn möchten. Am nächsten Tage erst, als die Thüren erbrochen und Wagen vorgefahren waren, um die Widerstrebenden in sichren Gewahrsam zu bringen, ergaben sie sich. In einem andren Kloster, als Busch die Keller untersuchen will, und eine junge Nonne mit dem Licht vorangeht, wird plötzlich die Fallthür hinter ihm zugeschlagen. Von dem Bruder eines Mönchs erhält er einen Fehdebrief, auf der Straße ist er mörderisch angefallen worden. Auch gewaltsame Maßregeln sind von Seiten der Fürsten versucht worden. Als Herzog Albrecht von Österreich ein Kloster visitirte, frug er die versammelten Mönche: ob sie sich wollten reformiren lassen. Antwort: Nein. Da ließ er sie hinausführen, und nach beschloßner Versammlung fand man sie vor dem Kloster gehängt. Als Cardinal Ximenez Ernst machte mit der Reform der spanischen Klöster, sind an tausend Mönche ausgewandert und in Afrika zum Islam übergetreten!

In den Decretalen hat sich eine sorgfältige Gesetzgebung über die privatrechtlichen Verhältnisse der Orden ausgebildet: sie hatten freie Verfügung ihres Vermögens. Über die Gültigkeit des Gelübdes ward festgesetzt: in der Kindheit abgelegt oder erzwungen soll es nicht gültig sein. Übergang von einem Orden zum andern ist erlaubt, wenn der gewählte eine strengere Regel hat. Die Kirche ließ mancherlei Individualität gewähren, nur sorgend, daß Jedes in seinem Kreise nicht das Andre verhindre.

Auch der Widerspruch gegen das Klosterleben ist vereinzelt laut

geworden. Die Limburger Chronik erzählt im 14. Jahrhundert, der Zeit werde allerorten das Lied gepfiffen:

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich gemacht zur Nonne,
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter.

Noch kecker und zärtlicher ist ein Thüringer Volkslied, das Herder in den Stimmen der Völker mitgetheilt hat:

Kein schönre Freud auf Erden ist,
Als in das Kloster zu ziehn.
Ich hab mich drein ergeben
Zu führen ein geistlich Leben;
O Liebe, was hab' ich gethan! O Liebe!

Des Morgens, wenn ich in die Kirche geh,
Muß singen die Meß alleine;
Und wenn ich das Gloria patri sing,
So liegt mir mein Liebchen immer im Sinn,
O Liebe, was hab' ich gethan! O Liebe!

Da kömmt mein Vater und Mutter her,
Sie beten für sich alleine;
Sie haben schöne Kleider an,
Ich aber muß in der Kutten stahn,
O Liebe, was hab' ich gethan! O Liebe!

Des Abends, wenn ich schlafen geh',
So find' ich mein Bettchen alleine;
So denk' ich denn, daß Gott erbarm!
Ach hätt ich mein Liebchen in dem Arm.
O Liebe, was hab' ich gethan! O Liebe!

Dennoch füllten sich die Klöster immer noch und selbst das Verbot konnte neue Stiftungen nicht hindern, sei es, daß um einen besondren Geist ein klösterlicher Verein sich sammelte oder aus Gleichgesinnten unmerklich heranwuchs, dessen eigenthümliches Bestehn die Anerkennung eines Papstes erlangte. Das Bedürfniß der Zeit, welches die Bettelmönche und ihr Glück hervorgebracht hatte, reizte zur Nachahmung, ohne daß es, in Ermanglung einer schöpferischen Individualität, zu einer bedeutenden Gestalt und Wirksamkeit gekommen wäre. Als die Carmeliter [S. 232] durch die mohammedanische Eroberung Palästinas heimathlos geworden waren, geschah ihre Anerkennung durch Innocenz IV als Bettelorden, d. h. sie erhielten eine Anweisung auf den Beutel der

Christenheit. Auch zwei neue Bettelorden sind entstanden, die Augustiner-Eremiten, die Alexander IV 1256 aus zerstreuten Mönchsvereinen unter der Regel Augustins vereinte, und die Serviten, Servi beatae Mariae virginis, durch eine religiöse Erregung in Florenz zur Feier der göttlichen Jungfrau und ihres Schmerzes 1233 entstanden und erst nach mancherlei Ungunst unter Martin V anerkannt. Sie haben doch erst durch die beiden welthistorischen Männer, die nachmals aus ihnen hervorgingen, geschichtliche Bedeutung erlangt. Die Jesuaten stiftete, nach der Regel Augustins, Colombino, Gonfaloniere von Siena, der plötzlich Holz und Wasser herbeitrug und den Palast der Republik vom Unrath auszufegen begann. Nur mit dem Namen sind sie ein Vorspiel der Jesuiten, weil sie auf der Straße viva Gesù! riefen. Urban V hat sie 1367 als bettelnde Laienbrüder bestätigt, man nannte sie später Branntweinväter [padri dell' acquavite] weil sie Arzneimittel und Liqueure herstellten. Ihr Hauptsitz war Venedig, sie sind von Clemens IX 1668 als unkirchlich aufgehoben, ihre Güter eingezogen und zum Türkenkriege verwandt worden.

Das Leben des Francesco de Paola aus Calabrien [† 1507], der die Minimi als Übertreibung der Minoriten gründete, ist in sagenhafter Verherrlichung auf uns gekommen. Er wird versucht in der Wüste, mit wenig Äpfeln speist er eine Menge Volks, ein gebratnes Lamm wird auf sein Wort lebendig. Auf seinem Mantel fährt er nach Sicilien und wird dort auf einem Berge verklärt. Das ist eine sehr schwache Nachahmung des Lebens Jesu, eben in der Übertreibung. Geschichtlich ist, daß er hochverehrt war in Süditalien. Als Ludwig XI von Frankreich sich ängstete vor dem Tode, den er über so Viele verhängt hatte, wurde Francesco vom Papste zu ihm gesandt. Er hat ihn mit den Worten getröstet: „Das Leben erhalten kann Gott allein, doch den Muth zum Sterben kann ich dir bringen."

Wichtig für den Norden war nur die Stiftung Birgittes, aus dem königlichen Hause Schwedens. Von Natur hin gerichtet auf's Übersinnliche und Phantastische, stand sie im 7. Jahre, als die heilige Jungfrau ihr eine Krone aufsetzte und Christus mit ihr redete von seinen Leiden und seinen Verächtern. Sie vermählte sich dem Reichsrath Ulf Gudmarson, und Beide wurden Tertiarier der Franciscaner. Als Wittwe dient Birgitte in den Spitälern, sie hat Visionen gegen den Leichtsinn des Königs Magnus Erikson. Wenn ihre Söhne an den Hof kamen, fragte der König sie wohl: „Was hat unsre Muhme diese Nacht von uns geträumt?" Er hat ihr dennoch die Domäne Wadstena am Wetternsee geschenkt, und sie hat den Orden des Erlösers begründet,

der ihr selbst die Ordensregel offenbarte. Sie selbst ist nicht in Schweden geblieben, sondern hat den Rest ihres Lebens vornehmlich in Italien verbracht, dort bekannt als die schwedische Gräfin. Auf die Rückkehr Urbans V von Avignon nach Rom hat sie Einfluß gehabt, er hat auch ihren Orden bestätigt. Kurz vor ihrem Tode, schon im Greisenalter, hat sie die heiligen Stätten Palästinas in frommem Eifer aufgesucht. In ihren „Gesichten" finden sich Sprüche auch antihierarchischen Klanges, ähnlich denen Joachims von Floris: Der Papst und seine Diener sind mehr Vorläufer des Antichrists als Diener Christi, des Papstes weltliche Curie plündert Christi himmlische Curie. Der Papst sollte Alle herrufen mit den Worten: kommt zu mir, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen; statt dessen ruft er mit Wort und That: kommt und sehet mich in einer Pracht größer als Salomos, kommet zu meiner Curie, leeret eure Beutel aus, und ihr werdet finden das Verderben eurer Seelen. Dennoch ist sie wenige Jahre nach ihrem Tode heilig gesprochen worden, und in Schweden wurde 1382 beschlossen: Jeder, der über 16 Jahre alt sei, solle jährlich unsrer lieben Frau einen Pfennig nach Wadstena zollen. Auch die andern skandinavischen Reiche unterwarfen sich dieser frommen Besteurung.

Durch das ganze Mittelalter hindurch gab es *Vereine*, die unter dem Patronat eines Heiligen an Kranken und Armen aus christlicher Barmherzigkeit thaten, was man neumodig in der protestantischen Kirche innere Mission nennt. Zunächst unter Frauen: schon im 11. Jahrhundert thaten sich in den Niederlanden einzelne Frauen für Werke der Barmherzigkeit zusammen; kein unbedingtes Gelübde wurde gefordert, der Austritt stand jederzeit frei, doch galt eine bestimmte Hausordnung. Ihren Namen *Beghinen* haben sie selbst wohl von S. Begga ableiten wollen, der Großmutter Karls des Großen, doch ohne historische Gewähr. Vielleicht ist beggen gleich beten [bigot], doch ist auch das unsicher. Die Frauenklöster standen meist nur den Töchtern höherer Stände offen, die eine Ausstattung mitbrachten, durch Kreuzzüge und Fehden aber war eine Überzahl von Frauen vorhanden. Vornehmlich in Belgien haben diese Beghinen sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten. In Gent die Béguinage, kleine reinliche Häuser um eine Kirche herum, jetzt nur eine Versorgungsanstalt. Dem Vorbilde der Beghinen folgten auch Männer, die *Begharden*. Ein besondrer Verein derselben für Krankenpflege und Todtenbestattung ging um 1300 wieder von den Niederlanden aus, von ihrem Schutzheiligen Alexiani, von ihren Hütten Cellitae, von ihrem leisen Todtengesange *Lollharden* [Nollbrüder] genannt. Zwischen solchen Vereinen und den Tertiariern der Bettel-

orden war ein natürlicher Verkehr und unmerklicher Übergang. Daher, als seit Mitte des 13. Jahrhunderts eine der Hierarchie feindselige Stimmung den Verdacht der Inquisition erregte, viele Beghinen sich unter die Tertiarier zurückzogen, und wiederum im Parteikampf der Minoriten flüchteten viele Spiritualen unter die Begharden und Lollharden, welche als Genossen ihrer Leiden und Hoffnungen nun als Ketzer verfolgt wurden. Seit Johann XXII begannen die Päpste diejenigen unter ihnen, welche bloß für Werke der Mildthätigkeit lebten, vor der Inquisition zu schützen.

In den Brüdern des gemeinsamen Lebens zeigt sich etwas niederländisch Beschränktes, aber was der Mensch für seinen unsterblichen Geist am dringendsten bedarf, das haben sie mit klarem Sinn erkannt. Der Verein hat sich von selbst um Gerhard Groots geistige Gemeinschaft gesammelt. Er war ein reicher Canonicus gewesen, der auf seine Präbende verzichtete und nun in strenger Entsagung lebte, nach dem Vorbild Johannes des Täufers. „Die Axt ist schon den Bäumen an die Wurzel gelegt," war ein Lieblingsthema seiner geistlichen Reden. Er predigte plattdeutsch, oft im Freien, wenn die Kirche die Menge der Zuhörer nicht faßte. Er hatte nur die Weihe zum Diacon: „Für alles Geld Arabiens wollte ich nicht, auch nur für eine Nacht, die Sorge der Seelen auf mich nehmen." Aber junge Leute halten sich zu ihm, er hat sie beschäftigt mit Abschriften von Büchern, die, und grade stattlich geschrieben, er allein von allen Gütern der Welt noch liebte. Einst sagte ihm Florentius, Vicar in Deventer: „Lieber Meister, was könnte es schaden, wenn ich und diese Kleriker, die da abschreiben, was wir wöchentlich verdienen, zusammenlegten und gemeinsam lebten?" Er antwortete: „Gemeinsam? — Das werden die Bettelmönche nicht leiden." „Wenn wir es aber einmal versuchten, vielleicht gäbe Gott guten Erfolg." „Nun in Gottes Namen! fanget an. Ich will euer Vertheidiger sein gegen Alle, die sich wider euch erheben." So haben sie begonnen, ohne bindende Gelübde, als die „Brüder vom guten Willen". Bald entstand das Bedürfniß des Anschlusses an ein Kloster, solche klösterliche Mittelpunkte entstanden in Deventer und Windesheim. Die Brüder blieben theils bei ihren Gemeinden, theils lebten sie vom gemeinsamen Erwerb ihrer Arbeit in Brüderhäusern. Hier gelobte Jeder sich selbst, auf weltliche, gelehrte und kirchliche Ehren zu verzichten, das Leben war zwischen fromme Übungen und Studien getheilt, doch diese nur so weit sie zur Besserung dienen. Indem auch Kleriker als Weltgeistliche und Laien ihnen beitraten, entstand die Anerkennung, daß darin kein wesentlicher Unterschied bestehe oder gar ein im Stande

begründeter Vorzug. Daher die Feindschaft des Klerus, die Dominicaner klagten sie auf dem Concil zu Constanz als unkirchlich an, doch wurden sie freigesprochen und anerkannt. Sie hielten Schulen in niederdeutscher Sprache, sie haben die h. Schrift in die Landessprache übersetzt. Ihre Genossenschaft wurde eine Heimstätte praktischer Mystik, ermäßigt durch humanistische Studien. Groot sagte, wenn er es auch nicht zuerst gesagt hat: „Das rechte Wissen ist zu wissen, daß man nichts weiß." „Alles was uns nicht besser macht ist schädlich." Er ist schon im 44. Jahre an der Pest gestorben [1384] mit den Worten: „Siehe, ich werde zum Herrn gerufen, Augustin und Bernhard klopfen an die Thür." Auch seine Genossenschaft war eine stille Zurüstung zur Reformation.

Weniger glücklich gerathen sind die Kalandsgilden. Geistliche, insgemein unter dem Decan, bildeten Vereine, die gewöhnlich am ersten des Monats, an den Kalenden, zusammenkamen. Laien schlossen sich an, und es entstanden die Kalandsherren oder -brüder. Bald hielten sie nur zweimal im Jahre ihre Versammlung zu Gebeten und frommen Werken. In manchen deutschen Städten erlangten sie durch Stiftungen ein reiches Vermögen, Kalandshöfe wurden erbaut, bei der Jahresversammlung wurde gehörig geschmaust, und man sagte wohl: spiritualia non possunt esse sine temporalibus, d. h. der Magen will auch etwas haben, wenn der Geist thätig ist. Im 15. Jahrhundert ist das die Hauptsache geworden, und sprüchwörtlich hieß es von Einem, der bequem und reichlich lebte: er ist ein großer Kaland.

§ 155. Templer und Johanniter.

Die Zerspaltung der kirchlichen Gewalten stellt sich ergreifend dar in der Tragödie der Templer. Der Orden war untergraben durch seinen Zwiespalt mit dem Klerus. Clemens V, der sich als Erzbischof für das Papstthum verkauft hatte [S. 324], war ganz in der Gewalt des französischen Königs, Philipps des Schönen, und das Geschick des Ordens hat sich erfüllt einestheils durch diese Unfreiheit des Papstes, andrentheils durch die unkirchliche Stimmung des damaligen französischen Volkes, wie sie hervorgerufen war durch den Proceß gegen Bonifaz VIII. Auf Philipps Wunsch berief der Papst den Großmeister, Jacob von Molay, aus Cypern, wo er als souveräner Fürst regierte, nach Paris. Ein dunkler Schleier ist über Schuld oder Unschuld des Ordens gebreitet. In der Bulle Faciens misericordiam wird ihnen vorgeworfen: wer in ihren Orden sich aufnehmen lasse, müsse Gott, Christum und die heilige Jungfrau verleugnen, das Crucifix anspeien; der Aufnehmende küsse

den Nabel und noch Unzüchtigeres. Vor Allem würde das Götzenbild Baffomet angebetet, ein Kopf mit drei Gesichtern und langen Haaren. In der Chronik von S.-Denys wird hinzugefügt: sie hätten Christum verrathen, einen Bund mit dem Satan geschlossen; kein Kind dürfe getauft werden, wohl aber gebraten, und mit dem Fette werde das Götzenbild beschmiert. Das ist jedenfalls Alles üble Nachrede ohne nachhaltigen Grund. Die königliche Commission zu Paris, welche die Verurtheilung des Ordens entschied, hat keinen Beweis erbracht, keine Zeugen aufgestellt, nur die Folter angewandt. Standhaftes Leugnen brachte den Tod, wer bekannte, ward begnadigt. Als die Überlebenden endlich vor eine päpstliche Commission gestellt wurden, versicherten sie, nur durch die Folter zu Geständnissen gezwungen worden zu sein; 54 ihrer Genossen hätten sie hinrichten sehn [12. Mai 1310]. Rechtskräftig erwiesen ist nichts, Philipp hat nach den Reichthümern der Templer verlangt und ihren Staat im Staate brechen wollen.

Es mochte doch schwer sein Beweise zu finden gegen eine große, vielleicht durch Verbrechen verbundne Corporation. Das Urtheil hat sich vornehmlich an die Anbetung des Baffomet gehalten. Was war das für ein Ding? Hammer meinte, es sei ein Symbol der Naturkraft, besonders als Zeugungskraft gewesen, Gieseler hat hingewiesen auf die Bedeutung des Wortes: es sei im Provenzalischen soviel als Mohammed, wie bafomairia die Moschee bedeutet. Ingrimm über die Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen gegen die Mohammedaner habe zu dieser Verehrung geführt. Das ist nicht unmöglich, doch ist's nur denkbar als Geheimlehre in einem engern Vereine, nicht aber für einen Orden, in den immer auf's Neue so viele christliche Jünglinge aufgenommen wurden, und selbst abgesehn davon, Anbetung und ein Bild des Mohammed, das widerspricht geradezu dem Islam, und wozu dann die drei Köpfe? Diese könnten an Abälards Symbol der Trinität erinnern, aber der Name bleibt, der sicher auf Mohammed hinweist. Ich hege den Gedanken: vielleicht war es eine Zusammenfassung der Drei: Moses, Christus, Mohammed, aber nicht im Sinn der drei Betrüger, sondern freigeistig, universalistisch, als gleichberechtigt, das Bild nicht zum Anbeten, aber doch bedeutsam als Symbol. Das ist ruchbar geworden und zur Anklage benutzt, indem man sich an das hielt, was dem christlichen Bewußtsein am schroffsten widersprach, an die gleiche Anerkennung Mohammeds neben Christus. Doch beim Überfall der Templerhäuser in Frankreich ist nirgends solch ein Kopf gefunden worden, nur Wenige wollten ihn bei der Aufnahme gesehn haben. Sonach, wenn doch dergleichen stattgefunden hat, so gewiß nur als Geheimlehre, etwa

für einen höhern Ordensgrad. Das ist nicht unmöglich, gerade aus der Provence traten Viele in den Orden ein, die damals voll war von Ketzern. Das Bespucken des Kreuzes mochte leicht nur eine bloße Prüfungsforderung sein, das Küssen vielleicht mehr als Symbol der Brüderlichkeit. Aber die Geständnisse sind voll Widerspruch: die Bekennenden wollten über diese Aufnahme entrüstet gewesen sein, und doch haben sie Freunde und Verwandte zum Eintritt bewogen.

Gewiß ist nur die Selbstsucht des Ordens. Sie haben sie bewiesen gegen Friedrich II. Einen arabischen Fürst, der Christ werden wollte, haben sie um 60 000 Gulden an seine Feinde verkauft. Der Orden war ihre Kirche geworden. So sind sie wohl nicht schuldlos untergegangen, und das eben ist das Tragische, aber rechtlos. Clemens V hat in der Bulle, durch die er den Orden aufhob [2. Mai 1312], das Bekenntniß selber gethan, daß es sich dabei nicht um eine rechtskräftige Verurtheilung handle; es geschehe aus Vorsicht, zum Besten der Kirche, per provisionis potius quam condemnationis viam. Der Großmeister Molay, zu ewiger Haft verurtheilt, wurde vor der Cathedrale auf einem Gerüste ausgestellt, um die Geständnisse, durch die er sein elendes Leben gerettet hatte, zu wiederholen. Da hat er sich ermannt und hat vielmehr die Unschuld des Ordens betheuert. Er wurde auf der Seine-Insel zu Paris verbrannt, in der Nacht sind seine Gebeine aus der Asche hervorgesucht und als Reliquien aufbewahrt worden. Es ging die Sage: auf dem Scheiterhaufen habe Molay Clemens, den ungerechten Richter, und Philipp, den königlichen Henker, vor den Richterstuhl Gottes gefordert, jenen binnen 40 Tagen, diesen innerhalb eines Jahres. Beide sind in dieser Frist gestorben, und hiernach mag die Sage sich individualisirt haben.

In solcher Weise hat die Kirche sich selbst zerfleischt. In Deutschland wurde mit dem Gericht über die Templer der Erzbischof von Mainz betraut. Der Wild- und Rheingraf Hugo, Comthur des Ordens, erschien mit 20 Rittern, gewappnet: sie würden mehr als heidnischer Verbrechen angeklagt, er appellire an Papst und Concil. Das wurde angenommen, und durch päpstliche Vollmacht sind sie losgesprochen worden. Auch das Großmeisterthum scheint geheim in Schottland fortbestanden zu haben. Das Templergut wurde den Johannitern zugesprochen, doch Philipp zog die Proceßkosten ab; es war sein barer Profit aus der Überwältigung des Papstthums. Der Ordenspalast, der Temple, ward die Residenz der königlichen Familie, und aus ihm ist Ludwig XVI zum Schaffot geführt worden.

Die Johanniter setzten sich nach dem Verlust von Ptolemais in

Cypern fest, eroberten 1310 Rhodos, das sich gegen den griechischen Kaiser empört hatte, seitdem auch Rhodiser genannt. Im 15. Jahrhundert, als die Hoffnung aufgegeben war, das christliche Morgenland wiederzugewinnen und es nur noch die eigne Rettung vor den Türken galt, haben die Johanniter eine Seemacht begründet. Durch diese gemeinnützige Bedeutung sind sie selbst gesichert worden.

Cap. IV. Die kirchliche Wissenschaft.

§ 156. Die Scholastik. Zweite und dritte Periode.

Die Päpste dieser Zeit haben nicht mehr Verbote gegen die Philosophie erlassen, aber sie haben die Theologen vor ihr gewarnt. Gregor IX hat an die Doctoren der Theologie zu Paris dieses Schreiben erlassen: „Zieht nicht aus Eitelkeit die Philosophie eurer Wissenschaft vor, welche der wahre Geist des Lebens ist. Trachtet nicht darnach Scheingelehrte statt Gottesgelehrte zu sein und wendet euch nicht von den himmlischen zu den niedrigen Elementen der Welt und Natur, denen der Mensch nur in seiner Kindheit diente. Die, welche die Schulweisheit und die natürlichen Dinge ergreifen, bieten ihren Zuhörern nur Blätter der Worte, nicht Früchte. Irrig meinen sie Alles ergründet zu haben, während man um so durstiger wird, je mehr man aus jenem Quell trinkt, der kein Quell der Gnade ist. Nicht die magren Kühe sollen die fetten verschlingen, nicht die Königin gezwungen sein ihren Mägden zu dienen, nicht die schönste aller Frauen mit erlognen Farben geschminkt, nicht die von ihrem Bräutigam herrlich Geschmückte mit dem zusammengeflickten Gewande der Philosophie bekleidet werden." Es ist der alte Gegensatz zwischen Philosophie und Theologie, den die Scholastik zu versöhnen trachtete. In der ersten Periode [vgl. § 120] war durch die Logik nur die Form der Theologie bestimmt worden, jetzt auch der Inhalt, und die Theologie gewann eine bestimmte philosophische Haltung. Aristoteles, „der Philosoph", ward über alle Propheten neben den Täufer gestellt; in ihm sah man den Repräsentanten der Menschheit, welcher Gott und den Gottmenschen erweisen, verstehn lehren soll. Neben ihm sein maurischer Ausleger Averroes, hochangesehn am spanischen Königshof, dann als Ketzer an der großen Moschee von Cordova ausgestellt, die Eintretenden spieen ihm in's Gesicht, dann wieder Oberrichter. Was er lehrte, stand freilich über den Volksreligionen; sein Grundgedanke: ein intellectus agens, der das All durchdringt, das war sein Gott. Die Scholastiker haben solche Gedanken bestritten als Averroismus und doch ihrem Einfluß nachgegeben.

In dieser zweiten Periode, bei voller Entwicklung der Philosophie, waltet doch die kirchliche Gesinnung vor, die Rücksichtnahme auf religiöse Bedürfnisse. Die dogmatischen Systeme bewegen sich auf der Grundlage des durch Petrus Lombardus Festgestellten, meist als Commentare desselben, ein kunstreicher massenhafter Bau, den Wölbungen und Verschlingungen eines germanischen Doms vergleichbar. Der Franciscaner Alexander von Hales, aus einem englischen Kloster, mit dem Zunamen des Unwiderlegbaren [doctor irrefragabilis], auch Theologorum Monarcha genannt, führte die allseitige Erwägung jeder Frage auf dem Gebiet des Möglichen, aus dessen Strome er doch Festes, Sichres rettete. Der Dominicaner Albert aus edlem schwäbischem Stamme, Professor in Paris und Cöln, ward 1260 zum Bischof von Regensburg durch den Willen des Papstes berufen, um dermalige Zerrüttung abzustellen, nach zwei Jahren ist er zurückgekehrt zu seinen Studien. In seiner Glaubenslehre ist wenig Eigenthümliches, aber er hat in seiner Zeit eine Stellung eingenommen, wie etwa später Leibniz durch sein vielseitiges Wissen und Können: seine baukünstlerische Begabung hat er für den Kölner Dom zur Verfügung gestellt; er hat einmal einen Kopf construirt, der auf gestellte Fragen Antwort gab, also durch Berechnung der Gesetze des Schalls; den Kaiser hat er, als Alles in Schnee verhüllt war, in einen Garten voll Blumen und Vogelgesang geführt, also in einen Wintergarten. Seine Zeitgenossen haben ihn den Großen genannt, ganz im Widerspruch mit seiner äußern Erscheinung. So klein war er, daß, als er dem Papste vorgestellt wurde, dieser meinte, er kniee vor ihm, und so hieß er ihn aufstehn. Als im 85. Jahre sein Gedächtniß schwand, stellte er seine Lehrthätigkeit ein, und hat dann noch zwei Jahre gelebt. Erzbischof Siegfried besuchte ihn einst und klopfte an seine Zelle: „Albertus bist du da?“ Die Antwort lautete: „Albertus ist nicht mehr da, er war da.“ Doch wird er auch von der heiligen Jungfrau getröstet, daß er wieder zum kindlichen Glauben zurückkehre. 1880 hat man das 600jährige Gedächtniß des vielwissenden und vielkönnenden Mannes [† 1280] gefeiert, und bald darauf ist ihm in seinem Geburtsorte Bollstädt ein Standbild errichtet worden.

Thomas aus Aquino, dem kleinen Orte Süditaliens, durch welchen jetzt die Eisenbahn von Rom nach Neapel fährt, ward auf Monte Cassino erzogen, wo sein Oheim Abt war, doch gegen den Willen seines Vaters ward er Bettelmönch. Seine Mitschüler bei Albertus Magnus nannten ihn wohl „den stummen Ochsen aus Sicilien“. Die Summa, d. h. die Dogmatik dieses gläubigen Thomas,

verbindet höchsten Scharfsinn und kirchlichen Sinn. Er hielt dafür: mehr durch Gebet und Schauen am Fuß der Altäre als durch eigne Forschung habe er sein Werk vollbracht; nun jenes war eben auch ein religiöses Nachsinnen. Neuplatonische Mystik verbindet sich gern mit aristotelischer Dialektik. Das Urtheil der Kirche über ihn ist ausgesprochen in dieser Legende: Als er seine Summa vollendet hatte — doch hat er sie nie vollendet — sei ihm Christus erschienen und habe ihm zugerufen: Bene de me scripsisti, mi Thoma; quid nunc pretii habebis? was soll ich dir dafür geben? und Thomas habe geantwortet: nihil nisi te ipsum Domine, wenn ich nur dich habe. Das war nicht eben eine geringe Forderung. Auch ihm ist neuerlich ein Denkmal errichtet worden in der glänzenden Ausgabe seiner Werke, welche Leo XIII veranstaltet, der in dem größten Scholastiker, dem Doctor Angelicus und fünften Doctor Ecclesiae, den alleinigen Theologen seiner Kirche erkannte.

Plato und Aristoteles, Christus und Augustin, alle tiefsinnigen religiösen Menschen haben etwas Verwandtes. Die Scholastik hatte sich auf dies Gemeinsame gestellt, aber allmälich trat auch die Verschiedenheit hervor, der Gegensatz der kirchlichen Überlieferung und des freien Denkens, wie bereits Abälard ihn erkannt hatte. Der Lust das Menschliche, den „Philosophen" vorzuziehn stand die Macht der Kirche entgegen, daher der freie Gedanke sich aussprach als Frage, als Setzen von Möglichkeiten. Im Spiel solcher Frage erschien die Freiheit des Geistes, wenn auch Manches dabei nur wie thörichtes Spiel erscheint. So stritt man darüber, ob Christus nothwendig als Mann erscheinen mußte, er hätte doch auch weibliche Gestalt annehmen können. Oder: die Maus, wenn sie die Hostie verzehrt, genießt sie auch den Leib des Gottmenschen? Auch über die Allmacht Gottes wurde gestritten: wenn er Alles kann, kann er auch Geschehnes ungeschehn machen? kann er eine Dirne zur ehrbaren Jungfrau machen? kann er den Befehl geben ihn zu hassen? kann er auch nicht sein, wenn er will? Aber das Spiel ward doch Ernst, und die Scholastik sah sich endlich an den Punkt geführt, wo sie das Geständnis der Verzweiflung an ihrem Ziele ablegte: sie behauptete, dasselbe was in der Philosophie wahr sei, könne in der Theologie falsch sein. Die Philosophie leugnet die Unsterblichkeit, die Theologie behauptet die Auferstehung auch der Leiber; der Philosophie ist es unmöglich anzunehmen, daß das Absolute dreifach ist, der Theologie gilt der dreifaltige Gott als unumstößliches Glaubenserkenntniß. Das war unverfänglich für den strengen Supranaturalismus, der eine Verfinstrung der Vernunft anerkannte und ihre Unterwerfung forderte.

Aber das Streben der Scholastik war eben darauf gerichtet, das Geglaubte in vernünftiger Nothwendigkeit zu erkennen. Jener Unterscheidung lag doch auch das Hören auf die Philosophie zu Grunde, während man der theologischen Wahrheit nur scheinbar sich unterwarf. Daher am Ausgang des Mittelalters Leo X die Behauptung dieses Zwiespalts verworfen hat.

Der bedeutendste Repräsentant dieser dritten Periode der Scholastik ist der Schotte Duns Scotus, ein Franciscaner, der Lehrer in Oxford, Paris und Cöln war und dessen Leben so dunkel für uns ist wie seine Schriften. Nach einer Sage soll er lebendig begraben worden sein. Sein System verräth die pantheistische Neigung: das Allgemeine geht durch alle Dinge hindurch, das Einzelne, Individuelle ist entstanden durch Selbstbestimmung, Contraction des Universalen, des Weltgeistes, die Zurückführung zum ursprünglichen, göttlichen Sein geschieht durch die Philosophie und die kirchlichen Heilsmittel. Seiner schwerverständlichen philosophischen Ausdrucksweise hat er zu verdanken, daß er dem Gericht der Kirche entgangen ist. Neben dem Ehrennamen des Doctor subtilis heißt er auch der Doctor quodlibetarius von einer seiner Schriften, den quaestiones quodlibetales. Mehr als je ein Scholastiker hat er Alles ausgesprochen, was sich gegen ein Dogma sagen ließ, um dann nach Anführung aller Gegengründe doch die Wendung zu finden: es ist so, weil Gott es so will, durch die abstract aufgefaßte göttliche Allmacht, eigentlich aber, weil die Kirche es so lehrt. Oft hat er gegen Thomas geschrieben. Gefragt, warum er einen so heiligen und gelehrten Mann bekämpfe, hat er geantwortet: „Ist er heilig, so mag sein Gebet mich erleuchten; ist er gelehrt, so mögen seine Schüler ihn vertheidigen."

Wilhelm von Occam, Lehrer zu Paris und Franciscanerprovincial in England, lebte seit 1328 zu München am Hofe Ludwigs des Baiern und ist dort auch gestorben. Im Kampfe für die Armuth des Franciscanerordens und Christi hat er den König wie einen ebenbürtigen Bundesgenossen begrüßt: „Vertheidige du mich mit dem Schwerte; ich will dich dafür mit der Feder vertheidigen." Er hat zwischen der römischen Kirche und der römischen Curie unterscheiden wollen. Die Kirchenlehre unterzog er einer rationalen Prüfung, und doch hat er sich ihr unterworfen durch Betonung der Subjectivität aller menschlichen Vernunft. Seine Schüler nannten ihn den venerabilis inceptor, der wieder den Muth hatte, Nominalist zu sein, wie nach ihm Gerson und d'Ailly, die Führer der liberalen Partei auf den Concilien. Doch hat er dem Nominalismus [S. 252] eine neue Wendung gegeben: die universalia

sind bloß etwas Vorgestelltes, Gedachtes, insofern nennt er sie obiectiva, und als bloße Gedanken fallen sie nicht mit dem wirklichen Sein zusammen. Der erneute Streit neigte sich jetzt zum Übergewichte des Nominalismus. Zwar ließ Ludwig XI von Frankreich ein Gebot ausgehn: Die Blüthe der Universität sei durch die soliden Grundsätze realistischer Lehrer erreicht worden, nun versuchten einige Neuerer das zu vernichten. „Deßhalb befehlen Wir, daß die Lehren des Albertus Magnus, Thomas von Aquino und andrer realistischer Lehrer, deren Grundsätze sich erprobt haben, auch ferner in gewohnter Weise vorgetragen werden." Die Nominalisten wurden aus Stadt und Land verbannt, die Mitglieder der Universität mußten in die Hand des Rectors schwören alle nominalistischen Bücher auszuliefern. Die Theologen schwuren den Eid gleich nur bedingungsweise, die Bücher wurden auch nicht verbrannt, sondern in der Pariser Bibliothek nur an die Kette gelegt. Nach acht Jahren erschien ein neues Edict: alle nominalistischen Bücher seien frei zu geben, die Akademiker möchten lesen, wie sie wollten, Doctor Berengar, der Kanzler, werde die Gründe angeben, die den König zu diesem Schritte bewogen hätten. Das war königliche Willkür, wie gewöhnlich in Sachen der Wissenschaft. Die Franciscaner, voller Freuden, dem geheiligten Ansehn des Thomas den geheimnißvollen Scharfsinn ihres Scotus entgegenzustellen, beschlossen ihm allein zu folgen. Seitdem durchkreuzte sich der mit geistigen und geistlichen Waffen geführte Kampf der Thomisten und Scotisten, der Realisten und Nominalisten, die Thomisten minder kirchlich in der Lehre von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau, dafür kirchlicher in der Lehre von der Erbsünde und der Genugthuung Christi, ohne deßhalb streng augustinisch zu sein.

Die Scholastik löste ihr systematisches Wesen in Polemik auf, verlor den religiösen Ernst über dem Schulstreite, und als sie einer neuen Gestaltung der Wissenschaft sich zu befreunden versagte, war sie bereits im Untergehn, nachdem sie die Freiheit des Gedankens geweckt, der Glaubenslehre eine streng wissenschaftliche Form gegeben, die Aufgaben der philosophischen Untersuchung gestellt, somit als Gestaltung eines vorgefundnen Stoffes durch eine vorgefundne Form ihre Bestimmung erfüllt hatte. Als der letzte Scholastiker wird Gabriel Biel aus Speyer genannt, Prediger in Mainz, Propst des Stiftes zu Urach, mit Graf Eberhard von Würtemberg in Rom und sein treuer Rath bei Gründung seiner hohen Schule zu Tübingen [1477]; dort hat er selbst seit 1484 Theologie und Philosophie gelehrt, endlich ist er unter die Brüder des gemeinsamen Lebens gegangen. Sein

Collectorium ist ein Handbuch, nicht bloß, wie der Titel sagt, zusammengestellt aus Occams Commentar zum Lombarden, sondern es bietet eine Übersicht der gesammten Scholastik. Auf ihn hat Melanchthon hingedeutet im 2. Artikel der Apologie, daß Einige statt über die Evangelien über des Aristoteles Ethik predigten, und so hat er der protestantischen Theologie als Repräsentant einer halbheidnischen Scholastik gegolten. Aber er hat auch gepredigt, daß die Hoheit des Papstes vor der Hoheit Christi weichen müsse. In seiner Wirksamkeit war ein reformatorisches Element, und Luther hat sich viel mit ihm beschäftigt.

Ganz ausgestorben war die Scholastik auch zur Zeit der Reformation noch nicht: Der Cardinal Cajetanus, der mit Luther zu Augsburg verhandelte, hat einen großen Commentar zur Summa des Thomas geschrieben, darin viel Reformatorisches und Freisinniges, was in Rom wenig gefallen hat. Schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts war doch das wissenschaftliche Bewußtsein nicht mehr bei den Scholastikern, sondern im Übergang zu den Humanisten. In der Chronik von Zeitz um 1518 wird erzählt von einem Mönch Agnellus, der in Oxford eine heftige Disputation darüber hörte, ob es einen Gott gäbe. „Ach, habe Agnellus gesagt, Einfältige und Ungelehrte zieht ihr Herz zu Gott, und diese Gelehrten stellen Gott noch in Frage." Das eben war der Ausgang, der Untergang der Scholastik: sie hat solche Fragen gestellt, und dann doch mit sophistischen Gründen die Dreieinigkeit bewiesen, ja selbst das Recht des Ablasses und der Transsubstantiation. So gehört sie ganz dem Mittelalter an, die Humanisten weisen hin auf eine neue Zeit. Zwischen beiden und den Übergang bildend stehn die spätern Mystiker.

§ 157. Die Mystik. Zweite Periode.

Als in die Kirche Händler und Wechsler eingedrungen waren, hat die Mystik zwar nicht die Kraft gehabt sie auszutreiben, aber sie hat das Christenthum gerettet in das Heiligthum des Herzens. Insgemein kennt sie drei Stufen der Frömmigkeit: Reinigung durch Buße und gute Werke; Erleuchtung durch die Gnade, und Einigung mit Gott durch die unermüdliche Liebe, die im unaussprechlichen Gefühl verharrt und dahin bringt, wo der intellectus draußen bleiben muß. Zunächst ihre Schriften sind verschieden durch das Talent der Darstellung, durch Lebenserfahrung, durch die Gluth der Liebesfülle. Sie will eins werden mit Gott, mit ihm verschmelzen, in ihm untergehn. In solchen Ausdrücken wie in der Vorstellung selbst liegt schon ein Doppelsinn:

es kann gemeint sein die Hingebung des Gemüthes an Gott, wobei das Ich nicht mehr an sich selbst denkt und doch in dieser Liebe selig ist. Es kann aber auch statt jenes Idealen ein Reales gemeint sein, ein ernsthaftes Untergehn in der Gottheit, um dasjenige wieder zu werden, was der Mensch uranfänglich gewesen ist, eins mit Gott. Das irdische Dasein erscheint dann nur wie eine zeitweilige Trennung, welche überwunden wird durch Liebesgluth und irdischen Tod. Diese Auffassung streift an den Pantheismus, der Gott und Creatur für eins achtet, nur in scheinbarem, schwindendem Unterschied. Doch gegen den vollen Ernst solchen Untergangs in Gott erhebt sich der geheime Widerspruch des Herzens: das Ich, indem es sich versenkt in Gott, gleichsam sich in den Abgrund des Absoluten stürzt, genießt sich selbst, diese geistige Wollust des In-Gott-Vergehens, des Todes in Gott, den das Ich dennoch mit ansieht, erlebt, etwa wie sinnlich genommen Karl V sein eignes Leichenbegängniß mit angesehn hat. Sonach kann eine doppelte Richtung der Mystik unterschieden werden: die eine mehr speculativ, auf Erigena, Dionysius und die Neuplatoniker zurückweisend, die andre mehr praktisch, doch verfließen die Gegensätze. Diese mystische Literatur geht wie ein Hochgebirge durch Deutschland und die Niederlande, aus dem nur einzelne Gipfel hervorragen.

Auch die speculative Mystik fühlt sich durchaus auf kirchlichen Grundlagen, obwohl nicht ohne Gefahr sich über die Kirche zu überheben durch die Gleichstellung der Frommen mit Christus, denn wer durch den Schein der Welt hindurchgedrungen ganz eins wird mit Gott, der ist ein Gottmensch wie Christus; doch auch hier die Ausgleichung mit kirchlicher Anschauung und Sprache: Christus ist in diesem Frommen wiedergeboren. Der hohe Meister dieser Richtung ist der Dominicaner Eckhart aus Straßburg, der nach Studien in Paris als Vicar seines Ordens seit 1307 in Böhmen, später als Provincial in Cöln lebte, seine Mundart die allemannische. Vor das Inquisitionsgericht des Erzbischofs gezogen, hat er einen Widerruf nur in der allgemeinen Form geleistet: wenn irgend ein Irrthum in seinen Schriften oder Predigten gefunden werde, das sei gegen seine Absicht geschrieben und gepredigt. Ein Jahr nach seinem Tode 1329 hat auf Antrag des Erzbischofs Johann XXII bestimmte Sätze aus seinen Schriften verdammt, doch hat der Dominicaner-Orden das nicht anerkannt als durch falsche Anklage geschehn. Da nur geringe Bruchstücke seiner Predigten bekannt waren, ist unsre Kenntniß seiner Lehre lange Zeit nur bedingt gewesen durch die Verdammungsbulle des Papstes, nach seiner großen Wirkung und Verehrung erschien er doch wie eine nebelhafte, fast mythische

Gestalt. Jetzt besitzen wir reiche Mittheilungen aus seinen Schriften und Predigten durch Friedrich Pfeiffer*) und dadurch genaue Kunde dieser kühnen und geistvollen Mystik. Darnach sind die vom Papste gerügten Sätze wesentlich treu citirt, sie geben eine Übersicht des der Kirche Bedenklichsten, wie diese zwei Sätze: „Ein guter Mensch muß seinen Willen so mit dem göttlichen eins werden lassen, daß er nur das will, was Gott will: was ich auch gesündigt habe, weil ich weiß, daß Gott es so gewollt hat, so soll ich's nicht ungeschehn wünschen; das ist die wahre Buße." Und dieser: „Wenn der Mensch tausend Vergehen [peccata mortalia] begangen hätte, hat er nur seinen Blick auf Gott gewendet, so sollte er nicht wünschen, er hätte sie nicht begangen." Darin liegt doch nur die unbedingte Ergebung in Gottes Willen, freilich überschwänglich ausgedrückt, und nahe liegt der sittengefährliche Mißbrauch. Betrachten wir die Grundgedanken seiner Anschauung, so finden wir tiefsinnige Frömmigkeit und hochfliegende Gedanken vereint, eine Gluth der Gottesliebe, die sich in den Abgrund der Gottheit stürzt, wie nach der Sage Empedokles in den Ätna: „In allen Creaturen ist etwas Gottes, aber in der Seele ist Gott göttlich, sie ist seine Ruhestatt. Außer Gott sind alle Dinge ein lautres Nichts, Gott ist das Eine in Allem, das Wesen. Ohn allen Unterschied werden wir dasselb Wesen und Natur, die Gott selber ist. Und wenn sein Wesen und Natur mein ist, so bin ich der Sohn Gottes." Doch freilich stets im Werden begriffen: „Ich will Gott immer bitten, daß er sich mir gebe; ich will ihn bitten, daß er mich lauter mache, denn wäre ich lauter, Gott müßte sich mir geben. — Es ist Gott eigen, daß er nicht mag lassen, er müsse sich gebären in mir und in euch Allen. — Ein inniger Verstand der Bloßheit, die Gott ist [d. h. des Absoluten], der einigt die Seele mehr zu Gott, denn sie geeinigt möchte werden von allen den Werken, die die heilige Christenheit je gewirkt von außen." Also hohe Erhebung der geistigen Einigung mit Gott über alle Werkheiligkeit der Kirche. „Wenn der Mensch sein selbst verleugnet und sein selbst ledig ist durch Gott und er Niemand ist denn Gott allein und durch nichts lebt denn durch Gott allein: so ist er wahrlich dasselb von Gnaden, das Gott ist von Natur, und Gott bekennt sein selber keinen Unterschied zwischen ihm und diesem Menschen." In seiner Demuth ist auch titanenhafte Kühnheit: „Daß wir Gott nicht bezwingen, wozu wir wollen, das ist deß Schuld, daß uns zweier Dinge gebricht: Demüthigkeit von Grund des Herzens und kräftige Begehrung.

*) F. Pfeiffer, Deutsche Mystiker d. 14. Jh. Leipzig 845-852. Darin im 2. B.: Meister E. [110 Predigten, Tractate und Sprüche.]

Gott vermag alle Dinge von seiner göttlichen Kraft, aber das vermag er nicht, daß er den Menschen ungewährt [unbefriedigt] lasse, der diese zwei Ding an ihm hat. Darum wirret euch nicht mit kleinen Dingen, denn ihr seid zu kleinen nicht geschaffen. — Meine Demüthigkeit zwingt Gott, ja gibt Gott seine Gottheit. — Gottvater gebiert seinen Sohn in der ewigen Verständniß, und also gebiert der Vater seinen Sohn in der Seele als in seiner Natur. Da der Vater seinen Sohn gebiert in mir, da bin ich derselbe Sohn und nicht ein andrer." Diese speculative Erhebung des Menschen zu Gott ist auch ausgesprochen in dem Satze: „Das Auge, damit ich sehe, ist dasselbe Auge, darin er mich sieht. Mein Auge und Gottes Auge ist Eins."

Hegel hat auf diesen Spruch sich berufen, als in welchem seine Philosophie begründet sei; er würde noch mehr sich selbst gefunden haben, wenn er die Mittheilungen Pfeiffers gekannt hätte: „Gott ist nicht der Höchste, sondern das Wesen überhaupt, er ist sich denkend, und dadurch ist Alles." Doch auch wieder scheidet Eckhart das Ich von Gott, das forderte der edle, sittsame Geist in ihm, und sein tief religiöses Gefühl. „Gottes Wesen mag nicht unser Wesen werden, sondern soll unser Leben sein, denn wir sind ausgeflossen aus den [göttlichen] Personen und nicht innebleibend im göttlichen Wesen, sondern wir empfingen als geschaffen ein fremd Wesen, das vom göttlichen Wesen geursprungt ist. Wir werden mit Gott vereinigt in Schauung, nicht in Wesung." „Gott bezwingt den Willen nicht, er setzt ihn in Freiheit, also daß er nicht anders will, denn das Gott selber ist, und das ist nicht seine Unfreiheit, es ist seine eigne Freiheit. Nun sprechen Etliche: hab' ich Gott und Gottes Liebe, so mag ich thun Alles, was ich will. Dies Wort verstahn sie unrecht. Dieweil du irgend ein Ding vermagst, das wider Gott ist und wider sein Gebot, hast du Gottes Liebe nicht; du magst die Welt wohl betrügen, als habest du sie. — Der Mensch aber, der da steht in Gottes Liebe, dem ist lustig alle Dinge zu thun, die Gott lieb sind, und alle Dinge zu lassen, die wider Gott sind."

In seinen Predigten hat Eckhart Manches in Parabeln ausgesprochen, in fast dramatischer Form. So ein Erlebniß des Beichtvaters mit seiner geistlichen Tochter: sein Beichtrath lautete: „Halt einen wahrhaften Mund, einen reinen Leib und eine minnende Seele, die sich also mit Gott vereint, daß es die selbst unbillig dünkt, daß dein Herze nicht bricht vor übersleißiger Minne." Das genügt ihr lange nicht. Die Creaturen alle sprechen zu ihr: „Gang fürbaß, wir sind nicht Gott." Sie geht durch Entsagungen und Leiden, es darf sie nicht berühren, daß Niemand sie beherbergt, alle Menschen sie schmähen, selbst Gottes

Leichnam ihr verweigert wird. Endlich nach unsäglichen Schmerzen wird sie in ein göttliches Licht versetzt, Himmel und Erde wird ihr zu enge, da ruft sie: Ich bin Gott worden! Zum Schluß einer Predigt führt er ein Gespräch an mit einem Armen, der den Weg der Wahrheit kennt und daher nie unselig gewesen ist, weil er immer nur wollte, was Gott will. „Ach, lieber Mensch, ob dich nun Gott wollte in die Hölle werfen, was wolltest du dazu sprechen?" Da sprach er: „Mich in die Hölle werfen? Deß trotz' ich ihm in sein Auge. Und würfe er mich in die Hölle, so habe ich zween Arme, damit ich ihn umfinge. Ein Arm ist wahre Demüthigkeit, den legte ich unter ihn und umfinge ihn mit dem andern Arme der Minne. Auch will ich viel lieber in der Hölle sein und daß ich Gott habe, denn im Himmelreich und daß ich Gott nicht habe." Eckhart liebte diese Form sein höchstes Interesse darzustellen: „Bis an den jüngsten Tag höllische Pein zu tragen, wäre mir ein klein Ding, wann ich Sicherheit hätte durch meinen lieben Herrn Christus, daß ich von ihm nicht geschieden werde."

Nach alle Diesem kann nicht mehr zweifelhaft sein, weßhalb trotz so Manchem, was Ärgerniß machen konnte in seinen Predigten, seine Ordensgenossen durch die päpstliche Verdammung nicht irre wurden an dem „heiligen Meister Eckhart, dem Gott nie nichts verbarg".

Johannes Tauler zeigt dieselbe großartige Frömmigkeit mit der Gefahr, sich Gott gleich zu stellen, ein Hochgebirge, neben dem der Abgrund gähnt. Als Jüngling zu Straßburg in den Dominicaner-Orden getreten, hat er wohl Eckhart noch gehört und ist von seinem Einfluß berührt worden. Er stand schon im 50. Jahre, als ein Laie zu ihm kam: er sei dreimal aus dem Schlaf geweckt worden, 30 Meilen sei er herbeigeeilt, ihm zu beichten und ihn zu hören. Da habe er gefunden, Tauler sei noch ohne Gnade, noch ein Pharisäer, er verlasse sich auf sinnreiche menschliche Wissenschaft, liebe nicht Gott allein; er müsse sich vielmehr aller verständlichen Vernunft begeben in gelaßner, grundloser Demuth. Diesem Laien hat Tauler sich hingegeben, zwei Jahre verbrachte er in schwerer Anfechtung, wie ringend mit Gott. Als er zuerst wieder die Kanzel betrat, verstummt er, überwältigt von seinen Gefühlen. Er wird verspottet, aber der Laie tröstet ihn: so thue der Bräutigam mit seinen liebsten Freunden, es sei ein gewisses Zeichen, daß Gott sein guter Freund sei und das Kreuz sein höchster Schatz. Nach Carl Schmidts Untersuchungen war dieser Laie, mit dem Tauler in fortwährendem geheimen Verkehr gestanden hat, Nicolaus von Basel [vgl. unten S. 531], der Vorsteher eines geheimen Vereins von Begharden in Verbindung mit den Waldenser-Gemeinden, ein

geisterbeherrschender Mensch, der nachdem er lange der Inquisition entgangen, als häretischer Beghard zu Vienne verbrannt worden ist. Sonach wäre hier der Einfluß der Häresis auf einen katholischen Kirchenlehrer nachweisbar. Aber das ist bestritten worden und zuerst Lütolf in Luzern hat gemeint, daß Schmidts Behauptung auf einer Verwechslung beruhe. Der Laie, der so großen Einfluß auf Tauler übte, sei ein treuer Katholik gewesen, der in ein Seitenthal des Entlibuch zurückgezogen, daselbst von einem Cardinal besucht, noch 1420 als Einsiedler gelebt habe. Daß nun ein Begharde, ein Häretiker, überhaupt solchen Einfluß auf Tauler habe üben können, das ist jedenfalls denkbar, doch nicht nachgewiesen ist, worin die Umwandlung Taulers bestand. Ganz äußerlich ist, was er selbst angibt: daß er nicht mehr lateinische Citate einmische in seine Volkspredigten. Das scheint doch nur mit dem Entschlusse zusammenzuhängen, aller weltlichen und geistlichen Eitelkeit absagend, Gott allein zu dienen, und die schon vorhandne Richtung auf dieses Ziel wird der geheimnißvolle Gottesfreund gekräftigt, gesteigert haben.*)

Wir besitzen Predigten Taulers nur nach dieser Epoche, darin erscheint er nächst Eckhart als der erste philosophische Schriftsteller in deutscher Sprache: Manche Worte hat er zuerst aufgebracht, so das echtdeutsche „Gemüth". Doch ist seine Sprache nicht so naturwüchsig wie die Eckharts, dem Mönchslatein nachgebildet. Er behauptet den Gegensatz des Gemüthes und der Vertraulichkeit mit der heiligen Schrift gegen scholastische Gelehrsamkeit: „Die Weisheit studirt man nicht zu Paris, sondern im Leiden des Herrn." Der Weg zu Gott: Ablassen von allen Bildern und Unterschieden. Praktisch verlangt er Entsagung, nicht einzelnen Genüssen, sondern dem Ich: „Du mußt dich selbst verachten und vernichten. Wir müssen der Unserheit entwerden. Alles, da der Mensch Ruhe sucht, das nicht lauter Gott ist, das ist Alles wurmstichig." So entsteht die geistliche Armuth: „Selig sind die Armen des Geistes." Äußere Armuth ist dabei nur zufällige, aber doch nothwendige Bedingung: „Denn kaum mag mit einander bestehn ein Herz voll Minne und ein Seckel voll Pfennige." „Ist so der Mensch ihm abgestorben und

*) [Nach neueren Untersuchungen ist freilich Schmidts Vermuthung als hinfällig zu betrachten. Pater Denifle hat erwiesen, daß die Person des geheimnißvollen Laien, den man eine Zeitlang auch wohl als Johannes von Chur bezeichnete, „ebenso wie seine Schriften lediglich Dichtung des Straßburgers Rulman Merswin [vgl. unten S. 532] seien, der damit seine Hausgenossen, die Johanniter vom grünen Wörth, und zuletzt noch die ganze Wissenschaft an der Nase herumgeführt habe." In der Bekehrungsgeschichte fehlt jede Beziehung auf Tauler.]

leidet nur Gott und schweigt, so spricht Gott in ihm." Dieses Sprechen, da das Wort der Sohn, ist das Gebären seines Sohnes in uns. „So wird die Seele einförmig und vergottet, sie wird erkenntnißlos, willenlos, lieblos, ja geistlos, denn es ist nichts mehr da als Gott."

Wie tiefsinnig Taulers Frömmigkeit gewesen ist, auch sie streift nahe an den pantheistischen Abgrund: „Wie die Creatur ausgeflossen ist von Gott, soll sie wieder in ihren Ursprung einfließen; so sehr wir seiner bedürfen, so sehr bedarf er unser; sein Wesen, seine Seligkeit hängt daran." Doch schreibt er auch: der böse Feind gebe zuweilen den vollkommenen Menschen ein, sie seien selber Gott, sie würden in die göttliche Natur verwandelt; das aber sei eine arge Ketzerei. Er spricht von sich selbst ohne es zu wissen, doch mit jenem Rechte des mystischen Gefühls, das in der Gottheit sich verlierend zugleich verklärt sich wiederfindet. Tauler unterscheidet den historischen Gottmenschen von dem, der im Gläubigen entsteht. So in einer Predigt am Tage der Empfängniß Mariä unterscheidet er eine dreifache Geburt: der himmlische Vater erzeugt seinen ewigen Sohn wesentlich; Mariä Geburt in jungfräulicher Reinheit; endlich: „daß Gott alle Tag und Stund wird geistlich geboren in einer Christenseele".

Diese Religion ist Ergebung, die getrost ist selbst die ewige Seligkeit zu verlieren, wenn Gott es will, aber sicher ist ihr die Seligkeit der Liebe. Gleich die erste geglückte Predigt nach seiner Bekehrung gibt Dem Ausdruck: Christus und die Seele sind Bräutigam und Braut. „Wenn die Braut alles aufgibt, um dem Bräutigam zu gefallen, heißt er sie ihm ein Kleinod schenken, d. h. daß sie inwendig und auswendig mit mancherlei Anfechtung begossen wird. Um ihm ähnlich zu werden, muß sie immermehr leiden; sie ergibt sich darin mit vollkommenem Gehorsam. Er schenkt ihr darauf einen Trunk, daß sie all ihre Gedanken abthue und ihr selber abschmecke. Ist sie also durch vielfache Leiden ganz rein geworden, so sieht sie der Bräutigam mit unendlicher göttlicher Freundschaft an, sein Vater führt sie Beide in die Kammer und bindet sie mit göttlicher Liebe so fest, daß sie in Ewigkeit nicht geschieden werden können. Der Schenke bei der Hochzeit ist der heilige Geist, der geußt in die Braut so gar überflüssige göttliche Liebe, daß die Liebe fließt in den Bräutigam, also daß die Braut gar von ihr selber kommt und trunken vor Liebe ihrer selber vergißt und aller Creatur und Zeit und Ewigkeit mit ihr. Bei solcher Hochzeit ist auf eine Stunde mehr Friede und Freude als alle Geschöpfe begreifen mögen." Als er also predigte, rief ein Hörer: „Es ist wahr!" und fiel wie todt nieder; ein andrer: „Herr, hört auf, sonst stirbt uns dieser Mensch unter den Händen."

„Ach, lieben Kinder, meinte Tauler, nimmt denn der Bräutigam die Braut, so wollen wir sie ihm gern lassen.“ Man sieht, in diesen Predigten ist gar kein Ablassen von Bildern, vielmehr auch solche werden nicht gescheut, in die doch sonst die bloße Sinnlichkeit sich wohl verhüllt. Freilich ihm galt das nur als Sinnbild. „Nichts Seligeres gibt es für den Menschen, als daß er Gott leide und ihn still auf sich wirken lasse wie die Blumen der Sonne still halten.“

Er ist auch klar und praktisch, darin zeigt sich der Volksprediger. Er erkennt das Recht der Individualität: „Was dem Einen Leben wäre, könnte dem Andren Tod sein.“ Jeder soll wahrnehmen, wozu Gott ihn berufen: „Wär' ich nicht ein Priester und gehörte zu einem Orden, ich nähme es für ein groß Ding, daß ich könnte Schuh machen und wollte gern mein Brot mit meinen Händen verdienen. Kinder, der Fuß und die Hand müssen nicht wollen das Auge sein.“ Manche derbe Sprüchwörter bringt er an: „Ein heimgezogen Kind ist außen als ein Rind“ (das nicht von Muttern weggekommen ist). Dazu lobt er die gesunde Thatkraft: „Wenn ein Mensch in dem inwendigen Werke wäre [der mystischen Anschauung, Vertiefung] und Gott ihm dann gäbe, daß er das hohe, edle Ding ließe und gehn sollte einem Siechen zu dienen, das sollte der Mensch mit Freuden thun; es mag wohl geschehn, daß Gott gegenwärtiger ist und mehr Gutes thut in solchem Werke als in großer Schaulichkeit.“

Im Streit Ludwigs des Baiern mit dem Papste, als Straßburg, die kaisertreue Stadt, unter dem Interdict seufzte zur Zeit des schwarzen Todes, damals hat er ein Ermahnungsschreiben an die Priester gerichtet: sie sollen die Kranken trösten mit dem Leiden und Sterben Christi, welches den Himmel eröffnet, „und denselben kann der Papst Einem, der unschuldig im Bann ist, nicht zuschließen. Wenn ein Sünder Beicht und Sacrament begehrt, man soll's ihm gewähren und mehr auf Christi und seiner Apostel Wort geben als auf den Bann, der aus Neid und weltlicher Gicht geschehn.“ Die Chronik berichtet: „Bracht's auch dahin, daß die Leute fröhlich starben und den Bann hoch nicht mehr fürchteten, denn sonst Tausende ohne Beicht in großer Verzweiflung gestorben.“ In seiner Mystik lag diese Erhebung über die äußere Kirche, vielleicht gefördert durch den Begharden. Dennoch hat er nicht gebrochen mit der Kirche: gebannt ging er nach Cöln, „im scheinbaren Ungehorsam“, denn nicht gegen die wahre Kirche, wie er sie im Sinn hatte, habe er sich aufgelehnt. Über das innere Gedränge des Zweifels und der Leidenschaft schreibt er: „In der Angst, welche die Menschen dann erfüllt, meinen Viele, sie müssen Gottes Barmherzigkeit um Hülfe und Trost

anflehn; sie gehn nach Aachen oder Rom um Ablaß zu holen oder fliehn in's Kloster. Das mag wohl Alles gut sein, das Beste ist es nicht; denn der wahrhaft gelaßne Mensch erträgt sein inneres Leiden mit derselben freudigen Ergebung, mit welcher er das äußere erdulden würde; er bittet nicht um Hülfe, er entbehrt selbst des Trostes, er läßt Gott walten wie er will, denn er hat kein Selbst mehr, er ist in Gott versunken. Solch ein minniglicher Mensch bedarf nicht mehr des Gebets [des äußern], der Bilder der Heiligen. Über die Leute hat der Papst keine Gewalt, denn Gott selber hat sie gefreit."

Er ist 1361 zu Straßburg wieder in Frieden mit der Kirche gestorben. Seine Predigten wurden in Abschriften weit verbreitet. Noch Zeitgenossen haben ihn gepriesen als den Meister der h. Schrift, den Doctor illuminatus, den liebsten Menschen, den Gott auf dem Erdreich hatte. Luther bekannte, er habe mehr Wahrheit bei ihm gefunden als in den Büchern aller Scholastiker, Eck aber nannte ihn einen der Ketzerei verdächtigen Träumer.

Johann Ruysbroeck, so genannt nach seinem Geburtsort bei Brüssel, war lange Weltpriester daselbst. Zwei Laien sahen ihn einst versenkt in Betrachtung über die Straße gehn. Der Eindruck war ein verschiedner, der Eine meinte: „O, daß ich eine Heiligkeit des Lebens hätte wie dieser Priester!" der Andre: „Um alles Gold der Welt nicht! Dann würde ich ja keinen fröhlichen Tag mehr haben!" Ruysbroeck hörte es und sagte bei sich: „Wie wenig kennst du die Süßigkeit, welche Denen zu Theil wird, die den Geist Gottes schmecken!" Im 60. Jahre, um sich ganz der Contemplation hinzugeben, zieht er sich nach Kloster Grünthal zurück, hier hat er noch 21 Jahre verbracht [† 1381] und seine mystischen Schriften in niederdeutscher Mundart geschrieben. Sie hat später der Dominicaner Surius in's Latein übersetzt, nach dem aufgefundnen niederländischen Texte treu bis auf einzelne Mißverständnisse. Zuweilen schrieb er nicht, weil ihm die Gnade fehle, er hatte eine große Meinung von sich, einst zu Groot hat er geäußert: „Ich bin überzeugt, daß ich kein Wort geschrieben habe außer auf Antheil des h. Geistes in einer besondern und leiblichen Gegenwart der h. Dreieinigkeit. Auch wirst du die Wahrheit derjenigen meiner Aussprüche, die jetzt dir dunkel sind, später einsehn, dein Gefährte aber nicht." Er hat auch den Tag seines Todes vorausgesagt, den er mit Sehnsucht erwartete.

In seinen Schriften ist viel Klares und Praktisches aus langer Seelsorge über Irrwege und Hindernisse auf dem Wege zu Gott, dennoch wo er das Ziel beschreiben will: Absterben allem Schein, der Endlich-

keit und Ichheit, dieses Verbrennen in Liebe, um seliges Leben in Gott zu gewinnen, ohne die Bilder der Vernunft in nackter Wesenheit, da ist's transformatio in Deum, reale Einheit mit Gott. Daher Gerson eine Schrift Ruysbroecks 25 Jahre nach dessen Tode als die eines häretischen Begharden denuncirte. Johann von Schönhofen hat sein Andenken vertheidigt: sein Ziel sei freilich gewesen die Einheit mit Gott, aber nicht die unio per identitatem realis existentiae, sondern per amorem liquefactivum. Allerdings hat Ruysbroeck gegen den crassen Pantheismus einer häretischen Partei, welche den Einzelnen von Natur als Gott betrachtete, behauptet, daß die Geschöpflichkeit nie aufhöre, doch in der Überschwänglichkeit seiner Liebesgluth ist er nahe der Vernichtung in Gott gekommen. Indeß das Nichts der Creatur Gott gegenüber ist doch auch kirchliche Anschauungsweise, zu Caterina von Siena sagte eine Stimme: „Weißt du, wer ich bin? Ich bin, der ich bin, du bist, die da nicht ist." Seiner Meinung nach war Ruysbroeck durchaus kirchlich: „Man muß wie Zachäus auf den Baum des Glaubens steigen, bevor Gott bei uns einkehrt." Wenn er nicht durch die Heiligen, sondern durch Christus den Menschen zu Gott führt, läßt er das Kirchliche eben nur gelten als hergebracht; aber „Christus selbst ist unser Brevier, dieses Buch ist Gelehrten und Laien gemeinsam".

Die deutsche Theologie ist im Gegensatz einer scholastischen, lateinischen, römischen wohl erst von Luther so genannt worden, der 1516 theilweise und 1518 ganz diese Schrift herausgab: „Eyn Deutsch Theologia. Das ist eyn edles Buchlein von rechtem Vorstand, was Adam und Christus, und wie Adam yn uns sterben und Christus ersteen soll." Nach einer Handschrift von 1497, die in der Bibliothek des ehemaligen Cistercienserklosters Bronnbach bei Wertheim gefunden wurde, hat vor einigen Decennien Pfeiffer einen vollständigeren Text veröffentlicht. Der Grundgedanke dieser „deutschen Theologie" ist: Selbstverleugnung in Vollbringung des göttlichen Willens, also daß die Ichheit untergehe, indem sie vergottet werde. Die metaphysische Grundlage: Abfall der Welt von Gott, Rückkehr in Gott. Doch herrscht das Ethische vor: was der Mensch thun, vielmehr was er leiden soll. Der Verfasser hat sich wohl absichtlich verborgen nach Taulers Grundsatz: „Das heißen Gottesfreunde, die sich vor aller Creatur so verbergen, daß Niemand von ihnen sprechen könne, weder Gutes noch Böses." Luther sagt in der Vorrede: dieses Büchlein habe Gott selbst geschrieben durch einen frommen Menschen. Da ist schon ein Nachklang der Vorrede in der Bronnbacher Handschrift: „Dies Buchlein hat der almechtig ewig Got uß gesprochen durch einen wisen, vorstanden, wahrhaftigen, ge-

rechten menschen, sinen frunt, der da vor ziten gewest ist ein dutscher herre, ein priester und ein custos in der dutschen herren hus zu Franckfurt."

Heinrich Suso zeigt das Bild dieser Mystik in einem poetischen Gemüth, mehr noch sein Leben als seine Schriften. Jenes ist von seiner geistlichen Tochter Elsbeth Stäglin nach seinen Erzählungen beschrieben und in einigermaßen modernisirter Sprache neu herausgegeben worden von Diepenbrock, der, damals Priester und Privatsecretair des Bischofs Sailer, nachmals Fürstbischof von Breslau ward. Dazu hat Görres eine Einleitung verfaßt: er nennt dies Leben das große Epos der Gottesliebe, in deren Rosengarten sich der Calvarienberg erhebt; man könnte es doch eher ein Idyll nennen. Aus altem, schwäbischem Geschlecht derer von Berg 1295 geboren nahm Heinrich den Namen seiner Mutter an: Seuß, der Süße, lateinisch Suso. Der Vater war ein weltlicher Mann, die zarte Mutter hörte durch 30 Jahre keine Messe, weil es der Gemahl nicht wollte. In seinem 13. Jahre ward der Knabe in's Dominicanerkloster zu Constanz gebracht, dann hat er in Cöln scholastische Philosophie gehört bei Eckhart, dem „hohen, heiligen Meister", seine Lehre war ihm ein edler Trank. Im Kreuzgang des Dominicanerklosters zu Ulm liegt er bestattet.

Sein Leben, eigentlich nur ein innres Leben, ist die Geschichte seiner Liebe zur ewigen Weisheit, er nennt sie bald Madonna, bald Jesus. Minnewund sticht er sich den Namen Jesu auf's Herz. Noch im heitren Spiel mit schwäbischen Volkssitten singt er vor dem Madonnenbild ein Lied „wie die thörigten Minner thun vor dem Fenster ihrer Liebsten". Das Minnelied klingt durch mit seinen Witz- und Wortspielen: „Alldieweil Lieb bei Lieb ist, so weiß Lieb nicht, wie lieb Lieb ist! wenn aber Lieb von Lieb scheidet, empfindet erst Lieb, wie lieb Lieb war!" Noch in unklarer Sehnsucht betet er: „Minniglicher, zarter Herr, mein Gemüth hat von kindlichen Tagen an etwas gesucht mit eilendem Durst, und was es sei, hab ich nicht begriffen. Herr, ich hab ihm manches Jahr hitziglich nachgejagt und konnte mir doch nie recht werden, denn ich weiß nicht was es ist, und ist doch etwas, das mein Herz nach sich zeucht und ohne das ich nimmer kann in Ruhe gesetzt werden. Herr, ich hab es in den Tagen meiner Kindheit gesucht, wie ich vor mir thun sah in den Creaturen, und je mehr ich suchte desto minder ich fand. Herr, nun wüthet mein Herz darnach und hat wohl oft empfunden, was es nicht ist; was es aber ist, des bin ich noch unbewiesen." Da bedachte er, daß der Minne von altem Recht gehöre zu leiden, daß es keinen rechten Werber der

Minne gebe, er sei denn ein Märtyrer. Er beginnt sich zu quälen, schläft auf spitzen Nägeln. Er hat die Hand einer Jungfrau berührt, das hat ihn durchzuckt, er thut sich selbst in den Bann. Zum selbstgemachten kommt noch angethanes Leid. Im Verkehr mit Frauen hat er Töchter, Schwestern, Bräute zu einem besondern Leben für den Geist veranlaßt, man nennt sie die Geisterinnen, er wird als Verführer und des Diebstahls angeklagt, ein Kind in seine Zelle gelegt. Sein Leib erliegt der Selbstquälerei, es ist nichts dahinter als Sterben. Da seufzt er: „Ach, gerechter Gott, daß du meine kranke Natur so gar überladen hast mit Leiden, und mein Herz durchwundet mit großer Schmach. Wann willst du aufhören, milder Vater, und wann dünkt es dir genug!" Er wird getröstet durch die Erinnerung an die Todesangst Christi auf dem Ölberg. Dann überfällt ihn wieder unnennbare Traurigkeit, ja sogar Zweifel am Glauben. Doch wieder wird er getröstet durch Gesichte: was in ihm ist als Gedanke erscheint ihm als Gestalt, er sieht Christum sitzend in seinem Herzen in leiblicher Gestalt. Auch seine Schriften sind in den Verdacht der Ketzerei gekommen wie die Eckharts. Er hat als ein Wort Gottes verkündet: „Ich will die Seele also inniglich durchküssen und also minniglich umfahen, daß Ich sie, und sie Ich, und wir allesammt ein einiges Eins immerewiglich bleiben sollen." Doch hat er den letzten Schritt vermieden. Er schreibt: „In dieser Entsunkenheit vergehet der Geist, und doch nicht gänzlich. Er gewinnet wohl etliche Eigenschaft der Gottheit, aber er wird doch nicht natürlich Gott; was ihm geschieht, das geschieht ihm von Gnaden, denn er ist ein Icht, geschaffen aus Nicht, das ewiglich (an ihm) bleibet." Gott und Mensch sollen nicht geschieden werden, aber sie sind verschieden. In seinem Alter erfüllt ihn Gottes Friede, ein Kärrner Gottes strengt er sich unermüdet an die Seelen wieder herauszuarbeiten aus der Lache, in die sie gefallen. Herder hat sein geistliches Leben in ein anmuthiges, modernes Bild zusammengefaßt unter der Überschrift: die ewige Weisheit.

. Das Leben Susos bildet den Übergang zu der andren, volksthümlichen Richtung der Mystik, die auf die einfachen Bedürfnisse des Herzens und des Volkes geht, wie schon der Franciscaner David von Augsburg [† 1271] dieses Sinnen des frommen Herzens über sein eignes Geheimniß anmuthig ausgesprochen hat. Thomas [Hamerken] a Tempis, von Kempen bei Cöln, war unter den Brüdern des gemeinsamen Lebens zu Deventer gebildet worden. Damals erschien ihm die heilige Jungfrau im Traum: während sie seine Genossen liebkost, ist sie ernst und streng gegen ihn, weil er in Andacht und Gebet zu ihr nachgelassen. Gestorben ist er 1471 im 92. Lebensjahre, noch in derselben Brüder-

schaft. Seine Schriften bewegen sich im einfachen Gegensatz des Endlichen und Unendlichen, ausgeglichen durch die Entäußerung von aller Selbstsucht und Hingabe des Herzens an Gott. Seine Reden erinnern oft an Eckhart, aber was dieser auch speculativ meint, ist bei Thomas nur ethisch gedacht. Er unterschied zwei Wege zur Seligkeit, den Weg der Thätigen, die sich um Christus verdient machen mit guten Werken, und der Beschaulichen und Nachdenkenden, die sich mit Maria zu seinen Füßen werfen, das Letztere ist Gott angenehmer und den Menschen nützlicher.

Thomas ist eine stille Seele, in der der Himmel wie in klarem See sich spiegelt. Ist er fremd der Welt geblieben, so doch nicht ihrem Wissen. Wie Gerhard Groot hat er Lust an wohlgeschriebnen Büchern, er sendet seine Schüler nach Italien, ihm erschien doch selbst Spazierengehen störend, der Mensch ist nur in seinem Kämmerlein vor der Welt geborgen. Er lobt den volksthümlichen Mariendienst: „Wie könnte die Welt bei ihren Sünden noch fortbestehn, wenn die Mutter Gottes sich ihrer nicht annähme!“ Aber das ganze äußre Kirchenwesen ist für ihn so gut wie nicht vorhanden. Nur einmal in seinen Schriften ist des Papstes gedacht, um zu bemerken, daß der auch nur ein sterblicher Mensch und seine bleiernen Bullen nichts seien. Qui multo peregrinantur, raro sanctificantur, welche viel wallfahrten, werden selten heilig. Zuweilen inmitten seiner Jünger sagt er, Gott rede ihn an, und geht in seine Zelle, weil eine Unterredung mit Gott ihm bevorstehe.

Die berühmte Schrift De Imitatione Christi, angemeßner verdeutscht durch Nachfolge, nicht Nachahmung Christi, ist nächst der Bibel am meisten in der Welt verbreitet. Sie ist nicht in der Art gemeint wie das Franciscanerbuch von den Conformitäten Christi durch Wunderthun [vgl. S. 376], sondern in sittlich-religiösem Sinn. Sie sagt nichts gegen das Kirchenthum, aber das Äußerliche gilt ihr nur als ein Schatten, das Wesentliche ist die Gesinnung. Es geht durch das Buch ein großartiger Geist unermeßlicher Liebe, die Alles verläßt und Christo nachfolgt, dabei ohne Eitelkeit: ama nesciri, wolle, daß man nichts von dir wisse. Eitel ist Alles außer Gott lieben und ihm allein dienen. Im Gegensatze der Schulweisheit ist das Rationale und Autodidactische der Mystik hier bemerkbar: „Mögen alle Doctoren schweigen, o mein Gott, sprich du allein zu mir.“ Der Verfasser hat sein ama nesciri bewährt, wohl absichtlich sagt er im 1. Buch, Capitel 5: „Forschet nicht nach, wer das gesagt habe, sondern achtet vielmehr auf das, was gesagt ist.“ Es ist eine Zusammenfassung des christlichen Lebens, der Weisheit und Innigkeit, wie sie im Kreise der Brüder des gemeinsamen Lebens

wirklich geworden war. Über den Verfasser besteht der Streit noch fort. Die ältesten Zeugen sprechen doch für Thomas a Kempis, das Buch stimmt mit seinen bekannten Schriften zusammen, wie die Blüthe derselben, doch da jene seinen Namen tragen, warum hätte er ihn hier verborgen? In einer Handschrift noch aus dem 15. Jahrhundert wird als Verfasser Gerson genannt, ein Benedictinerabt zu Vercelli. Nun, das Buch ist lateinisch geschrieben, doch nicht selten finden sich Germanismen, Gerson könnte aus deutschen Landen stammen. Hirsche, der Hamburger Hauptpastor, der Prolegomena zu einer neuen Ausgabe des Büchleins und dann diese selbst herausgegeben hat, legt Gewicht auf seine Entdeckung, daß es in Versen geschrieben sei mit Rhythmus und Reim, und erst durch Wiederherstellung dieser Ordnung werde die volle Herrlichkeit des göttlichen Gedichtes eindringlich, so hat er seine Ausgabe gestellt in abgetheilten Strophen. So weit ich's übersehen kann, ist der Styl doch nur zuweilen rhythmisch, wie das leicht unbewußt einem schwungvollen Autor geschieht. Die Reime treffen zuweilen, doch ist das im Latein leicht möglich, zumal wo, wie auch in hebräischer Poesie, die Gedanken in Parallelismen ausgesprochen werden. So 1, 1: si velimus veraciter illuminari et ab omni calcitate cordis liberari. Es ist kein Vorzug der Prosa, dieses Hineinklingen poetischer Formen. Hirsche will auch auf immer zum Schluß bringen, daß nur Thomas der Verfasser sein kann, und er hat wirklich auf eine Handschrift hingewiesen in Brüssel von 1441, geschrieben von Thomas' eigner Hand, doch ist's wohl möglich, daß Thomas das Buch nur abgeschrieben hat, weil es ihn ansprach. Ist doch Hirsche selbst ehrlich das Wort entfallen: „wenn er nicht einen Doppelgänger gehabt hat". Das eben ist das Mögliche in dieser Genossenschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens, in so ähnlichen Formen der Frömmigkeit. Nur das darf man sagen: soll denn einmal ein bestimmter Name genannt werden, so ist's Thomas a Kempis.*) Was Liebner als „zweiten Tractat" aus einer Quedlinburger Handschrift der Göttinger Bibliothek herausgegeben hat, ist nur ein Nachklang aus diesem Kreise, in dem doch mehr Gewicht gelegt wird auf Äußerlichkeiten: der Fromme soll allzeit ponderose et morose sprechen, stets seufzen, Liebesworte an den Herrn richten, fortwährend Jesum im Munde führen. Das ist nicht mehr der reine Naturlaut jener Liebesfülle, sondern mönchisch-pietistische Manier.

Offenbar ist da kein Untergang des Christenthums, wo Geister wie

*) [So auch die Meinung der neuesten Forscher. Es scheinen kaum stichhaltige Gründe gegen die Verfasserschaft des Thomas vorgebracht werden zu können.]

Eckhart, Tauler und Thomas a Cempis, wenn nicht immer verstanden, doch hochgehalten werden. War die Scholastik seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im Absterben, so ist die Mystik noch einflußreich gewesen auf die Reformation. Von jener deutschen Theologie bekannte Luther: „Und daß ich mit alten Narren rühme, ist mir nächst der Biblia und Sanct Augustin nicht vorkommen ein Buch, daraus ich mehr gelernt hab, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien."

§ 158. Überschreitung und Vermittlung.

Der Übermuth der Scholastik schien der Nachwelt repräsentirt durch Tournay, der am Anfang des 13. Jahrhunderts Professor in Paris war. Er hat nach Matthäus von Paris eine dogmatische Vorlesung also beschlossen: „O Jesulein, Jesulein! wieviel habe ich in dieser Frage beigetragen, dein Gesetz zu erweisen, und hab ihm einen höhren Platz angewiesen. Fürwahr, wenn ich ein boshafter Gegner hätte sein wollen, ich möchte es wohl mit noch stärkren Gründen und Schlüssen abgeschwächt und als nichtig hingestellt haben." Das klingt so, als hinge die Verehrung Christi durch seine Gläubigen von Tournays Zustimmung ab. Den Scholastikern wurde vorgeworfen, daß über ihren Wortstreitigkeiten das göttliche Wort vergessen, über ihren Spitzfindigkeiten der Ernst des christlichen Lebens verflüchtigt werde, und die Theologen den andern Gelehrten als Phantasten gelten: in diesem Sinne haben Gerson und Nicolaus von Clemanges eine Reformation des theologischen Studiums gefordert. Von Henricus Gandavensis, Doctor der Sorbonne, um 1280 heißt es auch bei Matthäus Paris: da er zu sehr sich den Aristoteles zur Richtschnur nahm, haben einige Neuere ihn der Ketzerei beschuldigt. Historisch wichtig ist, daß solche Gedanken da waren und ausgesprochen wurden, weniger von wem.

Wir haben Scholastik und Mystik an uns vorübergehn lassen, sie erschienen als Gegensätze. Ihre Versöhnung stellt sich wenigstens persönlich dar in zwei ausgezeichneten Männern: Bonaventura und Gerson. Der Erstere, ein Florentiner, war genesen aus schwerer Krankheit durch die Anrufung des heiligen Franz. Dieser soll dem Kinde den Namen gegeben haben, buona ventura; es war doch erst sein Klostername und nur insofern von Franz gegeben. Als die Abgesandten Gregors IX ihm, dem Ordensgeneral der Franciscaner, den Cardinalshut brachten, wusch er das Küchengeschirr. Er war 7 Jahre lang Professor in Paris: als Thomas von Aquino seine Bibliothek sehn wollte, führte er ihn zum Bilde des Gekreuzigten: „Sieh hier das

Buch und die Bibliothek, der einzige Quell, aus dem ich Alles schöpfe." Thomas kannte diese Art Studium auch, und Bonaventura hat doch auch an Plato und Johannes sich gebildet. Alexander von Hales urtheilte über ihn: „Siehe jener Israelit, an dem Adams Sünde keinen Halt zu haben scheint," und Gerson: „Während er auf die Erleuchtung des Intellects ausgeht, ist sein ganzes Trachten doch auf die Frömmigkeit gerichtet." In seinem Commentar über die Sentenzen des Lombarden zeigt er sich als echten Scholastiker, doch weiß er in die trockensten aristotelischen Subtilitäten Leben und Seele zu tragen. Seine Mystik stellt sich dar in seinen Liedern und Tractaten, in seinem praktischen Leben. In ihm erscheinen die Geister der Kirche, die bereits in hartem Kampfe gegen einander standen, versöhnt und befriedigt: einsame Askese und große amtliche Wirksamkeit, Scholastik und Mystik; auch zwischen den Zwiespalt der beiden Bettelorden ist er versöhnend getreten. Auf dem großen Concil zu Lyon 1274 hat er gesessen, zwar nicht als Präsident, aber als der angesehnste Kirchenlehrer: die Griechen nannten ihn ihren Eutychios, als der ihnen ihr guter Engel war. An seinem Sarge noch während des Concils standen der Papst und der Patriarch von Constantinopel mit 500 Prälaten, und der Cardinal-Bischof von Ostia hielt die Trauerrede: „Ich weine über dich, mein Bruder Jonathan."

Gerson [† 1429] war aus Rheims gebürtig, der Sohn einfacher Arbeitsleute, die zwölf Kinder zu ernähren hatten. So ist er aufgewachsen in der Schule der Noth. An der Universität Paris hat er sich unter den Verhandlungen über die Kirchenspaltung zum freien Bewußtsein über Kirche und Mystik durchgerungen. Als ein Haupt der liberalen Richtung, und im Selbstgefühl als Haupt der tonangebenden Corporation, der Universität Paris, ist er ein strenggemeßner Mann geworden, der im Glauben selbst auf die hergebrachten Ausdrucksweisen hielt und alles Überschwängliche ablehnte. Seine Considerationes, eine Theorie und Kritik der Mystik, hebt ihren phantastischen Charakter auf durch psychologische Gliederung: Wissen und Gefühl sind ihm berechtigt neben einander, intellectus und sentimentum [affectus]; die Wissenschaft, theologia intellectus, soll das tiefere Leben des Geistes, die theologia affectus, vor Entstellungen bewahren, diese wiederum die Wissenschaft in sich vertiefen.

Auf der Grenze zwischen Scholastik und Mystik, über deren Gegensatz er sich zu erheben versucht, steht Raymund de Sabunde [um 1430], Philosoph, Arzt und Theolog zu Toulouse und Barcelona. Seine Theologia naturalis ruht auf zwei bedeutenden Grundgedanken. Der

erste: es gibt eine zweifache, ebenbürtige Gottesschrift, Natur und Bibel, jene ist die Uroffenbarung. Der zweite ist die Theorie der Religion als Gottesliebe. Gott hat dem Menschen das Buch der Natur gegeben, in welchem jedes Geschöpf ein von Gott geschriebner Buchstabe ist, dieses göttliche Buch und die h. Schrift können einander nicht widersprechen; von jenem, welches Allen gemein, Jedem am nächsten, den Laien lesbar und von Ketzern unfälschbar ist, muß die Erkenntniß anheben, aber die höchste Erkenntniß ist die Liebe Gottes, als das Einzige, was der Mensch aus seinem Eignen der Gottheit geben kann. Nach diesen ahnungsvollen Gedanken ist aus dem Buche der Natur, d. h. der äußern und innern Erfahrung, zu der es nicht künstlicher Wissenschaft, doch einer höhern Erleuchtung bedürfe, die Kirchenlehre ziemlich leicht construirt. Die Natur als Vernunft, das war kräftiger noch in der Scholastik ausgeführt worden, die Liebesfülle noch tiefer und inniger von der Mystik. Raymund steht dem einfachen Menschenverstande näher in der Lossagung von den Formeln der Scholastik und von der Überschwänglichkeit der Mystik.

§ 159. Die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften. Der Humanismus.

Das Geistesleben des Mittelalters zeigt auch ein der Zukunft zugewandtes Gesicht. Man spricht von der Wiederherstellung der Wissenschaften, als habe es vorher keine gegeben. Das ist doch nur in beschränktem Sinne zu verstehn: nur eine neue Gestalt der Wissenschaft ist an den Tag getreten, ein neuer, freier, höhrer Schwung durch die Befreundung mit der römischen und griechischen Literatur, und nur insofern hat stattgefunden, was man die Renaissance genannt hat, die Wiedergeburt der Wissenschaften, in einer Zeit, als die mittelalterliche Bildung und Gelehrsamkeit im Absterben war. So erzählt Petrarca, er habe einen Besuch gemacht auf Monte Cassino, und die Bibliothek weder durch Schloß noch Riegel verwahrt gefunden; in den Fenstermauern wuchs Gras, und dicker Staub lag auf den Manuscripten, aus vielen waren Blätter herausgerissen. Der Mönch, der ihn herumführte, sagte: es sei ein Erwerbszweig geworden, diese Pergamentblätter abzukratzen, um Psalter und Amulette darauf zu schreiben, die man dem Volke verkaufe.

Die Universitäten sind noch von der Wissenschaft des Mittelalters gestiftet worden. Karl IV, selbst in Paris gebildet, gründete Prag

1348. Dann folgte Wien, Heidelberg, Cöln, Erfurt, Würzburg, weiter durch Spaltung der böhmischen und deutschen Nation in Prag Leipzig [1409], Tübingen 1477. Endlich die zweite sächsische Universität durch Friedrich den Weisen in seiner Kurstadt: Wittenberg. Diese Universitäten galten nicht bloß als Unterrichtsanstalten, sondern als die höchsten Tribunale wissenschaftlicher Entscheidungen. Graf Eberhard hat im Stiftungsbrief von Tübingen als Bestimmung bezeichnet: „Zur Ehre Gottes, der Christenheit zum Trost, graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversieglich geschöpft werde ewige heilsame Weisheit zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Vernunft und Blindheit." Und als man das 400jährige Jubelfest der Universität feierte, ist auch dieser Worte mit großen Ehren gedacht worden. Im Stiftungsbrief von Wittenberg heißt es: Der Kurfürst samt allen anwohnenden Völkern werde sich dahin wenden als an ein Orakel, „so daß Wir, wenn Wir voll Zweifel gekommen, nach empfangnem Bescheid Unsrer Sache gewiß Uns wieder entfernen." Es war zunftgemäße, mittelalterliche Gelehrsamkeit, die auf diesen Universitäten zu Hause war, und das neue Geistesleben ist nur mittelbar durch sie gefördert worden. Da sie dem päpstlichen Stuhl verpflichtet waren, beeidigten sie auf bestimmte Lehrsatzungen und befestigten sich leicht in der Gemächlichkeit einer gelehrten Überlieferung. Doch sind sie nach einander eingetreten in den Kampf um die Reform der Kirche; zuerst Paris, dann Prag und endlich Wittenberg.

Die Vorläufer der neuen Bildung sind Bacon und Dante gewesen. Roger Bacon [† 1294] hat die Natur nicht nach Anleitung des Aristoteles betrachtet, sondern mit eignen Augen und nach eignen Experimenten. Viele spätre Entdeckungen liegen schon in seinen Schriften, so das Schleifen von Brillen und Ferngläsern, selbst die Kraft des Dampfes ist ihm deutlich geworden, und seine Weißagungen sind in unsern Tagen erfüllt worden. Seiner Zeit galt er als Magier und hat in zehnjähriger Klosterhaft dafür gebüßt, während er doch alle dämonische Magie verwarf. Auch in der heiligen Geschichte deutet er auf natürliche Wirkungen unter der Hülle des Wunderbaren, er selbst hat die religiöse und weltliche Bedeutung seines Forschens geltend gemacht: der Schöpfer werde durch die Kenntniß seiner Schöpfung besser erkannt, und durch die Kraft der Weisheit, welche Aristoteles dem Alexander einflößte, ward diesem die Welt übergeben.

Dante Alighieri hat sein Epos in der Volkssprache gedichtet, von den Zeitgenossen ist es genannt worden Divina Commedia, weil

es wie das geistliche Schauspiel in der Hölle und im Himmel und eigentlich doch auch auf Erden spielt. Vor ihm lebten die lyrischen Franciscanerdichter, nicht unbekannt waren ihm die itinera ecstatica, so das anabatikon des Jesaias, seine Entrückung in den Himmel aus dem 3. oder 4. Jahrhundert der Kirche, mit der Beschreibung, was die Phantasie dort geschaut. Mit Virgil wandert Dante durch Hölle und Fegfeuer, mit Beatrice, der frühverstorbnen Jugendgeliebten, durch's Paradies bis an den Thron der Trinität und erzählt, was er erlebt hat unter Verdammten, Büßenden und Seligen. Das tiefsinnige Gedicht ist eine Allegorie der Zustände des menschlichen Geistes: in Knechtschaft unter dem Fluche lebend, kämpfend und büßend, frei und selig in Gott. Virgil vertritt die menschliche Weisheit, Beatrice die göttliche Gnade. Aber zugleich ist dieses Epos historisch, ein provisorisches Weltgericht, eine Darstellung der Zeit Dantes und der Weltgeschichte vom absoluten göttlichen Standpunkte aus, wie sie sich nach seiner sinnigen Phantasie von Jenseits ausnimmt, er selbst der Weltrichter. Der Reichthum seiner Phantasie ist so groß wie die strenge Gerechtigkeit seiner Reflexion, das Herbe verdrängt nicht selten das Schöne, und der rasche Wechsel der Gestalten läßt es nicht zur Entwicklung der Charaktere und Begebenheiten kommen. Das Verständniß ist erschwert durch die Mischung des Allegorischen mit dem Historischen, durch Beziehungen auf Verhältnisse und Persönlichkeiten jener Zeit, die doch nicht alle der Geschichte angehören, daher allmälich eine reiche Literatur zur Aufklärung entstanden ist. Darunter hervorragend die Deutung der Zeitverhältnisse durch Wegele und die Noten von Philalethes, dem König Johann von Sachsen, zu seiner Übersetzung in Versen, doch mit Aufgebung des Reims. Daneben ist noch manche Übersetzung entstanden, wohl die gründlichste von Witte, dem juristischen Professor in Halle, der ein gründlicher Kenner italienischer Sprache und Literatur war, einst als Wunderkind berühmt.

Der kirchliche Charakter der göttlichen Comödie ist oft verkannt worden, weil Dante Ghibelline war und im Zorn gegen die Mißbräuche der Hierarchie selbst Päpste in die Hölle versetzt hat, so Cölestin V wegen feigen Verzichts auf die päpstliche Krone [S. 318], Bonifaz VIII, den er persönlich haßte [S. 323], Clemens V, den „Gascogner". Dante war Ghibelline, nach seiner politischen Parteistellung als einer der Vorsteher der Republik Florenz ist er mit seiner Partei vertrieben worden und hat im Exil empfunden, wie schwer es ist fremdes Brot zu essen. Dieses mißverstehend haben Jesuiten im 18. Jahrhundert ihn für einen geheimen Häretiker ausgegeben, einen Albigenser,

und das iſt ſogar noch in neuren Schriften geſchehn:*) ſein Lebensziel ſei die Zerſtörung der katholiſchen Kirche geweſen. Zum Erweis ſolcher Behauptung diente die Annahme einer Geheimſprache: morte, Tod, das bedeute Rom und ſeine Dogmen; vita den Kaiſer und die Macht der Ghibellinen; luce die Geheimlehre; Beatrice ſei das Symbol der religiöſen und bürgerlichen Freiheit, auch ſei Dante eingeweiht geweſen in die Myſterien des Templerordens als einer ſeiner Obern; er habe den Scheiterhaufen verdient, daß er mit der Kirche Comödie geſpielt habe. In Rom iſt allerdings die Vernichtung einzelner Verſe befohlen worden, und noch bis 1791 war der Druck der Divina Commedia im Kirchenſtaat verboten. Der moderne, engherzige, jeſuitiſche Katholicismus verſteht ſolche Geiſter nicht und kann ſie nicht ertragen. In Dante war etwas Reformatoriſches, wiefern er allerlei Mißbräuche rügte im Papſtthum, in den Bettelorden, der Predigtweiſe. Auch liegt die Auffaſſung der Religion in ihrer frommen Innerlichkeit als ein reformatoriſcher Duft über ſeinem Gedicht. Aber ſeine Weltanſchauung iſt ſtreng katholiſch: die Welt getheilt zwiſchen Kaiſer und Papſt, zwei Lichter ſind dem Menſchengeſchlecht aufgeſtellt, Papſt und Kaiſer, das eine den Weg zur Ewigkeit zu erleuchten, das andre das Irdiſche zu regieren. Seine geliebten Heiden läßt er im Vorhof der Hölle, im Fegfeuer, nur darin abweichend vom kirchlichen Herkommen, daß er dies als bleibenden Zuſtand für fromme Heiden anſieht und Cato als Vorſtand des Fegfeuers. Nur der Trojaner Rhigeus iſt durch ſeltſame Gunſt aufgenommen worden in's Paradies:

Anſtatt der Taufe ſtanden ihm die Drei
Wohl tauſend Jahre vor der Taufe bei.

Gemeint ſind Glaube, Liebe, Hoffnung. Um den Thron des dreieinigen Gottes ſieht er die Chöre der Gläubigen, zunächſt die großen Kirchenlehrer und Kirchenheiligen, aufgeſtellt wie die Blätter einer Roſe, die ſich alle zum Mittelpunkt neigen.

Das italieniſche Volk ehrt ihn nicht nur als ſeinen Poeten, ſondern auch als Propheten. Geſtorben iſt er im Exil, zu Ravenna 1321. Die Florentiner haben ihm in Santa Croce, wo ihre großen Todten begraben liegen, ein Kenotaph aufgerichtet. Ich habe einſt in jungen Jahren die damals berühmte Improviſatrice Roſa Taddei gehört, wie die davon redete, daß wie ſeine Aſche ſo auch ſein verſöhnter Geiſt zu ſeinem Volke zurückkehren müſſe. Da entſtand ein unermeßlicher Jubel, und

*) Nach Roſſetti von E. Aroux, Dante hérétique, révolutionnaire et socialiste. Paris 854. — Preuves de l'hérésie de Dante. Paris 857.

ich hegte bei mir die Überzeugung: ein Volk, das für seine großen Geister so begeistert empfindet, an dem braucht man nicht zu verzweifeln. Und wir haben die Erhebung dieses Volks gesehn; es hat zugleich mit dem Feste seiner Einheit im Juli 1865 das Jubelfest Dantes gefeiert, er ist der Schutzpatron der Einheit und Freiheit Italiens geworden, die er erhofft hat, und zwar im Gegensatz der weltlichen Herrschaft des Papstes, auch das nicht im feindseligen Sinne, sondern wiefern er dem Papste die höhere Herrschaft freihalten will:

Welch Unheil, Constantin, ist aufgegangen —
Nicht, weil du dich bekehrt, nein, weil das Gut
Der erste reiche Papst von dir empfangen.

Auch war die Einheit Italiens, die er im Geiste schaute, andrer Art, als die jetzt gewonnen ist, wenigstens in der Hauptsache: er träumte ein ideales Kaiserthum, dessen Verwirklichung er von Heinrich VII, dem Luxemburger, erwartete, dem alto Arrigo, durch seinen Sieg über die Tyrannen; so im lateinischen Werk de monarchia. Dante und Heinrich VII sind vielleicht die letzten Repräsentanten des mittelalterlichen Glaubens an die Berechtigung und Bestimmung dieses Kaiserthums zur Weltherrschaft. Das hielt ihn nicht ab Friedrich II unter den Ketzern in einem schauerlichen Grab verschlossen und gequält zu sehn. Aber er verschlingt das Kaiserthum selbst in seine Glaubenslehre: Christus, um die ganze Welt zu erlösen, mußte sterben durch eine Auctorität, der die ganze Welt unterworfen war, durch den Procurator des römischen Kaisers.

Dante hat seinen Virgil nur durch geniale Ahnung verstanden, die wirkliche Kunde der classischen Literatur wurde erst durch Petrarca und Boccaccio vermittelt. Petrarca, zu Arezzo in Toscana geboren, hat ohne Amt oder Pfründe lange zu Avignon, und in Vaucluse seiner Einsiedlerschaft gelebt. 1341 ward er auf dem Capitol als Dichter gekrönt. Er hatte Griechisch gelernt von Barlaam, einem Mönch aus Calabrien, er zum Zeugniß, wie das Studium der Alten zur lebendigsten Einwirkung auf die Gegenwart werden kann. Er war ein Mittelpunkt der Wissenschaft des Abendlandes und der Politik Italiens. Seinen Ruhm vertraute er einer Nachahmung der Antike, dem Epos Africa; es ist vergessen, aber Petrarca ist ein Wortführer des menschlichen Herzens geworden durch das, was lebendig aus seinem Herzen hervorging, seine Sonette und Canzonen an Laura: sie sind etwas langweilig, aber das Süßeste, was vielleicht je in menschlicher Sprache gedichtet worden ist.

Boccaccio aus Florenz hat sich am Grabe Virgils als Dichter gefühlt, als er Petrarcas Lieder erhielt, hat er die seinen verbrannt. Auch er hat von einem Calabresen Griechisch gelernt, und seine genealogia deorum ist die erste griechische Mythologie. Zu Florenz in der Stephanskirche hat er die göttliche Comödie mit Ehrfurcht erklärt als sei sie ein Evangelium, und sie war das Evangelium der neuen Bildung Italiens. Sein Decamerone ist eine Novellensammlung in dieser Einkleidung: Während die Pest in Florenz wüthet, hat sich ein Kreis von Herren und jungen Damen auf's Land begeben, und nun in dieser heitren Genossenschaft kommen sie auf den Einfall reihum Geschichten zu erzählen. Es sind Novellen im Sinne des damaligen lebenslustigen Italiens, welches dafür hielt: „Lieber thun [d. h. genießen] und bereuen als nicht thun und das bereuen." Die Sitten freilich müssen locker gewesen sein, wo Damen höhrer Bildung solche Geschichten erzählen und lachend mit anhören, aber sie sind erzählt mit prächtigem Humor, die einleitende Form oft kirchlich erbaulich, dazu die munterſten Geschichten von der Mönche Beschränktheit, Lüsternheit und Ausschweifung. Einer der nichtsnutzigsten Mönche stirbt in solcher Scheinheiligkeit, daß er als Heiliger verehrt wird, ein Jude wird in Rom Christ, weil eine Religion göttlich sein müsse, die durch solche Menschen nicht zu Grunde gerichtet werden konnte; auch die Geschichte von den drei Ringen wird erzählt. Das ist Alles zu ergötzlich als daß man darüber bös werden könnte. Von den Päpsten ist das Buch zuweilen verboten worden, aber auf dem Capitol, wo die Büsten der berühmten Söhne Italiens stehn, durfte die des Boccaccio nicht fehlen, und als Pio Nono in seinem Park auf Monte Pincio ihre Marmorbüsten hinstellte, jede unter einen Lorbeerbaum, da fand auch Boccaccio seinen Platz.

Das Griechenthum stellte sich persönlich dar auf der Synode zu Florenz, die gleichzeitig mit Basel tagte, wohin Kaiser und Patriarch umgeben von den Gelehrten ihres Landes kamen. Das war eine schöne Zeit, und ihre Heimath ist recht eigentlich Florenz gewesen. Die Mönche hatten das Grab des classischen Alterthums treu gehütet, aus dem jetzt ein Geist entstand, vor dem sie sich entsetzten. Die fürstliche Kaufmannsfamilie der Medici setzte ihren Stolz darein das Patronat der neuen Bildung zu übernehmen und zu behalten. Wenn ein Schiff mit Götterstatuen oder Handschriften aus Griechenland kam, achteten sie's wie eine eroberte Stadt. Italien war zunächst geeignet den Geist seiner Vorfahren zu verstehn, dort wo unbewußt sich noch so viel von altrömischer Sitte im Volksleben erhalten hat, selbst die kirchliche Sitte ist zuweilen

auch im Kleinlichen nur der Wiederschein der altrömischen. Gegen die beliebte Unsitte der Verunreinigung war wenigstens vor einigen Jahrzehnten zu Rom noch üblich, Paläste und Kirchen mit drei Kreuzen zu zeichnen und den Zorn eines Heiligen oder der Madonna auf den Frevler herabzurufen; in der Peterskirche ward dergleichen sogar mit Excommunication bedroht. In den aufgegrabnen Thermen des Titus sind an einer Mauer zwei Schlangen gefunden worden, mit einer Unterschrift, in der die zwölf großen Götter und Jupiter und Diana besonders angerufen werden gegen den, der diese Stätte zu verunreinigen wage.

Wiefern ist diese Zeit der Renaissance eine wirklich neue Zeit? Latein ist im Mittelalter stets gesprochen worden, mehr als jetzt üblich ist, Abälard und Heloise haben sogar lateinische Liebesbriefe gewechselt. Auch des Griechischen waren Einzelne kundig. Aber bisher waren Sprache und Anschauung wie übersetzt in's Mittelalter, jetzt gab man sich der classischen Bildung hin, es entstand eine reine Sprache und ein Verständniß auch der realen Dinge im Sinne der Alten. Aristoteles war dem Mittelalter ein Scholastiker geworden, nun erkannte man den Alten, der mit klarem Auge Natur und Staat betrachtet hatte. Die phantastische Weltansicht des Mittelalters, die ganze kirchliche Beschränktheit ward durchbrochen, man that manchen gesunden Blick in's Naturleben, man entdeckte Mensch und Welt. Es entstand eine hohe weltliche Bildung außerhalb der Kirche, die mit bedeutungsvollem Namen die humanistische heißt.*) An die Stelle des Priesters trat der Mensch, das große Erbe der Vorzeit in Besitz nehmend. Es liegt darin eine tröstliche Erfahrung, daß nichts verloren geht, was je im Sinn der Menschheit und für sie gewonnen ist. Als die Griechen und Römer, ihre Geistesgröße, Wissenschaft und Kunst versanken und barbarischen Völkern erlagen, schien Alles verloren, was sie ersonnen und gebildet hatten; fast ein Jahrtausend nachher, als die germanischen Völker auf ganz andren Grundlagen großgezogen und in sich vertieft waren, ist dieser Schatz gehoben worden, und fortan bleibt alle höhere Bildung bewegt durch den Conflict der kirchlichen und humanistischen Überlieferung.

Zunächst fiel den sogenannten Facultätswissenschaften der Gewinn zu: den Juristen ward ein beßres Verständniß der altrömischen Rechtsquellen, die Ärzte wandten sich zu Galen und Hippokrates, vor Allem

*) Jacob Burckhardt, die Cultur d. Renaissance in Italien. Basel 860. 3. A. Hersg. L. Geiger, Leipzig 877.

zur Natur, der Theologie kam das Verständniß des kirchlichen Alterthums und des Neuen Testaments. Diese Einwirkung trat im Leben des Römers Laurentius Valla, der zuerst die Gesetze einer wahren Latinität verkündigte, entschieden hervor als künstlerische Bildung, welche den scholastischen Styl für abgeschmackt erklärte, als Sprachkenntniß, welche den Grundtext des Neuen Testaments erläuterte, und als historische Kritik, welche die Fabeln der Hierarchie durchschaute. Als einst in Neapel ein Minorit die Legende vortrug von der Entstehung des apostolischen Symbolums durch Einzelbeiträge der Apostel, wie Petrus sagte: Ich glaube an Gott den Vater, Andreas: Schöpfer Himmels und der Erden u. s. w., da fragte Laurentius: Woher wißt ihr das? Antwort: Von den Kirchenvätern. „Von welchen?“ Der Mönch verstummte. In der nächsten Predigt aber stellte er Laurentius Valla als Religionsverächter hin, und ein geistliches Gericht beschäftigte sich mit der Sache. Durch den König begünstigt kam er davon mit der allgemeinen Erklärung: Alles was die Kirche glaube, das glaube auch er. Er hat auch die Schenkung Constantins in gelehrter Untersuchung erstmalig als Fabel nachgewiesen, hat auch für Basel Partei genommen. Dennoch haben ihm Päpste ihr Vertrauen geschenkt und viel Wohlwollen bewiesen, er ist Canonicus am Lateran und Geheimschreiber geworden.

Die humanistische Bildung an sich war nicht feindselig gegen das Christenthum. Marsilius Ficinus, der platonischen Akademie in den Gärten der Medici angehörig, vertrat etwa die Anschauung vom Verhältniß des Christenthums zur griechischen Bildung, die wir bei Clemens von Alexandrien kennen gelernt haben: Plato nennt er den Seelenarzt, den invictus religionis patronus, Sokrates war ihm ein Typus Christi, er vergleicht seine und Jesu letzte Reden, auch Sokrates habe in seinen letzten Stunden des Kelchs und des Hahns gedacht, auch seine Worte seien nicht von ihm, sondern von seinen Schülern aufgezeichnet worden; und so ist er dahin gekommen, daß er es unbedenklich fand, wenn platonische Schriften neben den apostolischen im Gottesdienste verlesen würden. Die Hierarchie nahm insgemein kein Arg an diesem Treiben, Leo X betrachtete den Humanismus wie ein Erbgut seines Hauses. Wo ein Gegensatz hervortrat, geschah es oft in beschränkter und abgeschmackter Weise. Anfangs hat sich allerdings hie und da ein Bedenken gegen die antike Kunst, auch im Volke, erhoben, wie ihre Werke, von der Erde verschlungen und bewahrt, aus dem Schutte der Jahrhunderte allmälich wieder hervorgeholt wurden. In Siena ward eine Statue aufgefunden, ein weibliches Götterbild auf

einem Delphin sitzend, also eine Aphrodite oder Galatea, am Fußgestelle war der Name des Lysippus eingegraben. Dieser Fund, mit großer Freude aufgenommen, wurde auf dem Marktbrunnen aufgestellt. Als nun Siena 1390 einen unglücklichen Krieg gegen Florenz führte, erklärte eine Partei im Rath: das Unglück sei verdient durch die Aufrichtung des Götzenbildes. Es wurde zerschlagen, und um noch Vortheil davon zu haben, wurden die Stücke heimlich auf florentinischem Gebiet eingegraben; so glaubte man das Kriegsglück wenden zu können. Das Hauptlager des Gegensatzes in deutschen Landen war die Universität Cöln, sie meinte gegen das Heidenthum zu streiten. An der Spitze stand Conrad von Hersbach; er schreibt: „Sie haben eine Sprache erfunden, die griechisch heißt, vor der man sich wohl zu hüten hat, sie ist die Mutter aller Ketzereien. Ich sehe in den Händen vieler Leute ein Buch, das sie das Neue Testament heißen. Es ist ein Buch voll Dornen und Gift. Vom Hebräischen, meine Brüder, ist gewiß, daß die es lernen alsbald Juden werden."

Es lag etwas Berechtigtes in dieser Abgeschmacktheit, die Macht des neuen Geistes übermannte manche Gemüther, man erkennt es an der humanistischen Sprache, die so bedeutend ist für den Inhalt. Der von Leo ernannte Cardinal Bembo pflegte zu schreiben: dei immortales, auch deorum immortalium beneficio statt dei gratia; statt excommunicare setzte er die altrömische Formel des aqua ignique interdicere, für Sünden vergeben deos superos placare, die Peterskirche war ihm ein fanum, die Priester flamines, der h. Geist aura zephyri coelestis. Daneben macht er den Einwohnern von Recanati allen Ernstes den Vorwurf, sie hätten die Dea zu Loreto mit schlechtem Bauholz betrogen. Sabinus, den Schwiegersohn Melanchthons frug er, was der von der Auferstehung der Todten im ewigen Leben halte? Als jener antwortete, Melanchthon denke darin rechtgläubig, sagte der Cardinal: „Ich würde ihn für klüger halten, wenn er das nicht glaubte." Pomponazzo, Lehrer der Philosophie in Padua und Bologna [† 1526], wagte nach seiner Meinung als ein neuer Prometheus offen zu sagen, daß nach philosophischen Principien die Auferstehung der Seele mehr als zweifelhaft sei; der Kirche ließ man, was sie nicht aufgeben konnte, als theologische Wahrheit. Erasmus, er selbst an der Spitze der Aufklärung, gedenkt doch eines Aufenthalts in Rom mit folgender Rede: „Ich habe zu Rom mit diesen meinen Ohren gehört, wie einige Leute mit abscheulichen Lästerungen auf Christum und die Apostel losfuhren und das in Gegenwart von Vielen und ohne getadelt zu werden. Dort steht das Heidenthum gewisser Menschen in Blüthe,

die an nichts Gefallen finden als an Ciceronianischem, und es für viel schimpflicher halten, nicht Ciceronianer zu heißen, als Häretiker gescholten zu werden." Ranke fand in einer römischen Handschrift eines zeitgenössischen Lebens Pauls IV: „Zu dieser Zeit schien Niemand ein galantuomo e buon cortegiano, der nicht einige häretische Meinungen hatte." Doch war in Rom ein Zusammenfluß hochgebildeter Menschen.

Aber im bloßen heidnischen Wissen und Spotten liegt keine Energie. Man ist ungläubig, spottet und unterwirft sich. Anders in Deutschland. Hier waren fast alle Humanisten ausgegangen aus mystischen Kreisen, sie trugen das neue Wissen dorthin, wo ihr Herz war, zu einer Reform der theologischen Studien aus der h. Schrift, während in Italien nach dem Vorgange Dantes aus jener Anregung eine neue nationale Literatur entstand. In dieser Literatur gibt Macchiavelli, der kluge Staatssecretair von Florenz, Zeugniß für die veränderte Betrachtung der menschlichen Gesellschaft. Das Höchste ist ihm im Sinne der Alten der Staat, dem das Individuum zu opfern ist; das Tüchtige, Kräftige hält er für das Gute, das Schwache für das Böse. Die Religion ist ein großes politisches Mittel. Was er die Kirche nennt, ist ihm nur ein italienisches Fürstenthum, der Kirchenstaat. Er hat schwere Anklagen gegen das Papstthum erhoben: die Zerspaltung Italiens und der Verrath an die Fremden, aber auch der Untergang der Frömmigkeit fällt dem bösen Beispiel des päpstlichen Hofes zur Last. Er meint: je näher die Völker der römischen Kirche [dem Papstthum], desto weniger haben sie Religion. Damals und noch bis ins dritte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts galt zu Rom große Redefreiheit, und die Liberalität der Päpste in diesen Dingen ging weit. Macchiavelli, in seiner florentinischen Geschichte, die er auf Aufforderung Clemens' VII verfaßt hat, schrieb: „Wie bis auf diese Zeit keine Meldung geschehn ist von Verwandten und Nepoten eines Papstes, so wird von nun an die Geschichte von solchen voll sein, bis wir sodann auf die Söhne kommen werden; und so ist den künftigen Päpsten keine Steigerung mehr übrig, als daß sie, so weit sie bisher ihre Söhne in Fürstenthümer einzusetzen suchten, diesen auch den päpstlichen Stuhl erblich hinterlassen." Clemens VII stellte trotz solcher Ausfälle den Schriften Macchiavells ein Privileg aus, das allen Christen bei Strafe der Excommunication, den päpstlichen Unterthanen außerdem bei Confiscation der Exemplare und namhafter Geldbuße, sie nachzudrucken verbietet. Macchiavell, obwohl ein Freund republikanischer Freiheit, hielt doch zur Rettung und Einigung Italiens ein gewaltiges Tyrannenthum für nothwendig, daher er zwar darlegt, wie eine Republik besteht durch Gemeinsinn und Tapferkeit ihres Volks,

aber auch wie ein Fürſt durch Liſt und Gewalt zerrißne Volksſtämme einigen ſoll. Daher begleiten ſeine vaterländiſchen Hoffnungen Ceſare Borgia und nach deſſen Untergang einen Nepoten Leos X, ſo daß er zeitweiſe auch der päpſtlichen Politik zugethan erſchien. Was er das päpſtliche Verderben nennt, das ſcheint mitunter das Chriſtenthum ſelbſt zu treffen: daß die Menſchen verleitet worden ſeien, vom Staat und ihrer naturgemäßen Kraft abzuſehn, das höchſte Gut in die Geringſchätzung des irdiſchen Daſeins zu ſetzen, dadurch das Vaterland in die Hände der Schlechten zu geben und ſich auf's Paradies verweiſen zu laſſen, ſtatt ungerechtes Joch abzuſchütteln. Er zuerſt hat die Aufhebung der weltlichen Herrſchaft des Papſtes als die nothwendige Bedingung der nationalen Einigung Italiens erkannt, ein Prophet deſſen, was nach Jahrhunderten ſich erfüllt hat.

Am Ausgange dieſes Zeitalters ſtehn die Entdeckungen, durch welche die Völker auch über den weltlichen Geſichtskreis der Griechen und Römer weit hinausgeſchritten ſind. Zwei neue Welten wurden entdeckt, eine der alten ebenbürtige unter uns und eine unermeßliche über uns, doch eben dieſe Ausdrücke: unter uns und über uns ſind damals als unangemeſſen erkannt worden. Copernicus, Köpernik, Domherr zu Frauenfeld, begann mit Zweifeln an des Ptolemäus Anſchauung vom orbis terrarum, er fand bei Cicero die Notiz: Nicetus habe geſagt, die Erde bewege ſich. Das war ſchon damals nichts Unbekanntes, ſolche Rotirung und fortſchreitende Bewegung, aber doch nur als verworfne Hypotheſe. Copernicus erkannte und erwies ihre Nothwendigkeit. Bisher hatte man wohl Sonne, Mond und Sterne als dienlich erachtet zur Straßenbeleuchtung, und in der Erde den Körper geſehn, um den ſich Alles dreht. Fortan galt die Betrachtung ihres Verhältniſſes zum All, und ſie erſchien als ein ſchwindender Punkt im unermeßlichen Weltraum. Das neue Weltſyſtem des Copernicus hat eine Erſchütterung der ganzen kirchlichen Weltanſchauung vorbereitet, indem es die Welt des Scheins durchbricht. Nun gab es keine Hölle mehr in unergründlicher Tiefe, aber auch keinen Thron Gottes in der Höhe. Und wie ſchwer war es nun glaublich, daß eine Perſon der Trinität gerade auf unſrem kleinen Planeten gelebt haben und dort geſtorben ſein ſollte.

So zeigten ſich bereits die Keime einer Entwicklung, der auch das Chriſtenthum der Reformation nicht mehr genügen konnte. Durch die Entdeckung des claſſiſchen Alterthums iſt die Weltgeſchichte, durch die Amerikas die Erde erſchloſſen worden, und Copernicus hat das Univerſum aufgethan. Wenn der Eintritt des Chriſtenthums in die Welt durch eine wunderbare Zungengabe gefördert oder doch gefeiert worden iſt,

ſo die nahende Reformation durch die ehernen Zungen der Buchdruckerpreſſe. Der Kanonendonner, vor dem die Burgen der Ritter fielen, gehört gleichſam zur Feier der Geburt eines neuen Zeitalters, wie etwa bei der Geburt eines Prinzen die Geſchütze gelöſt werden. Dies Gefühl am Vorabend eines neuen Zeitalters zu ſtehn, wir vernehmen es aus dem Munde eines der kühnſten Zeitgenoſſen, Ulrichs von Hutten: „O Jahrhundert! die Studien blühn, die Geiſter erwachen, es iſt eine Luſt zu leben!“

Die theologiſche Einwirkung des Humanismus in Deutſchland wird uns vornehmlich an zwei bedeutenden Individualitäten deutlich — Johann Reuchlin [1455—1522], aus Pforzheim gebürtig, war anfangs Hofſänger. Der Drang der Wiſſenſchaft trieb ihn nach Paris, dort lernte er Griechiſch, ward Doctor Juris und Sachwalter. Mit Graf Eberhard von Würtemberg ging er nach Rom, ward ſpäter kaiſerlicher Rath und einer der drei Richter des ſchwäbiſchen Bundes. Er hat eine kleine griechiſche Grammatik und ein lateiniſches Wörterbuch verfaßt, ohne beſondren Sinn für lateiniſche Eleganz. In myſtiſch-theologiſcher Richtung, um die Kabbala, die myſtiſche Überlieferung des Judenthums, als dem Adam geoffenbarte Urweisheit, zu ſtudiren, hatte er von einem Juden Hebräiſch gelernt, auch eine hebräiſche Grammatik herausgegeben, in deren Vorrede es mit dem Bewußtſein des aufgewandten Fleißes heißt: „ein Denkmal dauernder als Erz.“ Ein alter Rabbiner Pfefferkorn hatte Weib und Kind verlaſſen und war Prieſter geworden. Mit der Leidenſchaft eines Proſelyten klagt er bei Maximilian: in jüdiſchen Büchern ſtünden Läſterungen wider Chriſtus, ſo ſei ihre Verbrennung gerecht und die Bekehrung der Juden würde dadurch gefördert werden. Der Kaiſer forderte hierüber Gutachten ein von dem Titular-Inquiſitor für Deutſchland Hoogſtraten in Cöln und Reuchlin. Der Mann der Wiſſenſchaft erklärte: die Verbrennung, die ja doch nur in Deutſchland ſtattfinden könne, ſei jedenfalls vergeblich, auch ſei dem Chriſtenthum der geiſtige Kampf allein heilſam, es ſei ſtark genug die angeblichen Schmähungen zu widerlegen. Statt zu verbrennen, ſolle man bekehren durch belehren. Dagegen Hoogſtraten: es ſei nothwendig, die Bücher zu verbrennen und die Inquiſition gegen die Juden zu errichten. In Spanien ſei die Inquiſition ausgegangen von den Verfolgungen der Juden. Auch eine rechtliche Befugniß wurde gefunden: man müſſe unterſuchen, wie weit die fraglichen Bücher vom Alten Teſtament abwichen, denn dem ſeien auch die Juden verpflichtet, und die Gewalt kaiſerlicher Majeſtät zur Entſcheidung auch ſolcher Fragen hätten ſie einſt vor Pilatus förmlich anerkannt.

Der Anfang solcher Maßregeln ward vornehmlich durch Reuchlins Gutachten verhindert. Nun machten Hoogstraten und Pfefferkorn ihrem Zorne gegen ihn Luft. Pfefferkorn schrieb seinen „Handspiegel", Reuchlin antwortete im „Augenspiegel", darin er die Unwissenheit und Ketzermacherei der Cölner zurückwies. Hoogstraten, hinter dem die Dominicaner standen, rief Reuchlin vor sein geistliches Gericht, der appellirte an Papst Leo. Trotzdem ward sein Buch zum Feuer verurtheilt, doch der Kurfürst von Mainz verbot seine Excommunication. Unter diesen Händeln ward ein geistiger Bund für Freiheit und Wissenschaft geschlossen, ein junges Deutschland, und aus diesem Kreise, der sich um Reuchlin scharte, sind die Epistolae obscurorum virorum hervorgegangen, die Dunkelmänner- oder Obscurantenbriefe, in denen der Kampf des Humanismus und eines gesunden, fröhlichen Menschenverstands gegen Scholastik und Bettelmönchere sich verkörpert hat. Die Briefe sind meist gerichtet an Ortuinus Gratius, einen Cölner Theologen, der damals ein eifriger Vertheidiger Hoogstratens war, sich aber später selbst der neuen Zeit zugewandt hat. Es ist kein geniales Werk, es enthält nicht einmal die Schilderung mannigfacher Persönlichkeiten, sondern ein einziger Grundtypus geht durch die ganze Briefstellerei; Magister Schlauruf, ein tölpischer, genußsüchtiger, in dummer Selbstbewunderung und fanatischem Hasse beschränkter Pfaffe erzählt seinen Freunden in alberner Vertraulichkeit die mancherlei anstößigen Situationen, in die er auf seiner Wanderung geräth, und schüttet sein Herz aus über die Ketzereien der Humanisten. Es sind grobe treffende Züge, grelle Farben; dabei erdichtete und wirkliche Personen unter einander gemischt. Das ganze Abendland lachte, das Geschrei der Fanatiker: ad ignem cum isto haeretico! wurde auf langehin kraftlos und Niemand hörte darauf. Erasmus lachte so über die Briefe, daß ein Geschwür, vor dessen Abschneidung ihm lange gegraut, platzte, zunächst über den classischen Ausdruck Schlaurufs: diabolice me inutilem faciam, ich mache mich teufelsmäßig unnütz. Nicht überall ist der Scherz, die Satire sogleich erkannt worden. Ein Dominicaner-Prior in Brabant hat gar mehrere Exemplare als Geschenk nach England gesandt! Nachher freilich ist Leo X bewogen worden, über jeden Leser des Buches den Bann zu sprechen, von dem er nur in der Todesstunde absolviren könne, aber der Bann hatte keine Macht mehr gegen Neugier und Spott. Als Hauptverfasser sind bekannt Crotus Rubianus und Hermann v. d. Busch, am zweiten Buche hat auch Hutten mitgearbeitet, nicht aber Melanchthon. Man redete damals von einer förmlichen Verschwörung gegen die Mönche, und eine Stelle in Huttens

Triumphus Capnionis [Reuchlin] konnte darauf gedeutet werden, wo er sagt: sie seien ihrer mehr als 20, die sich verbunden hätten, die Gegner zu verleumden und vernichten. Nun das konnte geschrieben werden, um zu erschrecken, auch dürfen wir von einem Geisterbund der Humanisten reden, der mächtig genug war, um solchen Schrecken berechtigt erscheinen zu lassen. Leo hat den immer noch schwebenden Proceß dem Bischof von Speyer übertragen, der entschied: den Anklägern Reuchlins, die lügnerisch ihn verleumdeten, sei ewiges Stillschweigen aufzuerlegen, auch Hoogstraten zur Erstattung der Proceßkosten verpflichtet. Dieser appellirte nun seinerseits an den Papst, er hat in Cöln den Augenspiegel verbrannt, Sickingen aber setzte sich auf's Pferd, ritt nach Cöln und kassirte die Proceßkosten ein: 111 Goldgülden.

So war dieser Streit wie ein kleines Vorspiel der Reformation, in dem die Parteien ihre Kräfte maßen, ob fortan geistige Beschränktheit und Gewaltthätigkeit oder die Freiheit der Wissenschaft in Deutschland gelten sollte.

Reuchlin war nach seinen vorherrschenden Studien ein Mann des Alten, Erasmus des Neuen Testaments. Seine Mutter Margareth, die Tochter eines Arztes, war zum Kloster bestimmt; sein Vater Gerhard entfloh vor der Rache ihrer Verwandten, auf das Gerücht vom Tode seiner Geliebten ward er in Rom Mönch, nach seiner Rückkehr haben Beide gemeinschaftlich Sorge getragen für ihr Kind, das sie Desiderius Gerhardson nannten. Erst später hat er den entsprechenden griechischen Namen Erasmus angenommen. Nach dem frühen Tode der Eltern ist er durch seinen Vormund wegen schlechter Verwaltung ins Kloster Stein gebracht worden [1486], ein Kloster regulirter Chorherrn von den Brüdern des gemeinsamen Lebens. Durch den Bischof von Cambrug, der auf einer Reise nach Italien seine klassische Bildung benutzen wollte, ward er frei und hat seitdem lange ein gelehrtes Wanderleben geführt, wie Hieronymus mit päpstlicher Dispensation als presbyter vagus, in Frankreich, England und Italien, bis er bei seinem Verleger in Basel sich niederließ [1521]. Eine Zeitlang hat er unter den Launen der englischen Aristokratie zu leiden gehabt: „Den, der unsterbliche Bücher schreibt, kann die Welt nicht ernähren." Er wagte es, der Erste, von der Kunst die er verstand, zu leben, vom Bücherschreiben, und er hat viel geschrieben. Er ist kaiserlicher Rath geworden, das war nur eine Würde, doch eine sehr hohe, und Paul III hat ihm den Cardinalshut angeboten. Erasmus meinte: der rothe Talar werde ihm stehn, als wollte man einer Katze einen Reifrock anlegen. So hat er jede amtliche Stellung abgelehnt, nicht eben um frei zu sein, dazu hatte er zu viel

Freude am Schmuck des Lebens, auch zu viele Bedürfniſſe: er hatte es gern, daß die Finger voll Ringe waren, er liebte den Burgunder und ſchöne Pferde. In jüngren Jahren hat er auch die Liſt des Erwerbs nicht immer geſcheut. So als er bei Thomas Morus, dem engliſchen Kanzler, zu Beſuch war und ſie auch in gelehrtem Geſpräch ſich über das Abendmahl ergangen hatten, gab ihm Thomas ein Reitpferd, Palfridus genannt, doch nur, um es bis an die Küſte zu benutzen. Erasmus gefiel das Thier, er ſchiffte es mit ein und ſchickte ſeinem Gaſtfreund einen Zettel:

Quod mihi dixisti — de corpore Christi:
Crede quod edas, et edis;
Sic tibi reseribo — de tuo Palfrido:
Crede quod habeas, et habes.

In reimloſem Deutſch: „Wie du mir geſagt haſt: glaube, daß du den Leib des Herrn genießeſt und du genießeſt ihn, ſo ſchreibe ich dir jetzt: glaube, daß du deinen Palfried beſitzeſt und du beſitzeſt ihn.“ Man könnte zweifeln, ob ihm der Witz oder das Pferd die Hauptſache war.

Erasmus war blond, blauäugig und klein, Luther hat ihn mit Zachäus verglichen, er ſcherzte über den Namen des Großen, den ihm die Bewunderer ertheilten. Stets war er freundlich, aber nicht herzlich. Er ſprach faſt nur Latein. Der blinde Adolf Müller, ſein letzter deutſcher Biograph, urtheilt: „Erasmus hatte unendlich viel, er war unendlich wenig, ein großer Geiſt, ein kleiner unfreier Charakter.“ Und ſelbſt Ullmann meinte: er konnte nie aus ſeiner vortrefflichen Perſönlichkeit herauskommen. Nun, dazu hat am Ende Jeder ein Recht; nicht Allen iſt Alles gegeben. Was er hatte und doch in unermeßlichem Fleiße erworben hatte, er hat es auch in eifrigſter Thätigkeit gebraucht. Allerdings er liebte die Ruhe, das Behagen, aber er brauchte auch das otium zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten. In ihm war ein edles und berechtigtes Selbſtgefühl. Auf ſeinem Siegel war dargeſtellt der Deus Terminus, der Gott der Gemeſſenheit, und die Unterſchrift: concedo nulli, ich weiche Keinem. Ein Kampf mit der Kirche, überhaupt mit den beſtehenden Gewalten, war gegen ſein Gewiſſen, dazu fühlte er ſich nicht berufen, und es war auch nicht ſeine Beſtimmung. Es war nicht bloß Feigheit, wenn er ſcherzt: „Mögen Andre ſich nach dem Märtyrerthum drängen, ich fühle mich ſolcher Ehre nicht würdig.“ Der Einſicht nach ſtand er hoch über ſeiner Zeit, doch hat er nicht mit ihr gebrochen, ſelbſt im Streite Reuchlins hat er nur gegen Gewalt an deſſen Perſon ſich ausgeſprochen, aber er hat ſeine Apotheoſe geſchrieben. Auch er wollte eine Reform, aber eine friedliche, geſetzliche, durch Aufklärung der Verſtändigen.

Erasmus hat die Resultate der klassischen Studien zum Gemeingut der Gebildeten gemacht. Seine theologische Einwirkung stellt sich in drei Beziehungen dar: 1) für die heilige Schrift und die praktische Frömmigkeit. Er hat das griechische Neue Testament unter die Leute gebracht, d. h. unter die Gelehrten. Er wollte lieber Christ sein als Ciceronianer, er ist Beides gewesen. Er versichert, theologische Gelehrsamkeit bestehe darin, nichts weiter erklären zu wollen als was die h. Schrift lehrt, und dies treu anwenden. Es ist sein Urtheil über sich selbst, wenn er sagt: „Der ist ein wirklich großer Doctor, der Christum und nur Christum lehrt." Er konnte von sich rühmen: „Ich habe mich bemüht, die guten Schriften, die wie du weißt bisher bei den Italikern fast nur heidnisch waren, von Christus reden zu lehren." So schloß er den Bund des Christenthums mit dem Humanismus. Sein Enchiridion militis Christiani zeigt, wie man mitten in der Welt sich die Seligkeit schaffen kann, auch ohne Mönchthum. 2) hat er die ältern Quellen der Kirchengeschichte durch Ausgaben der Kirchenväter zugänglich gemacht, fast alles Freisinnige der Kirchenväter sich angeeignet und verbreitet. 3) Seine witzige Opposition gegen Schwächen und Mißbräuche der Kirche. Wir haben bereits gesehn, welche Klagen die heilige Jungfrau gegen ihre Verehrer auf dem Herzen hat [S. 424], dieser Scherz geht durch alle seine Schriften, mitten in der gelehrten Untersuchung regt sich diese unerschöpfliche gute Laune. In seinem „Lob der Narrheit", das 27mal während seines Lebens gedruckt wurde und zu dem Holbein die Zeichnungen machte, scheint sein Witz concentrirt, auch der Mann mit der dreifachen Krone befindet sich unter Denen, die das Lob der Thorheit trifft. Es ist der Gedanke, wie ihn Sebastian Brant im Narrenschiff ausgeführt hat. Darin liegt eine gewisse Oberflächlichkeit des Urtheils, welche im Schlechten nur das Lächerliche sieht, ein beßres Wissen ohne Heroismus wird der Macht gegenüber meist zur Satire. Auch in seiner Polemik bedient sich Erasmus dieser Waffe: „Überall will ich mich der Kirche unterwerfen, auch wenn sie pelagianisch lehrt", nun, es war ihm wohl bekannt, daß sie so lehre. Als der englische Geistliche Lee ihn angriff, und ihm das Dilemma vorhielt: entweder er sei ein Ketzer oder ein bloßer Grammatiker, da antwortete er: „Das Letztere kann man freilich von Euch nicht sagen"; und über seine fanatischen Gegner rief er: „Heiliger Sokrates! bitt für sie!"

So ist Erasmus, ohne es zu wollen, der Vorläufer Dessen geworden, der, als es begeisterte Glaubenskraft und heroische Thaten galt, ihm das Scepter der Geister aus der Hand genommen hat.

§ 160. Die h. Schrift und die Kirchenlehre.

Angesehne Kirchenväter, Scholastiker und Mystiker galten auf unbestimmte Weise als Auctoritäten des Glaubens. So hatte die Schriftauslegung einen freiren Spielraum als Jahrhunderte nachher, doch blieb sie principiell der Kirche unterthan, und Nicolaus von Cusa behauptete gegen die Husiten zu Basel: die h. Schrift gehöre nicht zum Wesen der Kirche; sie sei jünger, nur um der Kirche willen da und eben darum ihr unterworfen. Dennoch wandten Alle, welche innerhalb der Kirche eine Reform wollten, ihre Blicke auf die Schrift. Seit den Waldensern war ruchbar geworden, daß hier das lautre Gotteswort zu finden sei, das in Kirche und Hierarchie gemißbraucht werde. Vom Bischof Johannes von Meißen wird dieses Wort erzählt: „Da ist ein Buch, das heißt die Bibel, so oft ich darinnen lese, so lasse ich mir bedünken, es ginge in der Kirche nicht mit rechten Dingen zu.“ Mystik und Scholastik hatten für den einfachen Schriftsinn kein Interesse, die Auslegung ging nach der frühern Weise allegorisch, erbaulich und vielsinnig nicht über die Vulgata, Hieronymus und Augustin hinaus, doch zeigt die Schriftauslegung des Thomas von Aquino, wie durch geistige Verwandtschaft Gedanken der h. Schrift auch ohne die rechten Hülfsmittel Einem aufgehn können, freilich unsicher. Thomas bestimmt den Inhalt der paulinischen Briefe nach einem vorgefaßten Schema: ihre Grundlage die Lehre von der Gnade, diese sei tripartita: wie sie sich darstelle im Haupt der Kirche, sei zu lesen im Hebräerbriefe, wie in den rectoribus ecclesiae in den Pastoralbriefen, und endlich wie in toto corpore mystico, das finde sich in den Briefen an die Heidenchristen. Statt solcher Willkürlichkeiten sind zuerst jüdische Gelehrte zur grammatisch-historischen Auslegung des Alten Testaments gekommen durch arabisch-spanische Bildung; die ersten hebräischen Drucke desselben geschahen durch Rabbiner nach der Überlieferung ihrer Kritik, der Masora. Da Nicolaus von Lyra [† 1351] sein Hebräisch von einem Rabbiner gelernt hat, so wird er auch von ihm wohl die buchstäbliche Auslegung gelernt haben. Er hat die Nothwendigkeit betont, zwar nicht für die Kirche, doch für die Gelehrten, sich für alle Erklärung zuerst an den Grundtext zu halten, und hat den Wortsinn als normirend für die andern Deutungen festgehalten. So groß war sein Ansehn, daß man sprüchwörtlich sagte: si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset, oder in älterer Form: si Lyra non lyrasset, totus mundus delirasset, Beides freilich sehr übertrieben.

Die Humanisten brachten zum Verständniß der Schrift Kenntniß der Sprache und innerliche Freiheit mit, sie waren geneigt, sie zu betrachten wie ein andres Denkmal des Alterthums. Das erste Bibelwerk in den Grundsprachen ist edirt worden durch Ximenez, Erzbischof von Toledo und Regent von Spanien während der Minderjährigkeit Karls V, auch Großinquisitor. Es wurde gedruckt zu Complutum in Castilien, Ximenez hat 50000 Ducaten darauf verwendet. Der erste Theil enthält das griechische Neue Testament, die Vulgata und ein griechisches Wörterbuch, der zweite ein hebräisches und chaldäisches Lexikon, der dritte das Alte Testament hebräisch, Vulgata und Septuaginta. So die Vulgata in der Mitte, nach dem Gleichniß wie Christus zwischen den zwei Schächern, und das ist bezeichnend. Der Grundtext ist corrigirt nach der Übersetzung, als Auslegung der Kirche, und solche hohe Stellung der Vulgata ist mit als Grund angeführt worden bei der Heiligsprechung des Ximenez. Bevor aber dies große spanische Bibelwerk über die Pyrenäen auch in die andren Länder drang, hatte sich bereits die Handausgabe des Erasmus, wohlfeil und unbezahlbar, weithin verbreitet. Sie enthielt den griechischen Text und die Vulgata, aber das Original reiner als in dem spanischen Werke: so fehlte die Stelle 1 Joh. 5, 7 von den drei Zeugen, und erst in die Ausgabe von 1522 hat Erasmus, dem Geschrei der Zänker nachgebend, diesen Vers wieder aufgenommen. Er hat sich gegen die Vorwürfe einer Verbeßrung der Vulgata nach dem griechischen Text vertheidigt mit dem Hinweis auf Hieronymus: „Hat der einst gebessert, warum nicht wir?“ Die erste Ausgabe widmete er Leo X und konnte den feierlichen Dank des Papstes in der zweiten Auflage der verketzernden Unwissenheit entgegenstellen. Mit kühnerer Kritik hatte Faber Stapulensis [Lefèvre d'Etaples † 1536] das Herkommen der Vulgata durchbrochen, seine Gelehrsamkeit fällt noch vor Luther, er ist durch seine Schriftauslegung zum Protestantismus geführt worden. Flüchtig aus Paris hat er Zuflucht gefunden bei Margarethe von Navarra, der Schwester des Königs. Auf seinem Todtenbette, an hundert Jahre alt, vergoß er Thränen: er habe so Vielen das reine Evangelium verkündigt und sie ermahnt ihr Leben daran zu setzen, während er selbst in Ruhe sterbe und sich durch die Flucht einem so herrlichen Bekenntnisse entzogen habe.

Die Biblia pauperum von Bonaventura [1490] enthält Sprüche und Beispiele der h. Schrift, geordnet nach dem Alphabet, damit die Prediger jede Materie leicht auffinden können, die sie suchen, also doch zur Förderung der biblischen Predigt. Unter den pauperes sind zu verstehn die Armen am Geist im Sinn der Bergpredigt, oder auch die

armen Pfarrer, welche sich keine vollständige Bibel anschaffen können.*) Das Widerstreben der Hierarchie gegen den volksthümlichen Gebrauch der Bibel auch in der Übersetzung hat auf den ersten Blick etwas Befremdendes, aber auch Gerson meinte: die Bibel in die Hände des Volks legen heiße Perlen vor die Säue werfen. Man berief sich auf den Mißbrauch, der mit dem heiligen Wort getrieben werden könnte, auf die alttestamentlichen Nacktheiten, auf die Familienverhältnisse der Patriarchen, Davids Ehebruch und Lots Töchter. Ihren tiefern Grund hatte solche Verweigrung in der reformatorischen Bedeutung der Schrift, dem Volke konnte es leicht gehn wie jenem Bischof von Meißen, daß es den Gegensatz erkannte des apostolischen und römischen Christenthums. Auch siegte seit der Mitte des 15. Jahrhunderts das Verlangen des Volks und die Macht der Presse über die kirchliche Censur, 14 Ausgaben der hochdeutschen Übersetzung, die erste zu Mainz 1462 gedruckt, bezeugen ihren Gebrauch; alle gingen von der Vulgata aus, keine in ächter Volkssprache.

So mächtig war die kirchliche Unfehlbarkeit, bei aller Unbestimmtheit der kirchlichen Dogmen, daß sich in dieser Periode kein Dogmenstreit erhob. Wo sich ein Gegensatz erhob, da galt er nicht dem einzelnen Dogma, sondern den Mißbräuchen der Kirche oder richtete sich gegen das ganze Kirchenthum. Aber das Christenthum galt nicht als Evangelium, sondern als neues Gesetz, durch dessen Erfüllung die Seligkeit zu *verdienen* war. Wenn nur die Gesinnung sittlichen Werth hat, wenn man dieselbe Frömmigkeit im weltlichen Leben zeigen kann wie im Kloster, was soll dann der Ablaß, was das Stecken in der Carmeliterkutte? Daher die kirchlichen Werke auch abgesehn von der Gesinnung hochgehalten und dies die Bedeutung opus operatum im damaligen Sinn: ein *jedes* Thun nach dem Willen der Kirche, welches schon dadurch, daß es gethan wird, werthvoll ist vor der Kirche und vor Gott. Der gemeine Kirchenglaube leitet so die Rechtfertigung und Seligkeit her aus den Werken mittelst der katholischen Rechtgläubigkeit, d. h. des Fürwahrhaltens aller Dogmen, und wiefern eine genaue Kunde dieser Dogmen nicht zu erwarten war von der Volksmasse, galt auch die fides implicita für hinreichend, das Zugeständniß, daß Alles wahr sei, was die Kirche lehre, wenn man es auch nicht kenne. Darüber hat sich die Scholastik erhoben durch die Forderung der fides formata i. e. dilectione, d. h. eines Glaubens, der sein Princip [forma] an der Liebe hat,

*) Neben dieser Bedeutung einer Concordanz ist der Name auch auf die Bilder-Volksbibel übergegangen [S. 451 f.].

und damit war dem Glauben der religiös-sittliche Inhalt angeeignet, wenn auch pelagianisch gefaßt als Liebeswerk, und wiefern innerlich doch die freie Liebe, die der Mensch aus sich selbst heraus, aus eigner Kraft, der Gottheit darbringt. Die Mystiker haben diese Liebe in ihrer Gluth und Innerlichkeit gefaßt, und einzelne haben schon die Rechtfertigung aus dem Glauben allein hergeleitet, wie Staupitz nicht aus dem Glauben an alle Dogmen der Kirche, sondern im pauliniſchen Sinn der Hingabe an Christus: der Mensch vermag nichts als sich zu werfen in die Barmherzigkeit Gottes.

Über das Verhältniß zu Augustin bestand noch die alte Unklarheit: einerseits war er hochgeachtet als der große heilige Kirchenlehrer und hohe Auctorität, andrerseits die kirchliche Theologie und Praxis stand doch auf dem Standpunkt seiner Gegner. Erasmus wußte, was er sagte. Zwar alle Scholastiker bekannten sich zur Erbsünde, aber nicht zu einer solchen im Sinne Augustins, durch welche alle eignen Kräfte verneint werden: die Thomisten faßten sie zwar als verdammende Schuld und die Gnade als Prädestination, aber jene nicht ohne die Trümmer eigner Kraft, welche sich der göttlichen Gnade werth zu machen habe [meritum de congruo], diese durch das göttliche Vorherwissen bestimmt, während die Scotisten sich den sündlichen Zustand nicht durch eigne, auch nicht durch Adams Schuld entstanden vorstellten, sondern durch die Geburt in diese Welt, also als einen natürlichen Zustand. Solche pelagianische Ausdrucksweise ist auch in die frommen Redensarten der Kirche übergegangen. So war es eine Klosterphrase gegen Novizen, die keine Lust zeigten einzutreten und ihre Berufung leugneten: „Wenn du nicht berufen bist, so thue das Deine, daß du solche Berufung erlangst.“ Daß der Mensch, durch Gottes Gnade frei geboren, sich entscheiden könne für Gutes und Böses, diese Lehre war an sich vereinbar mit ernster, christlicher Frömmigkeit; damals war sie verflochten mit kirchlichen Mißbräuchen, die wenigstens beim augustiniſchen Dogma unmöglich waren: wenn der Mensch nach Augustin gar nichts durch sich selbst erreichen kann, dann gibt es keine Verdienstlichkeit, kein opus operatum, keine überflüssigen Werke, keinen Ablaß.

Der tiefsinnige Thomist Thomas de Bradwardina, Professor in Oxford, Beichtvater König Eduards III, der bald nach seiner Weihe zum Erzbischof von Canterbury, ohne sein Bisthum in Besitz genommen zu haben, starb [1349], forderte sein Zeitalter vor Gottes Gericht, weil es dem Pelagius nachlaufe. Indem er diesen widerlegen wollte, hat er sich vertieft in pantheistische Speculation. Gott ist die alleinige, völlig zureichende Ursache alles Dessen, was gethan wird. Nicht erst ist die

menschliche Freiheit durch die Sünde verloren gegangen, sie war undenkbar der Allmacht und Herrlichkeit Gottes gegenüber; Gott ist Alles, der Mensch Nichts. Die Rede war so fremd, die Täuschung über Augustin so allgemein, daß der Anklang so gering war als der Gegensatz: das Zeitalter hat diese Vorwürfe ad acta gelegt, und erst im 17. Jahrhundert haben sie eine mächtige Bewegung hervorgerufen. Zuweilen, wenn Ankläger die rechte Stunde trafen, sind wohl auch leise Überschreitungen der hergebrachten Kirchenmeinung verdammt worden: aber zumal in den anthropologischen Lehren und in gelehrten Verhandlungen herrschte freie Mannigfaltigkeit, die Päpste waren fern davon, den Streit der Schulen, wo er durch mächtige Parteien vertreten war, entscheiden zu wollen, nur für Sitten und Rechte eiferte die Kirche, und man hörte sagen, daß ungefährdeter sei, über Gottes als über des Papstes Machtvollkommenheit zu streiten.

§ 161. Moral und Casuistik.

Bereits Abälard hatte die Grundzüge eines Systems der Moral aufgestellt, in seiner Abneigung vor der kirchlichen Werkheiligkeit und Bußanstalt. Das Princip seiner Ethik war das delphische gnothi seauton, erkenne dich selbst. Im Gegensatz des Kirchlichen betont er das Subjective: Sünde ist ihm nicht That, noch Gedanke, noch natürliche Lust, sondern Einwilligung in Das, was wir um Gottes willen unterlassen zu müssen glauben; die Buße wird durch den Schmerz aus Liebe zu Gott vollendet, andre Genugthuung, wo sie recht verwaltet wird, ist nur Erziehungsmittel. Die folgenden Scholastiker verbanden die Sittenlehre mit der Glaubenslehre, ohne sie deßhalb hintanzusetzen. Am bestimmtesten hat Thomas die kirchliche Sitte mit der christlichen Sittlichkeit vereinigt und zugleich den gesellschaftlichen Zuständen Rechnung getragen: der Endzweck der Ethik ist Gottähnlichkeit durch die Kirche, das beschauliche Leben höher als das thätige, zum Stande der Vollkommenen gehören die Mönche und Prälaten. Aristoteles zählte als die sittlichen Haupttugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit. In diesen erkannte man die weltlichen Tugenden als verschieden von denen, in welchen sich die Religion darstellt, nämlich nach der Zusammenstellung des Paulus hat das Christenthum aus der Hoffnung eine Tugend gemacht und so den Dreiklang gewonnen, während angemeßner gewesen wäre die Demuth als dritte Tugend, wiefern Hoffnung im Glauben enthalten ist. Jene vier galten als durch eigne Kraft erworben, acquisitae, die drei als durch göttliche Gnade eingeflößt, in-

fusae. Den Gegensatz zu Demuth bildet Hoffahrt, als durch welche Satan gefallen war; sie galt als Mutter der sieben Todsünden und neben ihr Üppigkeit und Habgier als die Hauptlaster. Schon Boethius hatte diese unter drei Thieren versinnbildlicht als Löwe, Schwein und Wolf. So hat sie auch Dante am Eingang der Hölle gefunden, nur für das Schwein setzt er den Panther als bacchisches Thier, oder nach unserm Ausdruck den Saupardel.

Die Sittenlehre der Mystik war die Anzeige der Mittel und Stufen, durch welche das Geschöpf der Selbstsucht absterbend zum göttlichen Leben erwacht. Durch die Humanisten entstand im Gegensatz der conventionellen Kirchen- und Ritter-Moral, die für Recht hielt Ketzer zu verdammen und die Ungläubigen niederzustoßen, der Gedanke einer Sittenlehre, die den Menschen überall den Menschen zu achten gebot in seinem Rechtsgebiet. Man war geneigt, die Gleichheit der christlichen und philosophischen Moral anzuerkennen, Christi Gesetz sei auch das Vernunftgesetz, das als ein König über das Volk herrschen solle, welches Plato die Leidenschaften, Paulus das Fleisch nenne. Wie zuweilen ein Mensch, so ist auch wohl einmal eine Schrift fremd ihrer Zeit: schon zu Anfang unsrer Periode [1216] ist ein poetisches Sittenbüchlein für Laien im humanistischen Geiste geschrieben worden von Thomasin Tirkler, Zirclaria, genannt der welsche Gast, als von der italienischen Gränze aus Friaul kommend, in der Hoffnung, das deutsche Volk werde ihn gastfreundlich empfangen. Die Stete des Geistes, d. h. das Sichgleichbleiben in Milde und Demuth, die christliche Sophrosyne, erscheint als aller Tugenden, die Unstete aller Laster Grund. Ablaß und opus operatum werden verworfen: „Es wäre eine große Närrischheit, wenn ein Mann durch Almosen seiner Sünde sich ledigen wollte." Gegen kirchliche Lohnsucht weist er auf das innre Glück des Guten, Sittlichkeit ist edle Sitte als die rechte Hübschheit. Für diese gibt er auch manche kleine Regeln: eine Jungfrau soll nicht viel hinter sich sehn, nicht sitzen Bein über Bein geschlagen. Er gibt nicht viel auf bestimmte Begriffe, dafür aber gibt er Beispiele aus biblischer und antiker Geschichte, das Ganze ein edles Denkmal deutscher Sprache und Gesinnung, als solches herausgegeben von Heinrich Rückert, dem Sohn des Dichters.

Als Scholastik der Moral entstand die Casuistik, besonders zur Entscheidung von Collisionsfällen, wie sie durch den Beichtstuhl an den Priester gebracht werden konnten. Es gibt schwere, graunvolle, sittliche Verwicklungen: Vater und Sohn retten sich aus dem Schiffbruch auf einem Balken, der trägt nur Einen, welcher soll untergehn? oder bei

einer schweren Geburt, soll das Weib oder soll ihr Kind geopfert werden? Im geselligen Leben geht es meist minder tragisch zu, doch kann die Frage ernsthaft werden, wie weit die Pflicht der Wohlthätigkeit, der Wahrheit, der Hülfsbereitschaft im einzelnen Falle reichen soll. Im Moment, wo es gilt, löst sich's wohl meist, indem statt der genauen Abwägung ein edles Gemüth sein ganzes Wesen dafür einsetzt; doch wie auch im Einzelnen Reue und Zweifel entstehn kann bei nachträglicher Erwägung, so ist die Frage im allgemeinen schwer lösbar, und das Gewissen erscheint nicht als das unbedingt Gewisse.

Solch' eine Frage zugleich von politischer Bedeutung ist dem Constanzer Concil vorgelegt worden. Während Karl VI von Frankreich fast blödsinnig dahinlebte, stritten Orleans, der Bruder des Königs, und sein Vetter Burgund um die Regentschaft. 1407 wurde Orleans ermordet, Burgund behauptete, der Teufel habe ihn zu diesem Morde verführt, er sammelte seine Truppen und forderte eine Versammlung des Hofs und der Universität. Hier vertheidigte Johann Parvus, Jean Petit, ein Franciscaner und Doctor der Sorbonne, die That als Tyrannenmord mit dieser Begründung: Wer etwas wider den König unternimmt, ist ein Hochverräther, und jedem Unterthan ist es nach natürlichem und göttlichem Rechte erlaubt, den Hochverräther und Tyrannen umzubringen oder umbringen zu lassen; ja die That erscheint als rühmlich, wenn derselbe so mächtig ist, daß die gewöhnliche Obrigkeit ihn nicht erreichen kann. Moses, der den Ägypter, Pinehas, der den zuchtlosen Israeliten erschlug, der Erzengel Michael, als er Lucifer den Abtrünnigen bestrafte, handelten recht und billig. Orleans aber habe den König bezaubert und sich selbst die höchste Gewalt angemaßt. Von König und Dauphin erging eine schriftliche Billigung der mörderischen That. 1413 gewann nun der Sohn des Getödteten im Bund mit dem Dauphin die Oberhand, die Universität Paris verbot jetzt die Veröffentlichung jener Schutzrede, Johannes Parvus war bereits gestorben. Um Burgund moralisch zu vernichten, brachte man die Frage vor das Concil. Die burgundischen Gesandten suchten ihren Herrn und das Andenken seines Advocaten vor der Christenheit zu rechtfertigen. Gerson hielt ihnen das Gebot entgegen: „Du sollst nicht tödten" und zeigte, wie solcher Mißbrauch der Privatgewalt die Zerrüttung des ganzen Gemeinwesens zur Folge haben müsse. Die Burgunder meinten: Ist es nicht erlaubt, einen Usurpator zu ermorden, so muß man in den Tod des rechtmäßigen Landesherrn willigen, dem jener nach dem Leben strebt.

Und dies war nicht die einzige Sache der Art, die das Concil

beschäftigte: Polen klagte wider den Dominicaner Johann von Falkenberg, der im Interesse des deutschen Ordens Mord und Empörung gegen die polnische Nation und ihren König gepredigt hatte. Diese Frage nach dem Recht des Tyrannenmordes hatte also zum tiefren Inhalt das Recht der Revolution. Wenn das alte Griechenland darüber einig war, dasselbe und zwar gerade als Tyrannenmord anzuerkennen, so ist die kirchliche Theologie immer zweifelhaft gewesen. Man fühlte einerseits, daß die Revolution als Auflehnung gegen eine, wenn auch verderbte, doch von Gott eingesetzte Obrigkeit nicht zu Recht erklärt werden könne, und sah doch ein, daß Zeiten kommen können, wo kein andrer Ausweg möglich ist und wo eine gewaltsame Umwälzung zum Quell wird eines neuen Rechts. Überhaupt war die Hierarchie der Unverletzlichkeit der Fürsten nicht günstig gesinnt: Johann von Salisbury, der Freund Beckets, erzählt, die Priester erachten den Tyrannenmord für eine läßliche Sünde, ein peccatum veniale, er sei nach der Bibel sogar für rühmlich zu halten, wenn der Thäter nicht zur Treue verpflichtet und sonst ein rechtlicher Mann sei. Luther erzählt, er habe einen alten Doctor gehört, der auf der Kanzel die Frage erörterte, ob Fürsten auch selig werden könnten. Antwort: „Ja, wenn sie in der Wiege sterben, denn kommen sie erst auf's Pferd, rennen sie gemeiniglich stracks in die Hölle." Das Concil von Constanz hat auf die ihm vorgelegten Fälle nicht mit einem festen Spruche geantwortet, und die Meinung setzte sich fest, daß Jeder berechtigt sei, bei zweifelhaften, ungewissen Fällen durch Abwägung der Gründe für und wider und Abhörung der Autoritäten das zu wählen, was ihm das Wahrscheinlichere scheine, der Grund zur Probabilitätslehre der spätern Zeit war so gelegt. Man lernte, wie nahe man ohne Sünde an die Sünde herankommen könne.

Cap. V. Ausbreitung der römisch-katholischen Kirche.

§ 162. Apologetik. Islam. Judenthum.

Auch in dieser Periode ist unser Capitel nur ein bescheidner Beitrag von beschränkter Bedeutung. Das Christenthum ist durch mündliche Verkündigung, Geisteserweckung und die Macht der Civilisation verbreitet worden. Die literarische Vertheidigung war zu sehr bemüht, den Glauben inmitten der Gläubigen zu rechtfertigen, als daß sie das Christenthum in fremde Lande hätte tragen sollen. Der Islam liebte die handgreifliche Demonstration mit dem Schwerte, wenn auch Saladin humaner dachte: mit zwei Cistercienſern, die gekommen waren, ihn

wegen seiner Seligkeit zu ermahnen, ließ er gutmüthig sich ein zu disputiren, über eine Äußerlichkeit, ob der göttlichen Ordnung entsprechender sei das Verbot des Weines, wie es Mohammed erließ, oder nach der Regel ihres Ordens des Fleisches in jeder Gestalt. Er ließ seine Gäste reichlich bewirthen, und die, durstig von der Disputation, mochten zu viel getrunken haben und in diesem Zustand der Versuchung nahe gebracht vergingen sie sich mit Frauen. Am Morgen mochten sie freilich einen bösen Katzenjammer haben und der Sultan triumphirte: „Erkennet, daß Mohammeds Gesetz, welches unschädliches Fleisch erlaubt und bethörenden Wein verbietet, zweckmäßiger ist als das eure!" In den Vertheidigern des Christenthums zeigt sich die verschiedne Auffassung desselben: Thomas von Aquino hat das starre Selbstbewußtsein der Kirche von ihrer Alleinvernünftigkeit und Alleinseligkeit ausgesprochen; der Platoniker Marsilius Ficinus, indem er sich auf die Sibyllen als Prophetinnen des Heidenthums berief, hat, was schon Clemens von Alexandrien anerkannte, in dieses humanistische Christenthum getragen: daß Gott sich auch den Heiden offenbart habe, doch erst in Christo vollkommen Mensch geworden sei. Raymund Lullus [1236—1315] war Seneschall des Königs der balearischen Inseln. Als er Nachts ein Liebesgedicht machte, stellte sich ihm der leidende Christus dar. Als er die schöne, bleiche Frau, die er liebte, zu gewinnen meinte, zeigt sie ihm ihre vom Krebs angefreßne Brust. Nun wird er Tertiarier der Franciscaner, und mit allem Eifer ist er darauf bedacht, das Kreuz unter den Saracenen aufzurichten. Dazu hat er ein naturgemäßes und ein wunderbares Mittel ergriffen: er gründete ein arabisches Missionsinstitut, indem er selbst von einem gekauften Saracenen arabisch lernte und seinen König zur Gründung eines Franciscaner-Collegiums für diesen Zweck bewog. Das Wunderliche war die neue künstliche Beweisführung für das Christenthum, die ihm als der leichteste Weg zur Wiedergewinnung des heiligen Landes erschien. Seine ars maior sive generalis ist ein Formalismus für das Gedächtniß und eine Art Logik, um ohne viel zu lernen Alles zu wissen und Alles zu beweisen. Seine Anhänger meinten, Christus selbst sei ihm erschienen und habe ihm die neue Kunst eingegeben, andere Zeitgenossen erkannten doch das Eitle darin, sie sagten, er wolle alle Lehren beibringen, ohne eine einzige zu verstehen. Er ist in Armenien und Tunis gewesen, viermal in Afrika, dazwischen hielt er in Paris Vorlesungen über seine Kunst. Er hat öffentliche Disputationen mit Muftis gehalten und sich verpflichtet, wenn ihre Gründe stärker seien, wolle er sich zum Islam bekennen. Der moslemische Pöbel hat ihn

mit Steinen geworfen, endlich ist er an Mißhandlungen hochbejahrt gestorben. Sein Bemühn ist vergeblich gewesen, der Islam hat zugleich mit der Schneide des Schwertes für jeden Übertretenden dem Christenthum sein festes volksthümliches Bewußtsein entgegengesetzt. Doch blieb die Richtung der Franciscaner nach dem Morgenlande, sie sind Wächter des heiligen Grabes geworden und bis in die neuste Zeit geblieben.

Lullus war neben seiner falschberühmten Kunst nicht ohne philosophisches Denken: er lehrte eine ewige Schöpfung als Selbstmittheilung Gottes, die zum Wesen des höchsten Gottes gehöre. Das Ziel des Frommen sei eins zu werden mit Gott, und er hat, fast wie lange nach ihm Spinoza, gesagt: Liebender und Geliebter bilden eine untrennbare Einheit. Die h. Schrift rede mit uns balbutiendo, lallend, wie eine Mutter mit ihren kleinen Kindern. Gegen die Askese hat er eingewandt: wer sich langsam durch Entsagungen tödtet, ist nicht besser als wer es auf einmal thut. Lange nach seinem Tode ward er angeklagt durch den Inquisitor Eymericus, der mehr als 100 Irrthümer in seinen Schriften nachweisen wollte. Gregor XI hat ihn 1372 als Ketzer verdammt, aber bereits wurde er auf Majorca als Heiliger verehrt, die Franciscaner erklärten die päpstliche Verdammungsbulle für gefälscht, und endlich hat Benedict XIII nach langen Jahrhunderten entschieden: es sei nichts Häretisches an ihm, jene Anklage nur auf untergeschobne Schriften gegründet.

Was Mund und Feder nicht vermochten, gelang zuweilen dem Schwerte: in Sicilien wurden die Saracenen von den Normannen niedergeworfen, von den Hohenstaufen benutzt, und doch bald durch christliche Bildung aufgezehrt. In Spanien nach langen heldenmüthigen Kämpfen endete durch die Capitulation von Granada das letzte maurische Reich [1492], und der eingedrungne Islam war politisch vernichtet. Hier haben sich viele Mauren und Juden in Todesnoth oder aus Liebe zum heimischen Boden taufen lassen. Wie die Juden in Spanien theilnahmen an arabischer Bildung, so verkündet Maimonides von Cordova die moderne Entwicklung des Judenthums zur vollen Theilnahme an wissenschaftlicher Bildung. In seiner aristotelischen Logik verlosch das Wunderbare des Alten Testamentes, doch blieb ihm die Treue und Freude an der Besonderheit des Judenthums, er galt seinem Volke wie ein zweiter Moses. Das tragische Geschick der Juden im Mittelalter gehört zum kirchlichen Charakter desselben. Es hat einen geistlichen und einen weltlichen Grund: jener, der entschieden kirchlichen Gesinnung, ist das Nicht-Christenthum mitten im christlichen

Lande ein Greuel; dazu: es sind die Nachkommen Derer, die Christum gekreuzigt haben. Den weltlichen Grund bot der Reichthum der Juden. Durch das Zinsverbot für Christen haben sie lange allein und immer vorzugsweise die Geldgeschäfte betrieben, und ausgeschlossen fast von jedem andren Geschäft waren sie mit Nothwendigkeit auf den Wucher verwiesen. Gläubiger sind nie beliebt, und sie waren furchtbare Gläubiger. Was Shakespeare im Kaufmann von Venedig dargestellt hat, drückt sinnbildlich ihre Härte aus. Es ist bekannt, welche geheime Verbrechen selbst noch in unsern Tagen zuweilen den Juden Schuld gegeben werden. Wie vielmehr mußte der phantastische Fanatismus des Mittelalters zu solchem Argwohn geneigt sein. Die Meinung war verbreitet, daß zum Passahkuchen christliches Kinderblut verwendet werde. Daher wenn irgend um diese Zeit ein Christenkind vermißt wurde, gleich die Volkswuth sich gegen die Juden erhob, und es kam zu grausamen, blutigen Verfolgungen. In Trient wird noch auf einem Altare unter Glas die Leiche eines solchen Christenkindes aufbewahrt, dem die Juden das Blut abgezapft hätten, nun verehrt als Märtyrer. Lope de Vega hat eines seiner rührendsten Dramen, das vom „unschuldigen Kinde" [el niño inocente] auf solche Judenunthat gestellt. Der Anlaß zu diesem Argwohn ist vielleicht aus den alttestamentlichen Erzählungen von Isaak und Jephthas Tochter entnommen. Auch suchte der Haß nach einer Berechtigung, und nicht immer war er unberechtigt. Es geschah nicht selten, daß heilige Geräthe an Juden verpfändet wurden, in Folge davon mochten Pokale bei ihren Gelagen gemißbraucht werden. Auch ist gewiß, daß sie zuweilen eingehend auf den Glauben an die Transsubstantiation die geweihte Hostie durchbohrten. So ist actenmäßig festgestellt, daß 1492 zu Sternberg in Mecklenburg ein reicher Jude, Namens Eleazar, die Hochzeit seiner Tochter dadurch zu verherrlichen gedachte, daß er von einem feilen Priester eine Hostie erhandelte und sie mit Nadeln feierlich durchstach. Das Gerücht fügte hinzu, es sei Blut herausgequollen, die ganze Hochzeitsgesellschaft ist verbrannt worden!

Die Kaiser betrachteten die Juden als Kammerknechte, dem Fiscus gehörig, insofern als reichsunmittelbar. Sie wurden von den Fürsten beschützt, wo nicht eine plötzliche Beraubung vortheilhafter erschien als die langsame Aussaugung. Oft erneute Kirchengesetze suchten jede Abhängigkeit eines Christen von einem Juden, jedes Liebesband zwischen Juden und Christen, die Benutzung jüdischer Ärzte und die Verpfändung von heiligen Geräthen an Juden zu hindern. Dennoch grade die Päpste haben oft christliche Milde empfohlen gegen das Volk der

alten Offenbarung als die lebendigen Zeugen der Wahrheit, als die da bleiben bis Christus wiederkommt. In Rom selbst hat sich eine bedeutende Schar Juden erhalten, doch eingeengt in den Ghetto, am sumpfigen Tiberufer. Zum Carneval waren sie verpflichtet, eine Anzahl zu stellen, welche mit Schweinen einen Wettlauf liefen. Eine Verlockung zum Christenthum hat schon Gregor I wenigstens der Kinder wegen für unbedenklich gehalten, und mehrmals wurden Einrichtungen getroffen, um die Juden zur Anhörung von Bekehrungspredigten zu zwingen: Thomas von Aquino fragt doch, ob es recht sei, den Juden Kinder wegzunehmen, um sie zu taufen; man sieht daraus wenigstens, daß es geschah. Richard Löwenherz hat einem reichen Juden täglich einen Zahn ausreißen lassen, weil er nicht bekennen wollte, wo seine Schätze waren. Alfons IX von Aragonien hatte eine jüdische Geliebte, sein Unglück gegen die Mauren ist diesem Verhältniß zugeschrieben worden, und das Weib wurde vor seinen Augen zerrissen. Ludwig XI hatte Argwohn gefaßt gegen einen jüdischen Astrologen, er fordert ihn auf sich selbst das Horoscop über die Zeit seines Todes zu stellen, in der Absicht, ihn als Lügner sofort hinrichten zu lassen. Aber der Jude war schlau, niedergeschlagen kam er zum König mit der Meldung: „13 Stunden vor Ew. Majestät".

Der Segen Abrahams, das Fett des Landes ist verkehrt worden in den Fluch des gemordeten Messias; das ganze Volk erscheint als der ewige Jude. Es ist das eine seltsame Sage, welche in zweifacher Fassung auf uns gekommen ist. Nach der ersten, weniger bekannten ist's gar kein Jude, sondern ein heidnischer Pförtner des Pilatus, Carthaphilus. Als Jesus beim Heraustreten aus dem Palast einen Augenblick zögerte, stieß ihn der mit der Faust: „Geh geschwind! was säumest du?" Der Herr antwortete: „Ich gehe, du aber sollst warten, bis daß ich komme." Reuig getauft lebt er in einer Höhle bei Jerusalem. Sein langer Bart und Haare umhüllen den ganzen Leib. Alle 100 Jahre tritt er heraus und fragt, ob die Weiber noch gebären. Aus der bejahenden Antwort schließt er, daß der jüngste Tag noch nicht gekommen, und geht betrübt in seine Einsamkeit zurück. Die zweite bekanntere Form erzählt: Als Christus auf seinem Leidensweg am Hause des Schusters Ahasverus ausruhn will, stößt ihn dieser mit den Füßen weg. Da spricht Christus: „Ich werde ruhn, du aber sollst wandern und keine Ruhe finden, bis ich komme." Durch den Anblick der Kreuzigung zur Erkenntniß gekommen, daß er den Gottmenschen von sich gestoßen und unendliche Schuld auf sich geladen hat, kehrt er nicht in sein Haus zurück. Er sucht den Tod im Wasser, Feuer und Kriegs-

getümmel, endlich läßt er sich taufen und erhält den Namen Joseph. Dennoch irrt er ruhlos umher, ein unvergängliches Zeugniß von der Schuld Derer, die Christum von sich stießen, doch mit der Hoffnung einstiger Erlösung. Das erste Zeugniß dieses Glaubens findet sich bei Matthäus von Paris, aus der Erzählung eines armenischen Erzbischofs: der ewige Jude habe an seinem Tisch gesessen und ihm vom Todesleiden Christi erzählt. Dann mehrere Berichte von protestantischen Theologen de Judaeo non mortali, phantastische Erscheinungen betreffend, und es mag wohl sein, daß hie und da ein alter Jude sich die Maske gefallen ließ. Der Sinn der Sage ist: das jüdische Volk, das den Heiland von sich gestoßen, lebt fort, ohne Heimath und ohne Vaterland, das Gegenbild zur evangelischen Sage von dem Lieblingsjünger, der nicht sterben sollte, bis der Herr wiederkäme. So ist der ewige Jude auch Gegenstand der Poesie geworden als der Mensch, nicht der unsterbliche, sondern der nicht ersterben kann.

§ 163. Preußen. Litthauen. Lappland.

Unter Preußen ist zu verstehn das Küstenland an der Ostsee, jetzt als Provinz Ostpreußen. Dorthin war Adalbert von Prag [S. 121] mit des Papstes Segen gezogen, um das Evangelium zu predigen, nachdem er verzweifelnd an der heidnischen Verwilderung der getauften Czechen Böhmen verlassen und sich in ein Kloster auf dem Aventin zurückgezogen hatte. Unter den Preußen hat er nicht wirken können. In einem heiligen Walde, der nach dem religiösen Gesetz außer von Priestern nicht betreten werden durfte, ist er eingeschlafen und von einem Priester erschlagen worden [997], fortan der Schutzheilige von Polen und Preußen. Glücklicher schienen polnische Cistercienser seit 1207. Als aber ihre Erfolge von den polnischen Fürsten zur Unterjochung der Preußen benutzt wurden, ermordeten diese alle Christen und verheerten die polnischen Gränzlande. In solcher Noth wurde der deutsche Ritterorden zu Hülfe gerufen [1226], ließ durch einen Vertrag mit Polen, dem Reich und dem römischen Hof sich Preußen zusprechen unter der Lehnshoheit des Bischofs von Culm und eroberte das Land durch das Aufgebot von Kreuzzügen in langen blutigen Kriegen [1230—1283]. Peter von Duisburg, der älteste Geschichtschreiber des Ordens, berichtet die Eroberung als durch eine Reihe von Wundern, der h. Adalbert und die Seelen gefallner Ritter fahren dem Kreuzheer voran. Bei dem allgemeinen Zwiespalt des geistlichen Ritterthums mit der Hierarchie ist jenes im eignen Lande siegreich

geblieben; die Bisthümer Culm, Pomesanien, Ermland und Samland wurden nur mit Ordenspriestern besetzt und blieben vom Orden abhängig. Die Geschichte Dietrichs von Samland zeigt, wie man damals in Preußen einen Bischof behandelte. Dietrich gerieth in Zwietracht mit dem Hochmeister Hermann von Richtenberg über Gerichtsbarkeit und Theilung von Ablaßgeldern. Der Hochmeister nahm das Geld, ließ den Bischof verhaften und im Gewölbe seiner Kathedrale anfesseln. Hier hat er sich hungernd das Fleisch von der Schulter genagt, man hörte das Gewimmer in der Kirche, ohne zu wissen, woher es kam. Der Hochmeister nahm zu Anfang des 14. Jahrhunderts seinen Sitz zu Marienburg, in dem herrlichen, gothischen Schlosse, das Friedrich Wilhelm IV hat wiederherstellen lassen. Hier hat sich reiches, ritterliches Leben entfaltet, doch blieben die Ritter dem Lande stets die deutschen Fremdlinge, dem eingebornen Volke gegenüber eine fremde Aristokratie. Hierdurch erklärt sich die Übermacht von Polen über das Land bis zur Reformation.

Der Großfürst Jagiello von Litthauen erkaufte die Hand der Thronerbin von Polen mit der Taufe [1386]. Seine Landsleute empfingen einen wollnen weißen Rock zum Pathengeschenk und ließen sich truppweise taufen, so daß je ein Haufe denselben Namen erhielt, der erste Petrus, der zweite Paulus u. s. w. Die Taufe geschah durch Spritzen. Heidnische Sitten bestanden neben christlichen Gebräuchen. In Lappland war das Hinderniß der Verbreitung des Christenthums weniger in den Menschen als in der Natur selbst gegründet. Nur kleine Gemeinden bildeten sich in Sprengeln von 20 Meilen, im Sommer noch weiter sich verstreuend. Missionare sind von Schweden ausgesandt worden, der Erzbischof von Upsala weihte die Kirche zu Tornea. Seitdem wurden die Kinder meist getauft und die Ehen eingesegnet: daneben übte noch lange der einheimische Zauberer sein Recht, der zur Trommel auf ausgespannter Rennthierhaut tanzt, bis er erschöpft niederstürzt, um zu weißagen, Kranke zu heilen und Wetter zu machen.

So ist Europa im Mittelalter wenigstens äußerlich christianisirt worden, bis auf die wunde Stelle, wo die Türken eingedrungen sind. Zwei Versuche sind gemacht worden, das abendländische Christenthum in andre Welttheile zu übertragen, der eine phantastisch und spurlos verschwunden, der andre das Fundament einer großen Zukunft.

§ 164. Der Priester Johann und die Mongolen.

Otto von Freysingen hörte 1145 zu Rom bei Eugen III von dem armenischen Bischof Gabula erzählen, daß ein nestorianischer König und Priester in Hinterasien vor wenig Jahren ein persisches Heer geschlagen habe. Dies die erste Nachricht von dem „Presbyter Johannes". Nach der Untersuchung von Rémusat war er ein tartarischer Tributfürst von China, mit dem chinesischen Titel Ung, Unterkönig, den er verband mit dem tartarischen Chan, sonach Ungchan, und daraus hätten die Missionare Johannes gemacht. Aber er war Christ, warum soll er nicht den christlichen Namen geführt haben? Seit jener Kunde haben die Kreuzfahrer ihre Hoffnung darauf gesetzt, daß ihnen vom Osten her Hülfe gegen den Islam erstehn könne. Das mochte leicht geschehn, daß ein tartarischer Fürst, ein Stammeshaupt unter diesen Hirtenvölkern, zugleich als Priester geehrt wurde, wie Abraham und Melchisedek. Alexander III, dem sein Arzt Philippus weitere Kunde aus Asien brachte, hat an jenen Priesterkönig einen Brief erlassen mit der Aufschrift: „Meinem vielgeliebten Sohne in Christo, dem großen und mächtigen Könige der Inder, dem heiligsten Priester," so eine Anerkennung des vereinigten König- und Priesterthums. In der Vorstellung vom Priester Johannes hat sich orientalische Aufschneiderei und occidentalische Dichtung verbunden: er stamme von den heiligen drei Königen, 72 Könige seien ihm zinsbar, diese, Patriarchen und Erzbischöfe, in bestimmter Reihenfolge ihm persönlich dienend in seiner Capelle, an seiner Tafel, obwohl er selbst aus Bescheidenheit nur den Titel Presbyter führe. So ward dies königliche Priesterthum zu einem Roman des Mittelalters, die Ferne des Raums ersetzte die Ferne der Zeit. Es scheint sich ein Gegensatz wider des Papstes Hofhaltung hineingelegt zu haben. So im Mörin, einem altdeutschen Gedicht des Hermann von Sachsenheim:

Derselbig Kaiser der ist fromm,
Er kann und weiß die rechte Schul,
Doch hält er nichts vom röm'schen Stuhl;
Er hat sein eigen Patriarch
Doch hält er viel von Gottes Arch,
Darein sich schleußt das Sacrament.

Im Titurel wird auch der Schatz des h. Graal zu ihm gerettet, die heiligen Gefäße, daraus Christus das letzte Mahl genoß und in die sein Blut geströmt ist.

Geschichtlich sicher ist nur eine Reihenfolge von tartarischen christlichen Fürsten in Mittelasien, deren letzter von Dschengischan ver-

nichtet wurde. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts herrschten Mongolen von China bis Schlesien. Nach der furchtbaren Schlacht bei Breslau, welche sie gewannen, kehrten sie um; sie hatten sie so gewonnen, daß sie die Lust verloren, mit diesen tapfern Völkern weiter anzubinden [1241].

Die römische Kirche und Ludwig der Heilige sandten Bettelmönche an die Eroberer Asiens. Einzelne Gunstbezeugungen, die Pietät erobernder Völker gegen die Götter, deren Heimath sie unterwerfen wollten, wirkliches Schwanken des mongolischen Deismus zwischen Evangelium und Koran, auch Prahlereien der Missionare erfüllten das Abendland mit glänzenden Hoffnungen: aber noch im 13. Jahrhundert entwickelte sich das Über-Papstthum des Dalailama, in dem Gott selbst als zugegen galt, andre mongolische Stämme wandten sich zum Islam. Eine kleine Gemeinde in Peking, der Clemens V 1307 einen Erzbischof geweiht, wurde bei dem Aufstande Chinas gegen die Mongolen 1369 vernichtet. Nur die Nestorianer bewahrten einzelne Niederlassungen.

§ 165. Die neue Welt.

Wir werfen den ersten Blick auf den Welttheil, der dem Christenthum eine so eigenthümliche Stätte bereitet hat. Zur Entdeckung Amerikas hat sich das Christenthum hindernd und fördernd verhalten. In einem Schreiben des Columbus heißt es: „Endlich erleuchtete mich der h. Geist und gab mir den Gedanken ein, über den ich anfänglich erschrak, gegen Abend über das Meer nach Indien vorzudringen, um alle die abgöttischen Völker, die an den äußersten Grenzen Asiens wohnen, zum Christenthum zu bewegen.“ Es galt Indiens Schätzen, doch auch sie sollten in den Dienst eines Kreuzzugs gestellt werden. Es mag sein, daß Columbus das christliche Interesse absichtlich hervorhob, weil die Commission, die sich ihm entgegenstellte, religiöse Gründe geltend machte gegen die Kugelgestalt der Erde als gegen eine Ketzerei: „Hat nicht Gott selbst gesagt: Ich habe den Himmel ausgespannt wie ein Gewölbe, ausgedehnt wie ein Zelt.“ Columbus aber meinte: „Gott hat durch seiner Propheten Mund erklärt, daß alle Völker das Evangelium kennen lernen sollen, also gebt mir Schiffe, auf daß seine mächtige Stimme erschalle bis zu den äußersten Grenzen der Erde.“ In einem Briefe an die Königin Isabella heißt es: „Die Erde ist eng und klein.“ Auch hierin spricht sich die religiöse Empfindung aus. Das Volk in Madrid hat ihm nachgerufen: el loco, der Narr! Dafür ist vor einiger Zeit seine Heiligsprechung beantragt worden. Gewiß, er hat

Großes vollbracht und viel Unglück erduldet, bevor er die Kette, die er einst getragen, sich mit in's Grab geben ließ. Er wäre wenigstens ein Heiliger von weltgeschichtlicher Bedeutung gewesen, doch hat Pius ihn abgelehnt.

Die Spanier wurden zuerst als höhere Wesen aufgenommen, doch erkannte das Volk in ihnen bald seine Tyrannen und war nicht geneigt, mit ihnen die Seligkeit zu theilen. Als der Kazike von Cuba 1511 auf dem Scheiterhaufen stand, suchte man seine Seele noch durch Bekehrung zu retten, er antwortete: „Lieber will ich zur Hölle, als an einen Ort, wo ihr hinkommt." Die Dominicaner nahmen sich der Eingebornen an: ihre Mühe sei unnütz, wenn Sclaverei sie niederdrücke. Bartholomeo Las Casas war Gefährte des Columbus auf der ersten Entdeckungsreise gewesen. Er schloß sich den Dominicanern an, reiste nach Spanien zurück und erschütterte den kranken König durch seine Erzählungen. Die Spanier entgegneten, ohne Leibeigenschaft der Eingebornen müsse man die Colonien wieder aufgeben. Der Generalregent Ximenez sandte drei Hieronymiten nach den Inseln, mit ihnen Las Casas. Sie haben eine Gesetzgebung für menschliche Behandlung der Eingebornen erlassen. Freilich waren dadurch die Colonien in Gefahr verloren zu gehn, Las Casas nannte das eine furchtsame Weltpolitik. Er ist oft in Gefahr gewesen, von den aufgeregten Spaniern in Stücke gerissen zu werden. Zurückgekehrt nach dem Mutterlande fand er bei Karl V williges Gehör. Schon waren Neger aus Afrika nach Amerika übergeführt worden, sie waren kräftiger zu harter Arbeit als die Eingebornen, und auf diese Auskunft hat Las Casas hingewiesen. Das durfte man wohl nennen den Teufel mit Beelzebub austreiben, und am Ende sind auf diesen Inseln die Eingebornen doch mehr ausgestorben als frei geworden. Als Las Casas sah, daß mit Negersclaven nur unvollkommene Hülfe gebracht werde, hat er den Gedanken einer friedlichen Besiedlung gefaßt. Er forderte 1000 Meilen Küstenland, welches kein Spanier betreten sollte, außer wer von ihm selbst zur Colonisation erwählt werde; das waren Handwerker und Ackerleute. In Madrid wurde er als Missionär betrachtet, es sei thöricht, solche Macht einem Untergebnen zu übergeben. Vor dem Könige in feierlicher Versammlung hat er den Satz vertheidigt: es sei gottlos zu glauben, ein Volk sei zur Sclaverei bestimmt. Man hat ihm 300 Meilen zur Probe gegeben, aber durch die Macht seiner Gegner erhielt er eine schlechte Ausrüstung, und nur 200 Arbeiter konnte er einschiffen. Von der Insel Hispaniola war schon Menschenraub getrieben worden nach den Küsten des Festlandes, daher, als Las Casas landete, die Eingebornen

flohen. Nachmals in der Nacht sind sie bewaffnet wiedergekommen und haben die Spanier größtentheils umgebracht. So wurde das Unternehmen vereitelt. Las Casas ist in einem Kloster auf St. Domingo gestorben.

Aus den Berichten ersieht man den Jammer, welchen nicht das Christenthum, sondern Europa über Amerika gebracht hat. Fast drei Jahrhunderte mußten vorübergehn, ehe erkannt wurde, warum dieser Welttheil entdeckt worden ist, der nun groß geworden ist in politischer und religiöser Freiheit.

Cap. VI. Opposition und Reform.

§ 166. Übersicht.

Eine Weißagung auf die nächste Zukunft begrüßt uns in diesem Schlußcapitel des abendländischen Mittelalters, die Vorzeichen der Reformation. Man hört den Donner rollen, bevor das Gewitter hereinbricht, und der Protestantismus vor der Reformation ist ein Zeugniß, daß diese Reformation nicht ein vereinzelter Einfall gewesen ist. Als „Zeugen der Wahrheit" hat Matthias Flacius, der lutherische Heißsporn, einzelne reformatorische Aussprüche der katholischen Kirche dieser Zeit gesammelt, Orthuinus Gratianus, ein Cölner Theologe der Reformationszeit, hat eine Sammlung von Schriften herausgegeben, die über die bestehende Kirche hinausgreifen, und in unsern Tagen hat Ullmann die Reformatoren vor der Reformation, freilich nicht die bedeutendsten unter ihnen, sondern nur die minder bekannten, die die Reformation in der Stille von innen heraus vorbereiteten, lebendig geschildert.

Das antike Ideal war die freie Hingabe an eine schöne Natur, das christliche, nur dem Geiste zu leben und alles Irdische zum Werkzeug des Ewigen zu machen, hat sich überspannt zu den harten und doch dürftigen Gelübden des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth. Aber der Vorsatz, keinen eignen Willen, Leib und Besitz zu haben, scheitert an der Macht der Individualität, an der Unleugbarkeit einer sinnlichen Natur, am Bedürfniß sinnlicher Habe. Anstatt der naturgemäßen Tugenden eines freien, starken Willens, einer treuen Ehe, einer weisen Verwaltung irdischer Güter suchten die durch Gelübde Gebundnen einen caricaturmäßigen Ersatz: hierarchische Herrschsucht, Schlemmerei und Reichthum der Corporation. Sobald der sittlich-religiöse Zweck der Gelübde aufgegeben war, entstand Mißbrauch der geistlichen Macht und Güter zu weltlichen und selbstsüchtigen Zwecken. Die Entartung aller

kirchlichen Institute, aber auch Wiedergeburt des Geistes, der die alten Formen erneute oder neue schuf, währte fort, so lange der Katholicismus noch die nothwendig herrschende Gestalt der Kirche war. Allein im Abendlande begann seine Aufgabe sich zu vollenden, die Völker dachten an ihre Mündigkeit, der Staat und die Wissenschaft entwuchs der Hierarchie, ihre innere Berechtigung hörte auf, während ihre Mißbräuche ein Äußerstes erreicht hatten, und ein schmerzlicher Riß durch die ganze Kirche ging. Daher die Nothwendigkeit einer Reformation fast allgemein anerkannt war, von der selbst Möhler geurtheilt hat: „Die Hierarchie hatte durch ihre Pflege der Cultur ihre bisher eingenommene Stellung unnöthig gemacht;" ich möchte doch sagen: sie hat sie unmöglich gemacht für die einzelnen Individuen wie für die Völker. Wahr ist es, nicht bloß die Mißbräuche, auch die Vorzüge des Zeitalters drängten dahin. Vom Papstthum, das einst unter Gregor VII sich an die Spitze der Bestrebungen gestellt hatte, war eine Reinigung des Tempels nicht mehr zu erwarten, es war selbst ein großes Handelshaus geworden, das auf Sünden speculirte, auf die peccata germanorum. Auf Holzschnitten aus dem 15. Jahrhundert ist der Papst abgebildet als alter Wucherer in seinem Comptoir, die Wage in der Hand, in der einen Schale ein Sack voll Goldstücke, in der andern ein Pack Lumpen mit der Aufschrift: Indulgenzen. Die großen Concilien hatten nichts hinterlassen, als lebendige Erinnerung und einen tiefen Eindruck von der Nothwendigkeit des dort nicht Erreichten.

Das Bedürfniß solcher Reformation ist als Vorgefühl mannigfach ausgesprochen worden, und, als sie erreicht war, hat man sich daran als an Weißagungen erinnert. Zu solchen Propheten zählt der Pfarrer zu Chur, der 1398 in seiner Predigt sagte: „Ihr habt Paulum unter die Bank gesteckt, es kommt eine Zeit, da er herfürkriechen und euch hinunterstecken wird." Matthias von Jarnow, ein Böhme, schrieb um 1390: „Es wird geschehen, daß Gott fromme Lehrer erwecken wird, an heiligem Eifer dem Elias zu vergleichen. Die werden die Irrthümer des Antichrists und diesen Antichrist selber der Welt offen darthun und widerlegen." Andreas Proles, Prior des Augustinerklosters Himmelspforte bei Wernigerode, † 1503, hat oft in der Art geredet, wie ein alter Mönch es dem Flacius erzählte: „Ihr Brüder, das Christenthum bedarf einer großen und starken Reformation, und ich sehe, daß sie nahe bevorsteht." Wenn er dann gefragt wurde, warum er's nicht selber anhebe und den Mißbräuchen sich entgegenstelle, antwortete er: „Ich bin alt, schwach und nicht mit den Gaben ausgerüstet, aber der Herr wird einen durch Alter, Kraft, Ausdauer, Gelehrsamkeit, Geist

und Beredtsamkeit ausgezeichneten Mann senden, der wird's anfangen und allen Irrthümern entgegentreten; ihm wird Gott das Herz geben, daß er den hohen Herren zu widersprechen wagt." Geiler von Kaisersberg [† 1510] hat in seiner letzten Predigt vor Kaiser Maximilian geäußert: „Weil Papst, Kaiser, Könige und Bischöfe nicht reformiren unsre geistlose Vernunft und gottloses Leben, so wird Gott Einen senden, der es thun muß, und die gefallene Religion wieder aufrichten. Ich möchte den Tag erleben und sein Jünger sein. Ich bin zu alt, euer Viele werden's erleben." Melanchthon gedenkt in der Apologie eines Franciscaners, des Johannes Hilten: der sei vor 30 Jahren, also um 1500, zu Eisenach in Klosterhaft gehalten worden, weil er allerhand Mißbräuche getadelt habe. Hier auf seinem Sterbebette habe er gesagt, er habe nur Einiges rügen können, aber ein Andrer werde kommen, und zwar im Jahre 1516, „der wird euch vernichten und ihr werdet ihm nicht widerstehen können". Auch Luther in den Tischreden erzählt: er habe als Schüler in Eisenach von ihm gehört, er habe geweißagt auf einen Andren, „der des Papstes Reich bestreiten, die Mönche scharf reformiren und den ihr mit Bann und Gefängniß nicht bezwingen könnt".

Nun, der Grund aller solcher prophetischen Reden ist nur das Vorgefühl von etwas Nothwendigem. Schon lange ging in Deutschland die Volksrede, die Pfafferei müsse fallen, sonst sei der Christenheit nicht zu helfen. Das Bestimmtere, der eine, geistesmächtige Reformator ist nur die naheliegende Personification solcher allgemeinen Gedanken. Wie Sichres und Unsichres in solchen Verkündigungen sich mischt, zeigt eine dem Dante zugeschriebne Weißagung. Löscher in seinen Reformationsacten versichert: Dante habe geweißagt, daß 1515 Einer komme, den Gott senden werde, die große Hure und den Riesen, der mit ihr gesündigt habe, hinzurichten. Löscher selbst hat die Stelle nicht angeführt, aber allerdings weißagt Beatrice im letzten Gesang des Purgatorio dem Dichter:

Schon nahen Sterne sich — wie ich's gewiß
Im Geist erkannt, so sei es ausgesprochen —
Da kommt, von Schranke frei und Hinderniß,
Fünfhundertzehn und fünf hervorgebrochen,
Ein Gottgesandter, der die Dirn' erschlägt,
Zusammt dem Riesen, der mit ihr verbrochen.

Gemeint ist, ähnlich der Zahl der Offenbarung Johannis, der DVX, der Held, aber der weltliche Held, von dem Dante die Errettung und Wiederherstellung der Kirche erwartet, vielleicht in bestimmtem Hin-

blick auf Kaiser Heinrich VII. Das M, die Tausend, hat man hinzugethan und so die willkommene Zahl gewonnen. Und in tieferem, weltgeschichtlichem Sinn ist auch Dante schon der klagende Prophet der Reformation gewesen.

Es ist eine zweifache Opposition, die sich erhoben hat gegen die Kirche noch in dieser Zeit: 1) die aus dem vorigen Zeitraum herübereichende feindselige Opposition, deren revolutionäre Elemente von der Kirche großentheils vernichtet wurden, indem das Wahre daran in die andre Richtung überging; 2) theils eine Reihe Kirchenlehrer, welche noch tief ergriffen vom Geist des Katholicismus ihn nach seinem eignen Sinn und Gesetz auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückführen wollten, theils solche, welche an einer gemeinsamen Reform in den hergebrachten Rechtsformen verzweifelnd sie auf eigne Hand begannen, und in der Ahnung eines ursprünglichen, von der spätren Kirche verfehlten Christenthums mit der damaligen Kirche zu brechen nicht anstanden; welche Richtungen mannigfach in einander übergehn, da das katholische und protestantische Element noch in einander begriffen sind. Es ist die alte Geschichte, dargestellt im Mythus vom Saturn: der herrschende Geist des Zeitalters verschlingt, was er ihn Bedrohendes erzeugt, bis zuletzt ein Kind sich ermannt, den Vater stürzt und sich selbst auf den Thron setzt.

§ 167. Feindselige Opposition.

Im Stedingerlande an den Niederungen der Weser hatte sich erhalten, was vordem allgemein in Deutschland war: gleiches Recht aller freien Grundbesitzer, ohne irgend einem Obren Abgaben zu zahlen. Mit den Waffen in der Hand haben die Bauern dieses Recht gegen den Erzbischof von Bremen und den Grafen von Oldenburg behauptet, an 40 Jahre hat der Kampf mit dem kleinen Volke gedauert, das durch den Muth der Freiheit und durch seine Sümpfe geschützt war. Als Gregor IX gegen die Stedinger, als gegen die furchtbarsten und abgeschmacktesten Ketzer, einen Kreuzzug predigen ließ, war er getäuscht worden durch solche Berichte: die aufrührerischen Bauern beteten den Teufel an; bald erscheine er in ihrer Mitte als ein Mann von wunderbarer Bläße mit ganz schwarzen Augen, und, indem er den Novizen küßt, schwindet alle Erinnerung an den katholischen Glauben; bald als aufgeschwollne Kröte, die auf's Hintertheil geküßt werde. Der Papst ist nachmals besser unterrichtet worden, denn die Absolutionsbulle für die Überlebenden spricht nur von Zehnten und von Unterwerfung unter

das geistliche Gericht. Es war der erste Bauernkrieg, das Streben, das sich in den neuren Revolutionen vollendete, doch als Kampf um bestehendes Recht festzuhalten, der erste siegreiche Volkskampf gegen Adel und Priesterthum trotz seiner Niederlage, und dem entsprach der Eindruck auf die Zeitgenossen. In seiner Chronik sagt Albert von Stade: „So haben sie das Christenvolk hingerissen, daß eine unendliche Menge von Bauern nah und fern sie verbotenus [mit Worten!] vertheidigte und, wenn sich die Gelegenheit geboten hätte, ihrer Kühnheit herzhaft zu Hülfe geeilt sein würde. 11000 Bauern standen im Todeskampfe gegen 40000 Reisige, das erste, große Todtenopfer für religiöse und politische Gefahren.

Im Streite der Päpste und Hohenstaufen erklärten Sectirer zu Schwäbisch-Hall [um 1248] den Papst für einen Ketzer, den Klerus wegen seiner Verdorbenheit aller Macht verlustig, nur für die Hohenstaufen, als gerecht und vollkommen, erhob sich ihr Gebet. Sie verschwinden mit diesen, aber Friedrich II, der Hohenstaufe, hat sich im Andenken der Nachwelt erhalten als Kaiser der Ketzer oder doch des Antipapstthums. Nach dem Untergange seines Geschlechts blieb in deutschen Landen die Hoffnung auf einen Kaiser, der das Pfaffenreich zerstören werde, geheftet bald an den kaiserlichen Träumer im Kyffhäuser, bald an die wunderbare Rückkehr Friedrichs II, die schon 1261 durch einen Pseudo-Friedrich versucht wurde, bald an seine Auferstehung in einem Nachkommen derselben Art. In den Chroniken des 14. und 15. Jahrhunderts finden wir Sagen der Art, daß der Kaiser Friedrich noch lebe und leben bleibe bis zum jüngsten Tage. Nach dem Tode Ludwigs des Baiern, erzählt die Chronik von Winterthur, erwartete das Volk aller Orten die Wiederkunft Friedrichs. „Er wird kommen und er muß kommen; er wird die Tochter des armen Mannes dem reichen Manne verheirathen, die Mönche zur Ehe anhalten; die Priester wird er mit solchem Ingrimm verfolgen, daß sie, wenn sie nichts Andres haben, ihre Tonsuren mit Mist bedecken werden, damit sie Niemand erkenne. Darnach wenn er Alles vollbracht hat, wird er mit großer Streitmacht über das Meer ziehn und auf dem Ölberge sein Reich niederlegen." „Ein Adler wird kommen und im Hause des Löwen nisten. Aus dem Nest des Adlers wird ein andrer Adler aufsteigen und seine Flügel ausbreiten bis zu den Enden der Erde. Zu dieser Zeit wird der Papst und der Klerus verjagt werden." So hat das Volk seine Hoffnungen phantastisch in seine Erinnerung gekleidet. Erst unter der langen schläfrigen Regierung Friedrichs III im 15. Jahrhundert ist die anfangs in ihm wiederbegrüßte Friedrichs-Hoffnung allmälich aufgegeben worden.

Das freche Hinandrängen zu Gott, welches an der Unbestimmtheit und Liebesfülle der Mystik leicht übersehn wurde, mußte da, wo es mit scholastischer Bestimmtheit auftrat, sich der Kirche überhob, wohl auch vom bösen Gelüste gemißbraucht wurde, dem Gericht der Kirche verfallen. Amalrich von Bena, Professor in Paris lehrte: „Jeglicher Christ ist verpflichtet zu glauben, daß er ein Glied Christi sei, und zwar von Natur, und Niemand kann ohne diesen Glauben selig werden." Also ein naturale membrum, nicht erst durch den Glauben geistig. Jeder ist vielmehr Gottmensch von Geburt. Diese Lehre hat er widerrufen müssen, doch soll er aus Verdruß an diesem Widerruf gestorben sein. Seine und David von Dinants Schüler sind 1209 verbrannt worden. Kanzler Gerson gibt als ihre Lehre an: Alles ist Gott und Gott ist Alles, Schöpfer und Geschöpf sind ein und dasselbe. Das wäre der crasse Pantheismus, der den einzelnen Dingen und Individuen göttliche Dignität verleiht. Aber Gerson fügt gleich hinzu: Gott ist die essentia omnium creaturarum, also Wesen, Ausgang, Ziel von Allem, die Einheit, aus der Alles hervorgeht, in die Alles zurückkehrt. In den Acten der Synode, die jenes Brandurtheil gefällt, heißt es: sie lehren, daß der Vater in Abraham, der Sohn in Maria, der h. Geist tagtäglich in uns Fleisch wird, das ist Gott in der Menschheit in drei Entwicklungsformen. Das erinnert an Lehren, die schon die alte Kirche abgewiesen hat. In Bezug auf manche kirchliche Dogmen ist diese Lehre zu Überbietung fortgeschritten; so: ist Christus in der geweihten Hostie, so ist dieselbe göttliche Substanz auch im Kornfeld. Gott hat in Ovid so gut gesprochen wie in Augustin. Man warf ihnen die Lehre vor: sie hätten Glaube und Hoffnung aus ihren Herzen ausgeschlossen, ihnen komme allein das Wissen zu. Das klingt fast wie Hegel; auch ihnen wäre dann der Glaube als die niedre Form erschienen, durch die Einheit mit dem göttlichen Selbstbewußtsein das absolute Wissen verbürgt worden. Damals ist auch Scotus Erigena [S. 238] verdammt worden, indem die Kirche ihr Gericht auch über Todte übte.

Bald nach dem Brandopfer zu Paris erscheint am Oberrhein und bis tief in's 14. Jahrhundert hinein hie und da in Frankreich, Deutschland und Italien unter allerlei örtlichen Benennungen, auch als Begharden und Waldenser, eine Secte des praktischen Pantheismus, wie sie sich unter einander nannten: Brüder und Schwestern des freien Geistes. Bei jeder pantheistischen Weltanschauung ist doch Voraussetzung, daß der Mensch im dermaligen natürlichen Zustand nicht im Gefühl, im Bewußtsein seiner Einheit mit Gott sich befindet. Also irgend ein Bildungs- oder Gährungsproceß wird angenommen,

dadurch die Gottheit sich veräußert und verendlicht. Daher der praktische Pantheismus die Rückkehr zu Gott fordert, die im irdischen Leben nur möglich ist im Bewußtsein, „im Geiste". Wiefern sie bedingt wird durch die Lebensweise ist Beides möglich: die Losreißung von der Welt in strenger Askese, und die Gleichgültigkeit gegen alles Sinnliche und die Hingabe an die irdische Lust, als die dem Geiste nichts anhaben könne. Der Kirche fiel dabei zunächst auf, die Güter- und Frauengemeinschaft, die Verführung, die in der pantheistischen Theorie lag, wiefern das Böse nur als nothwendige Entwicklung in der Gottheit selbst erschien, jedes eigne Sein und Haben aber als Hinderniß der freien Entwicklung zur Gottheit. Wir haben über sie nur feindselige katholische Berichte, doch hat man schwerlich so Sinnvolles ihnen angedichtet. Nach Stephan de Borbone, einem Dominicaner um 1225, haben sie gelehrt: „Die Seele eines jeden guten Menschen ist der h. Geist selber, und der wieder ist Gott. Jeder gute Mensch ist Gottes Sohn wie Christus. Unter der angeblich von ihnen geglaubten Fleischwerdung, Geburt, Leiden und Auferstehung Christi, verstehn sie, wenn ein guter Mensch empfangen und geboren wird, leidet und aufersteht in der Reue, so ist das die wahre Fleischwerdung u. s. w. Christi. So verschwindet der historische Christus gegen diesen idealen, immerdar sich neu erzeugenden. Nach Cäsarius von Heisterbach lehrten sie eine offenbare Vergeistigung des Volksglaubens: sie leugneten die Auferstehung der Todten, denn es sei nichts mit Paradies oder mit Hölle. Wer aber die wahre Erkenntniß Gottes besitze, und die hätten sie, in dessen Brust sei das Paradies, wer eine Todsünde begangen habe, in dessen Munde sei die Hölle wie ein faulgewordner Zahn. Endlich: „Dies ist die Trinität, an die sie glauben: welcher verwandelt ist [nämlich in einen guten Menschen], der Vater, welcher verwandelt wird, Christus, durch welchen verwandelt wird, der h. Geist." So stellt sich ihnen das große Mysterium der Kirche nur als ein sittlich-religiöses Verhältniß dar. Nach einem Jahrhundert geheimer, flüchtiger Existenz sind sie wohl ebenso sehr innerer Auflösung als kirchlichen Gewaltmaßregeln erlegen. Doch finden sich Spuren von ihnen bis zur Reformationszeit.

Desselben Geistes Kinder sind die Adamiten in Böhmen, auch Picarden genannt, nach Äneas Sylvius von einem Picardus, der sie aus Belgien nach Böhmen geführt habe. Vielleicht, daß dieses Sectenhaupt aus der Picardie stammte, daher der Picarde, aber wahrscheinlicher ist Mosheims Deutung, daß es Begharden waren. Nach Äneas galt ihnen Adam, der Sohn Gottes, als Sectenhaupt, also ein Amts-

name. Sie gingen einher nackt wie Adam im Paradies, besonders gegen Beinkleider eifernd. Dabei war es nicht auf Wollust abgesehn, sondern auf paradiesische Unschuld, die Scham als Zeichen des noch nicht gereinigten, nicht zur göttlichen Einheit zurückgekehrten Geistes. In Böhmen ist das nur denkbar als Sommertracht, vielleicht war's auch nur beim Gottesdienst gebräuchlich, wie zur Zeit Augustins eine Secte desselben Namens zu thun pflegte [B. I. S. 624]. Gemeinschaft der Frauen kannten sie nicht, sondern wenn ein Mann ein Weib begehrte, nahm er sie bei der Hand und führte sie zu Adam: „Gegen diese ist mein Geist entbrannt." Und Adam sprach: „Gehet hin, wachset, mehret euch, füllt die Erde." Von den Husiten verabscheut, sind sie meist mit dem Schwerte ausgerottet worden. Spuren von ihnen fanden sich noch zur Zeit Josephs II und 1848 im Chrudiner Kreise. Sie lebten da als Communisten in Güter- und Frauengemeinschaft.

Der Apostelorden ist eine enthusiastische Umkehr zum apostolischen Christenthum wie die Franciscaner, aber früh mit der Hierarchie zerfallen. Zuweilen sind Entscheidungen, die tief im Gemüth begründet waren, durch eine äußre unbedeutende Anregung zur Reife gelangt. So saß Gherardo Segarelli in der Cathedrale zu Parma und starrte auf eine Lampe, auf der die zwölf Apostel abgebildet waren. Da durchzuckt ihn der Gedanke, einen Apostelorden zu gründen [1260]. Daß dieser von Rom nicht anerkannt wurde, war zunächst zufällig, persönlich, oder weil man in Rom scheu geworden war vor dem Zelotismus der Franciscaner. In der Kutte mit Sandalen als apostolische Tracht sind die neuen Sendlinge doch 20 Jahre lang ungekränkt umhergezogen. Die zwei Bettelorden schienen ihnen nicht genügend, weil in ihnen die Liebe Gottes und des Nächsten erkaltet sei, auch der gesetzliche Stand an Stelle des freien Gehorsams getreten. Gegen das Papstthum brachten sie vor, was schon die Apokalypse gegen das heidnische Rom gesagt hatte. Nachmals hat der Papst den Orden verboten, und Gherardo ist verbrannt worden. Da trat Dolcino, der Sohn eines Mailänder Priesters, an die Spitze der Gemeinschaft, zum Priester erzogen, aber schon durch seine Geburt geächtet. Er zeigt Besonnenheit in der historischen Anerkennung, daß die Kirche einst der Macht und des Reichthums bedurfte, nun aber müsse sie gänzlich entweltlicht werden. Er verlangt nicht Dach noch Fach und nimmt nichts an für die nächste Mahlzeit, nur was er im Augenblick verzehrt. Auch eine Wiedergeburt der Kirche in Italien für das Jahr 1303 hat er prophezeit, nach Art solcher Propheten, ohne irre zu werden als seine Voraussetzung fehlschlug. Die hergebrachte antirömische Behauptung findet

sich auch bei ihm: mit Sylvester sei das Verderben über die Kirche hereingebrochen, nur Cölestin V ausgenommen. Sie forderten keine Askese, die Armuth galt nur als Stand der Unschuld. Mit den kirchlichen Gesetzen ward auch die Ehe über den Haufen geworfen als Besitz und Sonderung, und freie Liebe für Alle gefordert. So nach der Historia Dulcini, die Muratori mittheilt. Dagegen Baggiolini, Professor in Vercelli, hat im dortigen Archiv einen zeitgenössischen Bericht aufgefunden, wonach er eine mildere Stellung zur römischen Kirche eingenommen hätte, etwa wie Franz von Assisi, vielleicht ein erstes Stadium vielleicht auch ein Aussöhnungsversuch. Der Ausgang des Ordens geschah im offnen Kampfe mit der herrschenden Kirche. Im Vertrauen auf den nahen Umschwung mit der Wiederkehr des staufischen Kaiserthums und eines nicht von Cardinälen erwählten heiligen Papstes ergriff Dolcino die Waffen gegen die Inquisition und führte mit etwa 1000 Mann einen kühnen Raubzug aus, bis er endlich, verschanzt auf dem Berge Zebello, vom Kreuzheer des Bischofs von Vercelli eingeschlossen, durch Hunger und Schwert erliegend, in entsetzlichem Märtyrertode heiter und zuversichtlich seinen Glauben bezeugte [1307]. Seine Freundin Margaretha ist auf einer Säule verbrannt worden.

Wir haben noch einen Blick auf die Gegenkirchen schon der vorigen Periode zu werfen. In der Provence sind mit den Ketzern zugleich die Troubadours ausgerottet worden, d. h. die fröhliche Kunst des Gesanges verstummte vor dem Jammer und durch die Inquisition. Die Katharer in der Lombardei hatten Raum gehabt, ein geordnetes Kirchenwesen auszubilden. Ihre vier geistlichen Würden der Episcopus, Filius maior und minor, Diaconus. Von katholischen Chronisten werden ihre Gemeinden als scholae bezeichnet, sie nahmen offenbar eine ähnliche Stellung ein wie etwa jetzt die Dissenters der englischen Staatskirche gegenüber. Rainerius sagt in der Summa: In allen Städten der Lombardei gab es mehr Schulen der Häretiker als katholischer Theologen, und sie hatten auch mehr Zuhörer. Wo sie keine Kirche besaßen, da lehrten sie auf dem Markte oder im freien Felde. Dennoch, nach dem Untergang der staufischen Macht auch in Italien scheuten die Städte den Ruf der Ketzerei und waren gerichtet auf ihre Ausrottung. Die Mailänder setzten ihrem Podesta eine Bildsäule: Catharos, ut debuit, ussit; er verbrannte die Katharer, wie sie's verdient hatten. Dazu kam die innere Spaltung durch die Willkür häretischer Einfälle, so die Vergötterung der sogenannten böhmischen Wilhelmine. Nach den Acten der Inquisition ist nach Mailand eine Dame gekommen, die als Tochter des Königs von Böhmen galt und

einen frommen Kreis um sich sammelte. Sie starb 1281 mit Hinterlassung eines großen Vermögens, das sie dem Kloster der Humiliaten vermachte. Andreas Saranita, ein gelehrter Mailänder, der zu ihren Frommen gehörte, behauptete von ihr: sie sei der h. Geist gewesen, die dritte Person der Gottheit sei in ihr Mensch geworden, dieser Gottmensch also weiblichen Geschlechts. Wie Christus dem h. Petrus, so habe Wilhelmine der Maifreda aus dem Humiliatenorden aufgetragen, auf Erden sie zu vertreten, und es habe nun eine weibliche Hierarchie an die Stelle der bisherigen zu treten. Mit Maifreda sind auf dem Scheiterhaufen auch die Gebeine der Wilhelmine verbrannt worden. Es bleibt unsicher, ob sie eine böhmische Prinzeß war, gewiß, daß sie eine Gleichstellung der Frauen anstrebte, gestellt auf religiöse Phantasie. Von der innern Spaltung gibt ein gelungnes Bild der Dominicaner Stephanus de Borbone um 1225 de septem donis Spiritus Sancti. Er will's gehört haben von Einem, der mit dabei war, als in einer lombardischen Stadt sieben Bischöfe aus sieben häretischen Parteien zusammenkamen, wie jeder in heftiger Disputation seine Secte als die wahre aus Vernunft und Schrift zu erweisen suchte. Endlich: „Der Erste, indem er behauptete, sein Glaube sei der wahre und katholische, ohne den Niemand selig werden könne, that alle Andern in den Bann, die gegen seinen Glauben [credentia] eiferten." Ebenso der Zweite u. s. f. Der dies mit angehört hat, „als er ihre Uneinigkeit sah, zog er sich zurück, und ihre Streitigkeiten dienten dazu ihn in seinem Glauben zu festigen und zu mehren". Nun, das ist berechnete Übertreibung des Dominicaners, aber die Gefahr des Auseinanderfallens durch Subjectivismus war doppelt vorhanden, wo man bei der Lostrennung von der katholischen Kirche doch an dem katholischen Princip der nothwendigen Dogmeneinheit und der Verdammung aller Andersglaubenden festhielt.

Die Waldenser wurden vermindert, weil sie verbrannt wurden; einzelne Gemeinden erhielten sich in der Provence und in entlegenen Thälern von Piemont. Ein eifriger Katholik nannte als Gründe des Wachsthums der Ketzerei: die Eitelkeit und den Eifer der Ketzer jeden Standes im Lehren und Bekehren, ihre Vertraulichkeit mit der h. Schrift; gegentheils die Vernachlässigung des Volksunterrichts, die Geringschätzung der Kirche unter ihren eigenen Dienern und das unapostolische Leben der Prälaten. Nachdem im 13. Jahrhundert, wer nur die Verweltlichung der Kirche, die Menge und den Eifer der Ketzer betrachtete, zweifeln konnte, ob diese oder die Katholiken siegen würden, waren am Anfang des 15. Jahrhunderts fast alle häretische Gemeinden zersprengt; nur geheim erhielt oder bildete sich ein Gegensatz, der im 16. Jahr-

hundert gegen die Kirche als Anabaptismus, gegen ihre Lehre als Unitarismus hervortrat. Jener Sieg war bedingt theils durch die Hoffnung einer Reform, welche in der Kirche selbst mächtig wurde, theils durch die Entgeisterung der Zeit, welche im Sinne der Humanisten mit einem klugen, selbstsüchtigen Lächeln vorlieb nahm, endlich durch die Befestigung der Staaten und ihre Versöhnung mit Rom. Ein Sieg der Häretiker, wie sie großentheils waren, hätte die geschichtliche Entwicklung des Christenthums abgebrochen. Hiernach hatte die Kirche ein Recht, wie es Leo gegen die Sentimentalen ausgedrückt hat, keinen Jammer und kein geknicktes Gefühl zu scheuen, um diese erste drohende Revolution zu bezwingen. Dennoch, der Untergang dieser häretischen Gegenkirchen ist ein tragisches Ereigniß. In uns lebt eine Einsprache für diese Ketzer als für die Ahnen des Protestantismus. Die Kirche ist auf's Christenthum gegründet, und dieses ist Glaube und Liebe. Der Widerspruch, in den die Kirche durch ihr gewaltsames Verfahren mit ihrem eignen Wesen gerieth, ist auch den Zeitgenossen nicht unbewußt gewesen. Einer der letzten Troubadours, Figueira, klagt um 1244: „Rom, du machst dir ein Spiel daraus die Christen zum Märtyrerthum zu führen. Aber in welchem Buche hast du gelesen, daß du die Christen ausrotten darfst! Wie ein wüthendes Thier hast du die Großen und Kleinen verschlungen. Deine Verbrechen sind so hoch gestiegen, daß du Gott und die Heiligen verachtest. Rom, ich tröste mich mit der Hoffnung, daß du bald ein übles Ende nehmen wirst."

§ 168. Die Reformation an Haupt und Gliedern.

In der bezwungnen Revolution lag die Nothwendigkeit einer Reformation. Einzelne haben sie erkannt, doch sie sind gestorben mit dem Blick auf das gelobte Land einer reineren Kirche und ohne die Absicht, mit der bestehenden zu brechen. Der Minorit Alvarus Pelagius hoffte wie einst Gregor die Reformation durch den Monarchen der Kirche selbst, auch Caterina von Siena hat, die Verdorbenheit des Klerus mit den düstersten Farben schildernd, die Päpste ihrer Zeit als im Namen Gottes zur Reformation der Kirche aufgefordert. Im 15. Jahrhundert war das Bedürfniß allgemein anerkannt, und es entstand ein allgemeines Streben darnach, aber wie bei politischen Reformen, nur Wenige hatten Lust dafür Opfer zu bringen, am wenigsten Die, deren Macht in den Mißbräuchen begründet lag. Nider, Domprior in Basel, † 1438, fragt in der Schrift de reformatione status coenobitici [II, 9] woher es komme, daß Alle in der Kirche

wie ein Mann nach Reform rufen, und doch sich fast Keiner finde, der den Anfang zu machen bereit sei.

Vornehmlich Pariser Theologen haben die Reformation als wesentlich verbunden mit der Rettung aus dem Doppelpapstthum gefaßt. Wir vernehmen den Seufzer des Cardinals d'Ailly zu Constanz: die Kirche sei bereits in solchem Zustande, daß sie nur noch durch verworfne Leute regiert werden könne. Gerson hat die Mittel der legalen Entwicklung und Beßrung nach allen Seiten hin versucht. Im allgemeinen Concil sah er die Rechtsform, das Organ der Reformation; in der h. Schrift die Einsicht und geistige Macht; in der Jugend die Hoffnung eines beßren Geschlechts, dem die Zukunft gehört. Durch die burgundische Partei, die noch in Paris herrschte, ist ihm die Rückkehr dahin verlegt worden. So blieb er flüchtig und verbrachte die letzten Lebensjahre bei seinem Bruder, dem Prior eines Klosters in Lyon. Er hat den ersten Sieg der Jungfrau von Orleans noch erlebt und für sie geschrieben. Auch einen Tractat über die christliche Kinderzucht hat er verfaßt; am Tage vor seinem Tode saß der Kanzler der Universität Paris inmitten einer Kinderschar, die er unterrichtete. Aus der Zeit der Zurüstung für das Constanzer Concil ist eine ahnungsvolle Schrift hervorgegangen, de modis uniendi et reformandi Ecclesiam, Gerson unberechtigt zugeschrieben. Ihr Grundgedanke: „Die katholische und allgemeine Kirche ist aus mancherlei Gliedern, die einen Körper ausmachen, aus Griechen, Lateinern und Barbaren zusammengesetzt. Von diesem Körper ist Christus das Haupt; Papst, Cardinäle, Prälaten, Kleriker, Fürsten und Volk sind die Glieder. In dieser Kirche und ihrem Glauben kann jeder Mensch selig werden, wenngleich in der ganzen Welt kein Papst wäre. Diese Kirche hat nie irren können, nie Spaltung, nie Ketzerei erlitten. In ihr sind alle Gläubigen eins in Christo! Davon ist die römische Kirche nur ein Theil. Diese kann irren, betrogen werden und betrügen." Der Gegensatz wider die bestehende Kirche hat sich hier erhoben zur Idee der wahrhaft allgemeinen Kirche, zur idealen Kirche. Es ist der Grundgedanke des Protestantismus, aber die Consequenzen dieser Idee bleiben noch unbewußt: alle Dogmen der römischen Kirche galten für unfehlbar, und Hus wurde verbrannt.

Nicolaus von Clemanges, Schüler Gersons und wie jener Rector von Paris, Geheimschreiber zweier Päpste [† 1440] stieß beim Aufschlagen der h. Schrift auf die Stelle: „Es ist Zeit, daß das Gericht anfange am Hause des Herrn." Ein Schauder ergriff ihn in dem Gedanken, das sei seiner Zeit gesagt. Seine Schrift de ruina ecclesiae schildert die Herrschsucht der Päpste, die Habsucht des Klerus, wer faul

sei werde Priester, nicht ohne rhetorische Übertreibung. Von den Nonnen wolle er nichts sagen aus Schonung. „Genug, wenn ich sage, daß die Klöster Hurennester sind, und wenn ein Mädchen den Schleier nimmt, daß es ebenso viel ist, als wenn sie öffentlich zur Unzucht ausgestellt würde." Nicolaus ruft nicht zum Kampfe dagegen auf, er erwartet Hülfe von oben, er selbst will nur kämpfen mit Buße, Thränen, Fasten und Processionen.

Hemmerlin oder wie er mit seinem lateinischen Namen heißt Malleolus, war Chorherr zu Zürich. Er hat Schriften erlassen, die bereits unter's Volk drangen, im Sinn der Reformen des Basler Concils. Seine kirchlichen Bestrebungen standen im Widerspruch seiner politischen Stellung: er wollte die Eidgenossen Österreich wieder unterwerfen. Durch kirchliche und politische Gegner ist seine Verhaftung bewirkt worden und in den Klosterkerkern von Luzern ist er verschwunden. Auf dem Titel seiner Hauptschrift sieht man sein Bildniß von sieben Hornissen umschwärmt, nach denen er mit dem Hammer schlägt. Aber freilich, was hilft das gegen Wespen?

Erzbischof Andreas von Krain, ein Slavonier, war als Gesandter Friedrichs III nach Rom gegangen. Beim Abschied von dort nannte er sich Cardinal, obwohl ihn der Papst dafür nicht anerkennen wollte. Wahrscheinlich war er doch ernannt, d. h. in petto, und als sein Streit mit Sixtus IV ausbrach, ist die Ernennung zurückbehalten worden. Nach seiner Erzählung hat er den Papst insgeheim der Art gerügt: „Warum segnest und fluchst du für Geld? Warum verkaufst du die Pfründen? Warum duldest du Gaukler, Spieler, Nonnenverführer, Knabenschänder, Mörder und lässest sie die Schafe Christi weiden? Dazu allein hast du diesen heiligen Stuhl gekauft, um wieder zu verkaufen und die Dirnen zu bereichern auf Unkosten, ja zum Untergange der Kirche." Es wäre nicht zu verwundern, wenn sie danach im Unfrieden geschieden sind. 1482 kam Andreas nach Basel mit der Ankündigung eines allgemeinen Concils, als stehe die halbe Christenheit hinter ihm. Die Stadt, in Erinnerung früherer Zeiten, auch des schönen Verdienstes, sicherte ihm und dem Concil das Geleit. Durch Anschlag am Münster wird nun bekannt gemacht: wie nach dem Beschlusse von Constanz alle zehn Jahre ein Concil zu halten sei. Der Papst, wenn er nicht erscheine, wird mit Absetzung bedroht. Der nun erließ sofort die Excommunication und forderte die Verhaftung des unberufnen Berufers. Zur Antwort läßt der Erzbischof seine Invective gegen Sixtus IV am Münster anschlagen, darin er entsetzliche Verbrechen ihm vorwerfend zum Schlusse kommt, schon nicht mehr als Papst, sondern mit seinem

Familiennamen ihn apostrophirend: „O Francesco von Savona, vom Barfüßerorden, Sohn des Teufels, der du zu dieser Würde nicht durch die Thür, sondern durch das Fenster der Simonie hineingestiegen bist! du bist von deinem Vater, dem Teufel, und deines Vaters Willen begehrest du zu thun.“ Der Kaiser, von der Stadt in dieser Sache befragt, antwortete anfangs unbestimmt. Der Erzbischof hatte nur einen Hinterhalt, Lorenzo de' Medici in Florenz, der an Sixtus IV einen Bruder zu rächen hatte. Durch ihn erhielt er Geld, doch auch Lorenzo verhielt sich abwartend. Als kein Bischof kam, als Basel unter dem Interdicte lag und alle nachbarlichen Feinde sich erhoben, ward ihm endlich das Geleit von der Stadt aufgesagt und er gefangen genommen. Bei Untersuchung seiner Habe fand sich hinreichende Barschaft und Kleinodien, auch ein Frauenschleier, vielleicht das Andenken des einzigen glücklichen Verhältnisses, das den leidenschaftlichen Priester erfreut hatte. Jahr und Tag saß er gefangen, endlich ward seine Auslieferung nach Rom bestimmt. Da hat er sich in der Nacht, während seine Wächter schliefen, erhängt. Es entstand sogleich der Zweifel, ob das möglich gewesen sei bei so sorgfältiger Bewachung, und Viele meinten, der Papst habe den Strick bezahlt. Drei Monate hat man ihn hängen lassen, bis die Entscheidung von Rom kam. Nach dieser wurde er in ein Faß verpicht und als Gebannter in den Rhein geworfen. Fast spurlos vergessen, bis Burckhardt, der Basler Geschichtsforscher, aus dem dortigen Archiv nähere Mittheilungen über ihn machte.*)

Bei den Mystikern war die Frömmigkeit des Herzens, die des Papstes, des Ablasses und der äußern Werke der Kirche nicht bedurfte, zufrieden damit, die eigne Seele zu retten und darum nicht zu kraftvollem Widerstand geneigt. Die Gottesfreunde im Elsaß bildeten einen mystischen Bund verwandter Seelen, Klosterleute und solche aus dem höhern Bürgerstand. Einer ihrer Meister war jener Niclaus von Basel, dessen Verhältniß zu Tauler wir unbestimmt lassen mußten [S. 473], und der mit zweien seiner Jünger in Vienne als Beghard verbrannt worden ist. Die Gottesfreunde hielten dafür, die Zeit sei gekommen für alle einfältigen Menschen, unter das Kreuz Christi zu fliehn und sich Gott unbedingt zu überlassen. Nicht selten kamen unter ihnen Visionen vor. Christine Ebner, eine Freundin Taulers, erzählt: Christus setze sich oft zu ihr, einmal habe er ihr geklagt, er sei ein armer Pilger: „Die Heiden kennen mich nicht, die Juden wollen mich nicht, und die Christen nehmen meiner nicht wahr.“ Zu diesen Gottesfreunden gehörte

*) J. Burckhardt, Erzb. A. von Krain. Basel 852.

Rulman Merswin [S. 474], ein ungelehrter Laie, der seiner Genossenschaft sein Haus in Straßburg gestiftet hat. Sein Buch „von den neun Felsen" ist allegorisch gemeint von den Hindernissen, den Höhen, die der Gläubige zu erklimmen hat, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Da die Gottesfreunde Mariendienst und Messe hochhielten, sind sie verschieden von den Winklern dieser Gegend, die mit Berufung auf Joh. 4, 21 Gottesdienst und Priesterthum gering, allen Bilderdienst für sündhaft achteten, auch Maria und die Heiligen nicht anriefen und dieserhalb 1400 aus Straßburg ausgewiesen wurden.

Gregor von Heimburg [† 1472] ist nicht unwürdig ein „bürgerlicher Luther" genannt worden. Er war ein Vorläufer der nationalen Seite der Reformation als Erhebung des germanischen Volksgeistes gegen das romanische Wesen, mit ehrlichem, energischem Haß gegen wälsche List und römischen Trug. Er stammte aus fränkischer Familie und ist 1430 zu Würzburg Doctor Juris geworden. Auf dem Basler Concil hat er wie Äneas Sylvius und ihm befreundet Schreiberdienste gethan, dann der Geschäftsführer zweier Kurfürsten. Als Syndicus von Nürnberg erscheint er als ehrenfester Vertreter deutschen Bürgerthums gegen Fürstengewalt. 1440 stand er an der Spitze einer drohenden Botschaft der Kurfürsten an den Papst wegen der Entsetzung der beiden Erzbischöfe von Cöln und Trier. Damals hat er seine admonitio an die deutschen Fürsten verfaßt: Der Papst reiche überall den Becher der Schande dar. Christus habe ihm nur geistliche Macht hinterlassen. Die Apostel sprachen: „Wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt." Sind aber die Päpste durch geschichtliche Verhältnisse Stellvertreter Christi geworden, so doch im schärfsten Widerspruch mit dem, dessen Stelle sie vertreten: „Christus hat das Reich der Erde von sich gewiesen, sein Vertreter strebt danach. Christus hat geleugnet weltliches Gericht zu besitzen, sein Stellvertreter nimmt das Recht den Kaiser zu urtheilen in Anspruch. Christus hat die uneinigen Juden und Heiden in ein Reich versammelt, sein Stellvertreter hat die einst einigen Deutschen oft in Aufruhr und Verwirrung versetzt." Heimburg hat Alles aufgeboten, um das deutsche Reich aus der unseligen klugen Neutralität zwischen Basel und dem Papste herauszureißen, doch hat er nur Fürsten siegreich vertheidigt, jene geistlichen Kurfürsten, dann auch Herzog Siegmund von Österreich gegen den Papst: als die sich aussöhnten, blieb er unter dem Bann mit seiner Appellation an ein allgemeines Concil. Äneas Sylvius ist als Papst gestorben, Heimburg arm und heimathlos, aber er konnte von sich sagen: der ich bin, bin ich immer gewesen. Merkel, ein frommer Jurist in Halle, hat im evangelischen Verein zu Berlin

sachlich, doch von kleinlichem, pietistischem Gesichtspunkt aus geltend gemacht:[a]) „Er hat für das vielberufne Gewissen sein Leben eingesetzt, aber durch sein Ende bezeugt, daß der Mann verflucht ist, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm; er wird nicht sehen den zukünftigen Trost." Als läge darin ein Fluch, seinem Gewissen treu für eine gute Sache ohne Sieg gekämpft zu haben und als stände Äneas Sylvius höher. Gründlicher und gerechter hat Clemens Brockhaus[b]) geurtheilt, dessen frühen Tod wir 1877 zu beklagen hatten.

Die Hierarchie war noch mächtiger durch die Mittel der Verführung als durch die Schrecken ihrer Gewalt. Noch hatte die legitime Herrschaft fast Alles, was reiche Geister bedürfen. Man sah es an Äneas Sylvius: die Hierarchie nahm ihm die Glorie des Kampfes für die neue Entwicklung der Geister und gab ihm dafür die dreifache Krone.

Einer der Übergetretnen war eine bedeutende Individualität, Nicolaus von Cusa, Chrypffs, Krebs, aus Kues bei Trier. In Padua studirte er Jurisprudenz. Nachdem er wegen eines Formfehlers einen Proceß verloren hatte, ist er zum geistlichen Stande übergetreten. In Basel ward er einer der Führer der reformatorischen Majorität. Im Sinne des Concils schrieb er sein Werk de concordantia catholica, das doch nicht im gewöhnlichen Sinne liberal ist. Es enthält schon seltsame Speculationen: Die Kirche ist das Abbild der Einheit Gottes in der Trinität, doch alle Gewalt, weltliche und geistliche, ruhend im Volke. Von der Schenkung Constantins hat er nichts in alten Schriften gefunden. Als das Concil zum zweiten Male sich gegen Eugen erhob, trennte er sich von der Majorität, seitdem der Hercules des Eugeniums, wie Äneas ihn spottend nannte, und als das Concil im vollen Aufstande gegen den Papst verharrte, verließ er es. Seine Schrift de docta ignorantia ist gerichtet gegen die Scholastik als gelehrte Dummheit, er selbst erklärt sich zur Wissenschaft des Nichtwissens, dem nur die mathematischen Sätze und die Dogmen der Kirche als gewiß erscheinen. Zur See auf dem Rückwege von Constanz ist ihm wie durch Erleuchtung sein philosophisches System aufgegangen: Gott wird erkannt, nicht durch den Verstand, aber durch intellectuelle Anschauung, als die höchste Einheit aller Gegensätze. Alle Gegensätze sind unwahr, denn Gott ist die Indifferenz derselben. Zu Grunde liegt dieser Anschauung das Principium coincidentiae oppositorum, jeder Gegensatz hebt sich selbst auf in höhrer Einheit, wie auch Hegel es ausgesprochen hat. Aber

a) J. Merkel, G. Heimb. u. Laz. Spengler. Brl. 856.
b) Cl. Brockhaus, G. v. Heimb. Lpz. 861.

Christus ist dieselbe Einheit wie Gott und ihr Abbild der Papst, als solches bedingt er die Kirche; doch ist seine in Christo gegründete Vollmacht zu unterscheiden von dem jedesmaligen Inhaber derselben. Etwas den Kirchengesetzen Widersprechendes unternehmend begibt er sich seiner Gewalt. Wider die Böhmen hat er eine wahrhaft freisinnige Auffassung der h. Schrift vertreten: die Kirche ist nicht auf den Buchstaben, sondern auf den Geist verwiesen. Christus hat nichts geschrieben. Der Buchstabe, den ein Tyrann vertilgen kann, gehört nicht zum Wesen der Kirche; der Geist ist's, der lebendig macht. Daher hat die Praxis der Kirche die h. Schrift zu einer Zeit so, zur andren anders erklärt. Viele Kirchenväter haben Jesu Worte: wer nicht Allem entsagt, kann mein Schüler nicht sein, als Gebot gefaßt. Das wurde unmöglich, als die große Menge in die Kirche eintrat. Wer jetzt noch diese Meinung verficht, ist ein Ketzer. Die Schrift folgt nach der Kirche, welche zuerst da ist, und das ausschließliche Recht der Erklärung besitzt.

Als Legat Nicolaus' V hat er den Ablaß des Jubeljahrs nach Deutschland gebracht, bescheiden auf einem Esel reitend und einen Kasten tragend, in den Jeder, was er wolle, zu frommen und nationalen Zwecken legen könne. Gänzliche Unordnungen hat er abzustellen versucht, so zerstört er einen Wallfahrtsort, wo ein Priester eine blutende Hostie gefunden haben wollte: es sei ein Rest des Heidenthums, für diese oder jene Dinge bestimmte Heilige anzurufen. Er hat den Koran widerlegt, aber dazu bemerkt: „Ich habe allen Fleiß darauf verwandt, auch im Koran das wahre Evangelium aufzuzeigen", denn den verschiednen Religionen liegt die eine, wahre zu Grunde. Der Papst hat ihm das Bisthum Brixen in Tirol geschenkt, dort hat er gewaltet mit harter Strenge. Wie er als Legat einen strafbaren Bischof hat ersäufen lassen, so hat er nun an 50 widerspänstige Bauern niederhauen lassen, obwohl sie auf den Knieen um Gnade flehten. Sein Streit mit Siegmund von Österreich als Grafen von Tirol ist entstanden, indem Cusa auf das alte Recht zurückging, nach welchem der Graf, ursprünglich nur Vogt des Bisthums, vom Bischof belehnt wurde. Herzog Siegmund hat ihn dann überfallen in seinem Schlosse Brunneck und ihm einen Vertrag abgenöthigt, den Pius II für ungültig erklärte mit der Behauptung: es handle sich nicht um einen andern Bischof, sondern um einen andern Grafen. Siegmund ward mit dem Bann, sein Land mit dem Interdict belegt. Damals hat Gregor von Heimburg die Sache des Herzogs vertheidigt mit dem Ruf nach einem allgemeinen Concil. Seine Schrift spricht von dem Cancer Cusanus wegen seiner rückgängigen Bewegungen, auch wohl mit Hinblick auf seinen Namen. Der Streit ist durch

Vergleich geschlichtet worden, den Cusa nicht erlebte. Auf den Höhen der Hierarchie hat er noch eine apokalyptische Schrift über das Ende der Zeiten verfaßt, darin er im Gefühl des Verderbens der Kirche ihren Untergang, aber auch ihre herrliche Auferstehung für das Jahr 1750 weißagte, nachdem alle Nachfolger Petri untergegangen sind. Es ist ungefähr das Anfangsjahr einer neuen Entwicklung im Protestantismus geworden.

Albert Krantz, Dechant an der Kathedrale zu Hamburg, galt als gelehrter Forscher in nordischen Geschichten. In seinem Defensorium ecclesiae gegen die Bettelmönche hat er geschrieben: „Wenn auch die Kirche nicht irren kann, muß man sie wegen ihrer zerrißnen Glieder, falls man da von Gliedern noch sprechen kann, vielmehr eine Dirne denn eine Jungfrau nennen." Wenige Tage vor seinem Tode erhielt er Luthers Thesen: „Du sprichst die Wahrheit, guter Bruder, aber du wirst nichts ausrichten. Geh wieder in deine Zelle und bete: Erbarme dich meiner, Allmächtiger." So mögen damals Tausende gedacht haben, und solche Hoffnungslosigkeit und matte Ergebung war vor Allem veranlaßt durch die vergeblichen Reformversuche der Kirche selbst auf den Concilien. Am nächsten sind der Verwirklichung zwei nationale Reformatoren gekommen, immer als die nächsten Vorläufer des Protestantismus, wenn auch sie noch im Banne der katholischen Kirche standen.

§ 169. John Wiclif.

In England war seit der Zeit Innocenz' III immer ein Gegensatz der Gewalten geblieben: die Päpste konnten der alten Macht über England nicht vergessen, der König konnte in jedem Streit für die nationale Unabhängigkeit auf das Parlament rechnen. Als das Papstthum französisch wurde, war vollends jede Neigung zu gehorchen geschwunden. Unter diesen nationalen Verhältnissen ist Wiclif aufgewachsen. Er hatte kein Märtyrerthum zu fürchten. Gelehrt in der Scholastik unter Bradwardinas Einfluß und in beiden Rechten, unterstützte Wiclif noch als untergeordnetes Glied von Oxford durch gelehrte Flugschriften die Universität gegen die Bettelmönche und die Regierung in ihrem Bestreben, sich von dem französischen Papstthum unabhängig zu machen. Als Professor der Theologie seit 1372 und hochangesehn als realistischer Philosoph war er unter den Abgeordneten, welche zu Brügge 1374—76 mit päpstlichen Commissaren über eine freie kirchliche Besetzung der Kirchenämter unterhandelten. Seitdem sprach er gegen die Unterdrückung

und Beraubung der Kirche durch das Papstthum, gegen die Willkür der Bannflüche, gegen Mönchthum, Fegfeuer, Ohrenbeichte, Ablaß, Heiligen- und Bilderdienst. Gregor XI hat ihn 1377 vorgeladen und 19 Klagepunkte, als welche nicht nur den Glauben, sondern jede Regierung gefährdeten, gegen ihn festzustellen geboten. Wiclif, durch die Gunst der Regierung und des hohen Adels beschützt, hat dieselben vor einer Untersuchungscommission nur milder gefaßt. Erst nach der Verurtheilung seiner Lehren durch den Papst ist er zu offner Opposition fortgeschritten: „Sie sagen, es sei ein Gewissenspunkt, daß der Papst das Haupt der Kirche sei, und was der immer thue, von Christus gethan sei: eine schlimmere Ketzerei hat der böse Feind nie erfunden.“ Der Klerus hat nur den armen, leidenden Christus zu vertreten, der Staat ist verpflichtet, überflüssige Güterlast der Kirche als aller Übel Wurzel zurückzunehmen. Die Kirchengüter sind Lehen Gottes, die durch Felonie verloren gehn. Die römische Kirche in ihrer Entartung ist Loslassung des Teufels, die Bettelmönche das Heer des Antichrists. Matth. 16, 19 geht den Papst nichts an, wenn er kein Petrus ist. In der Kirchenspaltung durch Doppelpäpste sah Wiclif das heranziehende Gericht: das Haupt des Antichristen sei schon zerspalten. Das neue Dogma von der Transsubstantiation ist ihm Ketzerei, mit Berengars Unterdrückung beginne die Zeit der Idololatrie. Er nahm an ein geistiges Sein Christi in der Hostie, wie etwa ein Gesicht in einem Spiegel sei, also nur eine gedachte, scheinbare Gegenwart. Als die Bischöfe zu London 1382 ihn verdammten, schwankten die Mauern der Kirche durch ein Erdbeben. Wiclif sah darin ein Gottesurtheil: das Concil hat Christo eine Häresis aufgebürdet, deßhalb schwankt die Erde wie zur Zeit der Passion. Eigenthümlich ist ihm diese feste Überzeugung der eignen Orthodoxie: bei den Gegnern ist die Häresie, er selbst ein Vasall Christi, der seines Herrn Sache verfechten muß.

Durch nationale Einrichtungen war er gegen Gewaltthat geschützt. Das Unterhaus verwarf den Beschluß der Londoner Synode, daß die Bischöfe einen Ketzer verhaften könnten. Als Professor war er zugleich Landpfarrer, hier in Lutterworth, wo man noch heute vielfach sein Andenken ehrt, hat er sein Hauptwerk, den Trialogus geschrieben, ein Gespräch zwischen drei Theologen: Aletheia, die Wahrheit; Pseudos, die verdorbne Kirche; Phronesis, das menschliche Sinnen der Scholastik. Der Styl ist rauh und schwerverständlich, nicht überall ist es ihm gelungen, zu bestimmtem Abschluß zu gelangen; er geht auf scholastische Subtilitäten ein und bricht doch plötzlich ab, indem sein praktischer Sinn widerstrebt. Seine Prädestinationslehre hat er von Bradwardina

erhalten und in reformatorischem Sinne verwendet: die göttliche Gnade wirkt alles gute Wollen und Thun, ungebunden an Priester und Sacrament. Die pantheistische Richtung seines Lehrers [S. 504] ist ihm nicht zum Bewußtsein gekommen.

Man hat ihn den Doctor Evangelicus genannt, allein auf die h. Schrift will er sich stellen. „Wenn es hundert Päpste gäbe und alle Bettelmönche Cardinäle würden, dürfte man ihrer Meinung in Glaubenssachen nicht anders einen Werth beilegen, als sofern sie sich auf die h. Schrift gründen." Alles Andre sei nur möglicherweise wahr. Die nothwendige Reformation der Kirche betrachtet er als etwas Künftiges. So heißt es im Trialogus [IV, 30]: „Ich setze voraus, daß einige Brüder, welche Gott der Gabe der Lehre würdigen wird, zur ursprünglichen Lehre Christi fromm zurückkehren und dann die Kirche erbaun werden, wie es Paulus gethan hat." Der Satz klingt wie eine Weißagung, die fratres sind Bettelmönche, und die Reformation wird bestehn in der Rückkehr zur ursprünglichen Kirche des Paulus.

Der Sprache mächtig hat sich Wiclif durch Übersetzung der h. Schrift aus der Vulgata, durch Predigten, Flugschriften und Aussendung armer Priester an's Volk gewandt, und hat zahlreiche Anhänger gefunden, auf welche der Name Lollharden [S. 459] übertragen wurde. Dennoch ist sein Unternehmen untergegangen: einerseits, weil es doch nur eine Sache der Gelehrten und Gebildeten blieb, als solche leicht zu unterdrücken, sobald die Regierung sich zu blutiger Verfolgung hinreißen ließ; andrerseits: eine Partei ergriff es allerdings, aber nur zur Vertilgung der Prälaten und des Adels. Dadurch gewann die Hierarchie den Adel, mit dem sie durch Glauben und Vortheil verbunden war. Zu Constanz wurde beschlossen, Wiclifs Leichnam ausgraben zu lassen und zu verbrennen, und auf Befehl Martins V ist dieser Beschluß 1427 vollzogen worden. Einen verfaulten Leichnam hat man gefunden, aber sein Geist hat als drohende Macht bereits ein Volk in die Geisterschlacht geführt, die Böhmen.

§ 170. Johannes Hus 1373—1415.

Johann Hus ist kein Anfänger gewesen und war dazu nicht angethan, er hat nur empfangne Anregungen treu und unerschütterlich durchgeführt. Diese Anregung war eine zweifache, zuerst eine vaterländische. Er hat sich an einige fromme Männer seines Volks angeschlossen: Conrad Waldhausen [† 1369] war Augustiner in Prag. Mit den Bettelmönchen verfeindet, denen er vorgeworfen hatte,

ihr Stand führe nicht zum Heile, ward er von ihnen beim Erzbischof angeklagt. Jan von Stekno, Professor in Prag, hat gepredigt gegen die Sittenverderbniß des Klerus. Milicz, Archidiakonus in Prag, dann aus Demuth Kirchner, wurde nach Rom gefordert, dort aber freigesprochen. Am bedeutendsten durch seine Schriften ward Janow [† 1394], Beichtvater Karls IV. Seine mystische, auf die h. Schrift gegründete Frömmigkeit ist voll reformatorischer Gedanken: die römische Kirche ist das buhlerische Weib, vom Antichrist besessen, mit Menschensatzungen überladen. Es gilt sie zu den apostolischen Satzungen, unmittelbar zum Gekreuzigten zurückzuführen, der den Zeitgenossen ein Todter geworden. Jeder Christ muß ein Priester sein. Zurückzuführen sind diese Gedanken wohl nicht auf waldensische Einwirkung, sie sind griechisch-slavischen Ursprungs. Janow veranlaßte den Kaufmann Kreuz in Prag, die Bethlehemscapelle zu gründen, Capelle, weil sie keine Parochialrechte besaß. Darin sollte in der Landessprache das wahre Christenthum gepredigt und so das gemeine Volk mit dem Brot des Lebens erquickt werden. In ihr, hat man gesagt, sei Christus dem czechischen Volke neugeboren worden. Hus hat als Prediger an dieser Capelle das czechische Element gegen das deutsche vertreten. Er war in Prag gebildet, humanistisch gebildet und beredt in der Sprache seines Volkes, auf die er gewirkt hat wie Luther auf die deutsche, in der h. Schrift, wie in den Werken Augustins und in den Märtyrergeschichten wohlbewandert, dabei der römischen Kirche ergeben und zu keiner Ketzerei geneigt. Im Rathe der Universität waren damals noch die vier Landsmannschaften vertreten: Polen, Sachsen, Baiern, Böhmen. Hus setzte den Umsturz dieses Rechtes durch, mehrere Tausend Studenten und Magister wanderten aus nach Leipzig, dadurch ist Hus in deutschen Landen verhaßt und der universelle Charakter von Prag auf immer zerstört worden.

Das zweite Veranlassende und Entscheidende für Hus war die Einwirkung Wiclifs. Als ein Student ihn einst wegen einer Schrift desselben befragte, war seine Antwort: er möge sie verbrennen oder in die Moldau werfen. Nun aber stellten zwei Wiclifiten zwei Reihen von Bildern auf, in denen das Leben Christi und der Apostel dem des Papstes und der Prälaten gegenübergestellt war, nach Art jener Bilderbibeln für das Volk. Als dann Hus Schriften Wiclifs zu lesen begann, sah er wohl, daß er nicht Alles annehmen könne, wie er denn von der Transsubstantiation stets katholisch gelehrt hat. Aber er erkannte in dem Engländer, wenn auch nicht den katholischen Kirchenlehrer, so doch den rechtschaffnen Mann und guten Christen: „Mag ich hinkommen, wo er ist", nämlich im Jenseits. Er beginnt zu predigen gegen die Laster des

Klerus, wie das Volk es gern hörte. Der Erzbischof Sbynko ging zu König Wenzel, sich darüber zu beklagen, der antwortete nur: „So lange Magister Hus wider uns Laien predigte, habt Ihr Euch darüber gefreut; jetzt ist die Reihe an Euch gekommen, so mögt Ihr's auch zufrieden sein." Hus sprach in seiner Predigt davon, ob es erlaubt sei die Sünden des Klerus öffentlich zu rügen, seine Heuchelei aufzudecken? Es scheine nicht erlaubt, weil der Engel der Bosheit, Lucifer, es nicht haben will; weil Mohammed bei Todesstrafe verboten hat sein Gesetz und seine Werke zu bestreiten; weil auch der Antichrist, der große Prälat, es nicht gestattet; weil Moses verbietet die Götter zu lästern, als welche doch die Kleriker für die Laien sein wollen; weil Rabanus Maurus versichert, wenn man die Hand eines Priesters im Schoße eines Weibes liegen sehe, müsse man voraussetzen, daß er sie segnen wolle, u. s. f. in bittrer Ironie. Sbynko gebot alle Schriften Wiclifs wegzunehmen; die Universität, seit Verdrängung der Deutschen entschieden für Hus, protestirte, dieser gab ein Buch heraus de libris haereticorum: man möge dieselben getrost lesen und sehn, ob Wahrheit darinnen sei; ein Ketzer sei nur, der gegen die h. Schrift lehre. Darauf ließ der Erzbischof gegen 200 Handschriften Wiclifitischer Werke verbrennen, aber ein Gassenlied brandmarkte ihn dafür als Einen, der Bücher verbrenne, ohne zu wissen was darin stehe. Die Eigenthümer forderten Ersatz, der König erkannte die Forderung an und ließ sie dem Erzbischof sammt seinen Domherrn an ihren Einkünften abziehn.

Johann XXIII schrieb einen Ablaß aus zu rein politischem Krieg. Hus predigte nicht gegen den Ablaß überhaupt, wohl aber gegen einen solchen zur Vergießung von Christenblut als gegen das Evangelium. Er hielt eine Disputation: ob es nach dem Gesetze Christi erlaubt und nützlich sei, daß die Gläubigen zur Ehre Gottes und zum Vortheile des Reichs der Bulle des Papstes zum Krieg wider den König von Neapel Beifall gäben? Stürmischer verfuhr eine Schar von Studenten unter dem gelehrten Ritter Hieronymus. Öfter hatten sie die Ablaßprediger unterbrochen, endlich einen gefangen und mit zwei Dirnen auf einen Wagen gesetzt. An ihre Brüste waren die Ablaßbullen geheftet, und voraus ging Einer der rief: „Es werden Bullen eines Volksbetrügers zum Scheiterhaufen gebracht." Als ein Tumult entstand, wurden drei Studenten eingezogen und durch Urtheil des Stadtraths hingerichtet. Sie wurden in der Bethlehemscapelle begraben und Hus feierte sie als Märtyrer. Er war immer unzufriedner geworden mit der Kirche wie sie war, gegenüber ihrer Idee. In diesem Sinn ist sein Tractatus de Ecclesia verfaßt, doch darin noch katholisch, daß auch

seine Kirche ihm als etwas durchaus Äußerliches erscheint: sie wird gebildet durch die zum Heil Prädestinirten, die erkennbar sind nicht durch irgend eine Würde oder Amtszeichen, sondern durch Frömmigkeit und gute Werke. Sie sind von Ewigkeit her zum Heil bestimmt und durch Gott befreit von Papstes Gewalt und Bann um schweren Preis. Nahe lag da der Schluß, daß Papst und Bischöfe gar nicht zur Kirche gehören, nur das rechtschaffne Leben mache den Priester zum Priester. Nahe lag auch die Folgerung und zuweilen klingt auch Husens Rede so, als denke er alle Wirksamkeit des geistlichen Amts durch subjective Würdigkeit bedingt. Dagegen hat er den Vorwurf als falsch bezeichnet, daß er lehre, ein in Todsünde gefallner Priester könne den Leib Christi nicht bereiten. Jedenfalls hat er erkannt: alle Schriften der Heiligen und alle Bullen der Päpste seien nur glaubwürdig, wiefern sie sich auf die h. Schrift gründen.

Gegen die hierarchische Autorität hat er das rationalistische Princip aufgestellt: „Warum sollte ich mein eignes Denken nicht den Aussprüchen des Papstes vorziehn?“ Vom Papste, der nach des Erzbischofs Anzeige ihn gebannt hat als den Antichrist, berief er sich auf Christus und das allgemeine Concilium. Allerdings, er hatte gegen das Princip des Katholicismus manchen Satz aufgestellt, doch noch kein anerkanntes Dogma der Kirche verworfen. Er war nicht so weit wie Wiclif gegangen und nicht so stürmisch verfahren. Der päpstliche Inquisitor in Böhmen hat ihm ein Zeugniß seiner Rechtgläubigkeit ausgestellt, er konnte Gerechtigkeit und Anerkennung hoffen. So war die Vorladung nach Constanz in seinem eignen Sinn. Er hat versichert, er werde vor dem Concil gegen die Laster der Geistlichkeit predigen, und hat diese Rede schon aufgesetzt, doch nicht gehalten.

Hier nun tritt die andre Seite des Concils uns entgegen. Am 2. November 1414, als Hus in Constanz ankam, war Kaiser Siegmund noch nicht zugegen. Johann XXIII, wegen seiner Sicherheit angegangen, erklärte: „Er soll sicher sein und wenn er meinen Bruder ermordet hätte.“ Die Gleichgültigkeit des Papstes in Religionssachen mag an solchem Ausspruch ihren Theil gehabt haben. Die Verhaftung erfolgte auf Befehl des Concils, weil er gegen das Verbot des Bischofs Messe las und predigen wollte. Er setzte dem entgegen: auch die Apostel hätten sich um das Verbot des Synedriums nicht bekümmert. In den historisch-politischen Blättern*) ist die katholische Behauptung wiederholt worden: die hergebrachte Vorstellung vom kaiserlichen Geleitsbruch sei ein Irr-

*) Jahrg. 1839, Bd. IV. Heft 7.

thum, sei protestantische Verleumdung. Der sogenannte Geleitsbrief sei nur ein gewöhnlicher Reisepaß gewesen, darin sichre Rückkehr verheißen wurde, wenn er schuldlos erfunden wurde. Der Kaiser habe kein Recht gehabt dem Urtheil der Synode vorzugreifen. Und wenn's selbst ein Geleitsbrief gewesen wäre, so sei darin keine Sicherheit für den Fall der Verurtheilung versprochen gewesen; denn dadurch würde das Verbrechen für straflos erklärt. Auch habe die Synode nie behauptet, daß einem Ketzer nicht Treue zu halten sei. In dieser ultramontanen Stimme ist Wahres und Falsches gemischt in sophistischer Weise: 1) Hus hat den Geleitsbrief erst unterwegs in Nürnberg erhalten, er war ohne denselben abgereist und hat kein entscheidendes Gewicht darauf gelegt. 2) Die Synode hat nicht erklärt, wie protestantische Kirchenhistoriker, auch noch Gieseler behaupteten, daß einem Ketzer nicht Treue zu halten sei, sondern daß der Kaiser ihm das Geleit nicht halten könne, weil kaiserliche Gewalt nicht schütze vor dem Gericht der Kirche. Aber schon darin liegt die Anerkennung, daß der Kaiser ihm den salvus conductus ertheilte. 3) Reisepässe werden von der Polizei ausgestellt, dergleichen ist dem Mittelalter unbekannt. Aber ein salvus conductus nach mittelalterlichem Recht sicherte auch für den Fall der Verurtheilung die Rückkehr des Angeklagten in seinen Ort und Gewahrsam. Dadurch ward nicht das Verbrechen straflos, nur für Den, der noch nicht in der Gewalt des Gerichts sich befand, war Gelegenheit gegeben, seinen Proceß persönlich zu führen, mit der Sicherheit in seinen frühern Zustand zurückzukommen, aber als unschuldig oder schuldig erklärt; dann folgte ihm Acht und Bann. Der Geleitsbrief, wie er sich findet in der großen Actensammlung von Hardt, hat nicht streng die Form eines salvus conductus für einen Angeklagten, er enthält aber mehr als das, einen durch König Wenzel bei seinem Bruder, dem Kaiser, erlangten Empfehlungsbrief an alle geistliche und weltliche Obrigkeit zum freien Durchzug und zu Unterstützung aller Art: „Ohne alles und jedes Hinderniß sollt ihr ihn in eurem Lande durchziehn oder dort sich aufhalten lassen und ihm freie Rückkehr in die Heimath gestatten." Dadurch war vor Allem der Kaiser selbst verpflichtet, für seine freie Rückkehr zu sorgen. 4) Was die rechtliche Bedeutung betrifft: das Concil konnte Hus als Ketzer und todeswürdig erklären, aber der Kaiser, der die weltliche Polizei in Constanz übte, durfte seine Macht nicht hergeben zur Gefangenschaft und Hinrichtung. Das hat der Kaiser selbst anerkannt: gegen die Böhmen hat er sich entschuldigt, er habe die Thüren des Gefängnisses erbrechen lassen wollen, aber die Synode hätte sich dann aufgelöst.

In Wahrheit war er anfangs, als er ankam, erzürnt, daß man gewagt habe Hus zu verhaften. Er wollte die Freimachung. Dann ist er verbittert worden, als im Verhör vor dem Concil in der Ausführung eines Lieblingsthemas, daß durch kein äußres Zeichen und Würde Jemand wahrhaft zum Priester werde, Hus auch sagte: „Wer in Todsünde verfallen ist, ist vor Gott nicht wahrhaft König." Damals rief ihm der Kaiser zu: „O Hus, kein Mensch ist ohne Verbrechen!" und zum Burggrafen von Nürnberg gewendet, meinte er: „In der ganzen Christenheit war je kein größrer Ketzer." Hus hat nicht gesagt, daß einem solchen König oder Papst oder Bischof nicht zu gehorchen sei, doch für die Entsetzung eines unwürdigen Papstes berief er sich auf das, was das Concil soeben selbst vollzogen hatte durch die Entsetzung Johanns XXIII. Der Kaiser hat Hus geopfert, wie er meinte, dem Gemeinbesten, aber auch seinem Groll. Er hat das Geleit gebrochen. Wir können diese Schmach von der Majestät deutschen Kaiserthums nicht wegnehmen, sie ist auch lange anerkannte Sache gewesen, auch bevor es Protestanten gab. Als Karl V in Worms zugeredet wurde, Luther die Treue zu brechen, sprach er: „Ich will nicht erröthen wie Siegismund."

Erst am 7. Juni 1415 ist Hus über bestimmte Anklagepunkte durch den böhmischen Priester Michael de Causis verhört worden. Diese Lehren und Meinungen werden ihm vorgeworfen: 1) Nach der Segnung beim Mahle des Herrn bleibe das Brot Brot [materialis]. Das hat er verneint. 2) Er habe Wiclifs Lehren angenommen. „Nicht alle", nicht die, daß der Zehnte ein bloßes Almosen sei, auch nicht daß ein Priester in Todsünde nur unkräftig weihen oder taufen könne. 3) Er habe gewünscht, daß seine Seele dahin komme, wo Wiclif sei. Das hat er mit freudigem Ja beantwortet trotz allgemeinen Gelächters. 4) Er habe dem Volke gerathen, die seiner Lehre widerstehn würden, mit dem Schwerte auszurotten wie Moses. „Mit dem Schwerte des Geistes, dem Harnisch der Gerechtigkeit." 5) Aus seiner Lehre seien Scandale, Zwiespalt, Verfolgung des Klerus, Zerrüttung der Universität entstanden. Allerdings, doch nicht durch seine Schuld. 6) Er habe geäußert, wenn er nicht freiwillig gekommen wäre, weder Kaiser noch König hätten ihn nach Constanz gebracht. Antwort: Ja; denn Adel und Volk stehn zu mir.

Daraufhin war eine Verdammung nicht möglich. Folgenden Tags wurden ihm weitre Artikel, meist durch Gerson aus seiner Schrift de ecclesia ausgezogen, vorgelegt: 1) Die Kirche besteht nur aus Prädestinirten, und durch keine menschliche Würde noch Zeichen kann man ein

Glied derselben werden. 2) Christus nicht Petrus ist ihr Haupt. 3) Wenn der Statthalter Christi anders lehrt als Christus, ist er der Vorbote des Antichrist, der Stellvertreter des Judas Ischarioth. 4) Seine Würde hat der Papst von der Kirche, Ehre und Besitz vom Kaiser. 5) Die Cardinäle sind nicht Nachfolger der Apostel, wo sie nicht leben wie diese. 6) Ketzer sind nicht ohne Belehrung zu strafen. 7) Ein rechtschaffner Christ braucht sich nicht zu scheuen vor ungerechtem Bann. 8) Ein Interdict über Stadt oder Volk ist immer unchristlich. 9) Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Kirche eines Oberhaupts bedarf; wie einst durch die Apostel, ist sie jetzt durch treue Priester wohl zu verwalten. 10) Nicht alle für ketzerisch erklärten Behauptungen Wiclifs sind Ketzereien. Dies Alles mochte Hus leicht zugestehn und für das Meiste konnte er sich auf Gerson berufen. Immer blieb der Verdacht auf ihm, er sei Wiclifit, auch seine der Kirche fremde, wenn schon augustinische Behauptung von den Prädestinirten, in der neuen Wendung, daß die Andren gar nicht zur Kirche gehören.

Die Majorität des Concils wollte nicht seinen Untergang, hielt aber für nöthig, daß er sich dem Concil unbedingt unterwerfen und widerrufen, was es zu widerrufen ihm auferlegen werde. In diesem Sinn ist er auch von Wohlgesinnten im Kerker bearbeitet worden. Er aber wollte einerseits nicht widerrufen, was ihm fälschlich Schuld gegeben war, andrerseits könne er nur das widerrufen, was als falsch ihm aus der Schrift erwiesen werde. Seine Landsleute haben sich an ihn gewandt: er möge doch die Schande eines Widerrufs nicht scheuen. Er antwortete: „Vor der Schande fürchte ich mich nicht, da weit größre Schande ist verbrannt zu werden als abzuschwören. Wie aber soll ich abschwören, da ich mir keines Irrthums bewußt bin?" Er weinte und seine Landsleute weinten. Im Traume sah er seine Bethlehemscapelle, das Bild Christi vom Papste verwischt. In Briefen nach der Heimath spricht er bitter über das Concil und die Mitschuld der Prälaten an den schmachvollen Werken des Papstes, des Hauptes, das sie nun selbst verdammt. „Sie werden nach dem Concil aus einander flattern wie Schmetterlinge und ihre Beschlüsse werden sein wie Spinngewebe." Im Angesichte seines Ausgangs sprach er: „Fürchte den Tod nicht, wenn du mit Christo leben willst." Durch den ungesunden Kerker erkrankt: „Mir ist wohl, wie ich mit Christo hoffe und noch wohler wird mir sein, wenn ich Gottes Gebot erfüllt habe bis an's Ende." Im Wechsel seiner Stimmungen begleitet ihn doch die sich gleich bleibende Frömmigkeit: „Bald tröstet, bald betrübt mich Gott, aber ich hoffe, daß er immer mit mir ist."

Sein Geschick, dieses entsetzliche Todesgeschick war bereits entschieden, als er am 6. Juli wieder vor dem Concil in der Domkirche erschien. Keine Verantwortung, kein Anwalt wurde gestattet. Er sprach: „So sei Jesus Christus mein Anwalt." Er fiel auf die Kniee und empfahl seine Sache Gott dem alleinigen Richter. Neue Artikel wurden verlesen, durch blinde Eiferer aufgestellt, nur kurze Zwischenworte waren möglich. Nächst dem bleibenden Brot im Abendmahl erschien als Hauptvorwurf, daß er vier Personen in der Gottheit lehre, vielleicht war irgend eine realistische Auffassung verdreht worden. Er bekannte sich zum dreieinigen Gott. Auch das half ihm nicht: er habe an Gott appellirt. „O Herr Jesus, dein Concil verdammt dich selbst, weil du von deinen Feinden unterdrückt, selber deine Sache Gott anheimstelltest." Er erkenne kein geistlich Gericht über sich. „Bin ich doch hierhergekommen mich zu verantworten, unter des Kaisers sichrem Geleite." Dabei blickte er starr auf Siegmund und die Majestät soll unter diesem Blick erröthet sein! Noch einmal wurden ihm die Priestergewande angelegt, und ihm dann vor dem Altar unter den üblichen düstern Verwünschungsformeln ein Stück nach dem andern abgenommen. Dann ward ihm eine pyramidale Mütze mit Flämmchen und Teufeln bemalt aufgesetzt, und die Inschrift: hic est haeresiarcha wies auf jenen kaiserlichen Ausspruch. Hus hatte nur die Worte: „Mein Herr Jesus Christus hat für mich Armen eine viel härtere, drückendere Dornenkrone schuldlos zu seinem allerschmählichsten Tode getragen; darum will ich armer sündiger Mensch diese viel leichtere, wenn auch lästernde Krone demüthig tragen um seines Namens und seiner Wahrheit willen." „Wir übergeben deine Seele dem Teufel" — „und ich befehle sie dem gnädigen Herrn Jesu Christo."

Hinausgeführt sah er auf dem Kirchhof seine Bücher verbrennen und lächelte. Als er auf dem Scheiterhaufen an einen Pfahl gefesselt wurde, rief der Reichsmarschall von Pappenheim: er möge doch das Leben retten und widerrufen. „Gott ist mein Zeuge, daß ich fälschlich angeschuldigt werde; das Hauptstück meiner Predigten und meiner Schriften war, die Menschen von der Sünde abzuziehn. Auf diese Wahrheit des Evangeliums, die ich gepredigt und geschrieben habe, nach der Auslegung der heiligen Kirchenväter, will ich heut fröhlich sterben." Als die Flammen von unten aufzüngelten und ihn umhüllten, hörte man ihn noch den Namen Jesu ausrufen. Seine Asche ist in den Rhein geworfen worden. Eine Volkssage erzählt, Hus habe verkündet: „Heut bratet ihr eine Gans, aus meiner Asche wird in 100 Jahren ein Schwan erstehn, den werdet ihr ungebraten lassen." Luther gedenkt dieser Rede des Sterbenden. Die Sage hat sich an die Bedeutung seines

Namens Hus angeschlossen, husa die Gans. König Wenzel hat einmal von ihm gesagt: das ist eine Gans, die goldne Eier legt. Wahrscheinlich ist nur der allgemeine Gedanke mit irgendwie ähnlichem Inhalt geschichtlich. In einem Briefe nach Prag schreibt Hus: „Sie haben eine schwache Gans gefangen, höher steigende Vögel werden kommen und ihre Nachstellungen durchbrechen. Ihnen geschieht wie den jüdischen Priestern: sie haben die Wahrheit in den Tod gegeben, sie ist auferstanden und hat Alle besiegt." Darin liegt das Siegesvertraun auf seine Sache und die Hoffnung auf ein größres Werkzeug. Nahe der Stätte seines Todes ist zu unsern Lebzeiten eine evangelische Kirche erbaut worden.

Die Rauchsäule, die von seinem Scheiterhaufen aufstieg, warf einen düstern Schatten auf das Concil. Es entsteht uns die Frage: wodurch ist dieses Concil, das drei Päpste entsetzt hat, veranlaßt worden, einen Heerführer der Reformation zu verbrennen? Sein Geschick lag in der Stellung der Parteien begründet. Die Absicht der hierarchischen Partei war durch Verbrennung eines Geistesverwandten die Gegner zu schrecken. Der Kaiser und die liberale Partei haben ihn geopfert, um dem Verdacht der Mitschuld an einer Ketzerei zu entgehn. Man konnte damals Vieles wagen, nur nicht den Makel am Glauben. Der Verdacht, daß er ein Wiclifit sei, lastete auf Hus; dazu: seine Kirche, als nur aus den zum Heil Prädestinirten bestehend, hat etwas Auflösendes gegen die wirkliche Kirche. Hus scheiterte am Princip des Katholicismus, welcher im Concil verkörpert ihm entgegentrat, dem seine Überzeugung zu unterwerfen er sich geweigert hat. Dazu kam der Groll der Nominalisten und der Deutschen. Manche von jenen Magistern und Studenten, die 1409 nach Leipzig wanderten, mochten schon unter seinen Richtern sitzen. Doch kam die Majorität des Concils durch diese Hinrichtung in Widerspruch mit sich selbst, dieser Justizmord liegt wie ein Fluch auf dem Concil, das mit so großen Hoffnungen anhob, und es hat sich erfüllt, was Hus weißagte: sie sind aus einander geflattert, und ihre Beschlüsse sind zerstoben wie Spinneweben.

Unsre Zeit, die nichts unbedingt verehrt, hat auch eine protestantische Anklage gegen Hus und seine Genossen erhoben. Leo, der Hallenser, der einst nicht ohne Einfluß war, urtheilte: es war kein allgemeines, hohes Interesse des Geistes, wie später in Deutschland, bei diesem slavischen Gelehrten, nur Schärfe des Verstandes, nicht Tiefe der Speculation zeichne diese religiösen Querköpfe aus. Der Tod für seine Überzeugung ist das Geringste, wenn die Bedeutung des ganzen Lebens daran hängt. Das Hohe ist, auf persönliche Auszeichnung ver-

zichten und sich zur Erreichung des Allgemeinen den Bessern seiner Zeit anschließen. Dies habe Hus nicht gethan, ungeachtet sich das Concil in dem, was wirklich die Hauptsache war, unendlich kräftiger aussprach als er selbst. Dagegen: was hat denn Constanz vollbracht, das wirklich werth gewesen wäre, sich dem anschließend seinen Charakter zu opfern? Auch stand nicht bei Hus sich anzuschließen, sondern nur sich unbedingt zu unterwerfen. Er hat sich nicht vorgedrängt, nur als Beklagter, in Ketten ist er vor dem Concil erschienen.

Wie sittlich ängstigend ein Widerruf wirkt, zeigt uns das Beispiel des Hieronymus von Prag, des gelehrten Ritters, der auch freiwillig nach Constanz gekommen war, ein heftiger, schwankender Charakter. Nach seinem Widerruf ward er im Kerker festgehalten, da liegt das Andenken von Hus schwer auf ihm. Er gewinnt den Muth zu neuem Bekenntniß. Unter geistlichen Siegesliedern ist er zum Scheiterhaufen gegangen [30. Mai 1416]. Wie ein Bauer Holz hinzuträgt, ruft er: „O du heilige Einfalt, wer dich betrügt, hat deß tausendfache Sünde." Poggius, der Humanist, der's mit angesehn hat, berichtet: Kein Stoiker hat je den Tod so standhaft erduldet; als wenn er sich danach gesehnt hätte, ist er gestorben, ein vortrefflicher Mann, wenn man seinen Glauben ausnimmt.

Es ist auch groß zu sterben, wenn Rettung nicht ohne Schmach und Zweideutigkeit möglich ist. Ein gewandter Mann und der's mit Worten nicht allzu genau nahm, hätte sich retten können, nicht ein streng gewissenhafter. Und so muß ich urtheilen: Hus hat ein Recht gehabt zu sterben. Durch die Geschichte geht ein Blut- und Opfergesetz. Die großen Umwandlungen im Leben der Völker vollziehn sich fast nie ohne Opfer und Märtyrerthum. Solch ein großes Opferfest für die Reformation der Kirche ist die Geschichte des Hussitenthums. Und doch, eben durch Hus, als Folge des Verfahrens gegen ihn, ist die große Sache einer Reformation der Kirche auf lange hin zu einer beschränkten czechischen Nationalunternehmung geworden.

§ 171. Die Hussiten.

Die nächste Folge der Rauchwolke, die über Constanz aufstieg, war unter den Böhmen dunkler Grimm und fester Glaube an die Predigt des Ermordeten. Erst nach vier Jahren, als König Wenzel gestorben war und sein Bruder, der Kaiser, ihm in der Regierung folgte, kam es zum Ausbruch. Die Stände verweigerten einem wortbrüchigen Fürsten zu huldigen, der Adel bemächtigte sich der reichen Kirchengüter, der

slavische Volksgeist war in seinen Tiefen aufgeregt. Gründe des Aufstands waren vornehmlich: die Macht und Wahrheit der hussitischen Predigt gegen das verdorbne Papstthum; die Reaction des Czechenthums gegen die germanische Herrschaft, zugleich als Blutrache gegen das Gebiet der deutschen Bischöfe, welche für den Tod des Hus gestimmt hatten; dazu, die Grundstücke der Bauern waren mit Zinsen, mit Zehnten und mit persönlichen Frohnden überladen.

Der Anfang geschah in Prag durch das Auseinandertreiben einer katholischen Procession, einige Rathsherren wurden aus den Fenstern des Schlosses hinausgeworfen. Ein jugendliches, noch halbbarbarisches, religiös aufgeregtes Volk im Aufruhr gegen Papst und Kaiser als mit Mord und Eidbruch befleckt, gründete eine theokratische Republik und stürzte sich in einen furchtbaren Religionskrieg. Zur czechischen Predigt, als aus der Bethlehemscapelle hervorgegangen, kam für das Volk der Kelch, eine bloße Äußerlichkeit, aber der Aufstand erhielt dadurch eine Standarte, um die sich Alles scharte. Auch lag darin der Gedanke an ein allgemeines Priesterthum ausgesprochen. Lessing, der Maler, hat in einem berühmten Bilde das Hussitenthum gemalt: im Vordergrunde ein fanatischer Priester, in der einen Hand ein Schwert, in der andren den Kelch, um ihn das hussitische Volk in mancherlei Stellung und Stimmung, im Hintergrunde eine brennende Kirche. Zum Kelche für die Gemeinde kam, um die Kirche der Prädestinirten zu verwirklichen, eine furchtbar strenge Kirchenzucht: Wer eine Todsünde begeht, soll mit dem Tode bestraft werden, aber zu den Todsünden ward Fressen, Saufen, Unkeuschheit, Lügen, Meineid, Wucher u. A. gerechnet, und die Todesstrafe soll vollzogen werden durch die Gemeinde. Einzelne nahmen sogar das Recht der Vollziehung in Anspruch. Im innern und äußern Kriege kamen Fanatiker empor, doch bald in bestimmter Abgrenzung. Die Eifrigsten kamen in einem Feldlager zusammen in der Nähe von Prag auf einem Berge, den sie den Tabor nannten und sich danach Taboriten. Alle Studien außerhalb der Schrift erklärten sie für Sünde, Gott wolle die Welt verderben, nur die Gerechten in fünf Städten übrig lassen, und sie als Racheengel seien bestimmt das Gebot der Vernichtung zu vollstrecken; Christi Wiederkunft stehe nahe bevor. Sie wollten sie nicht bekehren und nicht erobern, nur verwüsten und tödten. In Alfred Meißners Ziska heißt es:

Der Kelch für Alle! Dieses Donnerwort
Es trat von hier aus in die Weltgeschichte,
Die Welt erschrak vor dem gewalt'gen Schalle!
Nicht nur der Kelch mit Christi heil'gem Blut,
Der Kelch des Lichts und Lebens sei für Alle!

Das ist schön gedichtet, aber nicht geschichtlich. Auch die Calixtiner, die mildere Partei, denen als Hauptsache galt das Abendmahl in beiderlei Gestalt, daher auch Utraquisten genannt, gingen nicht darauf aus zu bekehren und zu belehren. Auch sie blieben national abgeschlossen. Nachdem sie im Innern gesiegt hatten, haben beide Parteien nach außen nur einen czechischen Rachekrieg geführt.

Die Schreckniſse des Hussitenkriegs leben noch jetzt in Sage und Erinnerung unseres Volkes fort. Selten war wohl eine so milde Lösung, wie sie nach der Sage vor Naumburg geschehn ist: Procop rückte mit seinen Taboriten im Jahre 1432 vor die Stadt; er drohte sie einzuäschern. Die Bürger sandten die Kinder hinaus, um das Herz des alten Mönchskriegers zu rühren. Der ward auch wirklich bewegt, gab den Kleinen Semmel und Kirschen, ließ ihnen zum Tanz aufspielen und den Bürgern entbieten: er werde kein Huhn mitnehmen. Das Andenken dieses Ereignisses, wir haben dafür nur die eine Urkunde: das Kinder- und Kirschfest, welches jährlich zu Naumburg gefeiert wird.

Vor Procop hat Ziska die Taboriten geführt, wie er sich nennt: Hauptmann der Taboriten in der Hoffnung Gottes. Er war einäugig, das andre Auge hatte er in der Schlacht durch einen Pfeil verloren und wußte sich mit Jes. 42, 16 über den Verlust zu trösten: „Die Blinden will ich auf den Weg leiten, den sie nicht wissen, ich will Finsterniß vor ihnen her zum Lichte machen. Solches will ich thun und sie nicht verlassen.“ Es zeigt nur, was man diesen Fanatikern zutraute, wenn die Sage erzählt: nach Ziskas Tode sei seinem Willen gemäß seine Haut auf eine Trommel gespannt worden, um noch in dumpfen Tönen den Schlachtruf des Helden zu verkünden.

Das Concil von Basel war auch deßhalb versammelt, um Frieden mit den Hussiten zu stiften. Es suchte den Ruhm des Friedens, wie es Sinn hatte für liberale Reformen. Namentlich hat es den Taboriten einen Geleitsbrief ausgestellt, daß sie frei ihren Gottesdienst in Basel halten möchten, wenn sie zum Concil kämen, und daß gegen ihre Artikel nicht geprediget werden dürfe. Ihrer 300 sind in die Stadt eingezogen. Äneas Sylvius schildert ihre furchtbaren Gestalten, vor Allem den Procop, der einst Mönch war, wie die Mütter ihn den Kindern zeigten: „Der ist es, der so oft die Heere der Gläubigen in die Flucht geschlagen, der so viele Städte verheert, so viele Tausend Menschen umgebracht hat.“ Anfangs wollten sie das Recht haben mit den Vätern zusammen auf dem Concil zu beschließen, und nicht leicht war die Verständigung mit Kriegern, welche in halb verstandnen Buchstaben der h. Schrift ihr Heil sahen. Cardinal Julian sagte: „Ich habe gehört, was christlichen

Ohren anstößig ist: Ihr sagt, alle Bettelmönche seien Erfindung des Teufels." Procop antwortete: „Und das in Wahrheit. Denn da weder Moses noch die Patriarchen noch die Propheten noch Christus noch die Apostel die Bettelmönche gestiftet haben, so müssen sie ja eine Erfindung des Teufels sein."

Die Taboriten sind unverrichteter Sache wieder abgezogen. Das Concil, dem so viel am Frieden gelegen war, schickte selbst Gesandte nach Prag. Diese haben mit den Calixtinern die sogenannten Compactaten abgeschlossen, in denen der Kelch dem Volke zugestanden wurde. In den Motiven heißt es: zwar habe die Kirche aus guten Gründen der Gemeinde den Kelch entzogen, aber das Concil vergönne ihn wieder aus guten Gründen. Nur sollen sie einräumen, daß auch sub una der ganze Christus vertheilt und genossen würde. Der Wortführer der Utraquisten Rokyzana wurde anerkannt als Erzbischof von Prag. So erlangte die katholische Kirche den Frieden wieder, und die Kraft der Hussiten wurde gebrochen in innrem Streite. Die Taboriten und was seit Ziskas Tode als getrennte Partei sich „Waisen" nannte wurden in der Schlacht bei Prag, am 30. Mai 1434, bezwungen, in der ihrer an 12000 geblieben sein sollen, unter ihnen Procop. Auf dem Tabor hat sich ein kleiner Haufe erhalten, Äneas Sylvius ist als Legat zu ihnen gekommen. Einer, ein großer fetter Mann, sprach zu ihm von des Papstes und der Cardinäle Üppigkeit. Da legte Äneas, der dürre schwächliche Italiener, lächelnd die Hand auf den Bauch des Taboriten: „Ich sehe wohl, daß du deinen Leib mit Fasten gewaltig kasteist."

Zwei Jahre nach der Prager Schlacht unterwarf sich Böhmen dem Kaiser durch den Vertrag von Iglau, der die religiöse und politische Freiheit verbürgte. Der Vertrag wurde zu Gunsten der Katholischen, die nach Zersprengung der Taboriten den Calixtinern an Macht gleichkamen, mannigfach verletzt, nach Siegmunds Tode, als die Nation ihr Wahlrecht übte, kamen Thronstreitigkeiten hinzu und der Bürgerkrieg wurde unentschieden fortgeführt, bis Georg Podébra, der Führer des utraquistischen Adelsbundes, König wurde [1458]. Er hat in langer, glücklicher Regierung zum erstenmal die Art des neuen Staates verwirklicht, indem er Utraquisten und Katholiken als gleichberechtigt schützte. Das war um so mehr Bedürfniß, als die Beiländer, welche Böhmen hatte: Lausitz, Schlesien, Mähren fast ganz katholisch waren. Der Papst hat zuletzt gewagt, über den Ketzer Podébra den Bann zu sprechen. Er hat den Adel gegen ihn aufgeregt, und in diesem Streite ist der böhmische König untergegangen.

Die Utraquisten haben seitdem noch manches Hussitische festgehalten,

so ihre alten Kirchenlieder in der Volkssprache; sie verwarfen Heiligenbilder, Fegfeuer, auch die Gebete für die Todten. Doch grade in dem langen Friedensstande erstarrte das Reformatorische. Der junge Protestantismus, in einige Artikel gebannt und ohne fortschreitende Bewegung, verlor sich selbst. Die römische Priesterschaft hielt sich an die Prager Übereinkunft nur widerwillig und verletzte sie, wo sie konnte. So galten zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Hussiten als ihrer selbst vergessen. Doch erkannten sie an der Wittenberger Reformation sofort das Verwandte. 1520 schreibt Luther: es sei dort immer ein Mummeln von Johann Hus geblieben. Untergegangen ist das Hussitenthum erst in den Blutströmen des dreißigjährigen Kriegs, und das nationale Andenken an Hus schläft wohl auch jetzt noch unter leichter Decke. Noch immer schneidet der Bauer in die Thürpfoste ein H, selbst wenn er nicht weiß, was dies glückverheißende Zeichen bedeutet, und wahrscheinlich wird dereinst die nationale und religiöse Erhebung Böhmens sich anschließen an das Andenken der hussitischen Bewegung.

Ein Überrest des Evangelischen und Innigen aus dem hussitischen Volkskampfe stellt sich uns dar in der stillen Secte der böhmischen und mährischen Brüder; schon Luther hat sie mit Vorliebe betrachtet und durch Herrnhut haben sie ein neues Interesse erlangt. Mißmuthig über die Zugeständnisse, die den Katholiken gemacht wurden und über das Schwinden des evangelischen Geistes, that sich zur Wiederbringung apostolischen Christenthums seit 1450 eine kleine Schar zusammen, vornehmlich Überreste der Taboriten, durch die Noth geläutert. An die Ostgrenze verwiesen, verbreiteten sie sich unter schweren Verfolgungen in Böhmen, Mähren und Polen, gegen Ende des 15. Jahrhunderts an 400 Gemeinden, ließen ihre ersten Bischöfe von Waldenserbischöfen weihen und nahmen Überreste der Waldenser nebst andern stillen Frommen in sich auf. Das Gebot der Liebe sollte jedes andre Gesetz ersetzen und alle Ungleichheit von Stand und Vermögen aufheben. Arm, bibelfest und friedfertig, in einer Stufenfolge von Anfängern, Fortschreitenden und Vollkommenen, verwarfen sie die Heiligen und Prälaten der katholischen Kirche, lehrten eine mystische Vereinigung des Körpers Christi mit Brot und Wein, wollten nicht die alleinseligmachende Kirche, nur Glieder derselben sein, und bewahrten durch eine Kirchenzucht im Geiste der ersten Jahrhunderte ein sittlich strenges, inniges, frommes und beschränktes Leben.

§ 172. Gelehrte Vorläufer der Reformation in Deutschland.

Was durch Luther zur welthistorischen That geworden ist, war in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bereits als Einsicht wenigstens in einigen Theologen vorhanden. Ullmann hat in den „Reformatoren vor der Reformation" grade auch das Leben dieser minder bekannten beschrieben, aber die um so mehr bekannt zu werden verdienen; in gründlicher, umfassender Forschung und gebildeter Darstellung, nur mit zu viel Reflexion und dabei weitschweifig.

Der gemeinsame Gedanke dieser Gelehrten war die Läuterung der Kirche an der h. Schrift und die Auffassung des Christenthums als alleinseligmachender Glaube. Johann von Goch, so genannt nach seinem Geburtsort bei Cleve, hat als Rector und Beichtvater der Nonnen des Priorats Tabor in Mecheln ein gottgeweihtes Stillleben geführt [† 1475]. Er hielt dafür: Da die streitende Kirche irren kann, da sie wie andre Mütter zuweilen mehr liebevoll als verständig ist, so ist die h. Schrift der einzig sichre Quell alles Glaubens. Sie ist das Buch des Lebens, die Philosophie und Scholastik sind Bücher des Todes, insbesondre Thomas ein Fürst des Irrthums. Es sind vornehmlich vier Irrthümer, gegen welche er seine Lehre richtet: die das Gesetz hochhalten statt Liebe und Geist, die die Orthodoxie statt des frommen Lebens erheben, die That preisen ohne die Gesinnung und selbstgewählte Werke als höhre Stufe christlichen Lebens verherrlichen. Dieser Geistliche, der ein Kloster gegründet und dafür gelebt hat, hat selbst den Unwerth des Klostergelübdes erkannt. Die Kirche hat es angeordnet, nicht als wenn es an sich gut wäre, sondern als Gelegenheit zu etwas Gutem, weil es für Schwache und Nachlässige Anlaß zur Besserung werden kann. Die Mönche sind nicht die Vollkommenen, sondern die Unvollkommenen, die der Nöthigung bedürfen.

Der theologisch Bedeutendste unter diesen Männern war Johann Wessel, Gansfort genannt, nicht, wie man wohl meinte, wegen eines Fehlers am Fuß oder wegen seines Gänsegeschreies gegen die Kirche, sondern die Gans stand im Wappen seiner Familie und war noch lange am Giebel seines Geburtshauses in Gröningen sichtbar. Er wollte alles Wissen der Welt sich aneignen, und man bewahrt noch heute seine Auszüge aus allerhand Schriften, das mare magnum. Auf den Universitäten Paris und Heidelberg hat er in hohem Ansehn gestanden, auch akademische Vorträge gehalten, doch wie es scheint ohne feste Anstellung. In Italien war er, als Franz von Rovere, der ihm von Paris her befreundet war, Papst war. Sixtus IV forderte ihn auf, sich

eine Gnade zu erbitten, und er bat um eine griechische und hebräische Bibel aus der vaticanischen Bibliothek. Der Papst lachte: „Du sollst sie haben, aber sage, du Thor, warum hast du dir nicht ein Bisthum oder dergleichen erbeten?“ „Weil ich dessen nicht bedarf.“ Sein letztes Jahrzehnt hat er in Gröningen und in den umliegenden Klöstern der Brüder des gemeinsamen Lebens verbracht, geschützt und verpflegt durch den freisinnigen Bischof von Utrecht [† 1489]. Seine Theologie hatte zwei feste Grundlagen: die Liebe zum lebendigen schriftgemäßen Christenthum, und die Unabhängigkeit von menschlicher Auctorität. Als Jüngling war er mit Thomas a Cempis befreundet. Als ihn dieser zum Mariendienst anwies, meinte er: „Vater, warum führst du mich nicht lieber gleich zu Christo, der doch alle Mühseligen und Beladnen so freundlich zu sich ruft.“ Und als er ihn zum Fasten aufforderte: „Gebe Gott, daß ich stets rein und nüchtern lebe und faste von Sünden und Lastern.“ Er trat nicht ein unter die Kleriker des gemeinsamen Lebens, weil er zu viel Abergläubisches bei ihnen fand. Auch Priester ist er nie geworden. Er ist vom Realismus zum Nominalismus übergegangen und galt als Scholastiker, der magister contradictionum. Dennoch, zu einem Freunde hat er gesagt: „Du wirst es noch erleben, daß die Lehre des Thomas und aller dialectischen Theologen dieses Schlags von allen wahrhaften Gottesgelehrten verworfen werden wird.“ Auch ihm gilt die h. Schrift als alleinige Erkenntnißquelle christlichen Glaubens, als verbum Dei abbreviatum, daneben die geschichtliche Fortentwicklung in der Kirche nicht verworfen wird. Doch: „Die Kirche ruht auf Vertrag, es gibt ein allgemeines Priesterthum der vernünftigen Natur, nur dem rechtgläubigen Papste ist zu glauben und nicht jedem Concilium, Gott allein kann Sünden vergeben, Excommunication hat bloß äußerliche Wirkung, Ablaß bezieht sich auf kirchliche Strafen, die Buße wird innerlich vollendet durch unser Leid über die Sünde, durch Christi Gerechtigkeit und Gottes freie Gnade, die wahre Genugthuung ist das Leben in Gott, das Fegfeuer die läuternde Kraft der Sehnsucht nach Gott.“ In seiner letzten Zeit kamen ihm Zweifel am Christenthum, doch hat er sie überwunden: „Ich danke Gott, nichtige Gedanken schwinden, ich weiß nichts als das Christenthum des Gekreuzigten.“ Gelehrte Niederländer sandten 1520 einen Theil seiner Schriften an Luther, der die Herausgabe mit einem Vorwort begleitete. „Wenn ich den Wessel zuvor gelesen, so ließen meine Widersacher sich dünken, Luther hätte Alles von Wessel genommen, also stimmt unser beider Geist zusammen.“ Doch hatte Luther voraus die mächtige Individualität, das Umstürzende wie das Aufbauende.

Der Dritte in dieſem Geiſterbunde iſt Johann Ruchrath aus Oberweſel am Rhein, Johannes de Veſalia. Er hat als Profeſſor in Erfurt eine ſo nachhaltige gelehrte Wirkſamkeit geübt, daß Luther erzählt: „Johannes Weſalia hat zu Erfurt die hohe Schule mit ſeinen Büchern regiert, aus welchen ich daſelbſt auch bin Magiſter worden.“ Später war er 17 Jahre Prediger in Worms, deſſen Bürgerſchaft in reichsſtädtiſcher Geſinnung zwieſpältig war mit ihrem Biſchof. Hier hat Weſel eine Schrift gegen den Ablaß verfaßt bei Gelegenheit des Jubeljahrs von 1450, in der es heißt: „In Gnade und Buße iſt Alles beſchloſſen, was zur Wiederherſtellung des Sünders gehört.“ Der Ablaß iſt ihm ein frommer Betrug, und auch das nur, wenn er antreibt zu frommen Werken. Eine zweite Schrift de auctoritate pastorum ſchildert das Verderben des Klerus gegenüber ſeinem apoſtoliſchen Ideal. Auch dem geringſten Chriſten ſteht das Recht zu, aus der h. Schrift dem Papſte zu widerſprechen. Seinen Auguſtinismus ſpielt er gegen die Hierarchie aus. „Wen Gott durch ſeine Gnade retten will, der wird gerettet, und wenn alle Prieſter ihn verdammten; wen aber Gott verdammen will, der wird es, wenn ſchon der Papſt ſammt allen Prieſtern ihn ſelig ſpräche.“ Eine Predigt hat er mit den Worten geſchloſſen: „Ich verachte den Papſt, die Kirche und Concilien und lobe Chriſtum. Das Wort Chriſti wohne unter uns reichlich!“ Seine Oppoſition hat er mitunter auch in Scherzen ausgeſprochen, die doch wohl ernſtlich gemeint ſind: „Das geweihte Öl iſt nicht beſſer, als das ihr daheim auf euren Kuchen eßt.“ „Wenn Petrus die Faſten eingeſetzt hat, ſo geſchah's wohl um ſeine Fiſche beſſer verkaufen zu können. Wenn der Menſch hungert, ſo mag er eſſen, und du magſt zum Charfreitag wohl einen guten Capaun verzehren.“

Derartiges bot genug Grund zur Anklage, dazu kam die Feindſchaft des Biſchofs. Er ward vor das Gericht Diethers von Iſenburg, des Mainzer Erzbiſchofs geladen, der ein freiſinniger Mann war. Wir beſitzen darüber zwei Berichte von Augenzeugen, von denen der eine noch ungedruckt iſt. Das Verfahren hatte zwar nicht die grauſamen Formen des ſpaniſchen Inquiſitionsgerichts, doch war es hart genug. Die Univerſität Cöln hatte den Dominikaner und Inquiſitor Gerhard von Elten delegirt, von Heidelberg waren drei Doctoren mit mehreren Magiſtern geſendet worden. Am Freitag nach Lichtmeß 1479 trat das Gericht zu einer Vorberathung zuſammen, am folgenden Montag ward Weſel vorgerufen, um, wie es der Inquiſitor wollte, Gnade zu erflehen. Der alte Mann ging in der Mitte zweier Minoriten, blaß wie eine Leiche [pallidus, silicernius], einen Stock in der Hand. Sein Platz ward ihm auf der Erde [in terra] dem Erzbiſchof

und dem Inquisitor gegenüber angewiesen. Unter den Anklagen war Manches, was nur das Gericht ihm vorwarf, oder um das Volk gegen ihn zu erregen. So, er habe in Wiesbaden oder anderwärts gepredigt: wer das ehrwürdige Sacrament des Altars sehe, der sehe den Teufel. Das hat er zurückgewiesen. Er sei in Verbindung getreten mit den Hussiten. Ja, aber um ihre falschen Ansichten von der Communion zu widerlegen. Gegen andre Vorwürfe suchte er Ausflüchte, indem er die Kirche nach seinem Begriffe als Idee faßte, als die Gemeinschaft der Heiligen. Doch verharrte er bei diesen Sätzen: Was die Kirche vom Ablaß lehrt, entspricht der Schrift nicht. Christus hat keinen Stellvertreter eingesetzt. Nicht Mönchthum, sondern die Gnade Gottes macht selig. Nichts ist zu glauben, als was in der h. Schrift steht.

Der Erzbischof wollte nicht seinen Tod, Abgesandte kamen zu ihm in's Gefängniß und suchten ihn zum Widerruf zu bewegen. Er klagt: „Wie ihr mit mir verfahret, würde auch Christus, wenn er da wäre, von euch als Ketzer verdammt worden sein." Endlich: „Ich will widerrufen, wenn ihr meinen Widerruf auf euer Gewissen nehmen wollt." „Das wollen wir thun und alle Schuld tragen, die Euer Gewissen beschweren könnte." Es ist bezeichnend für das Schwanken von Übermuth und Kleinmuth in Wesel, wenn er lächelnd hinzufügt: „Werde ich aber doll, so thun ich es nit." So hat er endlich in allgemeinen Formeln die Irrthümer widerrufen, die in seinen Schriften gefunden worden seien. Er hoffte auf Barmherzigkeit und völlige Freisprechung, doch wurde er zu lebenslänglicher Gefangenschaft im Augustinerkloster zu Mainz verurtheilt. Seine Schriften wurden verbrannt. Es hat ihn tief geschmerzt, als er sie zum Holzstoß tragen sah: „O du frommer Gott, soll auch das Gute mit dem Schlimmen zu Grunde gehn? Muß das viele Gute, was ich geschrieben, büßen, was das wenige Schlimme verschuldet hat?" Die Haft hat er bei geschwächtem Körper nicht lange ertragen, nach zwei Jahren, 1481, ist er gestorben.

§ 173. Girolamo Savonarola.

Wir kommen zum letzten unter den Vorläufern und Blutzeugen der Reformation, dem italienischen Dominicaner, der das vergeblich versucht hat, was dem deutschen Augustiner zu vollbringen bestimmt war. Girolamo Savonarola ist seiner Zeit und Nachwelt als ein angestauntes Räthsel erschienen, das sich doch in einfacher historischer Darstellung löst. Nächst dem Mönche seines Klosters, Burlamacchi, hat der demokratische Mönch einen fürstlichen Biographen erhalten in dem ge-

lehrten Pico da Mirandola, dem Jüngern. Das neuerwachte Interesse hat moderne Biographien aus drei Völkern hervorgerufen: aus Deutschland Meier (in Gießen) und Rudelbach; aus Frankreich Perrens, aus Italien Villari, Professor in Florenz, dessen Schrift auch in's Deutsche übertragen worden ist. Außer Rudelbach, der gern etwas Übernatürliches in ihm sehn mochte, sind sich Alle darüber einig: Savonarola ist kein Prophet, aber auch kein Betrüger gewesen.

Er stellt noch mehr als Hus die Verwicklung des Religiösen mit dem Politischen dar, seine ganze Wirksamkeit ist bedingt durch seine Stellung zu Florenz, dieser reichen, hochgebildeten Stadt, die damals in Toscana herrschte, und in ihr Lorenzo il Magnifico, der Erlauchte, aus dem Geschlecht der Medici, der Kaufmannssohn, als unbeschränkter Fürst, doch wie einst Augustus unter republikanischen Formen, indem er die Signoria mit seinen Geschöpfen besetzte. Er war umgeben von aller Herrlichkeit der neuen Kunst und Wissenschaft Italiens, doch erhielt er nicht mehr wie seine Vorfahren den Staat aus seiner Handelscasse, vielmehr erforderte sein fürstlicher Hofstaat manche despotische Maßregel.

Savonarola war nach den Hoffnungen seiner Familie bestimmt, den Ruhm seines Großvaters zu erneuen, der als Naturforscher und Leibarzt am Hofe von Ferrara in hohem Ansehn stand. Aber der Jüngling ist aus dem väterlichen Hause entflohn, alle Nachforschung nach ihm war vergebens, da kommt ein Brief aus dem Dominicanerkloster zu Bologna, dem er sich zu eigen gegeben hat. Als Grund nennt er das Verderben der Welt, insbesondre Italiens; die Armuth hat er zu seiner geliebten Braut erwählt, den Leib will er dran geben, die unsterbliche Seele zu retten; der Vater möge die Mutter um ihn trösten. Seine Absicht war nur als Laienbruder dem Kloster anzugehören, etwa beschäftigt die Kutten zu nähn oder den Garten zu bestellen. Doch mag bei dem unbedingten Gehorsam solcher Stimmung und Verpflichtung sein Eintreten in die theologischen Studien eines Predigermönchs durch seine Obern früh bewirkt worden sein.

So hat er 14 Jahre das stille Klosterleben geführt, zuweilen verwendet zu Vorlesungen, die er nach Dominicanersitte auch über das hielt, was man Philosophie nannte, doch am liebsten über die Propheten des Alten Testaments; zuweilen als Fastenprediger, ohne daß seine schwache, heisere Stimme eine besondre Macht geübt hätte. Die Obern haben ihn 1489 in das Kloster San Marco zu Florenz versetzt, damit er daselbst den Novizen als Lector diene. Er begann hier seine Vorträge über die Apokalypse im Klostergarten unter einem Rosenstrauche;

als Weltliche hinzukamen und die Zahl groß wurde, zog man in die Klosterkirche. Der Grundgedanke seiner Auslegung und Anwendung war: die Kirche Gottes muß erneut werden; vorher wird Gott mit schwerer Geißel ganz Italien züchtigen; Beides wird bald geschehn. Er hat auch in das Morgenroth der Gedanken geschaut, aus denen nachmals diese Erneurung hervorgegangen ist: daß die h. Schrift uns hinführe zu Christo, nicht zu den Heiligen, noch zur Jungfrau; daß, wenn Christus dich nicht absolvirt, was hilft dir alle andre Absolution; daß nicht aus den äußerlichen Werken, wie die Kirche sie gebietet nach ihren jüdischen Satzungen und nach ihrem verfeinerten Heidenthum, das Heil komme, sondern aus der Hingabe des Herzens an den Erlöser, aus dem Glauben nach der alten, tiefinnerlichen Bedeutung. Doch hat er nicht daran gedacht, an den Satzungen etwas zu ändern, in denen sich der Glaube der abendländischen Kirche festgestellt hatte. Die Reformation, an die er glaubt, ist nur eine sittlich-religiöse: daß jedes Kirchenamt zu seiner frommen Bestimmung zurückgeführt, daß durch den überflüssigen Reichthum der Kirche die Noth der Armen gelindert werde, Jedermann Buße thue und der göttliche Geist mit seiner Liebesfülle wieder die Gemeinde regiere.

Daher seine Weißagung auf die Reformation zur Bußpredigt ward. Man hat es zuweilen bemerkt, daß einfache, selbst unbegabte Menschen, von einem großen Ereigniß oder Gedanken ergriffen, als Träger desselben erhaben, hinreißend sprechen; sie sind es nicht mehr selbst, es ist wie ein andrer Geist, der durch sie redet. So sind auch in diesem Mönche, als der sehnsuchtsvolle Glaube an die Wiedergeburt der Kirche sich seiner bemächtigt hatte, ihm selber unbekannte Kräfte des Geistes und der Rede zu Tage gekommen.

Ein Jahr nach seiner Ankunft ward er zum Prior des Klosters erwählt. Man erinnerte ihn an die Sitte, sich und das Kloster dem Staatsoberhaupte zu empfehlen, dessen Ahnherr dasselbe erbaut hatte. Er antwortete: „Hat mich Gott oder Lorenzo zu diesem Amt erwählt? Laßt uns das Kloster der Gnade des Höchsten empfehlen.“ Er haßte das Haus der Medici als den Quell der Weltlust und Gottentfremdung, der sich von ihm aus über die Stadt ergossen habe, und weil dieser Mönch, der den eignen freien Willen in das Gelübde eines unbedingten Gehorsams hingegeben hatte, wie er sich einlebte in die Gefühle und Erinnerungen von Florenz, von der Liebe zur republikanischen Freiheit ergriffen wurde. Nicht selten schlugen die Blitze seiner Rede in den von Cosimo erbauten Palast. Lorenzo veranlaßte einige angesehne Bürger wie auf eigne Hand ihn zu ermahnen, um des öffentlichen Friedens und

um des Klosters willen seine rücksichtslose Predigtweise zu ändern. Er antwortete, daß er über die Laster predige, wie es in der alten Kirche Sitte gewesen sei. „Nicht um des Staats, nicht um des Klosters willen seid ihr gekommen, Lorenzo hat euch gesendet. Sagt ihm, daß er Buße thue für seine Thaten, und daß Gott ihn und die Seinen strafen will. Auch das mag er wissen: er ist Bürger und der Erste des Staats; ich bin ein Fremder, ein armer Mönch; doch ich werde bleiben und er wird davon gehn müssen."

Die Drohung oder Weißagung erfüllte sich rasch, obwohl in einem andren Sinne als sie gemeint war. Lorenzo verzehrte sich an einem schleichenden Fieber. Im Angesichte der Ewigkeit lieben auch Fürsten die Wahrheit und ihre unerschrocknen Verkündiger. Er schickte nach dem Prior von S. Marco, um ihm zu beichten. Manche Erinnerung mochte schwer auf seiner Seele liegen. Savonarola setzte drei Bedingungen, unter denen er ihm die Vergebung seiner Sünden verkündigen dürfe. Vorerst, daß er einen starken und lebendigen Glauben habe, Gott könne und wolle ihm vergeben. Lorenzo antwortete: „Ich glaube also." Sodann, daß er alles unrecht Erworbne wiedererstatte, seinen Kindern werde so viel übrig bleiben, als Bürgern zieme. Auch das will er thun. Endlich, daß er die Freiheit und die alte Verfassung von Florenz wiederherstelle. Da wandte sich Lorenzo ab, ohne Antwort zu geben, und Savonarola verließ ihn. Charakteristisch ist ein Urtheil, welches Goethe über diesen Moment gefällt hat: dies fratzenhafte phantastische Ungeheuer, das undankbar, störrisch, fürchterlich die dem mediceischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde getrübt hat. Lorenzo starb am 8. April 1492, sein älterer Sohn Piero wurde sofort in seines Vaters fürstlicher Stellung anerkannt; ohne dessen Kraft und Besonnenheit war er nur ein junger, eleganter Herr.

Wenn Savonarola die Staatsverwaltung rügte, auf den Untergang der mediceischen Herrschaft und auf das Schwert des Herrn hinwies, sprach er zu Zeiten auch von einem großen Könige, der mit diesem Schwerte über die Berge kommen werde, um die Tyrannen Italiens zu züchtigen und die Kirche mit dem Degen zu reformiren. „Ich sage euch, es wird kommen ein Sturm, ähnlich der Gestalt des Elias, und der Sturm wird die Berge erschüttern. Über die Alpen wird Einer einherziehn gegen Italien, ähnlich dem Cyrus, von welchem Jesaias schreibt." Als Karl VIII von Frankreich mit einem mächtigen Heere über die Alpen zog, um nach der alten Neigung der Franzosen zu Italien eine Erbberechtigung auf das Königreich Neapel geltend zu machen, wurde das ganze Land erschüttert, und in Florenz ein Volksaufstand benutzt,

um Piero Medici mit seinem Bruder, dem nachmaligen Papst Leo X zu vertreiben.

Savonarola an der Spitze einer florentinischen Gesandtschaft redete den König im Predigtton an, als den von Gott gesandten Fürsten um Italien und die Kirche zu erneuen. Er soll die Hochmüthigen von ihrem Stuhle stoßen und die Demüthigen erheben, aber im Dienst einer höhern Sache als einer bloß zeitlichen Eroberung möge er Barmherzigkeit üben insbesondre an Florenz, dann werde der ihm Sieg geben, der am Kreuzesstamm den Sieg für ihn errungen. Die Art, wie Savonarola hierbei seiner Weißagung gedachte, ist doch sehr bescheiden und läßt auch uns zweifelhaft, ob er früher auch nur mit politischem Scharfblick schon die französische Unternehmung im Sinn gehabt habe. „Gott hat es seinem unnützen Knechte offenbart, daß er durch schwere Heimsuchung seine Kirche in unsern Tagen erneuen wolle, und dieses ist von mir, wie die ganze Stadt bezeugen kann, schon lange gepredigt worden. Zwar habe ich den Namen deiner Majestät nie genannt, weil Gott es nicht zuließ, aber gewiß, es war die Macht, auf die ich verborgen hindeutete."

König Karl, in seinem 22. Jahre, hatte bisher wenig das Aussehn gehabt, als ob er komme Gottes Geschäft zu verrichten: aber einem Eroberer ist immer werth, wenn religiöse Volksinteressen sich ihm verbünden; er empfing Savonarola als seinen Propheten und schloß mit den Florentinern ein Bündniß, ihnen anheimstellend, ihren Staat nach eignem Gutdünken zu ordnen. Die mediceische Partei hatte nur ihr Haupt im Stiche gelassen, das ihr unbequem geworden war, sie wollte den Staat unter sich vertheilen, und es gelang ihr durch das Schattenbild einer Volksversammlung alle Staatsämter zu besetzen. Aber Savonarola rief eine wahre Volksversammlung in den Dom. Wie ein Volkstribun und wie ein Apostel handelt er mit ihr von den Regierungsarten. Er sagt Rühmliches von der Monarchie, sie ist ihm bekräftigt durch die göttliche Weltmonarchie, aber die eigenthümlichen Verhältnisse von Florenz fordern eine Volksregierung. „Gott allein will dein König sein, o Florenz, wie er nach dem alten Bunde der König von Israel war und zu Samuel sprach, als sie einen irdischen König wollten: hat dieses Volk denn mich verworfen? Das Princip des weltlichen Staats ist Eigenliebe, des Gottesstaats Liebe zu Gott und zum Nächsten. Es ist nur ein abgenutztes Sprüchwort, bequem für Tyrannen, daß der Staat nicht mit Paternostern regiert werden könne. Ein Reich ist um so stärker, je geistiger es ist, um so geistiger, je fester es sich Gott anschließt; mit Gott aber kann Niemand Gemeinschaft haben, der nicht Frieden hat mit seinem Nächsten."

Der Staat wurde eingerichtet nach diesem Ideal, eine Republik auf christlichen Grundlagen, die höchste Macht bei dem großen Rathe von etwa 2000 Vollbürgern, die ausübende Gewalt bei den acht Prioren der Signoria, erkoren durch Los und Wahl und immer nur einen Monat im Amte. Auch Zeitgenossen auf ganz anderm Standpunkte, Guicciardini, der nüchterne Geschichtschreiber von Italien, und Machiavell, der bereits erwog, wie der Staat auf rein weltlichen Grundfesten zu begründen sei, zeugen mit Verwundrung von der sittlichen Macht des Mönchs: wie mitten unter den fieberhaften Zuckungen einer jungen demokratischen Republik unrechtmäßiges Gut herausgegeben wurde, Todfeinde einander in die Arme fielen, und eine wunderbare Liebe so des irdischen als des ewigen Vaterlandes die Menschen erfüllt habe. Fast alle Spiele hatten ein Ende, die Lust zum Fasten wurde so herrschend, daß die Taxe der Fleischer herabgesetzt werden mußte. Zum Carneval gingen Kinder jedes Viertels in die Häuser und erbaten sich das Anathema, d. h. das Verfluchte. Die Männer gaben ihnen Karten, Würfel, Brettspiele, die Frauen wohlriechende Wasser, Schminke, falsche Locken. Lauten wurden hingegeben, Boccaccios Novellen, Ovids de arte amandi, Sammlungen von Liebesliedern und Traumbücher; auch Bildwerke, die man für zuchtlos hielt, denn die Kunst sollte nur Gott und der Freiheit dienen. Nach altväterlicher Sitte wurde am Dienstag in der Fastnacht auf dem Marktplatz ein Feuer angezündet, um das Jünglinge und Mädchen tanzten, unter dem Gesange von Balladen, dergleichen Lorenzo zur Erheiterung des Volks gedichtet hatte. Diesmal war auf dem Platze ein pyramidenförmiges Gerüst errichtet mit vielen Stufen, auf die man alle jene Herrlichkeiten legte. Die Kinder kamen aus der Kirche, weißgekleidet, Ölzweige um den Kopf, rothe Kreuze in der Hand; vier traten vor die Signoria, empfingen brennende Fackeln und zündeten die Pyramide an, die unter Trompetenstößen aufbrannte, während die Kinder unter Psalmengesang im Reigen um das Autodafé zogen. Wie ein Augenzeuge sich ausdrückt: „Das ganze Volk von Florenz schien aus Liebe zu Christo närrisch geworden zu sein.“ Und doch — sprach Savonarola — gibt es keine höhre Weisheit als diese Thorheit um Christi willen.

Gegenüber einem solchen Äußersten mußte der vormals in Florenz herrschende Geist seine Berechtigung geltend machen. Um Savonarola hatte sich eine unbedingt ergebne Partei gesammelt, auch an ihrem Äußern erkennbar, von den Gegnern Piagnoni genannt, Wimmerer, Heuler. Die heftigste Spitze der Gegner bestand aus der vornehmen und reichen Jugend, die sich ebenso sehr durch die Volksregierung als

durch die strenge Sitte behindert sah, auch unter sich selbst genannt Arrabbiati, die Wüthenden, wüthend über das Narrenregiment des Mönchs. Die dritte Partei, die Anhänger der Medici, Palleſken genannt nach dem Wappen ihrer Gönner, das von drei Kugeln [palle] gebildet wurde. Die Fortbewegung in Savonarolas eignem Bewußtsein war, daß er vom Propheten der Reformation fortschritt zum Reformator. Florenz ward ihm nur der Gottesheerd, der Ausgangspunkt der Reformation. Seine Strafpredigt wider das entartete Priesterthum mußte vor Allem das Haupt desselben treffen, Alexander VI, den ruchlosen Papst und die neue Babel um ihn her, in der alle Laster des alten Rom sich gesteigert wiederholten.

In seiner rein politischen Stellung hielt der Papst für angemessen, das Schweigen des mächtigen Mönchs zu erkaufen, und soll ihm den Cardinalshut geboten haben, auch das Erzbisthum Florenz. Savonarola antwortete: „Da sei Gott vor, daß ich dem Auftrage meines Herrn untreu würde. Ich begehre keinen andern rothen Hut als den des Märtyrerthums, mit meinem eignen Blute gefärbt.“ Von Rom aus nur Verderben für die Kirche sehend, schrieb er Briefe an die christlichen Fürsten, daß sie, statt den Greuel und das Siechthum anzubeten, das auf dem Stuhl S. Peters sitze, kraft göttlichen Gebots ein freies Concilium versammeln möchten zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Ein solcher Brief wurde aufgefangen und dem Papste vorgelegt. Hierauf gebot ein Breve an den Convent von San Marco: Ein gewisser Savonarola, der Zukünftiges verkündigt und dadurch Zwietracht angestiftet habe, der ohne alle kirchliche Bestätigung behaupte, er sei gesandt von Gott und rede mit Gott, Christus selbst müsse lügen, wenn er lüge, solle bis zum Ausgange der über ihn verhängten Untersuchung sich alles Predigens enthalten bei Strafe der Excommunication. Savonarola machte dagegen geltend, daß Zukünftiges vorher zu wissen nicht verboten sei, und Gott rede, mit wem er wolle; doch hab' er sich nie für einen Propheten ausgegeben, obwohl auch dies keine Ketzerei wäre, und nie unbedingt behauptet, wenn er lüge, lüge auch Christus: sondern nur in Bezug darauf, daß er die Vorzeichen der Wiederkunft Christi mit Christi Worten verkündet und auf die Gegenwart angewendet habe. Aber er ermahnt den Papst, daß S. Heiligkeit nicht länger säume das Heil ihrer eignen Seele zu bedenken.

Der Papst hatte den Reformator doch da angegriffen, wo etwas Unklares und Zweideutiges an ihm war. Er hat zwar auch in Predigten den Namen eines Propheten abgelehnt: „Ich bin kein Prophet, noch eines Propheten Sohn, denn das ist ein gefährlicher Name, der

den Menschen sehr beunruhigt. Wohl aber bin ich gewiß, daß das, was ich gesagt habe, wahr ist und nicht irren kann." Oder bildlich braucht er den Namen: „Eure Sünden machen mich zum Propheten. Bisher war ich der Prophet Jonas, der Ninive ermahnte, aber ich sage euch: wenn ihr auf meine Worte nicht höret, werde ich der Prophet Jeremias sein, der den Untergang von Jerusalem verkündigte und die Zerstörte beweinte; denn Gott will seine Kirche erneuen, und das ist nie ohne Blut geschehn." Dennoch, Zukünftiges hat er verkündigt, und dieser Glaube, daß er ein Prophet, ein Organ göttlicher Offenbarung sei, war's vor Allem, der das Volk in seine Hand gegeben hat. Zur Unterscheidung gedrängt, hat er versichert, manche übernatürliche Kunde empfangen zu haben: aber der Geist komme und gehe, im gewöhnlichen Leben könne er irren als ein Mensch, nur in demjenigen, was er auf dem Grunde h. Schrift auf der Kanzel feierlich gepredigt vom Strafgericht Gottes und von der Reformation, davon werde kein Jota unerfüllt bleiben.

Macchiavell, der mit klugen Augen neben ihm stand, urtheilt hierüber: „Das Volk von Florenz scheint nicht unwissend noch roh zu sein; nichtsdestoweniger war es von Fra Girolamo überzeugt, daß er mit Gott rede. Ich will nicht entscheiden, ob es wahr gewesen oder nicht, denn von einem so großen Menschen ziemt es sich mit Ehrfurcht zu sprechen. Aber Unzählige glaubten es: ohne irgend etwas Wunderbares von ihm gesehn zu haben, war sein Leben, seine Lehre, seine Tendenz ihnen hinreichend um an ihn zu glauben." Das hier unentschieden Gelaßne kann für uns nicht zweifelhaft sein. Was Savonarola von der Zukunft verkündet und zum Theil durch seine Weißagung herbeigeführt hat, das war die Sehnsucht seines Herzens, sein Gottvertraun und ein geniales Vorgefühl. Was ihm selbst nur im Halbdunkel gefühlsmäßig aufging, vielleicht auch leiblich bedingt — denn er ist zuweilen von Fasten und Geißeln erschöpft mitten im Gebet umgefallen und hat stundenlang wie erstarrt gelegen — das stellte sich seinem hochgespannten Geiste, der unter den Propheten der h. Schrift aufgewachsen war, als göttliche Eingebung dar. „O Florenz — ruft er — könnte ich dir Alles sagen, was sich in mir regt, so würdest du sehn, daß ich wie ein neues verschloßnes Faß voll Most bin, der überall braust und nicht hinaus kann. Aber sehet doch nicht auf mich armen Bruder, mich sündhaften und thörichten Menschen. Gott hat gewollt, Florenz, daß du mit Thorheit erproben sollst, auf daß du um so mehr erkennetest, daß er es ist, der Alles macht, nicht ich, und daß er das Verborgne mir geoffenbart hat." In solcher Weise hat er mit dem Volke, in dem er lebte, an sich geglaubt.

Was der Papst nicht rügen konnte, das machte der andre Bettelorden gegen ihn geltend, der eifersüchtig die wachsende Macht der Dominikaner sah, die Franciscaner rügten Savonarolas Einmischung in die Staatsangelegenheiten: „Ein Kriegsmann Gottes flicht sich nicht in weltliche Händel.“ Er entgegnete: die Theilnahme an Staatsgeschäften auf rechtmäßige Weise sei nicht tadelnswerth, dasselbe hätten viele Heilige gethan, und was zur Ehre Gottes, zur Wohlfahrt des Nächsten gereiche, solle man nicht ein weltliches, sondern ein christliches und heiliges Geschäft nennen. Hiermit war Beides gerügt: seine Weißagung und seine politische Einmischung, was den Mönch so hoch emporgetragen hatte und was seinen Untergang in sich trug.

Nach dem römischen Verbote hat er das Predigen eine Zeitlang eingestellt, dann hebt er wieder an, denn die Kanzel ist sein Thron: „Ich werde verhindert zu reden, ich darf nicht schweigen. Der Geist Gottes läßt sich nicht dämpfen. Der Papst ist übel berichtet, ein Gebot wider die Liebe ist ungültig an sich selbst.“ Manches geschah, wodurch sein Ansehn unterwühlt wurde. Der König von Frankreich hatte Unteritalien erobert und sich zum König von Neapel krönen lassen. Aber der Fremden müde, vereinten sich fast alle Staaten Italiens gegen ihn, der Papst an der Spitze dieses nationalen Bundes zur Vertreibung der Barbaren, und Karl VIII mußte sich mitten durch seine Feinde schlagen, um nur Frankreich wiederzusehn. Auf diesem Rückzuge strafte ihn Savonarola mit scharfen Worten, daß er Gottes Sache nicht ausgeführt habe, daher dieser Ruthenschlag ihn treffe: er ließ sich aber durch die Verheißung der nahen Rückkehr des Königs beschwichtigen und hielt Florenz an dem unnatürlichen Bündniß mit Frankreich fest. Der Versuch einer bewaffneten Rückkehr der Medici wurde zurückgewiesen und ein Proceß gegen geheime Beförderer desselben in der Stadt eingeleitet. Fünf angesehne Bürger wurden zum Tode verurtheilt. Nach der Verfassung stand ihnen Appellation frei an den großen Rath. Man hatte Grund zu glauben, daß der sie freisprechen würde und dann die Rückkehr der Medici unvermeidlich sei. Daher sagte die herrschende Partei, als Hochverräther hätten sie das Recht der Bürger verwirkt, sie wurden in der Nacht enthauptet. Savonarola konnte ihre Häupter retten, er hat geschwiegen. Bluträcher der Enthaupteten bedrohten fortan sein Leben, und seine Anhänger begleiteten ihn bewaffnet auf die Kanzel.

Als die schwankende Volksstimmung nach Rom gemeldet wurde, erkannte der Papst seine Zeit. Er schneidet Savonarola als ein verdorrtes Glied ab vom Stamme der Kirche wegen hartnäckigen Ungehorsams und der Ketzerei verdächtig. Alle Christen sollen ihn meiden unter

Androhung gleicher Strafe [12. Mai 1497]. Am nächsten Sonntag hielt der Gebannte die Messe und bestieg die Kanzel des Doms: ungerechte Excommunication erklärt er für nichtig, der Kirche will er nicht widerstreben, vielmehr er will für sie kämpfen gegen die satanische Gewalt, die sich ihrer bemächtigt hat; vom irdischen Papst muß man zum himmlischen, d. h. zu Christo sich wenden. Die Franciscaner hatten die Bannbulle sogleich feierlich verkündet. Grade die religiös aufgeregte Bevölkerung sah jetzt sich mitten inne gestellt zwischen den Glauben an ihren Propheten und zwischen das noch immer mächtige Ansehn der alten Kirchengewalten. Schon sind in der Signoria seine Gegner zuweilen in der Mehrzahl und verbieten ihm die Kanzel. Allein bei dem raschen Wechsel dieser Behörde gelangen auch die Seinen wieder zur Oberhand und stellen dem Papste vor, daß Fra Girolamo Florenz aus dem Heidenthum errettet habe. Alexander VI antwortet mit der Drohung, das Interdict über Florenz zu sprechen, wenn es nicht von dem gebannten Mönche lasse.

Seine Predigten aus dieser letzten Zeit sind trübe, heldenmüthig, todgefaßt. „Ich bin auf ein tiefes Meer gekommen und sehe keine Möglichkeit in den Hafen zurückzukehren. Fragt ihr mich im allgemeinen: was wird das Ende dieses Kampfes sein? so sage ich: Sieg! Fragt ihr mich im besondren, so antworte ich: Tod! Denn der Meister, der den Hammer führt, wenn er ihn gebraucht hat, wirft er ihn hinweg. So that er mit Jeremias, den er am Ende seiner Predigt steinigen ließ. Aber Rom wird dieses Feuer nicht löschen, und wird dieses gelöscht, so wird Gott ein andres anzünden, und es ist schon angezündet aller Orten, nur daß sie es nicht wissen."

In dieser Zeit, als die Welt anfing ihn zu verlassen, hat er selbst den Gedanken eines Gottesurtheils hervorgerufen. Mit dem Sacrament auf dem Balcon der Marcuskirche fordert er von Gott ein schweres Zeichen der Mißbilligung, wenn er Unwahrheit predige. Da erbot sich ein Franciscaner die Feuerprobe gegen ihn zu bestehn, zwar er werde dabei umkommen, doch auch sein Gegner. Dieser nannte das Gott versuchen. Aber sein Ordensgenosse Fra Domenico und sämmtliche Mönche von S. Marco erboten sich freudig zum Feuer, auch Frauen und Mädchen wollten die Probe für ihn bestehen. Savonarola nennt es einen Mord. Aber so oft vordem hat er gläubig versichert, wenn es nöthig sei, werde Gott auch durch ein Wunder die Wahrheit seiner Sache bekräftigen und ihn unverletzt selbst mitten durch's Feuer führen, daß er sich dem Drängen der Gläubigen nicht entziehn konnte. So beschloß man ohne den rechten Glauben daran das furchtbare Gottesgericht, das man nur aus

Sagen des frühen Mittelalters kannte. Die Signoria, wieder von der Gegenpartei des Mönchs beherrscht, ließ den Vertrag feierlich niederzeichnen.

In den sieben Artikeln, welche Fra Domenico durch die Feuerprobe bewähren wollte, ist der bestimmteste Ausdruck Dessen enthalten, was die Gemüther bewegte, nämlich: „die Kirche Gottes bedarf einer Reformation; sie wird heimgesucht werden, und nach der großen Heimsuchung wieder grünen; die Ungläubigen werden zum Evangelium bekehrt werden; Florenz wird heimgesucht werden, darauf wieder blühn; dieses Alles wird in unsern Tagen geschehn; die Excommunication wider den Prior von S. Marco ist ungültig, die sie nicht halten sündigen nicht." Der Sonnabend vor Palmsonntag ist zum Gottesgerichte bestimmt. Auf dem Marktplatze waren zwei Scheiterhaufen errichtet, mit Öl und Pech getränkt, 40 Fuß lang, zwischen beiden ein Weg grade breit genug für einen Menschen, durch den sollten die beiden Gotteskämpfer hart hinter einander gehn. Bewaffnete umgaben die Stätte, die Signoria saß auf ihren Stühlen, der Platz, alle Häuser, alle Dächer waren mit Menschen erfüllt, in ungeheurer Spannung erwartet man den Ausgang.

Von entgegengesetzten Seiten kamen die Dominicaner und Franciscaner mit Kreuzen und Fackeln. Auf dem Platze sangen die Mönche den 68. Psalm: „Gott erhebt sich, es zerstäuben seine Feinde", und in den Refrain stimmte das Volk mit gewaltiger Stimme ein. Als nun der schwere Gang bestanden werden sollte, erhoben sich Schwierigkeiten von beiden Parteien: wegen der Kutte der Gotteskämpfer, ob sie nicht Zaubermittel in sich berge, daher sie zu wechseln sei; ob erlaubt sei die Monstranz, die geweihte Hostie mit in's Feuer zu nehmen und so den Leib des Herrn der Gefahr einer Verbrennung auszusetzen? Über diesen Händeln ward es Abend, Regen kam dazu, und die Signoria gebot, daß jede Partei sich wieder nach Hause begebe. Erwägen wir die getäuschte Erwartung, welche die Geschichte dieses Tages uns bereitet, die wir nur ein grausames Spiel des Aberglaubens erwarten konnten: so läßt sich denken, mit welchem Ingrimm jenes leidenschaftliche, halb gläubige, halb zweifelnde Volk sich um ein Wunder oder um ein furchtbares Schauspiel gebracht sah. Mochte dieser Ausgang von Seiten der Franciscaner berechnet oder aus der natürlichen Scheu aller Betheiligten vor dem Feuer entstanden sein: die ganze Last der getäuschten Erwartung fiel auf die Partei Savonarolas, denn nur sie hatte Wunderbares zu vertreten.

Damals hat das Volk seinen Propheten verlassen. Schon auf dem Rückwege wurde der Zug der Dominicaner verhöhnt, der Prior müh-

sam geschützt. Am Palmsonntag bewaffneten sich die Arrabbiati und stürmten am Abend die verrammelten Pforten des Dominicanerklosters. Der Kampf wogte in der Kirche, bis um Mitternacht die Signoria ihre Wachen sandte, Frieden zu gebieten bei Todesstrafe und Savonarola zu verhaften. Ein außerordentliches Gericht wurde über ihn niedergesetzt, das seine Geständnisse veröffentlichte, nach denen seine Weißagung nicht aus göttlicher Offenbarung, sondern aus Gründen der Vernunft und der h. Schrift geschöpft und Ruhm vor der Welt sein einziger Zweck gewesen sei. Der Verdacht einer Fälschung dieses Protokolls ist sogleich ausgesprochen worden. Es kommt nichts darauf an: aber siebenmal während der heiligen Woche war er auf die Folter gespannt worden. Aus dem entsetzlichen Geheimnisse dieser Marterkammer ist nichts Sichres zu uns gedrungen als sein Seufzer: „Es ist genug, Herr, so nimm meine Seele."

Die letzte Entscheidung wurde dadurch verzögert, daß der Papst, nachdem ihm die Auslieferung des falschen Propheten verweigert worden, denn seine Feinde wollten ihn sterben sehn, eine Untersuchungscommission zu senden versprach. Im Gefängnisse schrieb Savonarola eine Auslegung des 51. Psalms. Es ist die Stimme eines geängsteten Geistes, der zu Gott schreit und zwar umdrängt von Zweifeln und seine mächtige Vergangenheit des Hochmuths beschuldigend, im Erlöser seinen Frieden findet. Der Dominicanergeneral wurde zur Untersuchung vom Papste mit den Worten abgesandt: „Und wenn er Johannes der Täufer wäre, sterben muß er!" Das Todesurtheil gegen Savonarola und zwei Ordensbrüder spricht nur im allgemeinen von Schandthaten. Der Morgen vor Himmelfahrt, der 23. Mai 1498, war zur Hinrichtung angesetzt. Savonarola reichte sich selbst und seinen Todesgenossen das heilige Abendmahl: „Mein Herr, sprach er, hat für meine Sünden sterben wollen, wie sollte ich nicht willig das arme Leben hingeben aus Liebe für ihn." Auf dem Marktplatz war wiederum ein Scheiterhaufen errichtet, aus dem ein hoher Pfahl mit einem Querbalken hervorragte, der Galgen in Form eines Kreuzes. Der Hohn des Pöbels rief: „Jetzt Mönchlein ist es Zeit ein Wunder zu thun." Savonarola hat schweigend die Leiter bestiegen und seinen Todesgenossen dieses Schweigen geboten wie Christus, der sich als ein Lamm zur Schlachtbank führen ließ und seinen Mund nicht aufthat. Der Dominicanergeneral berichtete an den Papst: der Mönch habe sich einst vermessen, wenn er lüge, möge Gott bewirken, daß er durch den Strick endige und sein Leib, zu Asche verbrannt, in Wind und Regen verstreut werde; dieses Alles habe man also vollbracht, damit seiner Weißagung nichts abzugehn scheine.

Es war die Macht des unabhängigen Ordensgeistes, daß Fra Bartolomeo ihn mit einer Glorie gemalt hat, und solch ein Bild hat mindestens ebenso viel Macht heilig zu sprechen wie eine päpstliche Bulle. Luther hat Savonarolas Auslegung des 51. Psalms mit einer Vorrede herausgegeben; in der es heißt: „Also wandelt der nicht in Mönchsgelübde und Ordensregeln, sondern im Panzer des Glaubens, Mitglied des gemeinen Ordens der Christenheit. Christus canonisirt ihn durch uns, sollten gleich die Päpste und Papisten mit einander darüber zerberſten."

Als Meister Rietschel in Dresden daran dachte, für sein Wormser Denkmal des Protestantismus auch Savonarola unter die Vorläufer der Reformation um die Lutherstatue zu stellen, Waldus, Wiclif, Hus neben ihm, ward er bedenklich gemacht durch katholische Journale, welche behaupteten, Savonarola als ein heiliger Märtyrer der katholischen Kirche gehöre nicht in jene Ketzerversammlung. Er hat damals mich um mein Gutachten gebeten. Ich habe geantwortet: Gleichgültig, ob sie ihn für einen Ketzer oder für einen Heiligen halten, jedenfalls ist er ein Vorbote der Reformation gewesen, und Luther hat ihn dafür anerkannt. So sitzt er denn dort neben den andern in eherner Gestalt zu Luthers Füßen und soll noch manches Jahrhundert diese Stätte behaupten.

Mit diesem letzten Todesopfer schließt die Geschichte der mittelalterlichen Kirche des Abendlandes. Die Kirche des Morgenlandes bildet nur einen matten Anhang.

Cap. VII. Die griechische Kirche.

§ 174. Arsenius.

Das Mittelalter begann in Constantinopel mit der lateinischen Eroberung durch die Kreuzfahrer. Das nach Trapezunt geflüchtete griechische Kaiserthum ist zwar in der alten Hauptstadt wieder aufgerichtet worden, aber Vergangnes ist nie als dasselbe herzustellen: dem alten Despotismus stand jetzt Adel und Hierarchie entgegen. Michael Paläologus war vornehmlich durch den Patriarchen Arsenius zum Vormund des rechtmäßigen Thronerben, Johann Laskaris, erwählt. Er ließ den Prinzen blenden und wurde so Alleinherrscher [1261]. Der Patriarch vertheidigte gegen ihn die Heiligkeit des Rechts: er solle den geraubten Purpur ablegen. Aber der Usurpator war nicht gesonnen, um die Früchte seines Verbrechens gebracht zu werden, er suchte vielmehr

um jeden Preis sich des Patriarchen zu entledigen. Die gegen denselben versammelte Synode fand doch nichts ihm vorzuwerfen als er habe die Strenge der Bußgesetze übertrieben, und seine unregelmäßige Weihe in der Fremde, die doch damals, als Constantinopel noch in den Händen der Lateiner, nur in der Fremde möglich war. Arsenius ward seines Amtes entsetzt, nur drei Goldstücke wurden in seinem Schatze vorgefunden, die er durch Abschreiben von Psalmen verdient hatte. Auf eine wüste Insel verbannt, sterbend, verwarf er noch die Bitten des Kaisers um seine Aussöhnung mit der Kirche. Der nächste Patriarch mußte dem Volksunwillen weichen. Darnach erlangte Michael einen Volksheiligen zum Patriarchen, der die Wiederaufnahme des Kaisers in die Kirchengemeinschaft durchsetzte. Eine mächtige Mönchspartei der Arseniten beharrte doch in der Verwerfung des Kaisers und seiner Patriarchen. Ein Gottesurtheil sollte entscheiden: jede Partei schrieb ihre Gründe auf ein Pergament, beide Urkunden wurden auf den Scheiterhaufen gelegt, beide sind verbrannt. Endlich ward durch den Kaiser das Recht des todten Patriarchen anerkannt, wie einst das des Chrysostomus anerkannt worden ist: sein Leichnam wurde im Allerheiligsten beigesetzt und die Verschuldung gegen ihn durch eine Buße des ganzen Volkes gesühnt [1312]; doch immermehr verfielen die Patriarchen der Willkür des gesalbten heiligen Kaisers.

§ 175. Das Licht Gottes und die Philosophie.

Der Rest des geistigen Lebens in der orientalischen Kirche hat sich in's Kloster zurückgezogen, wie beim Scheintodten in's Herz. Der Athos ist der Olymp der griechischen Kirche, to hagion oros: ein Vorgebirge Macedoniens, aus der tiefen Fluth des Strymonischen Golfes sich erhebend, ein mit dem Festlande durch eine schmale Landzunge mit scharfen Felskanten verbundnes Bergeiland, wohl 12 Stunden lang, zwei bis drei breit. Niemand wird hier geboren, alles Weibliche bleibt ausgeschlossen, nach der Sage sind selbst weibliche Blumen und Vögel verbannt. In dieser Einsamkeit hatten zuerst Einsiedler ihre Hütten gebaut, seit dem 9. Jahrhundert sind eine Reihe Klosterburgen entstanden, noch jetzt 20 Abteien, meist von Constantinopel aus gestiftet. Sie zahlen der türkischen Regierung einen bestimmten Zins, dafür dürfen Türken den „heiligen Berg" nicht betreten.

Hierher zieht sich alles Weltmüde aus der orientalischen Kirche zurück. Fallmerayer, damals Professor in München, hat einige Monate in diesen gastlichen Klöstern verbracht, er beschreibt das Land als den Wald-

dom der Christenheit, von der Natur selbst aufgethürmt und mit unverwelklichem Festgewand geschmückt, mit dem Blick auf das unendliche Meer. Ihm kam die Lust sich hier zu begraben, alles Sorgen und Treiben abendländischen Wissens und Wünschens hinter sich lassend.*) Noch immer besteht auf dem Athos das alte griechische Mönchthum. Nie wird Fleisch gegessen, zwei Drittel des Jahres nicht einmal Fisch; die Mönche sind unwissend: „Wozu brauchen wir Bücher? was der Mensch zur Seligkeit nothwendig hat, ist längst festgesetzt; Wissen und Grübeln führt nur ab vom Wege des Heils." Daher wiefern doch Bücher da sind, sind es alte Manuscripte, nur zufällig als liegengebliebne Erbschaft der einst Eingetretnen, und Manches liegt noch da vergraben, was die Sehnsucht der Gelehrten erweckt. Man stirbt hier und wird vergessen, keinem Todten darf ein Monument errichtet werden.

Wie Fallmerayer vor 50 Jahren es dort gefunden, so vor einem halben Jahrtausend Barlaam, der mit den Resten griechischer Bildung, die sich in Unteritalien erhalten hatten, eingegangen war auf abendländisches Wissen. Er lernte auf dem Athos mystische Hellseher kennen und erhielt, indem er vorgab theilzunehmen, dieses ihr Recept: „Setze dich bei verschloßnen Thüren in einen Winkel, ziehe das Gemüth von der Eitelkeit aller hinfälligen Dinge ab, lege die Kniee an die Brust, das sinnliche Auge richte nach der Mitte des Bauchs [kata ton omphalon], halte auch den Athem möglichst an dich und suche inwendig den Ort des Herzens. Zuerst Finsterniß und Dürre. Setzest du das Werk Tag und Nacht fort, so wirst du, o Wunder, eine unaufhörliche Freude finden, dich selbst ganz lichtvoll und von Allem abgesondert anschaun." Die höchste Stufe sei dann das Anschaun Gottes als Licht. Barlaam brachte seine occidentalische Aufklärung in diese orientalische Träumerei, er verspottete die „Ruhenden" [Hesychastai] als Nabelbeschauer [Omphalopsychoi], und es entstand ein Streit, nicht auf physiologischem oder moralischem Gebiet, sondern dogmatisch, ob Gott anschaubar sei? Barlaam machte dagegen das Alttestamentliche und Rationalistische geltend, die Hesychasten alle die dunklen Gefühle, die einst im Bilderstürme mächtig gewesen waren. Palamas, damals auf dem Athos, nachmals Erzbischof von Thessalonich, versicherte: auch die Apostel bei Christi Verklärung hätten Gott als Licht geschaut. Eine Synode zu Constantinopel [1341] entschied gegen Barlaam, der nach Italien und zur römischen Kirche überging. Zu Constantinopel wurde, während der Feind vor den Thoren war, der Streit in spitzen Fragen unter Ein-

*) J. Fallmerayer, Fragmente aus d. Orient. 2 Bde. Stuttg. 845. 2. Aufl. 1877.

mischung des Hofes und Volkes fortgeführt, endlich als Resultat beschlossen: daß es eine von Gottes Wesenheit unterschiedne, von ihr unzertrennliche, unerschaffne, doch ihr untergeordnete Wirksamkeit gebe, wie das Licht auf Tabor, die von den Vätern Gottheit genannt werde.

Ein Jahrhundert später war die Kunde des griechischen Alterthums, welche die Griechen nach Italien brachten, durch Gemistus Pletho repräsentirt, zur Zeit der Florentiner Synode, wohin er den Kaiser begleitete: sein Platonismus galt doch den strenge und eng Gläubigen als Antichristenthum. Er gedachte durch die Philosophie eine neue Form der orientalischen Civilisation zu begründen, und ist ein Begründer des italienischen Humanismus geworden.

§ 176. Vereinigungsversuche. Untergang des griechischen Reichs.

Während des lateinischen Kaiserthums war durch die politische Mißhandlung der Griechen und durch die Anmaßung der triumphirenden Kirche eine Aussöhnung verhindert. Als Constantinopel wieder der Hauptsitz des griechischen Kaiserthums und seiner Kirche geworden war, bemühten sich die Kaiser insoweit um die Versöhnung oder den Schein derselben, als sie im 13. Jahrhundert einen Kreuzzug des Abendlandes fürchteten, und seit dem 14. Jahrhundert Rettung vor den Türken suchten. Daher Michael Paläologus auf dem Concil von Lyon [1274] das römische Glaubensbekenntniß unterzeichnen ließ, nur mit Vorbehalt der alten Gebräuche seiner Kirche. Das Concil von Basel und Eugen IV waren eifersüchtig um die Griechen, jedes bot ihnen Schiffe und Geld, wenn sie die Versöhnung wollten. Sie hatten mehr Neigung für die Synode, doch legten sie größren Werth auf die Aussöhnung mit dem Papst. So kam eine glänzende Gesandtschaft der höchsten Würdenträger von Staat und Kirche, Kaiser und Patriarch an der Spitze, nach Florenz [1439], und beiderseitiger Wunsch fand wirklich die Formeln einer Union: 1) Die orientalische Kirche erkennt den römischen Primat über die gesammte Kirche an, „wie dies auch in den Acten der ökumenischen Synoden und in den heiligen Canonen enthalten ist". 2) Der heilige Geist geht aus vom Vater und vom Sohne als aus einem Princip mit einer Aushauchung, und der Sohn hat dies vom Vater empfangen. Beide Theile waren sich hier entgegengekommen. 3) Über das Fegfeuer als Streitsatz fand man nur unbestimmte Ausdrücke: kathartikoi timoriai, reinigende Strafen, finden für Die statt, welche im Glauben, aber ohne Satisfaction der Werke gestorben sind. Römischerseits wurde hier das Verschweigen des Feuers zugestanden.

4) Die Art des Brotes, ob gesäuert oder ungesäuert, im Abendmahl ist indifferent, in beiden Arten ist der Leib Christi wahrhaft enthalten. Im Abendlande wurde dieser Ausgleich mit überschwänglichem Jubel begrüßt. Die Unionsurkunde in lateinischer und griechischer Sprache hebt an: „Frohlocke und jauchze, o Erdkreis! denn die Mauer ist niedergerissen, welche die westliche und östliche Kirche getrennt, Friede und Einigkeit sind zurückgekehrt. Es sei wie ein dunkler Nebel, der die Brüder einander verdeckte und nun vor dem Lichte der Sonne gefallen sei."

Es ist etwas Rührendes in dieser vermeinten Versöhnung. Der Kaiser, Johann Paläologus, hat doch vergeblich versucht sie durchzusetzen durch milde Deutungen, das Volk ward von den Priestern stets von Neuem aufgeregt. Der damalige Patriarch Metrophanes wurde genannt ein Metrophonos, ein Muttermörder, Florenz hieß eine Räubersynode. Die drei andren orientalischen Patriarchen sprachen auf der Synode zu Jerusalem 1443 den Bann über alle Anhänger der Union. Die griechischen Gelehrten erwiesen ihr Recht durch ihre Übereinstimmung mit dem kirchlichen Alterthum, die Lateiner suchten dasselbe nach dem Vorgange des h. Thomas durch untergeschobne Urkunden und Deutungen der griechischen Kirchenväter auf ihre Seite zu ziehn. Wirksamer wäre wohl gewesen, wenn man zugleich mit der Union ein rettendes Heer gegen die Türken aufgestellt hätte. Noch einmal, als die türkischen Bastionen sich schon gegen Constantinopel erhoben, im December 1452 wurde eine Versöhnung gefeiert, und der römische Cardinallegat Isidor hielt die Messe in der Sophienkirche. Aber der Kaiser ängstete nur das Gewissen des Volks, das ausrief: „Lieber Mohammeds Turban im Heiligthume als den Cardinalshut!"

Der Erzbischof von Nicäa, Bessarion, hatte in Florenz zum Frieden gerathen und hielt an ihm fest, darum blieb ihm das Vaterland und seine Kirche verschlossen. Er stand im Vertraun der folgenden Päpste, ja er war einmal nahe daran selbst gewählt zu werden, wenn nicht doch das Bedenken bestanden hätte, daß er im Herzen noch ein Grieche sei. Wenn es rühmlich ist unterzugehn mit dem Vaterlande, mag da, wo solcher Untergang bloß ein Verkümmern ist, wohl erlaubt sein eine weise und würdige Rettung zu finden durch den Übertritt in ein Lebensgebiet, das eine Zukunft hat. Bessarion war gehoben durch die Stimmung, mit welcher die Griechen als Träger der classischen Bildung in Italien aufgenommen wurden.

Die Eroberung Constantinopels durch die Türken ist geschildert worden von Phranza und Ducas, die den Jammer dieser Geschichte mit durchlebten. Schon war das Hinterland, die Balkanhalbinsel, einst

ein mächtiges Bulgarenreich, gefallen; aber Constantinopel, mächtig durch seine Lage, hielt sich noch, und 200000 Türken kämpften gegen etwa 6000 Bewaffnete in der Stadt, den Überrest des römischen Volks im Orient. Die Wälle wurden bestürmt durch altes und neues Geschütz, Katapulten und Kanonen. Constantinus Paläologus, der letzte Kaiser, fiel im Kampfe, Mohammed II, der Eroberer, ritt zur Sophienkirche, verrichtete in ihr sein Gebet, und am nächsten Morgen rief von ihrer Kuppel der Ausrufer den Gläubigen zu: es ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet. Der reiche bildnerische Schmuck der Kirche ist nur übertüncht worden, bei der nothwendigen Reparatur durch einen deutschen Architekten wurden einige Pfeiler abgewaschen und die Bildwerke copirt; so wird die göttliche Sophia wesentlich unverletzt sein, wenn sie dereinst dem Christenthum wieder zurückgestellt sein wird.

Nach dem Untergange des griechischen Reiches kämpfte noch ein christlicher Held in Epirus, Scanderbeg, welcher, ein Christenkind, aber im Islam zu den höchsten Würden erzogen, spät zum Christenthum heimgekehrt war, Epirus befreite, mit Neapel und dem Papst verbündet, über 20 Jahre der ganzen osmanischen Macht widerstand, und endlich mehr erdrückt als besiegt wurde. Seine Albanesen blieben theils Christen wie die Sulioten, theils um dem Tribut zu entgehn und weil Mohammed mächtiger erschien, wurden sie Mohammedaner, ohne doch des alten Herrn ganz zu vergessen. Freie Christen blieben nur die Mainotten im Peloponnes und die Klephten, die „Diebe" in den Bergen, mit diesem Ehrennamen in einem unterjochten Volk. Der Sultan wollte die Griechen und Bulgaren nicht zur Verzweiflung bringen, sondern ein dienstbares, brauchbares Volk sich gewinnen, so gab er ihnen nur eine milde Knechtschaft mit Freiheit des Glaubens. Der auf sein Gebot gewählte Patriarch Gennadius überreichte ihm das Glaubensbekenntniß der morgenländischen Kirche in der Allgemeinheit, in welcher sich das Christenthum dem Islam gegenüber aufstellt. Die Christen behielten die Hälfte ihrer Kirchen, bis am Anfange des 16. Jahrhunderts der Sultan Selim ihnen davon nahm, so viel er wollte. Um den Patriarch, der als hoher Staatsbeamter vom Sultan bestätigt oder entsetzt wurde, scharte sich eine stehende Synode der benachbarten Erzbischöfe und einiger reichen Familienhäupter, die Fanarioten, ein Gerichtshof wie einst der Sanhedrin, mit Criminalhoheit bis zu lebenslänglicher Galeerenstrafe. Die bischöflichen Gerichte in den Provinzen unter Zuziehung angesehner Geistlicher und Laien nur schiedsrichterlich, auch von Juden und Türken oft in Anspruch genommen, ihre höhere Instanz

die Synode zu Conſtantinopel. Eigenthümlich iſt der Gebrauch: beim Abgehn andrer Beweismittel ergeht kirchliche Aufforderung an Jeden, der Aufſchluß geben könne, zum Zeugniß bei Strafe der Excommunication. Die griechiſche Kirche, niedergebeugt wie ihr Volk, übernahm den Beruf, ein unglückliches Volk zwar noch weiter auszuſaugen, doch auch zu tröſten, und ſeine Eigenthümlichkeit auf ſchönre Zeiten zu bewahren.

Hiermit haben wir die Geſchichte des Mittelalters geſchloſſen, ſchon rings umgeben von den Zeichen einer neuen Zeit, über deren Schwelle wir nun ſchreiten.

Berichtigung.

S. 125 Z. 11 v. o. lies Ritter ſt. Richter.

S. 154 Z. 19 v. o. lies dieſer vor excommunicirt.

Regiſter.

Aachen, Synode [799] 60.
Abälard 255 f. 466. 505.
Abderrhaman 30.
Abendmahl 219. 536. 540. 547.
Aberglaube 437. 451.
Ablaß 51. 216. 390 f. 402. 442.
Abſalom 277.
Abſontius 14.
Adalbert v. Bremen 191.
— v. Prag 120.
Adam v. Bremen 64.
Adamiten 524.
Adelheid 100 f. 112.
Adoptianiſcher Streit 59 f.
Äneas Sylvius Piccolomini 343.
Agapet 99.
Agnes v. Meran 175.
Agobard 237.
d'Ailly, Peter 335. 467. 529.
Akademie, platoniſche 348.
Alarich 13.
Albaneſen 571.
Alberich d. Ä. 96.
— d. J. 97.
Albert d. Gr. 464.
— v. Straßburg 300.
Albertinus Muſſatus 301.
Albertus, Erasm. 376.
Albigenſer 288.
Alcis 6.
Alcuin 58.
Alexander II 131.
— III 164.
— V 333.
— VI 350. 560.
— v. Hales 465.
Alexiani 459.
Alfred d. Gr. 240.
Allerſeelenfeſt 219.
Amalrich v. Bena 523.
Amerika 516.
Anabaptismus 528.
Anaſtaſius 65.
Andreas v. Krain 530.
Angeln 42.
Anna, hl. 425.
Annales 3.
Annaten 365.
Anſelm v. Canterbury 165. 251.
— v. Laon 264.
Ansgar 269.
Antoninus v. Florenz 300.
— v. Padua 392. 400.
Apologetik 508 f.
Apoſtelorden 525.
Arialb 134.
Ariſtoteles 464.
Arnold v. Breſcia 157.
— v. Citeaux 288.
— v. Selenhofen 192.
Arnulf 92.
— v. Orleans 116.
— von Rheims 115.
Arrabiati 560. 565.
Arſeniten 567.
Arſenius 566.
Aſen 5.
Aſien 515 f.
Athanarich 13.
Athos 567.
Auctoritäten 501.
Audin 357.
Auguſtiner-Eremiten 458.
Auguſtinus 22.
Autodafé 374.
Averroës 464.

Babyloniſche Gefangenſchaft d. Kirche 324 f.
Bacon, Roger 486.
Baſſomet 462.
Baldur 11.
Balſamon 296.
Bangor 23.
Bann 215. 441. 476.
Barben 286.
Barfüßer 232. 394.
Barlaam 568.
Baſilika 406 f.
Baſilius [Kaiſer] 293. 297.
— [Mönch] 298.
Bauhütten 408.
Bauſtyl, germaniſcher 406 f.
— romaniſcher 406.
Becket, Thomas 165 f.
Beda Venerabilis 2. 57.
Begharden 459.
Beghinen 459.
Beichte 51 f. 216.
Beichtſpiegel 452.
Belbog 275.
Bellini 419.
Bembo 493.
Benedict III 77.
Benedict V 104.
— VI 109.
— VII 109.
— VIII 124.
— IX 125.
— XI 323. 326.
— XIII 331. 337.
Berengar v. Tours 137. 248 f.
Bernhard v. Clairvaux 158 f. 228 f. 253 f. 261 f.
Berno 223.
Bernardo 379.
Berthold v. Regensburg 396. 444.
Bertrada 148.
Beſſarion 570.
Bettelorden 375 f. 455.
Bibel 451.
Biblia pauperum 502.
Biel, Gabriel 468.
Bilderkatechismus 452.
Bilderſturm 56.
Birgitta 328. 432. 458 f.
Biſchöfe 34 f. 53. 190 f. 371 f.
Boccaccio 81. 490.
Böhmer 65.
Boſmund 151.
Bogomilen 298.
Bologna 181.
Bonacorſi 281.
Bonaventura 376. 483.
Bongars 149.
Bonifacius VI 93.
— VII 109.
— VIII 318 f.
Bonifatius 25 f.
Bowden 127.
Bradwardina 504. 535.
Bramante 411.
Brant, Seb. 397.
Breakſpear 159.
Brial, Dom 3.
Briefe der Dunkelmänner 497.
Brockhaus, Clemens 533.
Brüder, böhmiſche 550.
— des freien Geiſtes 523.
— des gemeinſamen Lebens 460.
— mähriſche 550.
Brunelleſco 411.
Bruno 108.
— von Cöln [Erzbiſchof] 242.
— von Cöln [Karthäuſer] 226.

Buchdruckerkunſt 454.
Buddhiſten 395.
Bürgerthum 454.
Bulgaren 289.
Bulle, goldene 361.
Burchard 350.
Burckhardt 531.
Burlamacchi 554.
Buſch, Joh. 456.
Buße 213.

Cäſarius v. Heiſterbach 201.
Cajetan 469.
Calatrava, Orden v. 236.
Calixt II 155.
— III 346.
Calixtiner 548.
Camaldulenſer 225.
Canonici 54.
Canoſſa 143.
Capitel 194.
Cardinäle 190.
Carmeliter 232. 457.
Caſimir 277.
Caſſander 127.
Caſuiſtik 506 f.
Caterina v. Siena 328. 429 f. 478. 528.
Cellitae 459.
Celtes 243.
Cencius 138. 198.
Ceſare Borgia 351.
Chardonnerstag 442.
Chartreuſe 227.
Chazaren 289.
Chilperich III 37. 40.
Chlodwig 18 f.
Chlotilde 18 f.
Chorbiſchöfe 190.
Chriſtophorus 19.
Chrodegang v. Metz 54.
Chryſoſtomus 297.
Cimabue 417.
Ciſtercienſer 388.
Citeaux 227.
Clariſſen 382.
Claudius v. Turin 237.
Clemens II 126.
— III 145.
— IV 194. 311.
— V 324.
— VI 326.
— VII 329.
Clermont, Synode von [1095] 150.
Cloſener v. Königshofen 300.
Clugny 223.
Codex argenteus 15.
Cöleſtin III 169.
— V 317 f.
Cölibat 211. 449.
Cöln 191.
— Dom 409.
Colmar, Schlacht bei 67.
Columba 22. 24.
Columbus 516.
Commenden 364.
Compactaten, Prager 549.
Concil v. Baſel 339 f. 548. 569.
— v. Conſtanz 334 f. 533. 540.
— v. Florenz 342 f.
— v. Lyon [1245] 309.
— — — [1274] 569.
Concil v. Piſa 332 f.
Concilien 369 f.
Concordat, Aſchaffenburger 345. 367.
— Wormſer 155.
Conrad v. Waldhauſen 537.
Conradino 310.
Conſtantia 165.
Conſtantiniſche Schenkung 69 f.
Conſtantinopel, Synode von [879] 293.
— Eroberung v. 570.
Conſtantinus Paläologus 571.
Conventualen 394.
Copernicus 495.
Corpus juris canonici 360.
Crescentius 113.
Crotus Rubianus 497.
Culdeer 22.
Curialismus 367.
Cyrill 276. 290.
Czechen 276.
Czernebog 275.

Dänemark 270.
Dagulf 52.
Damiani 210. 445.
Dandolo 173.
Dante Alighieri 486. 520.
David v. Augsburg 450.
— v. Dinant 523.
Decretalen 359. 456.
— pſeudo-iſidoriſche 76 f.
Della Robbia 413.
Deſiderius 43.
— v. Monte-Caſſino 147.
Deutſche Ritter 235.
— Schule 419.
Deutſchland 361.
Deventer 460.
Devolution 364.
Dialektik 252.
Dieckhoff 286.
Diepenbrock 479.
Dietrich v. Samland 514.
Dionyſius 33.
Dionyſiusſage 55.
Disputationen 250.
Dolcino 525.
Domcapitel 372.
Domenico Ghirlandajo 417.
Dominicaner 517. 562.
Dominicus 388.
Donatello 413.
Don Juan 436.
Dreikönigstag 401.
Druiden 8. 21.
Dſchengiſchan 515.
Dürer 420.
Duns Scotus 467.
Dunſtan 209.

Ebner, Chriſtine 531.
Ebrard 285.
Eckhart, Meiſter 470.
Edda 9.
Edeſſa 160.
Ehe 220. 400.
Ehrenberg 432.
Einhard 3. 43.
Einkünfte, päpſtl. 198.
Elipandus v. Toledo 60.
Eliſabeth, hl. 428 f.
Eliſabethenkirche [Marburg] 410.
Empfängnis, unbefleckte d. Maria 219. 401. 468.
Engelbrecht 419.
England 362.
Eon 284.
Eoſtra 6.
Epiſcopalismus 367.
Episcopi in partibus 372.
Erasmus 493. 498.
Erich d. Heilige 279.
Ethik 505.
Euchiten 297.
Eugenius III 158.
— IV 339.
Euthymius Zigabenus 296.
Excommunication 215. 442.
Exſpectanzen 366.

Faber Stapulenſis 502.
Fallmerayer 567.
Fanarioten 571.
Fauſt 435 f.
Feen 437.
Felix V 343.
— v. Urgellis 59.
Feudalherrſchaft 361.
Feuerprobe 563.
Ficker 184.
Figueira 528.
Finnen 279.
Flacius, Matth. 518.
Flagellanten 446.
Flegler 446.
Florentiniſche Schule 417.
Florenz, Dom zu 411.
Formoſus 91.
Fra Angelico 417.
— Bartolomeo 418.
— Domenico 563.
Fränkiſche Kirche 39 f.
Francesco de Paola 458.
Franciscaner 562.
Franciscus v. Aſſiſi 375 f. 440.
Franken 18 f.
Frankreich 361.
Franz I 358. 362.
Fraticellen 393.
Fratres de communitate 393.
Freia 6.
Friedrich I Barbaroſſa 162. 168.
— II 171. 302 f.
— III 522.
— v. Öſterreich 325 f.
Frieſen 28.
Fritigern 13.
Fritzlar 26.
Fro 6.
Froiſſart 301.
Fronleichnamsfeſt 402.
Fulco v. Neuilli 173.
Fulda 26.
Fußfuß 189.

Gaab 127.
Gabriel v. Barletta 397.
Gallus, d. hl. 24.
Gaſton 227.
Gehrts 5.

Geiler v. Kayſersberg 397. 520.
Geißler 445 f.
Gelaſius II 155.
General [Ordens-] 390.
Gennadius 571.
Genoffen, die drei 376.
Gerbert 115. 244.
Gerichtsbarkeit, geiſtliche 195 f.
Germanen 1.
Gerſon 332. 467. 483 f. 529.
Gfrörer 127.
Ghibellinen 148.
Ghiberti 413.
Giacopone 398.
Gieſebrecht 66. 184.
Gieſeler 138.
Giotto 417.
Giovanna 326. 330.
Glasmalerei 108.
Glaubensbegriff 503.
Gnadenlehre 504.
Goch, Joh. v. 551.
Görres 253. 479.
Götterglaube, germaniſcher 50.
Gottesfreunde 531.
Gottesfriede 202.
Gottesurtheil 8. 50. 205.
Gottfried v. Bouillon 151.
— v. Straßburg 268.
Gottſchalk 241.
— [Wendenfürſt] 277.
Grafen 39.
Grammont 226.
Gratian 181. 359.
Gratianus, Orthuin 518.
Gregor IV 68.
— V 113.
— VI 125.
— VII 126 f. 132 f. 299.
— VIII 155.
— IX 303.
— X 314.
— XI 328. 536.
— XII 331. 337.
— v. Heimburg 532. 534.
— v. Tours 2.
Gregorovius 66.
Griechenthum 490.
Griechiſche Kirche 566 f.
Grimm, J. 4. 266.
Grönland 274.
Groot, Gerh. 460. 480.
Gründonnerstagsbulle 442.
Gualbert 225.
Guardian 390.
Guelfen 148.
Guibert v. Ravenna 145.
Guicciardini 301. 351. 559.
Guido 96.
— v. Vienne 155.
Gutenberg 454.

Hadrian II 88.
— III 44.
— IV 169.
Hartmann v. d. Aue 166.
Hauck 4.
Hefele 331.
Heiligenverehrung 206. 426 f.
Heiligſprechung 188. 426.
Heinrich d. Finkler [I] 99.
— II 124.
Heinrich III 126.
— IV 130 f. 150.
— V 153. 165. 169.
— Raspe 309.
— v. Clugny 283.
Hela 9.
Helferich 253.
Heliand 239.
Helias v. Cortona 391.
Helmold 275.
Heloiſe 257.
Hemmerlin 530.
Hermann v. d. Buſch 497.
— v. Richtenberg 514.
Herrad v. Landsperg 264.
Hertha 6.
Herzog 285.
Hesychastai 568.
Hexenhammer 437.
Hexenprobe 438.
Hexenprozeſſe 436.
Hexenſabbath 438.
Hexenſalbe 440.
Hieronymus v. Prag 539. 546.
Hildebrand 126 f. 248 f.
Hildegard 254.
Hilten, Joh. 520.
Hinkmar v. Laon 89.
— v. Rheims 73. 237.
Hirſchau 224.
Hirſche 482.
Hiſtorienbibel 451.
Hödur 12.
Höfler 66.
Holbein d. Ä. 415.
— d. J. 420.
Honorius I 187.
— II 131.
— III 302.
Hoogſtraten 496.
Hoſpitaliter d. hl. Antonius 227.
Hroswitha von Gandersheim 242.
Hugo 96.
— Capet 115.
— v. Lyon 147.
— v. St. Victor 254.
Hulda 6.
Humanismus 491 f.
Humiliaten 233.
Hunirich 16.
Hurter 170.
Hus, Joh. 537 f.
Huſiten 546 f.

Jaffé 65.
Jagiello v. Litthauen 514.
Jakob, d. hl. 56.
Janow 538.
Jeanne d'Arc 431 f.
Jeſuaten 458.
Ignatius v. Conſtantinopel 290.
Inkeſſura 351.
Ingeburgis 174.
Innocenz II 157.
— III 170 f. 302. 360.
— IV 309.
— VI 327.
— VIII 350.
Inquiſition 372 f.
Interdict 215. 441.
Joachim v. Floris 288. 393. 446.
Johann VIII 90. 293.
— X 95.
— XI 97.
— XII 99.
— XIII 105.
— XIV 111.
— XV 113.
— XVI 114.
— XIX 125.
— XXII 325.
— XXIII 333. 539.
— v. Bologna 414.
— v. England 176.
— Paläologus 570.
— v. Salisbury 255.
— Schio v. Vicenza 396.
— v. Schönhofen 478.
Johanna, Päpſtin 77.
Johannes, Presbyter 515.
Johanniter 235. 463.
Joinville 312.
Jonas v. Orleans 237.
Jourdain 246.
Irminſul 7. 28.
Iſaak Angelus 174.
Iſidor 33. 57. 71.
Island 274.
Italien 362.
Jubelablaß 402.
Jubelfeſt 402.
Jude, d. ewige 512.
Juden 510 f.
Julius II 353.
Ivo v. Chartres 181.

Kaiſerthum 183.
Kalandsgilden 461.
Karbeas 297.
Karl d. Gr. 30. 43. 58.
— d. Kahle 67.
— Martell 30. 40.
— IV 327.
— V 358.
— VIII [v. Frankreich] 351. 557.
— v. Anjou 311.
Katharer 280. 526.
Kébilieb v. Mainz 28.
Kelch 547.
Kirchengeſang 398.
Kirchengut 196.
Kirchenſtaat 41. 185.
Kirchenzucht 50. 547.
Klephten 571.
Klopſtock 4.
Kloſterleben 221.
Kloſterweſen 455.
Knud d. Gr. 270.
Konrad 99.
— II 148.
— III 162.
— IV 310.
— v. Marburg 374.
— v. Salzburg 156.
Krafft 414.
— W. 3.
Krantz, Alb. 535.
Kreuzzüge 148. 173. 203. 308 312. 346. 451.
Kunigunde [Kaiſerin] 125.
Kunſt bildende 405 f.

Lahire 441.
Lambert 92.
— v. Hersfeld 13.
Lanfrank 248.
Langton, Stephan 176.
Lappland 514.
Las Casas 517.
Lateransynode [1512] 355.
Laurentius 23.
Legaten 189.
Leger 284.
Legnano, Schlacht b. 164.
Lehnsrecht 34.
Lehnsstaat 182.
Leisen 399.
Leo III 44.
— IV 77. 82.
— VIII 103.
— IX 77. 128.
— X 357.
— Heinrich 61. 133. 528. 545.
Leonardo da Vinci 418.
Leopold v. Österreich 169.
Lestines, Reichstag v. 49.
Liebner 253. 482.
Ligue v. Cambray 354.
Litthauen 514.
Liturgie 217.
Liudprand v. Pavia 63. 95.
Loki 10.
Lollharden 459. 537.
Lombarden 304 f.
Lombardisch-venetianische Schule 419.
Loreto 433.
Lothar I 67.
— II 84. 157.
Lucius II 158.
Lucrezia Borgia 352.
Ludwig d. Baier 325.
— d. Deutsche 67.
— d. Fromme 66.
— IX, d. hl. [Frankreich] 311 f.
— XII 354.
Lutolf 474.
Luxell 24.

Macchiavelli 352. 494. 559.
Magie, weiße 433.
Magna Charta, englische 178.
Magyaren 278.
Maifreda 527.
Mailand, Dom zu 410.
Mainotten 290. 571.
Mainz 191.
Malerei 414 f.
Malleolus 530.
Manfred 310.
Mannus 5.
Mantegna 419.
Mariä Himmelfahrt 55.
Marienburg 514.
Marienverehrung 206. 218. 401. 423 f. 532.
Marignano 358.
Marozia 94.
Marsilius Ficinus 492. 509.
Martin, d. hl. 55.
— IV 317.
— V 337.
— Polonus 65.
Masaccio 418.
Matha, Joh. de 232.
Mathildis v. Toscana 137. 155.
Matthäus v. Paris 300.
Matthias v. Jarnow 519.
Maultasch, Marg. 326.
Medici 349. 490. 555 f.
Meier 555.
Meinhard v. Bremen 279.
Meinwerk v. Paderborn 245.
Meistergesang 455.
Melanchthon 469.
Memling, Hans 419.
Menschenopfer 9.
Merkel 532.
Merlin 435.
Merswin, Rulman 474 Anm. 502.
Merwich 21.
Messe 395. 532.
— stille 54.
Methodius 276. 289.
Metrophanes 570.
Michael Cärularius 294.
— Paläologus 566. 569.
Michaelisfest 55.
Michaud 149.
Michel Angelo Buonarotti 413. 419.
Miecislav 277.
Milicz 538.
Miniaturen 416.
Minimi 458.
Minnesänger 266.
Minoriten 381.
Mission 269.
Möhler 519.
Mönchsgelübde 518.
Mönchthum 221 f. 375 f. 455 f.
Mohammed II 571.
Molay 461.
Monastier 284.
Mone 4.
Montalembert 428.
Müller, Ad. 499.
— Joh. 186.
Muspilli 10.
Muston 284.
Mysterienspiele 404.
Mystik 253. 469 f.

Nationalkirchen 371.
Naumburg 548.
Nerthus 6.
Nibelungen 265.
Nicolaus I 72. 83. 292.
— II 131.
— V 344. 346. 534.
— v. Basel 473. 531.
— v. Clemanges 483. 529.
— v. Cusa 533.
— v. d. Flüe 427.
— v. Lyra 501.
— v. Methone 296.
Nider 528.
Niederrheinische Schule 419.
Niffelheim 9.
Niketas Chonates 296.
Nilus 114. 224.
Nominalismus 252. 467 f.
Norbert 231.
Normannen 129. 148.
Nornen 71.
Observanten 394.
Occam 467.
Octavianus 98.
Odhin 5.
Odo v. Cluny 223.
Ohrdruf 26.
Ohrenbeichte 217.
Olaf d. Dicke 274.
— d. Heilige 274.
— Tryggveſen 274.
Olga 290.
Omphalopsychoi 568.
Orden des Erlösers 458.
Ostara 6.
Ostergelächter 397.
Otfried v. Weißenburg 239.
Otto I 99.
— II 106.
— III 113.
— IV 172.

Palamas 568.
Pallesken 560.
Pandecten 33.
Paolo Veroneſe 419.
Papstkrönung 189.
Papstthum 184 f.
Pasagier 282.
Paschalis II 152.
Paschasius Radbertus 240.
Pasquino 346.
Passionsspiel, Oberammergauer 405.
Pataria 280.
Patrik 21.
Patronatsrecht 191.
Paul II 348.
Paulicianer 280. 297 f.
Paulus Diakonus 2. 59.
Pelagius, Alvarus 528.
Perrens 555.
Pertz 3.
Perugino 420.
Peter v. Amiens 150.
— v. Bruys 283.
— v. Castelnau 288.
Peterskirche 82. 411.
Peterspfennig 198.
Petit, Jean 507.
Petrarca 489.
Petrus Lombardus 251.
— de Murrhone [Cölestin V] 317.
— Venerabilis 227.
— de Vineis 302.
Pfefferkorn 496.
Pfeiffer, Fr. 471. 479.
Philagatus 113. 224.
Philipp I v. Frankreich 148.
— d. Schöne 319 f.
— v. Schwaben 172.
— August v. Frankreich 168. 174.
— v. Commines 301.
Photius 292. 295.
Piagnoni 559.
Picarden 524.
Pico da Mirandola 555.
Picten 22.
Pipin 40.
Pius II 347.
Plastik 413 f.
Platina 349.

Plethо, Gemiſtus 569.
Podébra, Georg 549.
Poitiers, Schlacht bei 30.
Polen 277. 513 f.
Polyglotte, Complutenſ. 502.
Pomponazzo 493.
Pontius 227.
Portiuncula 379.
Portiunculaablaß 390.
Prämonſtratenſer 231.
Prävention 364.
Prag, Schlacht bei 549.
Preciſten 365.
Predigt 217. 395.
Preger 253.
Preußen 513.
Prior 390.
Procop [Huſitenführer] 548.
Procopius [Hiſtoriker] 2. 275.
Proles, Andr. 519.
Provinzial 390.

Rabanus Maurus 236. 240.
Rabbot 31.
Rafaele Sanzio 420 f.
Ragnarökr 12.
Rainerius 526.
Ranke 357.
Ratherius v. Verona 243.
Raumer 162.
Raymund Lullus 509.
— v. Sabunde 484.
— v. Toulouſe 288.
Realismus 252.
Reichskammergericht 361.
Reineke Fuchs 265.
Reliquien 425.
Remigius 20.
Renaiſſance 485.
Reſervation 364.
Rettberg 3.
Reuchlin 496.
Reuß, E. 451.
Rhodiſer 464.
Richard Löwenherz 169.
— v. St. Victor 254.
Rienzi, Cola di 328.
Rietſchel, Ernſt 566.
Ritterorden 234 f.
— deutſcher 513.
Ritterthum 454.
Robert Capet 118.
— v. Citeaux 227.
— Guiscard 131. 139.
Rock, d. ungenähte 204.
Rokyczana 549.
Roland 30.
Romualdo 225.
Roncesvalles 30.
Roscellin 253.
Roscoe 357.
Roſenkranzgebet 395.
Rothad v. Soiſſons 87.
Rotunda 406.
Ruchrath, Joh. 553.
Rückert, H. 4. 506.
Rudelbach 555.
Rudolf v. Habsburg 315.
— v. Schwaben 145.
Rupert v. Deutz 264.
Rurik 290.
Ruſſen 290.
Ruysbroeck 477.

Sachs, Hans 455.
Sachſen 22. 28 f.
Sacramente 219.
Sämund Sigfuſſon 9.
Säulen 407.
Saladin 168.
Sancho III 236.
Sanctiou. pragmat. [1269] 313.
— — zu Bourges [1438] 345. 366.
San Germano, Frieden v. 304.
Saracenen 29. 82.
Saranita Andr. 527.
Satan 207.
Satisfaction 251.
Savonarola, Girolamo 554 f.
Sbynko v. Prag 539.
Scanderbeg 571.
Scapulier 232.
Schauſpiel, geiſtl. 403.
Schisma, päpſtliches 329 f.
Schmid, Heinr. 253.
Schmidt, C. 473.
Scholaſtik 250 f. 464 f.
Schriftauslegung 501.
Schwäbiſch-Hall, Secte von 522.
Schweden 270.
Sciſi, Clara 382.
Scotiſten 468.
Scotus Erigena 238. 523.
Segarelli, Gherardo 525.
Seligſprechung 427.
Semnonen 5.
Sendgerichte 51. 373.
Sergius II 82.
— III 95.
Serviten 458.
Sibyllen 416.
Sicilianiſche Veſper 316.
Siebenbürgen 279.
Sigbert v. Gemblours 64.
Sigismund 334.
Simeon Metaphraſtes 296.
Simon v. Montfort 258.
Simonie 52.
Sixtus IV 349. 530.
Slaven 275.
Soiſſons, Synode v. [1121] 259.
Sorben 277.
Sorbonne 247.
Spanien 362.
Spiritualen 393.
Stäglin, E. 479.
Staupitz 504.
Stedinger 521.
Stein, Freih. v. 3.
Stephan III 42.
— IV 68.
— VII 93.
— IX 130.
— de Borbone 527.
— de Tigerno 226.
— v. Ungarn 278.
Stiekna 538.
Stock, Simon 232.
Stolgebühren 299.
Stolz 428.
Straßburger Münſter 409.
Suitger v. Bamberg 126.
Suſo, H. 479.
Sutri, Synode v. 126.
Sybel, H. 149. 184.
Sylveſter II 119. 278.
— III 125.
Synoden 369.

Taboriten 547.
Tacitus 1.
Tagliacozzo, Schlacht bei 311.
Tanchelm 284.
Tancred 151. 169.
Tannhäuſer 213. 437.
Taufe 219.
Tauler 473. 531.
Templer 235. 461 f.
Tertiarier 381.
Tetzel 444.
Teuto 5.
Theiner 279. 450.
Theodor v. Tarſus 57.
Theodora 94.
Theodorus II 94.
Theodoſius d. Gr. 15.
Theologia, deutſche 478.
Theophania 106.
Thietmar v. Merſeburg 63.
Thomas v. Aquino 465. 505.
— de Bradwardina 504.
— de Celano 376. 398.
— a Cempis 480.
Thomiſten 468. 504.
Thor 6.
Thraſamund 17.
Thuiſco 5.
Thunar 6.
Tiara 364.
Tintoretto 419.
Tipaſa 16.
Tirkler 506.
Tod, ſchwarzer 446.
Todtenablaß 443.
Todtenmeſſe 395.
Todtentänze 415.
Torquemada 374.
Tournay 483.
Transſubſtantiation 401.
Tribur, Fürſtentag zu 143.
Trier 191.
Trinitarier 233.
Trithemius 301.
Troubadours 265. 526.

Ulfilas 14.
Ullmann 499. 518. 551.
Umbriſche Schule 420 f.
Unfehlbarkeit 369. 503.
Ungarn 99.
Union zwiſchen griech. u. röm. Kirche 569.
Univerſitäten 246 f. 485.
Unſterblichkeitsglaube 9.
Urban II 145. 213.
— V 328.
— VI 329.
Utraquiſten 548.

Valens 14.
Valla, Laur. 492.
Vallombroſa, Orden v. 225.
Vandalen 16.
Van Eyck 419.
Vehmgerichte 363.
Veitstanz 448.
Veleda 436.

Benedig, Frieden v. 164.
Benus, Frau 437.
Verdun, Vertrag v. 67.
Vereine, fromme 459.
Victor II 129.
— III 147.
— IV 164.
Vidaillan 127.
Villani, Giovanni 301.
Vincent v. Beauvais 300.
Vincentius Ferreri 447.
Virgil 434.
Vischer, Peter 414.
Volksgeist, fränkischer 47 f.
— religiöser im Mittelalter 200.

Waitz 3.
Wala v. Corbie 67.
Walafried Strabo 264.
Waldenser 284 f. 388. 527.
Waldus, Petrus 285 f.
Walhalla 11.
Walküren 9.
Walther v. Habenichts 151.
— v. St. Victor 254.
— v. d. Vogelweide 266.
Watterich 65.
Wegele 457.
Wenden 277.
Wenzel 539. 541. 546.
Wergeld 38. 51.
Wesel, Joh. v. s. Ruchrath
Wessel, Joh. 551 f.
Wessenberg 331.
Wessobrunner Gebet 247.
Wiclif 535. 538.
Wido 92.
Wilhelm v. Champeaux 256.
— v. Hirschau 224.
— v. Holland 309.
— v. Tyrus 149.
Wilhelmine v. Böhmen 526.
Wilken 149.
Willibald 25.
Windesheim 459.
Winfried 25.
Winkelmesse 395.
Winkler 532.
Witiza 29.
Witte 487.
Witukind 29.
Wladimir 290.
Wolfram v. Eschenbach 268.
Worms, Reichstag [966] 105.
— Synode [1076] 140.
Wotan 5.
Wucher 453.
Wunder 432.

Ximenez 375. 456. 502. 517.

York, Religionsgespräch bei 23.

Zacharias 40.
Zauberei 49.
Zaubersprüche, Merseburger 10.
Zehnte 38.
Zinsnehmen 453.
Ziska 548.
Zonaras 296.

3 2044 069 632 016